



HN JRHG X

Lib 5409.8



HARVARD
COLLEGE
LIBRARY

○
Reisen und Länderbeschreibungen
der älteren und neuesten Zeit
41.

U

U

Corsica.

Von

(Adolf)
Ferdinand, Gregorovius.

Erster Band.

4 1 1

ne

Stuttgart und Tübingen.

J. G. Cotta'scher Verlag.

1854.

~~F. 3752~~

Ital 5409.8



15 Sept. 1905

Miner's T.

Buchverleger der J. G. Cotta'schen Buchhandlung in Stuttgart.

2179
K. K. - 111
- 20

Vorwort.

Es war im Sommer des verwichnen Jahres, daß ich nach der Insel Corsica hinüberging. Ihre unbekanntn Einsamkeiten, wie so manches Sagenhafte von ihrer Natur und von ihren Menschen reizten mich zu dieser Fahrt. Doch nimmer wollte ich mich in ihre unwegsamn Labyrinth so tief verstricken, als ich nun doch gethan habe. Es ging mir wie denen im Märchen, welche ein fremder Wundervogel in den geheimnißvollen Wald lockt und immer weiter in die schönen Wildnisse hineinzieht. Am Ende hatte ich das Giland so ziemlich durchwandert. Die Frucht dieses Sommers ist nun das vorliegende Buch, welches ich meinen Freunden in die Heimat sende. Möchte es der teilnehmenden Aufnahme nicht entbehren! Zum mindesten hofft es eine solche um der Geschichte der Corsen und um ihres Volksgefanges willen zu verdienen.

Die Geschichte der Corsen, ganz Granit wie ihre Berge und wunderbar eines mit ihrer Natur, hat einen ganz abgeschlossnen Charakter; deshalb läßt sie sich auch in der Kürze wol als ein Ganzes darstellen, und erweckt sie das Interesse, welches die Lebensbeschreibung eines ungewöhnlich organisirten Menschen gewährt. Und selbst dann noch würde sie merkwürdig und der Bewunderung wert bleiben, wenn sie nicht den Ruhm hätte, einen Napoleon erzeugt zu haben. Immer kann sie zur vollständigen Erkenntniß der Natur Napoleons etwas beitragen, und weil sie in diese große Erscheinung ausgeht, gewinnt sie eine noch erhöhte Teilnahme.

Naturwissenschaftliche Betrachtungen liegen so außer dem Zweck des Buches, wie außer dem Vermögen des Verfassers. Im Uebrigen ist die Arbeit ernst gemeint.

Vielfache literarische Unterstützung danke ich dem gelehrten Gorßen Benedetto Viale, Professor der Chemie an der Universität Rom; wie mir sonst freundliche Männer in Corsica selbst hilfreich waren, würde mir schwer zu sagen sein. Doch sei hier im Besondern dem verbannten Florentiner Geographen Francesco Marmocchi und dem Archivar Camillo Fries in Ajaccio mein wärmster Dank gesagt.

Rom, am 2. April 1853.

Geschichte der Corsen.

Erstes Buch.

Erstes Kapitel.

Die ältesten Nachrichten über Corsica finden sich bei den Geschichtschreibern und Geographen der Griechen und der Römer. Sie lassen uns nicht bestimmt erkennen, welche Volksstämme ursprünglich die Insel colonisirt haben, ob es Phönizier, Etrusker, Hispanier, Ligurier waren. Alle diese alten Stämme sind auf Corsica gewesen, ehe noch Carthager, phokäische Griechen und Römer sich dahin übersiedelten.

Die Lage der Inseln Corsica und Sardinien machte sie in dem großen westlichen Busen des Mittelmeers zum Kreuzungspunkte aller umwohnenden Continentalvölker, welche Handel trieben und Pflanzstädte anlegten. Nordwärts zunächst, eine Tagereise weit, liegt Gallien, westwärts, drei Tagereisen weit Spanien, ostwärts ganz nahe die Küste Etruriens, südwärts endlich, wenig Tagereisen entfernt der Küstensaum von Afrika. Die Continentalvölker stießen also notwendig auf diesen Inseln zusammen und brückten ihnen neben und nacheinander ihr Gepräge auf. Diese Zusammengefügtheit und dennoch die Unterschiedenheit nationaler Eigenschaften, endlich die Mannichfaltigkeit der von so verschiedenen Völkern hinterlassenen Spuren in Bauten, Sculpturen, Münzen, Sprachen und Sitten, welche wie Erdschichtungen die mächtige ethnographische Gestaltung der Insel bestimmen, machen besonders Sardinien zu einem der merkwürdigsten Länder Europa's. Beide Inseln liegen auf der Grenzlinie, welche jenes Westbecken des Mittelmeers in eine spanische und eine italienische Hälfte trennt. Nachdem nun die Einflüsse orientalischer und griechischer Einwanderungen politisch, wenn auch nicht physisch hinweggetilgt waren, übten jene beiden Festländer ihre Bestimmungskraft auf die Inseln aus. In Sardinien überwog das spanische Element;

in Corsica das italienische. Man erkennt das heute ganz einfach aus der Sprache. Für Corsica trat in der jüngeren Zeit noch ein drittes bestimmendes Element hinzu, das französische, aber dies ist nur politisch. Schon in den frühesten Zeiten waren wie spanische, so gallisch-celtische oder ligurische Völker auf die Insel hinübergegangen. Das spanische Wesen, welches noch dem Philosophen Seneca an den Corsen seiner Zeit so bedeutend auffiel, wurde überwunden, nur in dem schweigsam düstern, melancholisch-cholerischen Naturell hat es sich erhalten.

Der uralte Name der Insel ist Corsica, der spätere Cyrnus. Jener wird abgeleitet von Corsus, einem Sohne des Herkules und Bruder des Sardus, welche nach den von ihnen benannten Inseln Colonien führten. Andere lassen den Corsus einen Trojaner sein und erzählen, daß er Sica eine Nichte der Dido entführt habe, woher denn der Name Corsica entstanden sei. Dies ist die Fabel des ältesten corsischen Chronisten Johann della Grossa.

Der Name Cyrnus war im Gebrauche der Griechen. Pausanias sagt in seiner phoikischen Geographie: „Die nicht weit von Sardinien (Schnusa) entfernte Insel wird von den eingebornen Libyern Corsica, von den Griechen Cyrnus genannt.“ Die Bezeichnung Libyer ist allgemein für Phönizier, und schwerlich dachte Pausanias an Ureinwohner. Sie waren ihm eingewanderte Colonisten, wie die in Sardinien. Denn in demselben Buche sagt er, daß zuerst Libyer nach Sardinien kamen, aber schon Einwohner fanden, und daß nach ihnen Griechen und Hispanier anlangten. Das Wort Cyrnus selbst ist aus dem phönizischen Kir (Horn, Landhorn, vorspringendes Kap) erklärt worden. Kurzum dies sind Sagen, Hypothesen, unbestimmbare Dinge.

So viel scheint nach den alten Ueberlieferungen, aus welchen Pausanias seine Angaben schöpfte, gewiß, daß Phönizier in sehr frühen Zeiten auf beiden Inseln Colonien gründeten, daß sie bereits eine Bevölkerung vorfanden, welche entweder ligurisch oder etruskisch-pelasgisch war, und daß später auch Hispanier hinüber kamen. Seneca, welcher acht Jahre auf Corsica im Exile lebte, schreibt von hier aus seine Trostschrift an seine Mutter Helcia, worin sich im achten Kapitel folgende Stelle findet: „Auch diese Insel hat ihre Bewohner oft gewechselt. Das Alte ins Dunkel der Urzeit gehüllt übergehend sage ich nur, daß die Griechen, welche jetzt Massilia (Marseille) bewohnen, nachdem sie Rhosäa verlassen hatten, zuerst auf dieser Insel sich

niederließen. Es ist ungewiß, was sie von hier vertrieb, vielleicht das ungünstige Klima, der Anblick von Italiens wachsender Macht, oder die hafenslose Küste; denn daß die Wildheit der Bewohner nicht schuld war, erkennt man daraus, daß sie doch unter die damals höchst rohen und uncivilisirten Völker Galliens sich begaben. Nachher kamen Ligurier auf diese Insel, und es kamen auch Hispanier, was man aus der Aehnlichkeit der Lebensweise schließen kann, denn es finden sich dieselben Kopfbedeckungen, dieselben Fußbekleidungen wie bei den Cantabrern, selbst manche Worte; aber die ganze Sprache hat durch den Umgang mit Griechen und Liguriern ihren ursprünglichen Charakter eingebüßt.“ Es ist bedauernswürdig, daß Seneca es nicht der Mühe wert hielt, mehr über den Zustand der Insel zu erforschen. Auch für ihn war die älteste Geschichte der Corsen in Dunkel gehüllt, um wie viel mehr muß sie es für uns sein.

Aber Seneca irrt wol, wenn er Ligurier und Spanier erst nach den Phokäern auf die Insel kommen läßt. Ich zweifle nicht daran, daß ihre celtischen Stämme die ersten und ältesten Bewohner Corsicas waren; selbst die Gesichtsbildung der heutigen Corsen erscheint als eine celtisch-ligurische.

Zweites Kapitel.

Die erste geschichtlich bekannte Begebenheit auf Corsica ist nun jene Ankunft der flüchtigen Phokäer, welche Herodot mit klaren Worten erzählt. Man weiß, daß diese kleinasiatischen Griechen beschlossen hatten, lieber aus ihrem Vaterlande in die Fremde zu wandern, als die unabwendbare Knechtschaft des Cyrus zu ertragen, und daß sie nach einem feierlichen Eidschwur zu den Göttern mit all' ihrem Hab und Gut sich zu Schiffe begaben. Sie unterhandelten zuerst mit den Sziern wegen Abtretung der önußischen Inseln; abgewiesen segelten sie darauf nach Corsica, nicht durch ein Ungefähr dahin getrieben, sondern weil sie schon zwanzig Jahre vorher auf jener Insel die Stadt Alalia gegründet hatten. Sie fanden also hier ihre eigenen Colonisten und blieben mit ihnen fünf Jahre, Tempel bauend wie Herodot sagt: „Aber weil sie ihre Nachbarn mit Blünderung und Raub heimsuchten,

brachten die Tyrthener und die Carthager sechszig Schiffe in das Meer. Von ihrer Seite hatten die Phokäer eine gleiche Zahl von Schiffen ausgerüstet und sie fuhren in das Meer vor Sardinien sie zu treffen. Sie gewannen den Sieg, doch kostete er ihnen viel, denn vierzig Schiffe verloren sie, die übrigen zwanzig aber waren unbrauchbar geworden, da die Schnäbel verbogen waren. Sie kehrten nach Malia zurück und mit sich nehmend Weiber und Kinder und was sie vom Uebrigen ihrer Habe mitführen mochten, verließen sie die Insel Cyrnos und segelten gen Rhegium.“ Daß sie später Massilia, das heutige Marseille gründeten, ist bekannt.

Wir haben also in Malia, dem heutigen Meria, eine unbeweielt griechische Colonie, welche nachher in die Gewalt der Etrusker überging. Daß diese schon vor den Phokäern Colonien nach Corsica müssen ausgeführt haben, möchte die Geschichte dieser handeltreibenden und blühenden Nation wol anzunehmen fordern. Denn wie sollte zumal das Corsica nahe gegenüber gelegene mächtige Populonia nicht schon längst den Versuch gemacht haben, sich der Ostküste Corsicas zu bemächtigen, nachdem es auch Elba in seinem Besiß hatte. Diodor erzählt im fünften Buche: „Zwei ausgezeichnete Städte sind in Corsica Calaris und Nicäa. Calaris (verdorben statt Malia oder Meria) gründeten die Phokäer. Diese wurden nachdem sie die Insel eine Zeitlang bewohnt hatten, von den Tyrthenern herausgeworfen. Die Tyrthener gründeten Nicäa, als sie sich des Meeres bemächtigten.“ Nicäa ist wahrscheinlich das auf derselben Küstenebene gelegene Mariana. Man darf annehmen, daß diese Colonie schon neben Malia bestand, und daß die Einwanderung der Gesamtgemeinde von Phokäa bei den Tyrthenern Eifersucht und Furcht erregte, daher ein Zusammenstoß zwischen den Griechen und den Tyrthenern statt fand. Ob die Carthager Besitzungen auf Corsica hatten, ist nicht ganz gewiß. Aber gleichzeitig besaßen sie Colonieen in dem nahen Sardinien. Pausanias erzählt, daß sie sich die Libyer und Hispanier auf dieser Insel unterwarfen und zwei Städte anlegten Calaris (Cagliari) und Eulchos (Palma di Solo). Die von den Griechen drohende Gefahr bewog sie nun mit den Tyrthenern, welche gleichfalls in Sardinien sich niedergelassen hatten, gegen die phokäischen Eindringlinge gemeinschaftliche Sache zu machen. Uebrigens erwähnen die alten Schriftsteller auch einer Einwanderung der Corsen nach Sardinien, wo sie zwölf Städte sollen gegründet haben.

Wir hören lange Zeit nichts weiter von den Schicksalen Corsicas, aus welchem die Etrusker fortfuhren Honig, Wachs, Schiffsbauholz und Sklaven zu beziehen. Ihre allmählig sinkende Macht wich den Carthagern, welche sich in den vollen Besitz beider Inseln gesetzt zu haben scheinen, das heißt ihrer Emporien und Häfen, denn die Völker des Innern hatte kein Feind bezwungen. In den punischen Kriegen entriß sodann das aufstrebende Rom beide Inseln den Carthagern. Corsica wird zuerst nicht genannt weder in dem punischen Vertrage der Römer zur Zeit des Tarquinius noch im Friedensvertrage des ersten punischen Krieges. Sardinien war den Römern abgetreten worden. Die Nähe Corsicas mußte sie reizen auch dieses Eiland zu erobern. Beide im Mittelpunkte jenes Spanien, Gallien, Italien und Afrika bespülenden Meeres waren vortreffliche Mittelmeerstationen nach aller Länder Küsten gewendet, welche Rom zu unterwerfen sich damals anschickte.

Es wird erzählt, daß im Jahre 260 vor Christi Geburt der Consul Lucius Cornelius Scipio nach Corsica hinüberging und die Stadt Aleria zerstörte, daß er Corsen und Sarden zugleich und Hanno den Carthager bekriegte. Die verstümmelte Grabchrift des Scipio hat die Worte: **HEC CEPIT CORSICA ALERIAQUE VRBE.** Aber die Unterwerfung der wilden Corsen war nicht leicht. Sie leisteten einen eben so heldenmütigen Widerstand als die Völkerschaften in den samnitischen Bergen. Wir finden sogar, daß die Römer mehrmals geschlagen wurden und daß die Corsen wiederholt rebellirten. Im Jahre 240 führte M. Claudius ein Heer gegen die Corsen. Besiegt und in einer verzweifelten Lage bot er ihnen einen günstigen Vertrag. Sie nahmen ihn an, der Senat jedoch bestätigte ihn nicht. Er befahl dem Consul G. Licinius Varus die Corsen mit Gewalt zu strafen, den Claudius aber lieferte er ihnen aus, daß sie mit ihm nach Belieben thun sollten. Dies war ein politisches Verfahren der Römer, welches sie manchmal anwandten, wenn sie religiöse Scrupel um einen Eidbruch beschwichtigen wollten. Wie Spanier und Samniten in gleichem Falle handelten, thaten auch die Corsen. Sie weigerten sich, den schuldblosen General anzunehmen und sandten ihn ungefränkt zurück. In Rom erdroffelte man ihn und warf ihn auf die gemonischen Treppen.

Obwol von den Römern unterdrückt erhoben sich die Corsen immer von neuem, und schon damals lassen sie jene Freiheitliebe

und jenen Patriotismus erkennen, welcher in viel spätern Zeiten die Augen der Welt auf dieses im Meer verlorne kleine Volk gezogen hat. Sie erhoben sich zusammen mit den Sarden; aber nachdem diese geschlagen waren erlagen auch die Corsen dem Consul Caius Papirius, welcher ihnen auf dem Mirtenfelde eine blutige Niederlage beibrachte. Doch faßten sie wieder in den Bergen festen Fuß und es scheint, daß sie den römischen General zu einem vorteilhaften Vertrage nötigten.

Aufs neue erhoben sie sich im Jahre 181. Marcus Pinarius, Prätor von Sardinien, ging sogleich mit einem Heere nach Corsica über und schlug die Insulaner, ihrer 2000 tödtend in einer Vernichtungsschlacht, von welcher Livius erzählt. Das Volk unterwarf sich, gab Weiseln und einen Tribut von 100000 Pfunden Wachs. Sieben Jahre später ein neuer Aufstand und neue blutige Kämpfe. 7000 Corsen blieben auf dem Felde und 2000 wurden gefangen. Der Tribut wurde auf 200000 Pfund Wachs erhöht. Zehn Jahre später steht das tapfere Volk wieder in Waffen und zwingt die Römer, ein consularisches Heer gegen es auszusenden. Juventius Thalea und darauf Scipio Nasica unterwarfen die Insel völlig im Jahre 162.

Mehr als hundert Jahre hatten also die Römer mit diesem Inselvolke zu kämpfen gehabt, ehe sie es bezwangen. Sie verwalteten Corsica gemeinschaftlich mit Sardinien durch einen Prätor, welcher in Cagliari residirte und einen Lieutenant oder Legaten nach Corsica sandte. Aber erst in der Zeit des ersten Bürgerkrieges dachten die Römer ernstlich daran, Colonieen nach der Insel auszuführen. Der berühmte Marius legte also auf der herrlichen Ebene der Ostküste die Colonie Mariana an, und Sulla später auf derselben Ebene Aleria, das ehemalige Malia der Phokäer wiederherstellend. Nun begann Corsica sich zu romanisiren, nach und nach die celtisch-spanische Sprache umzuwandeln und römische Gebräuche anzunehmen. Wir hören nicht, daß sich die Corsen gegen ihre Herren wieder zu erheben wagten, und nur einmal wird die Insel wieder geschichtlich namhaft, als Sertus Pompejus, den Triumvirn trotzend, sich eine Herrschaft auf dem Mittelmeer gründete und Corsica, Sardinien und Sicilien an sich riß. Sein Reich war nicht von langer Dauer.

Drittes Kapitel.

Daß der Zustand der Insel unter der langen Herrschaft der Römer keineswegs so blühend war, als man annehmen will, lehrt die Beschaffenheit ihres Innern, welches die Römer wahrscheinlich nie unterworfen hatten. Sie begnügten sich, wie es scheint, mit jenen beiden Colonieen und einigen Hafenniederlassungen. Die Italien gegenüberliegende schöne Küste wurde vorzugsweise angebaut. Sie hatten auch nur eine einzige Straße in Corsica angelegt. Nach dem Itinerarium des Antonin führte diese Römerstraße von Mariana längs der Küste südwärts fort nach Aleria, nach Präsidium, nach Portus Favoni, nach Palá, neben dem heutigen Bonifazio an der Meerenge. Von hier war der Ueberfahrtort nach Sardinien, wo sich die Straße von Portus Tibulá (cartio Aragonese) einem ansehnlichen Orte nach Caralis dem heutigen Cagliari fortsetzte.

Plinius gibt 33 Städte in Corsica an, nennt aber nur die beiden Colonieen namentlich. Strabo, welcher nicht lange vor ihm schrieb, sagt dagegen von Corsica: „es gibt da einige kleine Städte, wie Blesino, Charax, Eniconiá und Bapanes.“ Diese Namen finden sich sonst nirgend. Plinius hat wahrscheinlich unter jedem Castell eine Stadt verstanden. Ausführlich aber nennt Ptolemäus die Ortschaften Corsicas und auch ihre Völkerschaften; viele von seinen Benennungen findet man noch heute in Corsica theils wol erhalten, theils leicht erkenntlich.

Auch haben uns die alten Schriftsteller sonst über Charakter und Art des corsischen Landes wie Volkes aus jener Periode einige Notizen gegeben. Ich stelle sie einfach hier zusammen, weil es merkwürdig sein muß, was sie sagen mit dem zu vergleichen, was im spätern Mittelalter und heute von den Corsen berichtet wird.

Strabo sagt von Corsica: „Es wird schlecht bewohnt. Weil es rauh ist und an den meisten Stellen ganz unwegsam. Daher kommt es, daß diejenigen, welche die Berge bewohnen vom Raube leben und unzählbarer sind, als selbst die wilden Thiere. Wenn nun die römischen Feldherren eine Unternehmung gegen die Insel machen und ihre festen Orte angegriffen haben, führen sie eine große Zahl von Sklaven mit sich hinweg, dann kann man in Rom mit Staunen sehn, welche Wildheit und gänzliche Thierheit in ihnen steckt. Denn sie nehmen sich entweder das Leben oder ermüden ihren Herren durch

Troß und Stumpfheit; so daß das Kaufgeld reut, auch wenn man sie um einen Spottpreis erstanden hat."

Diodorus: „Als die Tyrhener die corsischen Städte eine Zeit lang in ihrem Besitze hatten, forderten sie von den Eingebornen Tribut, Harz, Wachs, Honig, welche hier in Menge erzeugt werden. Die corsischen Eclaven von ausgezeichnete Natur, scheinen andern Eclaven zum Lebensgebrauch vorzuziehn. Die ganze weite Insel ist großen Theils bergig, reich an schattigen Wäldern, von kleinen Flüssen bewässert. Die Einwohner leben von Milch, Honig und Fleisch. Das Leben bietet das Alles in Fülle. Die Corsen sind gerecht unter sich und leben menschlicher als alle anderen Barbaren anderswo. Denn findet man in den Bäumen der Berge Honigwaben, so gehören sie ohne Widerstreit dem ersten Finder. Die Schafe durch gewisse Merkmale gezeichnet, bleiben ihren Herren auch ohne daß er sie hütet. Auch in der übrigen Lebensordnung bewahrt ein jeder an seinem Plage die Regel des Rechtthums auf bewundernswürdige Weise. Doch ungewöhnlich und neu ist bei ihnen zumal die Sitte bei Kindergeburten. Denn um ein gebärendes Weib trägt man keinerlei Sorge. Sondern ihr Mann legt sich wie krank und leibesangestrengt an Stelle der Gebärenden für einige Tage ins Bette. Es wächst dort auch viel Buchsbaum und zwar nicht gemeiner. Davon schreibt sich die große Bitterkeit des Honigs her. Die Insel wird von Barbaren bewohnt, deren Sprache fremdartig und schwer verständlich ist. Die Zahl der Einwohner beläuft sich auf mehr als dreißig Tausend."

Seneca: — „Denn von solchen absehend, deren anmutige Gegend und vorteilhafte Lage gar Viele anlockt, gehe an abgelegene Orte, auf rauhe Inseln, gehe nach Sciathus und Seriphus und Oyarus und Corsica: du wirst keinen Verbannungsort finden, wo nicht Einer oder der Andere aus Liebhaberei weilte. Wo kann man etwas so Nacktes, so auf allen Seiten Abgerissenes finden, als dieses Felsen-
eiland? wo ist eines, das wenn man an Produkte denkt nüchterner, wenn man auf die Menschen sieht unwirtlicher, wenn man die Lage berücksichtigt, schauerlicher, oder wenn man auf das Clima sieht, unfreundlicher wäre? Und doch halten sich hier mehr Fremde als Einheimische auf."

Nach allen Nachrichten der ältesten Schriftsteller muß man wol annehmen, daß Corsica damals ziemlich unbebaut, und an Naturprodukten außer seinen Urwäldern arm war. Daß Seneca übertreibt,

ist offenbar und geht aus seiner Lage hervor. Strabo und Diodor sind entgegengesetzter Ansicht über das Naturell der corsischen Slaven. Jener hat für sich die Geschichte und den bewährten Charakter der Corsen, welche sich immer als im höchsten Grade unfähig zur Sklaverei gezeigt haben, und kein schöneres Lob konnte ihnen Strabo nachrühmen. Was Diodor, welcher kenntnißreicher redet, von dem Rechtsinne der Corsen erzählt, ist so wahr, daß es durch alle Zeiten bestätigt wird.

Unter den Epigrammen auf Corsica, welche dem Seneca zugeschrieben werden, befindet sich auch eines, welches von den Corsen sagt: Ihr erstes Gesetz ist sich zu rächen, das zweite vom Raube zu leben, lügen das dritte, die Götter leugnen das vierte.

Dies sind die wichtigsten Nachrichten der Griechen und der Römer über Corsica.

Viertes Kapitel.

Corsica war im Besitze der Römer geblieben, von welchen es auch in späterer Zeit das Christentum empfing; bis der Sturz Roms die Insel aufs neue zu einer Beute mehrs und lauddurchfahrender Völker machte. Hier gibt es denn neue Völkeranschwellungen und ein buntes Gemisch von Nationen, Sprachen, Sitten, wie in der ältesten Zeit.

Es sind Germanen, byzantinische Griechen, Mauren, Romanen, welche die Insel überziehen. Doch hat sich das Romanische, aufgeprägt durch die Römer, verstärkt durch Schaaren flüchtiger Italiener, als unerschütterlicher Grundcharakter der Corsen schon festgestellt. Die Bandalen kamen unter Genseric nach Corsica und behaupteten die Insel lange Zeit, bis sie Belisar vertrieb. Nachdem auch Gothen und Longobarden eingedrungen und Herren der Insel gewesen waren, fiel sie mit Sardinien in die Gewalt der Byzantiner und blieb beinahe zweihundert Jahre lang in ihrem Besitze. Aus dieser Zeit schreiben sich viele griechische Namen und Wurzeln her, welche Land und Sprache noch heute aufweist.

Die Herrschaft der Griechen war von türkischer Art. Sie

schießen die Corsen als eine Heerde von Wilden anzusehn: sie belasteten sie mit unerhörlichen Abgaben und zwangen sie um die Geldsummen aufzubringen selbst ihre Kinder zu verkaufen. Es beginnt nun für Corsica die Zeit unablässiger Kämpfe, und die Geschichte dieser Insel besteht in langen Jahrhunderten nur als ein fortgesetzter Kampf um das Leben und die Freiheit des vaterländischen Bodens.

Im Jahre 713 erschienen die ersten Saracenen Schwärme auf Corsica. Seitdem nämlich Spanien maurisch geworden war, überzogen die Muhammedaner alle Inseln des Mittelmeers mit Raub und Plünderung und gründeten an vielen Stellen langdauernde Herrschaften. Die griechischen Kaiser, im Osten beschäftigt, gaben den Western preis, welcher hierauf an den Franken neue Schutzherrn fand. Daß Carl der Große mit Corsica oder mit den Mauren daselbst zu thun hatte, geht auch aus seinem Geschichtschreiber Eginhard hervor, welcher erzählt, daß der Kaiser seinen Grafen Burkhard mit einer Flotte abschickte, um Corsica gegen die Saracenen zu verteidigen. Auch sein Sohn Carl schlug sie bei Mariana auß Haupt. Diese Kämpfe mit den Mauren haben sich in den Traditionen des corsischen Volks wol erhalten. In ihnen figurirt namentlich der römische Edle Hugo Colonna, Rebell gegen den Papst Stefan IV., welcher diesen nach Corsica schickte, um ihn und seine Genossen Guido Savelli und Amondo Rasica los zu werden. Colonna nahm den Mauren zuerst Uleria nach einem ritterlichen Dreikampfe zwischen dreien Paladinen und dreien Mauren, im Charakter der Rittergeschichten. Darauf schlug Colonna den Mohrenkönig Rugalon bei Mariana und zwang alles heidnische Volk der Insel zur Taufe. Der corsische Chronist gibt diesem Hugo Colonna den Ganelon zum Begleiter, einen Knecht des Ganelon von Mainz, und läßt ihn nach Corsica gekommen sein, um den Schimpf seines Hauses im Mohrenblute abzuwaschen.

Nun heißt es, daß der toscanische Markgraf Bonifacius, nachdem er die Saracenen an der Küste Africas bei Utica in einer großen Seeschlacht vernichtet hatte, heimkehrend an der Südspitze Corsicas landete und auf dem Kreideseifen daselbst eine Festung baute, welche von ihm den Namen Bonifazio erhielt. Dies geschah im Jahre 833. Ludwig der Fromme übertrug ihm Corsica als ein Lehn. So macht also die etrusische Küste zum zweiten Male ihre Herrschaft über die nahe Insel geltend, und es steht fest, daß die toscanischen

Markgrafen bis auf Lambert, den letzten in ihrer Reihe, Corsica verwaltet haben. Lambert aber starb im Jahre 951.

Nachdem hierauf Berengar und Adalbert von Friaul über die Insel geherrscht hatten, gab sie der Kaiser Otto der zweite an den Markgrafen Hugo von Toscana, seinen Anhänger. Die weiteren geschichtlichen Umstände sind dunkel und bis auf die Herrschaft der Visaner unentwirrbar.

In dieser Zeit etwa bis auf den Anfang des ersten Jahrhunderts hat sich auch in Corsica, wie in den italienischen Ländern, ein wilder und troziger Adel ausgebildet und in vielen Familien und Herrschaften über die Insel verbreitet. Nur zum geringsten Theile mochte er corsicischer Ursprungs sein. Vor den Barbaren geflüchtete italienische Große, longobardische, gothische, griechische oder fränkische Vasallen, Krieger die als Lohn für den Kampf gegen die Mauren Burg, Land und Lehntitel sich erworben hatten, bildeten sich nach und nach zu erblichen Dynasten aus. Der corsische Chronist leitet alle diese Signoren von jenem Römer Hugo Colonna und seiner Genossenschaft her. Er macht ihn zum Grafen Corsicas und läßt von seinem Sohne Ginarco die berühmteste corsische Signorenfamilie, die Ginarcesti, abstammen, von einem anderen Sohne Bianco die Biancolacci, von Pino einem Sohne Savelli's will er die Pinaschi ableiten, und so gibt es Amondaschi, Kollandini, Nachkommen des Ganelon und andern. Aus diesem Gewirre von kleinen Tyrannen traten in späteren Zeiten einige Familien als die mächtigsten hervor, auf dem Cap Corro die Gentili und die Herren da Mare, jenseits der Berge die Herren von Peca, von Istria und Rocca, die von Ornano und von Bozio.

Fünftes Kapitel.

Lange Zeit ist die Geschichte der Corsen nichts als das blutige Gemälde von der Tyrannie der Barone und von ihren Kämpfen mit einander. Die Küsten wurden öde, die alten Städte Aleria und Mariana nach und nach verlassen; die Strandbewohner flohen aus Furcht vor den Saracenen höher hinauf in die Berge, wo sie durch Natur und Bauart feste Dörfer anlegten, bestimmt Meercorsaren und

Barone abzuwehren. In wenig Ländern möchte es einen so grausamen und so rohen Adel gegeben haben, als in Corsica. Mitten in einer halbbarbarischen und ganz armen Bevölkerung, in einer rauhselbigen Natur, ungebändigt durch das Gegenwicht bürgerlicher Sitte oder Thätigkeit, ungezügelt durch die Kirche, von der Welt und ihrem mildernden Verkehre abgeschnitten — man denke sich diese Herren in ihren Felsen haufen und die einmal auf Bewegung angewiesene Natur in Sinnenlust und Rauferei austoben lassen. In andern Ländern sammelte sich dem Adel gegenüber alles Positive, Gesellige, menschlich sich Entwickelnde in den Städten, gliederte sich in Zünfte, Rechte, Gemeinschaften und schloß sich zu einem Bürgerverbände zusammen. Unendlich schwieriger war dies auf Corsica, wo es weder Handel noch Industrie, weder Städte noch einen eigentlichen Bürgerstand gab. Um so merkwürdiger ist die Erscheinung, daß ein Volk von rohen Bauern zu einer ganz eigenen demokratischen Verfassung sich aufhilft, man möchte sagen auf patriarchalische Weise.

Die Barone des Landes, im fortwährenden Kriege mit dem gedrückten Volke der Dörfer und unter sich um die alleinige Herrschaft streitend, waren nämlich am Anfange des ersten Jahrhunderts dem Herrn von Cinarca erlegen, welcher zum Tyrannen der Insel sich aufzuwerfen gedachte. So sparsam die Nachrichten sind, so müssen wir aus ihnen annehmen, daß die Corsen im innern Lande den Baronen bisher einen hartnäckigen Widerstand geleistet hatten. In Gefahr dem Cinarca zu erliegen, versammelte sich das Volk nun zu einem Landtage. Es ist das erste Volksparlament von dem wir in der corsischen Geschichte hören, und in Morosaglia wurde es abgehalten. Auf diesem Tage erwählten die Corsen einen tapfern Mann Sambucuccio von Mando zu ihrem Haupt, und mit ihm beginnt die lange Reihe corsischer Helden, welche durch Vaterlandsliebe und heroischen Mut groß gewesen sind.

Sambucuccio schlug den Herren von Cinarca und warf ihn in sein Lehn zurück. Den Erfolg zu sichern errichtete er einen Landesbund, eine Eidgenossenschaft, wie unter ähnlichen Verhältnissen die Bergvölker in der Schweiz, doch ungleich später thaten. Alles Land in einem Umfange von Aleria bis Calvi und bis Brando vereinigte sich zu einer freien Gemeinde und nahm den Titel Terra del Commune an, welcher ihm bis auf die jüngste Zeit geblieben ist. Die Einrichtung dieser Gemeinde war aus der natürlichen Einteilung des Landes

herorgegangen, einfach und ganz demokratisch. Denn das Land wird durch sein Gebirgssystem in Täler gesondert, ähnlich einem Zellengewebe. In der Regel bilden alle in einem Tale stehenden Ortschaften einen kirchlichen Gemeindebezirk, welcher noch heute wie in ältesten Zeiten mit dem italienischen Namen *pieve* (*plebs*) genannt wird. Jeder *pieve* umfaßte also eine gewisse Zahl von Communen oder Ortschaften (*paese*). Nun wählte zunächst jede Commune in ihrer Volksversammlung vor der Kirche einen Ortsvorstand oder *podesta* und zwei oder mehrere Väter der Gemeine (*padri del comune*), wahrscheinlich wie es später Regel war auf ein Jahr. Die Väter der Gemeine sollten ihrem Begriffe entsprechen, indem sie für das Wohl der Communen väterlich sorgten, Frieden stifteten und die Schwachen beschützten. Sie traten zusammen und ernannten einen eigenen Beamten unter dem Titel *caporale*, welcher die Befugnis eines Volkstribuns gehabt zu haben scheint und ausdrücklich dazu bestellt war, die Rechte des Volkes in jeder Weise zu vertreten. Wiederum traten die *Podesta* zusammen und erwählten die *Dodici*, die Zwölfmänner, den höchsten gesetzgebenden Rat des Landesbundes.

So unvollkommen und verworren in den Zeitangaben alle diese Nachrichten über Sambucuccio und seine Einrichtungen auch sind, so geht doch eben die Gewißheit daraus hervor, daß die Corsen schon in so früher Zeit und aus eigener Kraft ein demokratisches Gemeindegewesen zu schaffen im Stande waren. Diese einmal gepflanzten Keime erstüdkten nicht mehr, sondern bildeten sich unter allen Stürmen fort, sie veredelten die rohe Kraft einer eiferartig geschaffnen Nation, erhielten durch alle Zeit eine beispiellose Vaterlandsliebe und einen heroischen Freiheits Sinn und machten es möglich, daß zu einer Zeit, als die großen Culturvölker des Festlandes in despotischen Staatsformen gebannt lagen, Corsica die demokratische Verfassung des Paoli erzeugen konnte, welche entstand ehe Nordamerika sich befreite und ehe Frankreich seine Revolution begann. Corsica hatte keine Sklaven, keine Leibeignen; jeder Corse war frei, mitbeteiligt am Leben des Volkes durch die Selbstregierung seiner Commune und die Landesversammlung — und das ist nebst dem Rechtsgefühl und der Vaterlandsliebe der Grund der politischen Freiheit überhaupt. Die Corsen besaßen, wie schon Diodor es gerühmt hat, Rechtsgefühl, aber die verworrenen Verhältnisse ihrer Insel und die Fremdherrschaft,

welcher sie bei ihrer Lage und Zahl sich nie entziehen konnten, ließen das Volk nicht gedulden.

Sechstes Kapitel.

Es ging dem Gesetzgeber Sambucuccio wie vielen andern Gesetzgebern. Seine Einrichtungen erlitten durch seinen Tod einen plötzlichen Stoß. Die Signoren kamen sofort aus ihren Burgen hervor und warfen Krieg und Hader in das Land. Da wandte sich das Volk rettungsuchend an den toscanischen Markgrafen Malaspina und stellte sich unter dessen Schutz. Malaspina kam mit einem Heerhaufen nach der Insel, überwand die Barone und stellte die Ruhe wieder her. Dies geschah etwa um das Jahr 1020, und bis zum Jahre 1070 scheinen die Malaspina die Rectoren der Terra del Comune geblieben zu sein, während im übrigen Lande die Signoren herrschten. Auch der Papst welcher seine Rechte auf Corsica von den fränkischen Königen ableiten wollte, griff in dieser Zeit in die Angelegenheiten der Insel ein. Es scheint sogar, daß er sie als Lehn ausstellte und daß Malaspina mit seiner Bewilligung Graf von Corsica war. Den nächsten Anlaß sich ihrer zu bemächtigen nahm er dann von den corsischen Bistümern, deren mit der Zeit sechs eingesetzt worden waren, Aleria, Ajaccio, Accia, Mariana, Nebbio und Sagona.

Gregor der Siebente beauftragte den Bischof von Pisa, Landulph, den er nach Corsica sandte, das Volk zu dem Beschlusse zu vermögen, sich der Kirche zu unterwerfen. Als dies geschehen war stellten Gregor und dann Urban der Zweite im Jahre 1098 die Insel Corsica als ein Lehn für ewige Zeiten unter das Bistum von Pisa, welches zum Erzbistum erhoben worden war. So hatten sich also die Pisaner zu Herren der Insel gemacht und behaupteten sie, wenn auch unter fortwährenden Kämpfen und als ein sehr ungewisses Besitztum beinahe hundert Jahre hindurch.

Ihre Herrschaft war weise, gerecht und wohlthätig und wird von allen Geschichtschreibern der Corsen höchlich gerühmt. Sie bestreben sich das Land zu cultiviren, pflügten den Anbau der Produkte, richteten die Städte wieder auf, bauten Brücken und Straßen und Türme

an den Küsten und verpflanzten nach dem Insellande selbst ihre Kunst, wenigstens in der Architectur der Kirchen. Die besten alten Kirchengebäude der Insel sind pisanischen Ursprungs und lassen sich gleich an dem gefälligen Stil als solche erkennen. Alle zwei Jahre schickte die Republik Pisa einen Beamten nach der Insel, welcher im Namen der Stadt und unter dem Titel eines Richters (Giudice) Recht und Gesetz handhabte. Die von Sambucuccio eingerichtete Gemeindeverfassung blieb aufrecht bestehen.

Indes hatte Genua die pisanische Herrschaft auf dem benachbarten Corsica mit Eifersucht verfolgt und konnte seiner Nebenbulerin eine so vorteilhafte Station im Mittelmeere und vor Genuas Thoren nicht lassen wollen. Schon als Urban der Zweite die Bischöfe Corsicas unter die Metropole von Pisa stellte, protestirten die Genuesen, und mehrmals nötigten sie die Päpste jene pisanische Investitur wieder zurückzunehmen. Endlich gab Innocenz der Zweite im Jahre 1133 dem dringenden Streite nach und theilte die Investitur, indem er dem ebenfalls zum Erzbistum erhobnen Genua die corsischen Bischöfe von Mariana, von Uccia und von Nebbio unterordnete, die Bistümer von Aleria, Ajaccio und Sagona aber den Pisauern ließ. Die Genuesen begnügten sich mit diesem Abkommen nicht, sie trachteten nach der ganzen weltlichen Herrschaft über die Insel. Immer im Kriege mit Pisa bemühten sie eine günstige Gelegenheit, Bonifazio zu überfallen, als die Einwohner dieser Stadt gerade bei einer Hochzeit sich belüftigten. Honorius der Dritte mußte ihnen den Besitz des wichtigen Ortes im Jahre 1217 bestätigen. Sie befestigten den unbeswinglichen Felsen, machten ihn zu dem Stützpunkte ihrer Herrschaft und indem sie der Stadt Privilegien und Handelsfreiheiten gaben, bewogen sie eine große Zahl genuesischer Familien dorthin übersiedeln. Bonifazio wurde so die erste genuesische Colonie in Corsica.

Siebentes Kapitel.

Das corsische Land zerfiel nun in Factionen. Ein Teil der Einwohner war pisanisch gesinnt, ein anderer genuesisch, viele Signoren standen für sich, und wiederum behauptete die Terra del Commune

ihre gesonderte Stellung. Die Pisaner von ihren mächtigen Feinden in Italien angegriffen und in die größte Noth gebracht, waren doch nicht willens Corsica preis zu geben. Sie ernannten einen Corsen aus der alten Familie Cinarca zu ihrem Lieutenant und Giudice und übergaben ihm die Verteidigung der Insel gegen Genua.

Dieser Mann hieß Sinucello und ist unter dem Namen Giudice della Rocca berühmt worden. Seine Vaterlandsliebe und sein Heldenthum, seine Weisheit und Gerechtigkeit haben ihm eine Stelle unter den Männern gegeben, welche in barbarischen Zeiten durch persönliche Tugend hervorragten. Die Cinarquesen waren, wie es heißt, von einem der päpstlichen Markgrafen nach Sardinien vertrieben worden. Einer ihrer Nachkommen war Sinucello. Er war nach Pisa ausgewandert und hatte sich in Diensten der Republik hervorgethan. Auf ihn nun hofften die Pisaner. Sie ernannten ihn zum Grafen und Richter der Insel, gaben ihm einige Schiffe und sandten ihn im Jahre 1280 nach Corsica. Es gelang ihm mit Hilfe seiner Anhänger die genuesische Partei unter den Signoren zu überwältigen und die pisanische Oberhoheit wieder herzustellen. Die Genuesen aber sandten den Thomas Spinola mit Truppen. Spinola wurde von Giudice aufs Haupt geschlagen. Viele Jahre währte der Krieg und unermüdlich setzte ihn Giudice im Namen der Republik Pisa fort, auch nachdem diese die große Seeschlacht bei dem Felsen von Meloria gegen Genua verloren hatte, welche der tragische Ugolino befehligte, und in deren Folge die Macht der Pisaner unterging und auch Corsica nicht mehr zu behaupten war.

Nach der gewonnenen Schlacht bemächtigten sich die Genuesen auch der Ostküste Corsicas. Sie übertrugen ihrem General Luchetto Doria die Unterwerfung der Insel und die Vertreibung des tapfern Giudice. Aber auch Doria wurde von ihm empfindlich geschlagen und lange Jahre wußte sich der bedeutende Mann zu behaupten, im unausgesetzten Kampfe mit den genuesischen Truppen und den Signoren des Landes, welches in einer vollständigen Anarchie aufgelöst zu sein schien. Die Chronisten haben die echt national corsische Gestalt des Giudice, eine Lieblingsfigur, mit vielen Sagen ausgestattet und seinen Kämpfen einen romantischen Charakter gegeben. So wenig das die Geschichte angehen mag, so charakterisirt es doch immer die Zeit, die Landesart oder die Menschen. Giudice hatte sechs Töchter an die angesehensten Männer des Landes verheiratet, sein erbitterter

Feind Giovanninello ebenfalls sechs gleich wol versorgte Töchter. Dessen sechs Sidame verschwören sich gegen Giudice und tödten in einer Nacht siebenzig Streiter seines Gefolges. Dieses wird der Grund zu einer Spaltung der ganzen Insel in zwei Parteien, welche nun wie Guelfen und Ghibellinen sich befehden und 200 Jahre im Streite mit einander liegen. Giovanninello aber wurde nach Genua vertrieben; bald wieder zurückgekehrt baute er die Festung Calvi, die sich darauf den Genuesen ergab und die zweite genuesische Colonie der Insel wurde. Von der Gerechtigkeit Giudices und von seiner Milde wissen die Chronisten Manches zu erzählen, wie folgenden Zug. Er hatte einst viele Genuesen gefangen und versprach allen denen von ihnen die Freiheit, welche beweibt wären, nur sollten ihre Weiber selbst herüberkommen, sie zu holen. Es kamen die Weiber; einer seiner Neffen zwang eine Genuesin ihm eine Nacht zu schenken. Giudice ließ ihn auf der Stelle enthaupten und schickte seinem Versprechen gemäß die Gefangenen heim. So führt dieser Mann vorzugsweise den Namen Giudice, Richter, weil bei einem barbarischen Volke und in barbarischen Zeiten die Richtergewalt alle andere Macht und Tugend in sich vereinigt.

Im hohen Alter wurde Giudice blind. Der blinde Greis geriet in einen Zwist mit seinem Bastardsohne Salnese, welcher ihm einen Hinterhalt stellte, ihn gefangen nahm und an die Genuesen auslieferte. Als der alte Mann auf das Schiff gebracht werden sollte, warf er sich am Meeresstrande auf die Kniee und verfluchte feierlich seinen Sohn Salnese und dessen Nachkommenschaft. Giudice della Rocca wurde in Genua in einen elenden Kerker geworfen und starb dort in dem Turme Malapaga im Jahre 1312. Der corsische Geschichtschreiber Filippini sagt von ihm, daß er einer der merkwürdigsten Menschen gewesen sei, welche die Insel hervorgebracht habe; er war tapfer und geschickt in den Waffen, bewundernswürdig rasch im Ausführen seiner Unternehmungen, groß im Rat, Vollstrecker der Gerechtigkeit, sehr freigebig gegen die Seinigen und fest im Unglück — Charakterzüge, welche fast alle ausgezeichnete Corsen befehlen haben. Mit Giudice zerfiel die Herrschaft der Pisaner in Corsica.

Achtes Kapitel.

Bisa trat die Insel förmlich an Genua ab, und dreißig Jahre nach dem Tode des Giudice fügten sich auch die Terra del Commune und der größte Teil der Signoren in die genuesische Oberhoheit. Das Gemeindefland schickte vier Boten an den genuesischen Senat und sprach seine Unterwerfung mit der Bedingung aus, daß die Corsen keine andere Abgabe als zwanzig Soldi für jede Feuerstelle zahlen durften. Der Senat nahm die Bedingung an, und so ging denn im Jahre 1348 der erste genuesische Gouverneur auf die Insel. Es war Boccanera, ein Mann dessen Kraft und Einsicht gerühmt wird und welcher während seiner einjährigen Verwaltung dem Lande Ruhe gab. Kaum aber war er von seinem Posten zurückgekehrt, als die Factionen aufs neue ihr Haupt erhoben und das Land in die wildeste Anarchie stürzten. Denn die Herrschaftsrechte Genuas waren von vornherein nicht unbestritten, weil der Papst Bonifazius der Achte schon im Jahre 1296, in Kraft der alten Lehnrechte des päpstlichen Stuls, Corsica und Sardinien dem König Jacob von Aragon zuerteilt hatte. Eine neue, fremde Macht also, Spanien, in grauen Zeiten an Corsica beteiligt, schien ihren Einfluß auf die Insel geltend machen zu wollen, und so fanden zuerst ehe es thatsächlich an die Eroberung ging, diejenigen Corsen an dem Hause Aragon einen Rückhalt, welche die Herrschaft Genuas nicht anerkennen wollten.

Die nächste Periode der corsischen Geschichte zeigt die blutigsten Kämpfe der Signoren gegen Genua. Gleich nach dem Tode des Giudice waren so viel Verwirrungen entstanden und das Volk in so große Not geraten, daß der corsische Chronist sich verwundert, wie bei dem elenden Zustande des Landes die Corsen nicht allgesammt sich erhoben und auswanderten. Die Barone übten, so bald sie die schwere Hand des Giudice nicht mehr fühlten, tyrannische Gewalt aus, einige auf ihre Faust, andere indem sie an Genua Tribut zahlten. Alle suchten zu herrschen, zu erpressen. Die gänzliche Auflösung der gesellschaftlichen Ordnung erzeugte damals eine ausschweifende, schwärmerische Secte von Communisten, eine merkwürdige Erscheinung auf dem wilden Corsica, welche zu gleicher Zeit auch in Italien sichtbar wurde. Diese Secte machte sich unter dem Namen der Giovannali berühmt und fürchtbar. Sie entstand in dem Ländchen Carbini jenseits der Berge. Ihre Urheber waren Bastarde des

Guglielmuccio, zwei Brüder Polo und Arrigo, Herren von Attala. „In ihr, erzählt der Chronist, waren die Weiber wie die Männer, und ihr Gesetz enthielt dies, daß alle Dinge gemein sein sollten, sowol die Weiber als die Kinder als jedes andern Hab und Gut. Vielleicht wollten sie jenes goldne Zeitalter erneuern, von dem die Poeten dichteten, daß es zur Zeit des Saturn bestanden habe. Diese Giovanalen übten gewisse Büßungen auf ihre Weise aus und kamen Nachts in den Kirchen zusammen um ihre Opfer zu verrichten, wobei sie denn gemäß gewisser abergläubischer Vorstellungen und falscher Ceremonien, welche sie verrichteten, die Lichter verbargen und auf die schmutzigste und unansständigste Weise sich ergöhten der eine mit dem andern, so mit dem Weibe wie mit dem Manne je nachdem sie Lust hatten. Polo war derjenige, welcher dies teuflische Volk leitete, das sich wunderbar zu vermehren ahob, nicht allein diesseits sondern auch jenseits der Berge allenthalben.“

Der Papst, damals in Frankreich residirend, excommunicirte die Secte; er schickte einen Commissarius mit Soldaten nach Corsica, und dieser schlug die Giovanalen, denen viele Signoreu beigetreten waren, im Pieve Mesani, wo sie eine Feste angelegt hatten, aufs Haupt. Und wo man einen Giovannalen antraf, ward er todtschlagen. Gewiß ist diese Erscheinung merkwürdig; möglich daß die Idee von Italien herübergebracht wurde, und nicht auffallend, daß sie unter den armen, zerrütteten Corsen, welche die Gleichheit der Menschen als etwas Ursprüngliches und Natürliches betrachteten, eine so wunderbare Verbreitung fand, wie der Chronist sagt. Niemals schlug übrigens sonst kirchlicher Fanatismus, Schwärmerei oder gar Pfaffenherrschaft in dem Volke der Corsen Wurzel, und wenigstens von diesen Plagen blieb ihre Insel verschont.

Neuntes Kapitel.

Das von den Signoreu zur Verzweiflung getriebene Volk wandte sich nach Boccanera's Abgange hilfeseuchend selber nach Genua. Die Republik sandte also Tribano della Torre auf die Insel. Er zwang die Barone und regierte sieben volle Jahre kräftig und in Frieden.

Hier tritt nun der zweite bedeutende Mann aus dem Geschlechte der Cinarca oder Rocca auf, Arrigo della Rocca, jung, kräftig, ungestümm, zum Herrschen geboren, hartnäckig wie Giudice, ebenso unerschöpflich in Ratschläffen und gleich gewaltig in den Waffen. Schon sein Vater Guglielmo hatte mit den Genuesen in Kampf gelegen, war aber von ihnen erschlagen worden. Der Sohn nahm den Kampf auf. Erst unglücklich verließ er sein Vaterland und wanderte nach Spanien, dem Hause Arragon seine Dienste anzutragen und es aufzustacheln, die Rechte in Anspruch zu nehmen, welche ihm der Papst ohnedem zuerkannt hatte. Während Arrigo's Abwesenheit in Arragonien war Tribano umgebracht worden, die Signoren hatten rebellirt, die Insel in zwei neue Parteien in die Caggionacci und die Ristagnacci sich gespalten, und der blutigste Tumult war ausgebrochen.

Da erschien im Jahre 1392 Arrigo della Rocca so gut wie gar nicht gerüstet und gleichsam auf seine eigne Hand in Corsica, und wie er sich nun zeigte, ließ ihm das Volk zu. Lionello Pomellino und Muigi Tortorino waren damals Governatoren, in drangvoller Zeit zwei auf einmal. Sie versammelten einen Landtag in Corte, ratend und anmahmend. Arrigo indes war schnell auf Cinarca marschirt, hatte die genuesischen Truppen wo er sie fand geschlagen, stand vor Viguglia der Residenz des Gouverneurs, stürmte den Ort, versammelte das Volk und ließ sich zum Grafen von Corsica ausrufen. Bestürzt wichen die Gouverneure nach Genua zurück, alles Land in den Händen der Corsen lassend mit Ausnahme von Calvi, von Bonifazio und von San Columbano.

Arrigo regierte nun die Insel vier Jahr lang, unbesritten, kraftvoll, gerecht, doch grausam. Vielen, selbst seinen eigenen Verwandten ließ er die Köpfe abschlagen. Vielleicht erbitterte diese Härte, vielleicht war es der unvermeidliche corsische Factionsgeist, der ihm einen Teil des Volkess abwendig machte. Die Herren vom Cap Corso erhoben sich zuerst, im Einvernehmen mit Genua; doch zwang sie Arrigo mit den Waffen und drückte mit eisernem Arm jede Empörung nieder. Er führte in seinem Banner einen Greifen über dem Wappen von Arragon, ein Zeichen, daß er die Insel in den Schuß von Spanien gestellt habe.

Genua war in Verlegenheit. So viele Jahre hatte es um Corsica gekämpft und nichts gewonnen. Die Zeitumstände banden der Republik die Hände, so daß sie Corsica aufgeben zu wollen schien. Da vereinigten sich fünf Nobili zu einer Actiengesellschaft und machten dem

Senate den Antrag, ihnen die Insel zu überlassen mit allem Vorbehalt der Oberhoheit von Seiten der Republik. Es waren die Herren Magnera, Tortorino, Ficcione, Taruffo, Comellino. Sie nannten sich die Gesellschaft Mahona, ein jeder von ihnen Gouverneur von Corsica, denn der genuesische Senat hatte in den Vertrag gewilligt.

Mit tausend Mann Soldaten kamen sie auf die Insel, wo ihrer schon die mit Arrigo misvergnügte Partei wartete. Sie richteten wenig aus, wurden vielmehr von dem tapfern Manne so sehr in die Enge getrieben, daß sie daran dachten sich gütlich mit ihm zu vergleichen. Arrigo ging auf den Vorschlag ein, ergriff aber nach kurzer Zeit wiederum die Waffen, weil er sich getäuscht sah, und nach einem blutigen Kampfe schlug er die Mahona aus der Insel heraus. Eine Expedition, welche Genua darauf abschickte, war glücklicher. Sie nötigte Arrigo zum zweiten Male auszuwandern.

Er ging aufs Neue nach Spanien, vom aragonischen Könige Johann Unterstützung zu erlangen. Johann gab ihm bereitwillig zwei Galeeren und einiges Kriegsvolk, und so erschien der hartnäckige Gorb nach zweien Monaten wiederum in Corsica. Es überwand und fing Joaglia den genuesischen Gouverneur und bemächtigte sich der ganzen Insel bis auf die festen Plätze Calvi und Bonifazio. Dies geschah im Jahre 1394. Die Republik schickte neue Befehlshaber und neue Truppen. Was dem Schwerte nicht gelang, gelang endlich dem Gifte. Arrigo della Rocca starb plötzlich im Jahre 1401. Zu eben dieser Zeit erlag Genua dem französischen Könige Carl dem Sechsten. Daher schienen die Geschicke Corsicas eine neue Wendung zu bekommen; aber sie war erst vorübergehend. Der französische König ernannte jetzt den Lionello Comellino zu seinem Lehnsgrafen der Insel. Es ist derselbe, welcher der Mahona angehört hatte, und welchem Corsica die Gründung seiner größten Stadt Bastia verdankt. Diese wurde nun Sitz der Governatoren, nachdem es vorher das nahegelegene Schloß Biguglia gewesen war.

3ehutes Kapitel.

Die Stelle Arrigos della Rocca begann nun ein Mann gleicher Art einzunehmen. Bei ganz gleichen Verhältnissen des Landes gleichen

sich die Charaktere dieser kühnen Menschen erstaunlich; sie bilden bis auf Pasquale Paoli und Napoleon eine fortlaufende Reihe tapferer, unermüdblicher, ganz tragischer Helden, deren Geschichte mit Ausnahme des einen Mannes in Art, Mittel und Schicksal so dieselbe ist, wie der Jahrhunderte lange Kampf der Insel gegen die Herrschaft der Genuesen ein und derselbe ist. Der Beginn der Laufbahn dieser Männer, welche alle aus der Verbannung hervorkamen, trägt jedesmal den Charakter des Abenteuerlichen.

Vincentello d'Istria war ein Neffe Arrigo's, Sohn einer seiner Schwestern und Ghilfuccio's eines edlen Corsen. Auch er war in seiner Jugend an den Hof von Arragon gegangen, hatte dort Dienste genommen und durch glänzende Waffenthaten sich ausgezeichnet. Später hatte er mit arragonischen Schiffen einen glücklichen Corsarenkrieg gegen die Genuesen geführt und seinen Namen auf dem Mittelmeere schrecklich gemacht. Er beschloß die Umstände zu benutzen und eine Landung in seiner Heimat zu versuchen, wo der Graf Comellino durch eine harte Regierung sich verhaßt gemacht hatte und Franz von Rocca, natürlicher Sohn Arrigo's, welcher im Namen Genuas die Terra del Commune als Vicegraf regierte, eine starke Gegenpartei fruchtlos bekämpfte.

Vincentello landete unvermutet in Sagona, marschirte schnell, seinem Oheim gleich, auf Cinarca, nahm Biguglia, versammelte das Volk und machte sich zum Grafen Corsica's. Franz von Rocca fiel augenblicks durch Meuchelmord, aber seine Schwester Violanta, ein männliches Weib, griff zu den Waffen, bis sie von Vincentello überwunden ward. Auch Bastia ergab sich. Nun schickte Genua schnellig Truppen; nach einem Kampfe von zwei Jahren wurde Vincentello genöthigt, Corsica zu verlassen, weil ein Teil der selbstsüchtigen Signoren mit Genua gemeine Sache machte.

Nach kurzer Zeit kehrte Vincentello mit arragonischen Völkern wieder, und wieder entriß er den Genuesen die ganze Insel bis auf die Festungen Calvi und Bonifazio. Als ihm dies gelungen war, machte sich auch der junge König Alfonso von Arragon, unternehmungslustiger als seine Vorgänger, in eigener Person und mit einer wolgerüsteten Flotte auf, die vermeintlichen arragonischen Rechte an die Insel mit Waffengewalt durchzusetzen. Er kam im Jahre 1420 von Sardinien her, legte sich vor Calvi und zwang diese genuesische Stadt sich ihm zu ergeben. Sodann segelte er vor Bonifazio, und

während die Corsen seiner Partei die unbezwingliche Festung von der Landseite bestürmten, griff sie die Flotte von der Seeseite an. Die Belagerung von Bonifazio macht eine glänzende Episode in diesen langwierigen Kämpfen und ist ausgezeichnet, wie durch die Tapferkeit der Belagerer so durch den großen Heldennut der Belagerten. Diese, Genua mit Leib und Seele treu, selber zum großen Theile genuessischer Abkunft, blieben unerschütterlich wie ihre Felsen, und weder Hunger noch Pest, noch Feuer und Schwert der Spanier beugten sie in langer Not. Alle Stürme wurden abgeschlagen. Weiber, Kinder, Mönche und Priester standen in Waffen auf den Mauern und kämpften neben den Bürgern. Lange Monate kämpften sie, auf Entsaß hoffend, und beugten den Stolz des Spaniers, bis Alfonso endlich müde wurde und beschämt hinweg ging, indem er Vincentello die Fortführung der Belagerung überließ. Aber es kam der genuessische Entsaß und befreite die erschöpfte Stadt am Vorabende ihres Falles.

Vincentello ging zurück, und weil zu der Zeit auch Calvi wieder in die genuessische Gewalt gefallen war, konnte sich die Republik noch auf beide Festungen stützen. Der König Alfonso machte seit dem keinen Versuch mehr, in den Besitz Corsicas zu gelangen. Vincentello auf seine eigne Mittel beschränkt, verlor nach und nach den Boden, weil die Ränke Genuas mehr ausrichteten als die Waffen, und weil der Hader der Signore eine gemeinsame Erhebung verhinderte.

Die genuessische Partei war besonders auf dem Cap Corso stark, wo die Herrn da Mare die meiste Macht besaßen. Mit ihrer Hilfe und mit der Hilfe der Caporali, welche aus Volkstribunen allmählig zu kleinen Tyrannen ausgeartet waren und einen neuen Geschlechteradel gebildet hatten, warf Genua Vincentello zurück und beschränkte ihn auf sein Lehn Ginarca. Der tapfere Mann stürzte sich zum Teil durch eigne Schuld; wollüstig wie er war, entführte er ein junges Mädchen aus Biguglia, was zur Folge hatte, daß die Sippschaft derselben zu den Waffen griff und der Ort in die Hände des Simon da Mare fiel. Der unglückliche Vincentello beschloß nun, aufs neue die Hilfe Aragon's anzugehen, aber Zacharias Spinola nahm die Galeere, welche ihn nach Sicilien bringen sollte, und brachte den schrecklichen Feind Genyas gefangen vor den Senat. Auf der großen Treppe des Palastes von Genua schlug man Vincentello d'Istria das Haupt ab. Das geschah im Jahre 1434. Er war ein glorioser Mensch gewesen, wie der Chronist der Corsen sagt.

Elftes Kapitel.

Nach dem Tode Vincentello's stritten die Signoreu unter einander um die Herrschaft. Simon da Mare, Giudice d'Ōſtria, Renuccio de Peca, Paolo della Rocca, bald der eine, bald der andre nannte ſich Graf von Corſica. Von Genua her, wo die Fregofſi und die Adorni die Republik zerſpalten hatten, ſuchten beide Familien Corſica zum Beſitzthum ihres Hauſes zu machen. Dies gab neue Kriege und neues Elend. Das Volk hatte kein Friedensjahr. Alles ſtand fortbauern in Waffen, griff an oder verteidigte ſich. Die ganze Inſel war nichts als Brand, Empörung, Krieg, über und über blutig.

Im Jahre 1443 trug ein Theil der Corſen die Herrſchaft ihres Landes dem Papſte Eugen dem Vierten an, vielleicht daß die Kirche die Parteien händigen und Ruhe ſtiften möchte. Der Papſt ſchickte hierauf ſeine Bevollmächtigten mit Truppen, aber ſie vermehrten nur die Verwirrung. Da ſammelte ſich das Volk zu einem Tage in Morofaglia und ernannte einen tapfern und großherzigen Mann Mariano da Gaggio zu ſeinem Generallieutenant. Mariano überwand zunächſt die verwilderten Caporali, warf ſie aus ihren Feſtentürmen, zerſtörte deren viele und erklärte ihre Würde für abgeſchafft. Ihrer ſeits riefen die Caporali den Genueſen Adorno ins Land. Das Volk ſtellte ſich nun von neuem unter den Schuß des Papſtes, und weil unterdeß die Fregofſi zur Herrſchaft von Genua gelangt waren, und Nicolaus der Fünfte ein Genueſe ſie begünſtigte, übertrug er die Regierung der Inſel dem Lodovico Campo Fregoso im Jahre 1449. Vergebens lehnte ſich das Volk unter Mariano dagegen auf. Die ſchon grenzenloſe Verwirrung noch zu mehren, erſchien auch ein Arragoniſcher Vicekönig Jacob Zambifora, im Namen Arragons Unterwerfung fordernd.

Das verzweifelnbe Volk ſammelte ſich hierauf zu einem Tage am Lago Benedetto und faßte hier den verhängnißvollen Beſchluß, ſich unter die Bank des heiligen Georg von Genua zu ſtellen. Dieſe Geſellſchaft war im Jahre 1346 als eine Compagnie von Capitaliſten geſtiftet worden, welche der Republik Geld darlieh und dafür gewiſſe öffentliche Einkünfte als Garantie empfing. Auf den Antrag der Corſen trat die genueſiſche Republik Corſica an dieſe Bank ab, und gegen ein Verzichtungsgeld gaben die Fregofſi ihre Titel auf.

Es übernahm alſo die Compagnie des heiligen Georg Corſica im Jahre 1453 als ihr Beſitzthum unter der Oberhoheit des Senats,

und gleichsam als eine Domäne, aus welcher möglichst große Revenuen zu erzielen seien.

Aber es vergingen Jahre, ehe es der Bank glückte, Herrin der Insel zu werden. Die Signorens jenseits der Berge leisteten im Bunde mit Arragon einen verzweifelten Widerstand. Mit rücksichtsloser Strenge verfuhr die Gouverneure der Bank; viele Köpfe fielen, andere Edle wanderten ins Exil und sammelten sich um Tomasin Fregoso, einen beweglichen Mann, welcher sich, seitdem sein Oheim Lodovico Doge geworden war, an die Ansprüche seiner Familie auf Corsica lebhaft zu erinnern begaun. Er kam, begleitet von den Emigranten, warf die Truppen der Bank über den Haufen und setzte sich in den Besitz eines großen Theils der Insel, nachdem ihn das Volk zum Grafen ausgerufen hatte.

Da fiel Genua im Jahre 1464 in die Gewalt des Franz Sforza von Mailand, und eine Macht, welche mit Corsica niemals etwas zu thun gehabt hatte, betrachtete nun die Insel als ihr Besitztum. Die Corsen, denen jeder andere Herr als der genuesische angenehm war, schworen auf dem Tage in Biguglia freudig den Eid in die Hände des mailändischen Hauptmanns Antonio Cotta. Aber auf demselben Tage gab ein kleiner Zwist die Veranlassung ganz Corsica wieder in Flammen zu setzen. Ein paar Bauern aus Nebbio waren mit den Leuten der Signorens von jenseits der Berge in einen blutigen Zank geraten, der mailändische Commandant hatte die Schuldigen sofort gestraft. Dadurch in ihrem Herrenrechte gekränkt, waren die Signorens auf die Pferde gesprungen und voll Ingrimme nach Hause geritten, ohne ein Wort zu sagen. Man rüstete den Krieg. Diesen von sich abzuwenden, versammelte sich das Volk des Gemeinlandes in der Casinca und ernannte den Sambucuccio d'Alando, einen Abkommen jenes ersten corsischen Gesetzgebers, zum Vicar des Volkes mit der Vollmacht, alle Mittel anzuwenden, um die Ruhe wiederherzustellen. Sambucuccios Dictatur schreckte, man gehorchte ihm und hielt sich ruhig, und eine neue Versammlung sandte ihn und andere als Boten nach Mailand, um die Lage der Dinge dem Herzoge vorzustellen und um die Abberufung Cotta's zu bitten.

Cotta wurde abgelöst durch den schlimmeren Amelia, welcher einen jahrelangen Krieg hervorrief. In allen diesen Stürmen sehen wir jene demokratische Terra del Commune als Insel gleichsam in der Insel rings von den Signorens umgeben, fest zusammenhalten und

eigentlich das Volk der Corsen darstellen. Und schon seit fast zweihundert Jahren haben wir nichts Entscheidendes ohne die Volksstige (veduta) gesehn sehen, und haben schon mehrmals bemerkt, wie das Volk sich selber Grafen und Vicare ernamte.

Als nun der Krieg zwischen Corsen und Mailändern im vollen Gange war, erschien jener Thomas Campo Fregoso wieder, sein Glück zu versuchen. Die Mailänder schickten ihn gefangen nach ihrer Stadt. Wunderlicher Weise kehrte er von hier zurück mit Diplomen versehen, welche ihm im Wege Rechts Corsica zusprachen, im Jahre 1480. Seine wie seines Sohnes Janus Regierung war so grausam, daß sie nicht von Dauer sein konnte, obwol sie sich mit dem angesehensten Manne der Insel mit Giampolo da Peca verwandschaftlich verbunden hatten.

Das Volk indes ernamte den Rinuccio da Peca zu seinem Führer, und dieser richtete sofort sein Augenmerk auf den Herrn von Piombino, Appian den Vierten, und trug ihm Corsica unter der Bedingung an, daß er hinreichende Truppen schickte, um die Insel von allen Tyrannen zu befreien. Wie elend war also die Lage des Volks, da es nach allen Seiten hingriff, bald diesen bald jenen mächtigen Despoten hereinrief, die eigenen Tyrannen noch durch Fremde vermehrend. Dem Herrn von Piombino schien es gut sein Glück auf Corsica zu versuchen, da er schon einen Teil von Elba in seiner Gewalt hatte. Er schickte seinen Bruder Oherardo di Montagnara mit einem kleinen Heere. Oherardo war jung, schön, von glänzenden Manieren, von theatralischem Anstaude. Er kam mit köstlichen Gewändern angethan, mit einem prächtigen Gefolge hinter sich, mit herrlichen Pferden, Hunden, Musikanten und Gaukelspielern. Er that, als wollte er die Insel mit Musik erobern. Die Corsen, welche kaum das liebe Brod hatten, staunten ihn wie ein fremdes Wesen an, führten ihn auf ihre Volksversammlung an den Lago Benedetto und machten ihn mit großem Jubel zum Grafen von Corsica, im Jahre 1483. Die Fregosi verloren jetzt den Mut; ihre Sache ausgehend verkauften sie nach kurzer Zeit ihre Ansprüche an die genuesische Bank für zweitausend Goldscudi. Die Bank rüstete nun energisch den Krieg gegen Oherardo und Rinuccio. Rinuccio wurde geschlagen. Das erschreckte den Herrn von Piombino dermaßen, daß er eiligst die Insel verließ, weniger theatralisch als er gekommen war. Piombino trat von jedem weitem Versuche zurück.

Zwölftes Kapitel.

Wiederum erheben sich nach einander zwei kühne Männer, Genua zu bekämpfen. Giampolo da Peca war, wie wir gesehen haben, mit den Fregosi in Verwandtschaft getreten. Obwohl diese Herren der Bank ihre Titel abgetreten hatten, konnten sie den Verlust ihrer Herrschaft dennoch nicht ertragen. Janus reizte also von Genua aus seinen Verwandten zur Empörung gegen den Gouverneur Matias Fiesco. Giampolo begann den Krieg. Aber von den Truppen der Bank geschlagen und zurückgedrängt und nachdem er Florenz vergeblich um Hilfe angegangen war, sah er sich genötigt die Waffen niederzulegen und mit Weib und Kind und Freunden nach Sardinien auszuwandern, im Jahre 1487.

S kaum verging ein Jahr, als er wieder erschien, gerufen von seinen Anhängern. Wiederum unglücklich entwich er zum zweiten Male nach Sardinien. Mit Grausamkeit bestrafte nun die Genuesen die Aufständischen durch Tod, Verbannung und Gütereinziehung. Die Nahrung wuchs. Zehn Jahre lang schwoll der Haß gegen Genua. So lange saß Giampolo in seinem Exil, rache sinnend, die Augen immer auf seine mit Gewalt erdrückte Heimat gerichtet. Dann kam er wieder. Er hatte nicht Geld noch Waffen, vier Corsen und sechs Spanier waren sein alleiniges Heer, und mit diesem landete er. Er war beim Volke beliebt, weil er edel, tapfer und von großer Schönheit der Gestalt war. Es liefen ihm die Corsen sofort zu, die von Cinarca, von Bico, von Niolo, von Morosaglia. Bald hatte er 7000 Corsen zu Fuß und 200 zu Pferde, eine Macht, welche der Bank von Genua Schrecken einflößte. Sie schickte deshalb Ambrosio Regri, einen bewährten Feldhauptmann, auf die Insel. Regri wußte durch Zwistigkeiten und lockende Ausichten einen Teil der Partei Giampolo's an sich zu ziehen und namentlich Renuccio della Rocca, einen kühnen Edeln zu fesseln. Giampolo's Macht zerrann, der Rest wurde am Foce al Sorbo geschlagen. Und weil auch sein Sohn Orlando gefangen wurde, schloß er mit Regri einen Vertrag, welcher ihm gestattete in Freiheit auszuwandern. Mit fünfzig Corsen ging er wiederum nach Sardinien, im Jahre 1501, im bitteren Schmerz sein Leben zu vertrauern.

Giampolo's Fall war hauptsächlich die Schuld des Renuccio della Rocca. Dieser Mann, das Haupt der stolzen Familie Cinarca,

erkannte, daß die genuesische Bank mit Consequenz den Plan verfolgte, die Macht der Signoreu, die besonders jenseits der Berge ihren Sitz hatten, auch im letzten Reste und für immer zu brechen, und daß an ihn selber die Reihe kommen werde. Dies erkennend stand er plötzlich in Waffen, im Jahre 1502. Der Kampf war kurz und für Genua glücklich, dessen Gouverneur damals einer der Doria war, welche sich durch Kraft und rücksichtslose Grausamkeit auszeichneten und denen allein Genua es verdankte, daß der Adel Corsicas endlich gebrochen wurde. Nicolaus Doria zwang Renuccio zu einem Vergleich und legte ihm die Verpflichtung auf, mit Weib und Kindern fortan in Genua zu wohnen.

Noch immer saß Giampolo in Sardinien. Ihn fürchtete Genua vor allen und machte mehrmals Versuche, sich gütlich mit ihm zu vertragen. Sein Sohn Orlando war gerade aus dem Turme zu Genua entflohen und nach Rom gegangen, von wo aus er in seinen Vater drang, der stummen Thatlosigkeit sich zu entreißen. Dieser aber verharrte in seinem Schweigen und hörte weder auf die Einsüßerungen seines Sohnes noch auf die von Genua. Da verschwand plötzlich Renuccio aus Genua im Jahre 1504; Weib und Kinder ließ er dem Feinde und ging heimlich nach Sardinien Giampolo aufzusuchen, welchen er ehemals ins Elend gestürzt hatte. Doch Giampolo ließ ihn nicht vor sich. Er wehrte auch den Bitten der Corsen, welche alle ihn erwarteten. Seine eigenen Verwandten hatten unterdeß seinen Sohn ermordet. Der Vicekönig hatte die Mörder gefangen und wollte sie hinrichten lassen, um Giampolo ein Zeichen der Freundschaft zu geben. Aber der edle Mann verzieh ihnen und bat um ihre Freilassung.

Renuccio sammelte indeß achtzehn entschlossene Männer um sich und landete in Corsica, nicht zurückgehalten durch das Schicksal seiner Kinder, welche man gleich nach seiner Flucht in einen finstern Turm geworfen hatte. Nicolaus Doria säumte übrigens nicht Renuccio zu treffen und im ersten Anlaufe zu überwältigen. Um ihn zu erschüttern ließ er seinem ältesten Sohne den Kopf abschlagen und drohte dem jüngsten ein gleiches zu thun, nur die flehentlichen Bitten des Knaben verhinderten die Unthat. Der unglückliche Vater, überall geschlagen, floh nach Sardinien, weiter nach Arragon. Doria aber wütete gegen alle die ihm angehangen, und weite Strecken der Insel legte er wüst, die Dörfer niederbrennend und die Einwohner zerstreud.

Renuccio della Rocca kam wieder im Jahre 1507. Er wollte

cher sterben, als die Herrschaft Genua's auch nur von weitem sehn. Der unbeugsame Mann war ganz der Widerspruch zu dem verschlossenen, schmerzvollen Giampolo. Mit nur zwanzig Menschen betrat er sein Vaterland. Diesmal kam ihm ein anderer Doria entgegen, Andreas, der nachmals große Doge, welcher unter seinem Vetter Nicolò gedient hatte. Der corsische Geschichtschreiber Filippini verschweigt die Grausamkeiten nicht, welche Andreas in diesem kurzen Kampfe bezug. Es gelang ihm schnell, Renuccio zu erdrücken und ihn zu zwingen mit freiem Geleite sich ein zweites Mal nach Genua einzuschiffen. Als der Corse dort ankam wollte ihn das Volk zerreißen; schnell barg ihn der französische Gouverneur in sein Castell.

Drei Jahre waren vergangen. Plötzlich zeigte sich Renuccio wieder in Corsica. Aus Genua entflohen hatte er vergebens bei den Fürsten Europas um Hilfe gebeten, und noch einmal dem Schicksal trotzend, war er mit acht Freunden ausgezogen und in seiner Heimat gelandet. Weinend empfingen ihn frühere Vasallen in Freto, erschüttert von dem gehäuften Unglück des Mannes und seiner beispiellos kühnen Seele. Er sprach zu ihnen und beschwor sie noch einmal das Schwert zu ziehn. Sie schwiegen und giugen. Einige Tage blieb er in Freto versteckt. Da kam zufällig Nicolo Pinello, Schützenhauptmann aus Ajaccio auf seinem Pferde. Der Anblick desselben erbitterte Renuccio so sehr, daß er ihn Nachts überfiel und erschlug, sein Pferd nahm und nun öffentlich sich zeigte. Auf die Kunde von seiner Anwesenheit zogen die Soldaten aus Ajaccio aus, ihn zu fangen. Renuccio floh in die Berge, gehezt wie ein Bandit oder ein wildes Thier. Weil nun die Verfolger die Bauern um Renuccio's willen peinigten, zogen diese es vor ihrer Not ein Ende zu machen und ihn zu tödten. Man fand Renuccio della Rocca im Monat Mai des Jahres 1511 elend erschlagen in den Bergen. Es war einer der mannhaftesten aus dem edlen Hause der Ginarca. Man sagt, erzählt der corsische Chronist, daß Renuccio bis zu seinem letzten Ende sich gleich blieb, und daß er in seinem Tode nicht weniger Heldennut zeigte als in seinem Leben, und das wahrlich zu seinem großen Lobe, weil ein hochherziger Mann niemals den Adel seiner Seele verlieren darf, auch wenn das Schicksal ihn zu einem schmachvollen Tode zwingt.

Giampolo war unterdeß nach Rom gegangen, um bei dem Papste

Leo dem Zehnten Hilfe zu suchen, und unglücklich in seinem Bemühn, war er im Jahre 1515 dort gestorben.

Dreizehntes Kapitel.

Mit Giampolo und Renuccio endete der Widerstand der corsischen Signoren. Der Adel der Insel sank, seine Burgen zerfielen, und kaum sieht man heute hie und da auf den Felsen Corsica's die schwarzen Mauern ragen, welche ehemals die Schlösser der Cinarca, der Istria, der Leca, der Ormano gewesen waren. Aber Genua hatte, indem es diesen fürchterlichen Feind zu Boden warf, einen weit schrecklicheren sich auf die Füße gestellt, dies war das corsische Volk selber.

Uebrigens wanderten damals, als die Herrschaft der genuesischen Bank mit eiserner Schwere sich auf die Insel legte, viele thatkräftige Männer aus, um in der Fremde sich Ruhm und Ehre zu erwerben. Sie nahmen Dienste im Auslande und wurden namhaft als Feldhauptleute und Condottieri. Einige standen in den Diensten der Medici, andere in denen der Strozzi, oder dienten bei den Venetianern, in Rom, bei den Gonzaga's, bei den Franzosen. Filippini nennt ihrer eine große Schaar, darunter Guglielmo von Casabianca, Baptista von Leca, Bartelemy von Vivario mit dem Beinamen Telamon, Gasparino Ceccaldi, Sampiero von Bastelica. Ein Corde Arfano von Bastia machte besonderes Glück, da er als Renegat zum König von Algier sich aufschwang unter dem Namen Lazzaro. Dies ist um so wunderlicher, als gerade in dieser Zeit Corsica von den Barbaresten so viel zu leiden hatte, weshalb die Bank die ganze Insel mit Feuerwachen und Thürmen umstellte und Porto Vecchio an der Südküste zu einem Fort machte.

Nach den Kriegen mit Giampolo und Renuccio wurde Corsica durch die Bank anfangs väterlich regiert und erfreute sich einer guten Ordnung. Das sagt der corsische Chronist. Die Verwaltung der Insel, welche mit wenigen Aenderungen bestehen blieb, als die Republik das Land der Bank wieder abnahm, war folgende.

Die Bank sandte jährlich einen Governatore nach Corsica,

welcher in Bastia residierte. Er hatte neben sich einen Vicario, einen Doctor der Rechte. Ihm gehörte die gesammte Administration, die oberste richterliche und militärische Gewalt. Wiederum hatte er seine Lieutenants (luogotenenti) in Calvi, Algajola, San Fiorenzo, Ajaccio, Bonifazio, Sartena, Bico, Gervione und Corte. Von ihrem Urtheil konnte an den Gouverneur appellirt werden. Alle diese Behörden wechselten jedes Jahr oder nach je zwei Jahren. Zum Schutze des Volkes gegen ihre Uebergrieffe hatte man ein Syndicat eingesetzt, vor welchem Klage gegen einen jeden Magistrat geführt werden durfte. War die Klage begründet erfunden, so konnten die Handlungen des betreffenden Magistrats umgestoßen, er selbst mit Absetzung gestraft werden. Sogar der Gouverneur war den Sindici Rechenschaft schuldig. Sie waren sechs an der Zahl, drei aus dem Volke, drei aus dem Adel, sowol Corsen als Genuesen. In besonderen Fällen erschienen auch Commissarien welche Untersuchungen anstellten.

Außerdem hatte das Volk das wichtige Recht, die Zwölfmänner zu ernennen, und zwar jedesmal beim Wechsel der obersten Magistratur; zwölf nämlich für das Land diesseits, sechs für das Land jenseits der Berge. Die Zwölfmänner vertraten die Rechte des Volkes neben dem Gouverneur, so daß ohne sie nichts auf der Insel angeordnet, geändert und geschmälert werden durfte. Aus ihnen ging Einer als Oratore oder Redner nach Genua, zu dem Zwecke die Rechte des Volkes beim Senate zu vertreten.

Die demokratische Grundlage der Verfassung der Communen, der Pievi, mit ihren Gemeindevätern und Podestas wurde nicht geändert, noch wurde die Volksversammlung (veduta oder consulta) abgestellt. Der Governatore pflegte sie in Biguglia zu versammeln, so oft etwas allgemein Wichtiges mit Zustimmung des Volkes angeordnet werden sollte.

Man sieht, diese Einrichtungen waren demokratischer Natur, ließen dem Volke Freiheit sich zu bewegen und Anteil an der Regierung, gaben ihm Halt an schützenden Gesezen und zügelten die Willkür der Beamten. Und so konnte sich das corsische Volk ihrer wol erfreuen, ja im Vergleiche mit andern Völkern Europas mochte es hochbevorzugt erscheinen, wenn jene Geseze wirklich gehandhabt wurden und nicht bloß scheinbar waren. Daß sie es aber dennoch waren, daß Genua bald zu einem fluchwürdigen Despotenregiment überging und alle Rationalität der Corsen auszurotten sich anschickte

wie Venedig den großen Fehler begehend, seine auswärtigen Provinzen durch Tyrannei abzustossen, statt sie durch Wohlthaten an sich zu fesseln, das werden wir in den folgenden Kapiteln sehn. Denn nun stellte Corsica wider Genua seinen tapfersten Mann und einen der hervorragendsten Charaktere jenes Jahrhunderts auf.

Vierzehntes Kapitel.

Sampiero war in Bastelica geboren, einem Orte der oberhalb Ajaccio in den wildesten Urbergen liegt; nicht aus alter Familie entsprossen, sondern der Sohn unbekannter Eltern. Man nennt als seinen Vater Guglielmo Enkel Vinciguerra's. Andere nennen die Porri als seine Familie.

Gleich anderen jungen Corsen ging Sampiero früh auf das Festland, bei fremden kriegerischen Heeren Dienste zu nehmen. Wir finden ihn im Dienste des Cardinals Hippolyt von Medici, unter den schwarzen Bänden zu Florenz, und bald machte er alle Welt durch seine Waffenthaten wie durch den Adel und die Gewalt seines Charakters von sich reden. Den Medici war er Schwert und Schild im Kampfe gegen die Pazzi. Aus ihren Diensten als Condottiere und Bandenhauptmann trat er, für seinen thatenlustigen Geist ein größeres Feld suchend, unter die Fahnen Franz des Ersten von Frankreich. Der König machte ihn zum Obersten des Corsenregiments, welches er gebildet hatte. Bayard wurde sein Freund und Carl von Bourbon ehrte seine ungestüme Tapferkeit und seine kriegerische Einsicht. „An einem Schlachttage, sagte Bourbon, gilt der Corsenoberst 10,000 Mann.“ In vielen Schlachten, vor mancher Feste zeichnete sich Sampiero aus, und sein Ruf war gleich groß beim Feinde wie beim Freunde.

Ganz dem Kriege zwischen Frankreich und Spanien hingegeben, hatte er doch noch Auge und Ohr für sein Vaterland Corsica, von dem oft Stimmen zu ihm drangen, welche ihm das Herz bewegten. Er kam im Jahre 1547 nach Corsica hinüber, ein Weib aus seiner Heimat zu nehmen, und er nahm es aus einem der ältesten Häuser jenseits der Berge, dem Hause der Ornano. Obwol er selber ohne

Ahnen war, galt doch dem Francesco Ornano Sampiero's Ruhm und Manneskraft als ein nicht zu verachtendes Adelsdiplom, und der stolze Corse gab ihm sein einziges Kind, die schöne Bannina, mit ihrer Hand das Erbe der Ornano.

Kaum sah der Gouverneur der genuessischen Bank Sampiero, in welchem er den grimmigsten Feind ahnte, in seinem Bereiche zu Bastia, als er wider alles Recht ihn überfallen und in den Turm werfen ließ. Franz Ornano eilte, für seines Eidams Leben fürchtend, zum französischen Gesandten nach Genua. Auf der Stelle reclamirte dieser den französischen Feldhauptmann. Sampiero wurde freigelassen. Der ihm angethane Schimpf aber war noch ein persönlicher Antrieb mehr, den langgenährten Haß gegen Genua und den heißen Wunsch sein Vaterland zu befreien, zur That zu fördern. Die politischen Verhältnisse, der Krieg zwischen Frankreich und Carl dem Fünften gaben bald Gelegenheit dazu.

Heinrich der Zweite, Gemal der Catharina von Medici, tief verwickelt in die italienischen Angelegenheiten, im heftigen Kriege mit dem Kaiser und verbündet mit den Türken, welche eine Flotte ins westliche Mittelmeer abzuschicken im Begriffe standen, ging auf den Plan einer Unternehmung gegen Corsica ein. Ein doppelter Zweck schien damit erreichbar; einmal wurde in Corsica Genua bedroht und weil die Republik, seitdem sie Andreas Doria vom Franzosenjoch befreit hatte, mit Carl dem Fünften enge verbunden war, in Corsica auch der Kaiser selbst bekriegt; endlich gab die Insel eine treffliche Position im Mittelmeere und einen Anlehnungspunkt für die vereinigte französische und türkische Flotte. Also bekam der Marschall Thermes, welcher in Italien stand, wo seine Truppen Siena besetzt hielten, den Befehl sich an die Eroberung von Corsica zu machen.

In Castiglione hielt er einen Kriegsrat. Sampiero war über die Wendung der Dinge glücklich; er begehrte nichts als der Befreier seines Landes zu sein, er stellte Thermes die unausbleiblichen Erfolge der Unternehmung dringend vor, und sie wurde schnell ins Werk gesetzt. Ihr Erfolg war auch unzweifelhaft. Die Franzosen durften nur landen, um das corsische Volk augenblicklich in Waffen zu rufen. Der Haß gegen die Herrschaft der genuessischen Kaufleute war seit dem Falle Remuccios bis aufs Äußerste gestiegen. Er hatte seinen Grund nicht allein in dem unzerstörbaren Freiheitsgeföhle der Nation, er hatte ihn auch in materiellen Dingen. Denn sobald die Bank

ihrer Gewalt sicher geworden zu sein schien, mißbrauchte sie dieselbe despotisch. Man hatte den Corsen alle ihre Rechte genommen, das Syndicat, die Zwölfmänner, die alte Gemeindeobrigkeit. Das Recht war feil, der Mord frei, wenigstens wurde der Mörder in Genua beschützt und mit Freibriefen versehen. Alle Schrecken der Blutrache wurzelten deshalb fest und unaustilgbar. Die Schriftsteller stimmen darin überein, daß die Demoralisation der Rechtspflege die tiefste Wunde war, welche die Bank von Genua den Corsen schlug.

Sampiero hatte einen Corsen Altobello de' Genilli auf die Insel geschickt, das Volk zu erhorchen; seine Briefe und die Hoffnung auf ihn entzündeten eine wilde Freude. Man zitterte der Ankunft der Expedition entgegen. Thernes und der Admiral Paulin, dessen Geschwader sich bei Elba mit der Türkenflotte unter Dragut vereinigt hatte, segelten nun gegen Corsica im August 1553. Mit ihnen war auch der tapfere Piero Strozzi und seine Compagnie, doch nicht auf lange, mit ihnen die Hoffnung der Corsen Sampiero, Johann Ornano, Rafael Gentili, Altobello, andere Emigranten, alle rache-glühend und voll Begierde sich im Blute der Genuesen zu baden.

Sie landeten an der Renella bei Bastia. Sampiero zeigte sich kaum auf den Mauern der Stadt, welche man mit Sturmleitern erstiegen hatte, als das Volk die Tore aufriß. Bastia ergab sich. Ohne Säumen ging man nun an die Eroberung der anderen festen Plätze und des Innern. Paulin legte sich vor Calvi, der Türke Dragut vor Bonifazio, Thernes marschirte auf San Fiorenzo, Sampiero auf Corte die wichtige Beste im Innern. Auch hier zeigte er sich kaum, als das Volk ihm die Tore öffnete. Die Genuesen flohen überall, alles Land wurde wie im Triumfe erobert, nur Ajaccio, Bonifazio und Calvi trogten auf ihre Lage. Nicht Paulin zur See noch Sampiero zu Lande konnten Calvi erschüttern. Man hob die Belagerung auf und Sampiero eilte vor Ajaccio zu erscheinen. Die Genuesen unter Lamba Doria rüsteten sich zur äußersten Verteidigung, aber das Volk that dem Besieger die Stadt auf. Man plünderte die Häuser der Genuesen; doch so heilig zeigte sich auch hier das corsische Naturgesetz der Großmut und der Gastfreundschaft selbst gegen die Feinde, daß viele Genuesen Schutz bei ihren Hassern fanden, in deren Dörfer sie gingen das Gastrecht anzusehen. Franz Ornano nahm den Lamba Doria selbst in sein eignes Haus.

Fünfundzwanzigtes Kapitel.

Unterdes stürmte der Türke Bonifazio, rings umher alles Land verwüstend, und erbittert über den Heldennut der Bonifaziner, welche ihrer Vorfahren zur Zeit des Alfonso von Arragon sich würdig zeigten. Tag und Nacht, trotz Hunger und Ermüdung, standen sie auf den Mauern, jeden Sturm zurückwerfend, Männer und Weiber gleich heldenmütig. Auch Sampiero erschien vor Bonifazio. Die unablässig bestürmte Stadt wankte nicht, im mannhaften Kampfe auf Entsaß hoffend. Denn ein Bote, Cattacciolo ein Bürger von Bonifazio wurde von Genua her erwartet. Der Bote kam um den nahen Entsaß anzukündigen, und er fiel in die Hände der Franzosen. Sie machten ihn zum Verräter, so daß er gefälschte Briefe in die Stadt trug, welche dem Commandanten die Hoffnung auf den Entsaß benahmen. Deshalb schloß dieser einen Vertrag und übergab die unbezrungene Stadt unter der Bedingung, daß sie nicht geplündert werden solle, und daß die Besatzung in allen Ehren sich nach Genua einschiffen dürfe. Die tapferen Verteidiger waren kaum aus den Mauern gerückt, als der barbarische Türke aller Menschlichkeit und dem Eide Hohn sprechend, über sie herfiel und sie zusammenzuhauen begann. Sampiero rettete mit Mühe, was von den Bonifazinern noch zu retten war. Mit dieser Rache nicht zufrieden, forderte Dragut die Plünderung der Stadt, und da man ihm diese nicht zugestand, eine hohe Summe Abstandsgeld, welche Thermes nicht zahlen konnte, aber zu zahlen versprach. Erboßt setzte sich Dragut zu Schiffe und ging nach Asien unter Segel. Genuesisches Gold hatte ihn gewonnen.

Nach dem Falle Bonifazios war den Genuesen kein Fleck Landes mehr in Corsica geblieben, als das „immergetreue“ Calvi. Es war daher keine Zeit zu verlieren, wenn man die Insel wiedergewinnen wollte. Der Kaiser hatte Hilfe zugesagt, er stellte Genua einige Tausend Deutsche und Spanier zur Verfügung, auch Cosmus von Medici gab ein Hilfscorps. So war ein bedeutendes Heer beisammen, und um den Erfolg ganz außer Frage zu stellen übertrug man den Oberbefehl dem berühmtesten Feldherrn, dem Andreas Doria selbst, und das Untercommando dem Agostino Spinola.

Andreas Doria war damals 86 Jahre alt. So sehr dringend erschien die Lage der Dinge, daß der Greis die Aufforderung nicht

ausschlug. In der Kathedrale von Genua empfing er das Banner der Unternehmung von Senatoren, Protectoren der Bank, Clerus und Volk.

Am 20. November 1553 landete Doria im Golfe von S. Fiorenzo, und in kurzer Zeit wandte sich das Platt zu Gunsten Genuas. S. Fiorenzo, welches der Marschall Thermes stark besetzt hatte, fiel, Bastia ergab sich, die Franzosen wichen allenthalben. Damals hatte sich Sampiero mit Thermes überworfen und war eine kurze Zeit an den Hof von Frankreich entfernt worden; aber nachdem er seine Verleumder besiegt hatte, stand er glänzender und als die alleinige Seele des Krieges da, welchem der unthätige Thermes nicht gewachsen war. Er war unerschöpflich im Widerstande, im Angriff, im kleinen Kriege. Er schlug Spinola empfindlich auf dem Golosfelde, eine Wunde aber die er in der Schlacht empfing, machte ihn für eine Zeit unthätig, in welcher Spinola die Corsen bei Morosaglia blutig schlug. Jetzt ließ Sampiero seiner Wunde nicht Zeit zum Heilen, er erschien wieder im Felde und überwand Spanier und Deutsche in der Schlacht am Col di Tenda, im Jahre 1554.

Der Krieg wurde mit gleich großer Wut noch fünf Jahre lang fortgeführt. Corsica schien des Schutzes von Frankreich für immer sicher und sich überhaupt als einen selbstständig organisirten Theil Frankreichs zu betrachten. Franz der Zweite hatte Jourdan Orsini bereits zu seinem Vicetönig ernannt, und dieser hatte in der Volksversammlung im Namen seines Königs die Einverleibung der Insel in Frankreich erklärt, auf daß es für alle Zeit unmöglich werde, die Insel von der Krone Frankreich zu trennen. Denn nur mit dieser dürfe der König jene aufgeben. So schien das Schicksal Corsica's schon damals an die französische Monarchie gebunden und die Insel aus dem Bereiche der italienischen Staaten, in welchen sie durch Natur gehört, ausgeschieden zu sein. Aber kaum hatte der König jene feierliche Zusage gegeben, als der Friedensschluß von Cateau Cambresis, im Jahre 1559, alle Hoffnungen der Corsen mit einem Schlage zertrümmerte.

Frankreich schloß mit Philipp von Spanien und mit dessen Verbündeten Frieden und verpflichtete sich Corsica den Genuesen herauszugeben. Und so lieferten denn die Franzosen alle noch von ihnen besetzten Plätze in die Hände Genua's und schifften ihre Truppen ein. Ein verzweifelter Krieg von sechs Jahren war nutzlos geführt worden, so viel Ströme Bluts waren der Politik zum Spiele

verströmt, und der Corse sah sich nun durch ein Blatt Papier, ein Friedensdocument, in sein altes Elend zurückgeschleudert, und der Rache Genua's wehrlos Preis gegeben. Dieser Treubruch und dieser Schlag presste dem Lande einen allgemeinen Schrei der Verzweiflung aus, aber er ward nicht beachtet.

Sechzehntes Kapitel.

Von hier ab zeigte sich Sampiero in seiner ganzen Größe; denn nur derjenige Mann ist wahrhaft groß, welcher durch das Schicksal umgebeugt aus dem Unglücke selbst doppelt stark zu erstehn vermag. Gedächtet war er hinweggegangen. Der Friede hatte ihm das Schwert genommen, die ganz verheerte Insel konnte einen Kampf für sich selbst nicht mehr wagen, sie bedurfte der Erholung, der neue Krieg einer neuen Stütze an einer auswärtigen Macht. Also durchwanderte der unermüdete Mann vier Jahre lang die Welt, die entferntesten Mächte Europas um Hilfe angehend. Er wanderte nach Frankreich zur Catharina, hoffend sie alter Dienste, die er dem Hause Medici geleistet hatte, noch eingedenk zu finden; er ging nach Navarra; zum Herzoge von Florenz; zu den Fregosi; von einem Hofe Italiens zum andern; er schiffte nach Algier zu Barbarossa; er eilte nach Constantinopel zum Sultan Soliman. Seine ernste, achtungsgebietende Erscheinung, die Kraft seiner Worte, sein durchdringender Verstand, seine glühende Vaterlandsliebe flößten allen Bewunderung ein, den Christen wie den Barbaren; aber man vertröstete ihn mit eiteln Hoffnungen und mit leeren Aussichten.

Während nun Sampiero die Welt durchwanderte, die Fürsten zu einer Unternehmung für Corsica anrufend, hatte Genua ihn nicht aus den Augen verloren; es erschrak vor den möglichen Erfolgen seiner Bemühungen. Dem fürchterlichen Manne für immer die Hand zu lähmen mußte man auf irgend eine Weise versuchen. Gift und Meuchelmord, so sagt man, hatten fehlgeschlagen. Man beschloß daher des Mannes Seele zu bändigen, indem man das Naturgefühl des Vaters und des Gatten mit der Leidenschaft zum Vaterlande in Krieg brachte. Man wollte sein Herz erschlagen.

Sampiero's Weib Vannina lebte in ihrem Hause zu Marseille im Schutze Frankreichs. Ihren jüngsten Sohn Anton Francesco hatte sie bei sich, der ältere, Alfonso, war am Hofe Catharina's. Die Genuesen umgaben sie mit ihren Spähern und ihren Agenten. Es kam ihnen darauf an Sampiero's Weib und Kind nach Genua zu locken. Zu diesem Zwecke bedienten sie sich des Michel Angelo Ombrone, eines Priesters, welcher Lehrer der jungen Söhne Sampiero's gewesen war und dessen Vertrauen im höchsten Maße genoß; ferner eines gewandten Agenten Agosto Bazzicaluga. Vannina war eine bewegliche Natur, empfänglich für Einflüsterungen, stolz auf den alten Namen der Ornano. Man hatte ihr das Loos vorgestellt, welches die Kinder ihres geachteten Vatters erwarten mußte. Mit ihres Vaters Acht beladen, des Lehns der berühmten Ahnen beraubt, arm, nicht einmal ihres Lebens sicher: was sollte einst aus ihnen werden? Man zeigte der beweglichen Phantasie Vannina's diese ihre geliebten Kinder in dem Glend der Fremde, das Brod der Gnade essend, oder, was schlimmer war, wenn sie den Spuren des Vaters folgten, als Banditen in den Bergen herumgehend, gefangen endlich und an die Galeeren geschmiedet.

Vannina ward erschüttert, der Gedanke nach Genua zu gehen, ihr immer weniger schrecklich und weniger befremdlich. Dort, sagten ihr Ombrone und Bazzicaluga, wird man euren Kindern das Leben Ornano wieder zuerkennen, und eurer milden Seele wird es gelingen, auch Sampiero mit der Republik zu versöhnen. Des armen Weibes Herz erlag nach und nach. Das natürliche Gefühl gab den Ausschlag, und das begriff nichts von diesem großen, rauhen, fürchterlichen Charakter des Mannes, welcher nur lebte, weil er sein Vaterland liebte und seine Unterdrücker haßte, und der mit seinem eignen Selbst dies allverzehrende Feuer seiner Leidenschaft nährte, alle andere Habe Scheit auf Scheit hineinwerfend. Also rang das verblendete Herz Vannina den Entschluß ab nach Genua zu gehen. Eines Tages, sagte sie sich, werden wir einmal glücklich, friedlich und versöhnt sein. —

Indeß war Sampiero in Algier, wo der kühne Renegat Barbarossa König des Landes, ihm mit glänzenden Ehren entgegengekommen war, als ein Schiff von Marseille landete und die Nachricht brachte: Vannina, sein Weib, von Genuesen umringt, gehe damit um, mit ihrem Kinde nach Genua zu entweichen. Wie Sampiero

die Möglichkeit dieser Flucht zu begreifen anfing, wollte er sich augenblicks ins Schiff werfen und nach Marseille eilen; dann kam er zu sich und gebot seinem edeln Freunde Antonio von San Fiorenzo auf der Stelle abzureisen und zu hindern, wenn es möglich sei. Er selbst, den jähen Schmerz ins innerste Herz hinunterpressend, blieb, unterhandelte mit Barbarossa wegen eines Zuges gegen Genua, und ging dann zu Schiff nach Constantinopel, auch dort mit dem Sultan es zu versuchen, dann erst nach Marseille zurückzukehren, nach seinem Weibe zu sehn.

Antonio von San Fiorenzo war unaufgehalten fortgeeilt. In das Haus Banninas stürzend fand er es ausgeräumt und leer. Sie war nebst ihrem Kinde auf einem genuesischen Schiffe hinweg, mit Michel Angelo Ombrone und Bazzicalupa, heimlich, Tags zuvor. In Hast raffte Antonio Freunde, Corsen, Bewaffnete zusammen, warf sich in eine Brigantine und segelte mit allen Segeln in der Richtung nach, welche die Flüchtigen mußten genommen haben. In der Höhe von Antibes sah er das genuesische Fahrzeug vor sich. Er gab ein Zeichen, daß man halten sollte. Bannina bat in schrecklicher Angst, wie sie die Verfolger ahnte und ihrer gewiß war, sie ans Land zu setzen, und sie wußte nicht, was sie thun und wollen dürfe. Aber Antonio erreichte sie an der Küste, und im Namen Sampieros und des Königs von Frankreich nahm er die Flüchtige an sich.

Der edle Mann brachte sie in das Haus des Bischofs von Antibes, die ganz in Schmerz vergehende Frau durch den Trost eines geistlichen Mannes aufzurichten und ihr in dem Hause der Religion ein Asyl zu sichern. Schreckliche Gedanken, die er verschwieg, machten das ratsam. Aber dem Bischof von Antibes bangte vor einer möglichen Verantwortung, die er nicht auf sich laden mochte, und er gab Bannina in die Hände des Parlaments von Aix. Das Parlament erklärte sich bereit, sie in seinen Schutz zu nehmen und nicht zu dulden, daß wer es auch sei ihr ein Leides thäte. Doch Bannina beehrte nichts und lehnte den Schutz ab. Sie sei, sagte sie, ihres Mannes Weib, und was Sampiero über sie verhängen werde, das wolle sie auch über sich ergehen lassen. Die Erkenntniß ihrer Schuld lastete schwer auf ihrem Herzen, und indem sie es mit Reue strafte, legte sie ihm eine stumme und große Ergebung auf.

Nun kam Sampiero, nachdem er aus der Türkei zurückgegangen war, wo Soliman den berühmten Corsen mit Bewunderung eine

Zeit lang am Hofe gehalten hatte, nach Marseille, sich selbst und dem was ihm eigenst das Herz bewegte zurückgegeben. Antonio trat ihm in Marseille entgegen, bestätigte was geschehen war, und suchte den ausbrechenden Grimm seines Freundes niederzuhalten. Einer von Sampieros Verwandten, Pier Giovanni von Calvi, ließ die unvorsichtige Aeußerung fallen, daß er Banninas Flucht lange geahnt habe. Und du verschwiegst, was du ahntest? rief Sampiero, und augenblicks ersiach er ihn mit dem Dolche. Er warf sich aufs Pferd und jagte nach Mir, wo auf dem Schloß Zaisi sein Weib ihm entgegen zitterte, Antonio ihm nach, voll fürchterlicher Angst, ob er vielleicht Schreckliches noch abwenden könne.

Unter den Fenstern des Schlosses wartete Sampiero bis es Morgen wurde. Dann ging er zu seinem Weibe, und führte sie nach Marseille. In seiner verschlossenen Seele konnte niemand lesen. Als er mit ihr in sein Haus eintrat, welches ausgeräumt und wüste stand, fiel ihm die ganze Gewalt des ihm angethanen Schimpfes und Verrates krampfhast auf das Herz, und indem der Gedanke noch einmal durch seine Seele schlug, daß es sein eignes Weib war, welches dem verhassten Landesfeinde Genua sich und sein Kind schmachvoll in die Hände gegeben hatte, ergriff ihn besinnungslos der Dämon, und mit der eignen Hand gab er seinem Weibe den Tod.

Sampiero, sagt der corsische Geschichtschreiber, liebte sein Weib leidenschaftlich, aber als Corse, das heißt bis zur allerletzten Vendetta.

Prachtvoll ließ er die Todte in der Kirche des heiligen Franciscus bestatten, dann ging er, dem Hofe von Paris unter die Augen zu treten. Es war das Jahr 1562.

Siebenzehntes Kapitel.

Am Hofe Frankreichs empfing man Sampiero mit Kälte, die Höflinge zischelten, vermieden ihn, höhnten ihn aus der Tugendmaske heraus. Sampiero war nicht der Mann, sich durch Höflinge schrecken zu lassen, noch war der Hof der Catharine von Medici das Tribunal, vor welchem eine ungeheure That gerichtet werden durfte, die einer der bedeutendsten Menschen seiner Zeit auf sich geladen hatte. Catharine

und Heinrich der Zweite vergaßen den Gattenmord, aber sie wollten für Corsica nichts mehr thun, als seine Befreiung gerne sehen.

Nachdem nun Sampiero als Diplomat alles versucht hatte, was möglich gewesen war, und sich keine Aussicht auf eine fremde Unterstützung zeigte, beschloß er als Mann zu handeln und seiner wie seines Volkes Kraft allein zu vertrauen. Er schrieb also an seine Freunde in Corsica, daß er kommen werde, sein Vaterland zu befreien oder zu sterben. Es ist unsere Sache, schrieb er, eine letzte Anstrengung zu versuchen, um das Glück und den Ruhm einer vollständigen Freiheit zu erlangen. Wir haben an die Cabinette von Frankreich, von Navarra und von Constantinopel gekocht. Wenn wir die Waffen nur an dem Tage ergreifen sollen, wo wir im Kampfe durch die Hilfe Frankreichs oder Toscanas unterstützt sein werden, so wird noch lange Zeit die Unterdrückung das Loos des Landes sein. Und überhaupt, was würde der Preis für eine Nationalität von fremdem Ursprunge sein? Um sich dem Joche der Perser zu entziehen und ihre Unabhängigkeit zu retten, sah man die Griechen zu ihren Nachbarn nach Hilfe gehen? Die italienischen Republiken bieten uns neue Beispiele von dem, was der starke Willen eines Volkes vermag, wenn es mit ihm die Liebe zum Vaterlande vereint. Doria vermochte sein Land von dem Drucke einer übermütigen Aristokratie zu befreien, und wir sollen warten, um uns zu erheben, bis die Soldaten des Königs von Navarra kommen in unsern Reihen zu kämpfen?"

Am 12. Juni 1564 landete Sampiero im Golfe von Balinco mit zwei Schiffen und einer Schaar von zwanzig Corsen und von fünf und zwanzig Franzosen. Er versenkte die Galeere, auf welcher er gefahren war. Als man ihn fragte, warum er das thäte und wo er Rettung suchen wolle, wenn die Genuesen ihn überräuschten, antwortete er: in meinem Schwert. Mit seinem Häuflein warf er sich schnell auf das Schloß von Istria, nahm dieses und stürmte fort auf Corte. Vor Corte zogen ihm die Genuesen entgegen mit weit überlegener Macht, da Sampieros Schaar nur erst hundert Mann zählte. Aber so groß war der Schrecken, den sein bloßer Name einflößte, daß sie ihn kaum kommen sahen, als sie ohne das Schwert zu ziehen davonslohn. Corte that Sampiero die Tore auf, und so hatte er den ersten Stüppunkt gewonnen. Das Gemeindeland zögerte nicht mit ihm gemeinschaftliche Sache zu machen.

Vorwärts zog Sampiero auf Bescovato, die reichste Landschaft

der Insel, an den Abhängen der Berge gelegen, welche sich zur schönen Küstenebene von Mariana niedersenken. Bei seinem Nahen versammelte sich das Volk von Bescovato, für die Erndten bang, in Angst vor dem Kriegsgewitter und in Bewegung gesetzt durch den Archidiaconus Filippini, den Geschichtschreiber der Corsen. Filippini riet dringend, sich still zu halten und Sampiero nicht zu sehen, was er auch that. Als nun Sampiero in Bescovato einzog, fand er den Ort bedenklich still und das Volk in den Häusern, bis es doch endlich der Neugierde oder der Sympathie nachgab und hervorkam. Sampiero redete es an und warf ihm vor, was es verdiente, Mangel an Vaterlandsliebe. Seine Worte machten tiefen Eindruck. Man bot ihm Gastfreundschaft; aber er strafte das Volk von Bescovato mit Verachtung derselben und übernachtete unter freiem Himmel.

Der Ort wurde nichtsdestoweniger der Schauplatz einer blutigen Schlacht. Denn Nicolas Regri führte die Genuesen gegen ihn zum Sturm. Es war ein mörderischer Kampf, um so mehr, als er bei der verhältnißmäßig geringen Zahl der Streitenden den Charakter des Einzelkampfes haben mußte. Auch Corsen kämpften gegen Corsen, weil eine Schaar von ihnen im Dienste Genuas geblieben war. Als diese herandrang, warf sie Sampieros Wort zurück, das ihnen zurief, es sei eine Schmach das Vaterland zu bestreiten. Der Sieg neigte sich schon auf die Seite Genuas, da einer der tapfersten Corsencapitäne Bruschino gefallen war; aber Sampiero stellte die Reihen wieder her, und der letzten zusammengenommenen Kraft gelang es, die Genuesen hinabzuwerfen, welche in Flucht aufgelöst gegen Bastia sich zerstreuten.

Der Sieg von Bescovato vergrößerte sofort die Streitkräfte Sampieros und ein zweiter bei Caccia, in welchem Nicolas Regri blieb, brachte das ganze innere Land unter die Waffen. Sampiero hoffte nun auf einen ernstlichen Beistand von Toscana und selbst von den Türken, denn indem er mit so wenigen Mitteln Spanier und Genuesen Schlag auf Schlag überwunden hatte, zeigte er, was die Freiheitsliebe der Corsen vermögen würde, wenn man sie noch unterstützte.

Nach Regris Tode hatten die Genuesen schleunig ihren besten Führer auf die Insel gesandt, Stefan Doria, würdig dieses Namens durch seine Tapferkeit, seine Einsicht und seine Härte. Ein Heer von 4000 erkaufte Deutschen und Italienern folgte ihm. Der Krieg entbrannte also mit neuer Wut. Mehrere Niederlagen erlitten die

Gorsen, mehre noch die Genuesen, welche noch einmal nach Bastia zurückgeworfen wurden. Doria hatte einen Ueberfall auf Bastelica gemacht und diesen Geburtsort Sampieros in Asche gelegt, sein Haus aber dem Erdboden gleich machen lassen. Was galt Sampiero Haus, Habe und Gut, ihm welcher sein Weib dem Vaterlande geopfert hatte? Aber immer bleibt die Politik Genuas bemerkenswert, den Patriotismus der Gorsen mit ihren persönlichen Gefühlen in einen tragischen Streit zu bringen. Was sie vergebens bei Sampiero versucht hatten, gelang ihnen bei Achill von Campocasso, einem Manne von ungewöhnlichem Heldenmuth, aus einem hochangesehenen Hause alter Caporali. Man fing seine Mutter ein. Der Sohn schwankte nicht einen Augenblick, er warf sein Schwert fort und eilte in das Lager Genuas, die Mutter von der Tortur zu retten. Aber weil ihm der Feind zumute, Sampieros Mörder zu werden, entwich er, und hielt sich still daheim. Immer mehr stand Sampiero von starken Freunden verlassen da, seitdem Bruschino gefallen, Campocasso zum Feinde gegangen, und auch Napoleon von Santa Lucia geschlagen worden war, ein tapferer Mann und der erste Corse, welcher den Namen Napoleon durch Waffenthaten ausgezeichnet hat.

Wenn der ganze Haß von Corse und Genuese in zwei Namen sich nennen läßt, so sind es die von Sampiero und Doria. Beide feindlich sich hassende Namen sind zugleich die reinsten Repräsentanten ihrer Nationalität. Stefan Doria übertraf alle seine Vorgänger an Grausamkeit. Er hatte geschworen, das corsische Volk zu vertilgen. Dies aber sind seine ausgesprochenen Grundsätze gewesen: Wenn die Athener nach siebenmonatlichem Widerstande sich der Hauptstadt von Melos, der Verbündeten Spartas bemächtigten, so ließen sie alle Einwohner über vierzehn Jahre sterben und schickten dann eine Colonie, um die Stadt neu zu bevölkern und in Gehorsam zu halten. Warum ahmen wir dies Beispiel nicht nach? Etwa weil die Gorsen weniger strafbar sind als die Rebellen jenes Landstriches? Durch diese schrecklichen Strafgerichte wollten die Athener zur Eroberung des Peloponneses, des ganzen Griechenlands, Afrikas, Italiens und Siciliens gelangen. Indem sie alle ihre Feinde über die Klinge springen ließen, stellten sie die Achtung und den Schrecken ihrer Waffen wieder her. Man wird sagen, daß wir mit dem Völkerrechte alle Gesetze der Menschlichkeit und der Civilisation verletzen. Was thut es, wenn sie uns nur fürchten, das ist alles wornach ich frage. Ich mache mir

mehr aus dem Urtheil Genuas als aus dem der Nachwelt, mit dem man mich vergebens schreckt. Dieß leere Wort Nachwelt hemmt nur Menschen, welche schwach und unentschlossen sind. Unser Interesse ist es, den Kreis unserer Eroberung auszudehnen und den Insurgenten alles zu nehmen, was den Krieg ernähren kann. Nun, ich sehe nur zwei Wege, Vernichtung der Erndten, Niederbrennen der Dörfer und Umstürzen der Thürme, wo sie sich verschauzen, wenn sie anders nicht kämpfen können.“

Diese Ratschläge Doria's sprechen genugsam den bis zur Verzweiflung gesteigerten Haß Genuas gegen das unzähmbare Volk der Corsen aus und belehren uns auch über das unsägliche Elend, welches diese zu leiden hatten. Stefan Doria verwüstete sengend und brennend die halbe Insel, ohne doch Sampiero überwinden zu können. Dieser hatte in Bozio eine Volksversammlung gehalten, die allgemeine Sache durch Institute neu zu befestigen, die Zwölfmänner und andere vollstümliche Behörden neu zu ordnen und endlich eine Erhebung in Masse möglich zu machen. Sampiero war nicht ein bloßer Kriegshauptmann, sein Blick reichte weit. Er wollte seinem Lande mit der Unabhängigkeit eine freie republikanische Verfassung geben, gestützt auf die alten Einrichtungen des Sambucuccio von Alando. Er wollte aus der Lage der Insel, aus ihren Forsten und Produkten alle die Vorteile ziehen, welche sie befähigten eine Seemacht zu werden; in Verbindung mit Frankreich wollte er Corsica frei, mächtig und herrschend machen, wie einst Rhodus und Tyrus es waren. Sampiero strebte nicht nach dem Titel eines Grafen von Corsica, er war der erste, welcher Vater des Vaterlandes hieß; und die Zeiten der Sigenoren waren vorüber.

Er sandte indes Boten nach dem Festlande, die Höfe, namentlich Frankreich um Unterstützung anzugehen; doch man überließ die Corsen ihrem Schicksale. Der Bote Anton Padovano kam von Frankreich mit leeren Händen zurück; er brachte nur mit sich Alfonso den jungen Sohn Sampieros, 10000 Thaler Geld und dreizehn Fahnen, worauf geschrieben stand: *Pugna pro Patria*. Gleichwohl erhoben die Corsen ein Freudengeschrei, und die Fahnen welche Sampiero an die Capitane verteilte, wurden Anlaß zum Reide und zu einer gefährlichen Eifersucht.

Hier sind Briefe, welche Sampiero schrieb:

An Catharina von Frankreich. Unsere Angelegenheiten sind bis

so weit sehr gut gegangen. Ich kann Ew. Majestät versichern, daß wir ohne die geheime und offene Unterstützung, welche den Genuesen von Seiten des katholischen Königs von Spanien zugekommen ist, anfangs in 22 Galeeren und 4 Schiffen mit einer großen Zahl Spanier, unsere Feinde so in die Enge gebracht hätten, daß sie heute ohne feste Stellung wären. Nichtsdestoweniger und komme was da wolle, wir geben nie den einmal gefassten Entschluß auf, eher zu sterben, als uns in welcher Weise es sei der Herrschaft der Republik zu unterwerfen. Ich bitte folglich Ew. Majestät in diesen Umständen meine Ergebenheit an Ihre Person und die meines Vaterlandes an Frankreich nicht zu vergessen. Wenn der katholische König sich den Genuesen so geneigt zeigte, die schon ohnehin an sich so mächtig gegen uns sind, die wir von aller Welt verlassen da stehen, wird Ew. Majestät zugeben, daß wir unter den Händen unserer grausamen Feinde umkommen?

An den Herzog von Parma. Sollten wir der Ottomauischen Pforte tributbar werden, mit Gefahr alle Fürsten der Christenheit zu beleidigen, so steht unser Entschluß unwiderruflich fest: hundertmal lieber die Türken als die Herrschaft der Genuesen. Frankreich selbst hat den Friedensschluß nicht respectirt, welcher doch, so sagte man, die Garantie unserer Rechte und das Ende unserer Leiden sein sollte. Wenn ich mir die Freiheit nehme, Sie mit den Angelegenheiten der Insel zu behelligen, so geschieht es damit Ew. Hoheit im Nothfalle sie bei dem Hofe zu Rom gegen die Angriffe unserer Feinde verteidigen könne. Ich will, daß meine Worte wenigstens ein feierlicher Protest gegen die grausame Indifferenz der katholischen Fürsten bleiben und eine Verufung an die göttliche Gerechtigkeit.

Achtzehntes Kapitel.

Noch einmal gingen Gesandte nach Frankreich ab. Es waren ihrer fünf; aber die Genuesen fingen sie an der Küste auf. Drei sprangen ins Meer, sich zu retten, einer ertrank, die beiden Festgenommenen wurden der Folter und dem Henker überliefert. Der Krieg nahm einen fürchterlichen Charakter an, den einer schonungslosen

Bendetta von beiden Seiten. Doria übrigens richtete nichts aus. Zu wiederholten Malen hatte ihn Sampiero aufs Haupt geschlagen, endlich in den Rissen von Luminanda beinahe vernichtet, und nur einem so kühnen Heerführer als Jener war, glückte es zu entkommen. Blutig, erschöpft, verzweifelt kam Doria in San Fiorenzo an, und bald darauf verließ er die Insel. Die Republik ersetzte ihn durch Vivaldi, dann durch den ränkevollen Fornari. Aber sie machte sich keine Hoffnung mehr, Sampiero mit offener Gewalt durch den Krieg zu vernichten. Gegen diesen Mann, welcher als Proscribirter mit ein Paar Proscribirten auf die Insel gekommen war, hatte sie nach und nach ihre ganze Macht ins Feld geschickt, ihre und eine spanische Flotte, ihre Söldner, Deutsche, 15000 Mann Spanier, ihre größten Generale Doria, Centurione und Spinola; und sie, welche die Pisaner und Venedig überwunden hatte, vermochte nicht ein armes und von aller Welt verlassenes Volk zu bändigen, das in den Krieg zog, hungernd, zerlumpt, unbeschützt, schlecht bewaffnet, und welches, wenn es nach Hause kam, nichts fand, als die Asche seiner Dörfer.

Deshalb war man zu dem Entschlusse gekommen, Sampiero zu ermorden.

Zwistigkeiten zwischen ihm und den Nachkommen der alten Signorenen hatte man schon lange gefät. Einige wie Hercules von Istria waren von ihm abgefallen, weil der genuesische Lohn ihre Habsucht reizte, oder ihr Stolz sich gegen den Gedanken empörte, den Befehlen eines Mannes zu gehorchen, welcher aus dem Staube emporgekommen war. Andere hatten eine Blutschuld an dem Manne zu rächen. Dies waren die Ornano, drei Brüder Antonio, Francesco und Michel Angelo, Vettern der Bannina. Genua hatte sie durch Gold und die Aussicht auf das Lehn Ornano gewonnen, welches den Kindern der Bannina gehörte. Die Ornano gewannen ihrer Seits einen Mönch Ambrosius von Bastelica und Sampieros eigenen Waffenmeister Bittolo, und so schmiedeten sie einen Anschlag Sampiero in einem Hinterhalte umzubringen. Der Gouverneur Fornari billigte die Wahl des Anschlages und übertrug die Ausführung dem Rafael Giustiniani.

Sampiero war in Vico, als der Mönch ihm falsche Briefe brachte, welche ihn dringend aufforderten, nach Rocca zu kommen, wo eine Rebellion gegen die Volksache ausgebrochen sei. Augenblicks schickte Sampiero Bittolo mit zwanzig Pferden nach Cavro voraus

und selber kam er nach. Mit ihm waren Alfonso sein Sohn, Andrea de' Gentili, Anton Pietro von Corte, Battista da Pietra. Vittolo benachrichtigte unterdeß die Ornano und Giustiniani, daß Sampiero durch das Bergthal von Gavro ziehen werde, worauf diese mit vielem Volk zu Fuß und zu Pferde ausbrachen und bei Gavro sich in den Hinterhalt legten. Als nun Sampiero mit seiner kleinen Schaar ahnungslos durch den Paß zog, sah er sich plötzlich von allen Seiten angegriffen und die Berge dunkel von Bewaffneten. Da erkannte er, daß seine Stunde gekommen sei. Er befahl sogleich seinem Sohne Alfonso, ihn den Vater zu verlassen, zu fliehen und sich dem Vaterlande zu erhalten, mit großer Seele so die Natur wieder herstellend, welche er durch den Mord Banninas einst empört hatte. Der Sohn gehorchte und entfloh. Während nun die Seinen tapfer kämpfend erlagen — es war Morgengrauen — stürzte sich Sampiero in das Gewühl sich durchzuhauen, wenn es möglich war. Die Ornano, alle drei, hatten kein Auge von ihm gelassen, erst zaghaft den schrecklichen Mann anzufassen, dann von Rachsucht fortgestoßen. Sie drangen auf ihn ein, gefolgt von genuessischen Soldaten. Sampiero kämpfte verzweifelt. Er hatte sich auf Antonio Ornano gestürzt und ihn mit einem Pistolenschuß am Halse verwundet. Sein Gewehr aber versagte, Vittolo hatte, als er es lud, zuerst die Kugel und dann das Pulver hineingethan. Sampieros Gesicht war von Blut überströmt; mit der Linken sich die Augen von ihm befreiend, wehrte sich die Rechte mit dem Schwert. Da schoss ihn Vittolo von hinten her durch den Rücken, daß er fiel, und auf ihn stürzten sofort die Ornano, um den Sterbenden zu zerfleischen. Sie schnitten ihm den Kopf ab und trugen ihn zu dem Gouverneur.

Es war am 17. Januar des Jahres 1567, daß Sampiero fiel. Neun und sechzig Jahre hatte er erreicht, ungeschwächt durch das Alter und den Krieg, unsterblich durch Charaktergröße, durch hohen Adel der Gesinnung und Vaterlandsliebe. Er war groß in den Waffen, unerschöpflich im Rat; alles sich selbst und einer ungewöhnlichen Seele verdankend, ohne Ahnen, erbt er vom Glücke, welches die meisten Emporkömmlinge begünstigt, nichts, vom Unglücke aber alles und erlag wie Viriathus nur dem Meuchelmorde. Durch sein erhebendes Beispiel hat er gezeigt, was der edle Mann vermag, wenn er einer großen Leidenschaft unerschütterlich treu bleibt.

Sampiero war von hoher Gestalt, von finstern und kriegerischem

Ansehn, von stolzem Wesen, dunkelbärtig, von schwarzen und krausen Haaren. Sein Blick war durchdringend, seine Rede kurz, fest und gewaltig. Obwol ein Sohn der Natur und ohne Erziehung besaß er doch einen feinen Verstand und ein vortreffliches Urtheil. Seine Feinde warfen ihm vor, daß er nach der Königkrone seiner Insel strebte, er strebte nur nach ihrer Freiheit. Er lebte schlicht wie ein Hirte, trug den wollenen Kittel seines Landes und schlief auf nackter Erde. Er hatte mit den am meisten schwelgerischen Höfen der Welt verkehrt, mit dem von Florenz und dem von Versailles, doch hatte er nichts von der Falschheit ihrer Grundsätze und der Verderbniß ihrer Sitten gelernt. Der rauhe Mann konnte sein Weib ermorden, weil sie sich und ihr Kind dem Landesfeinde verraten hatte, aber er wußte nichts von jenen Verbrechen, welche die Natur verkehren und ihre Schändung zu einer verfeinerten Lebensphilosophie stempeln. Er war einfach, rauh und groß, vernichtend jäh und schrecklich, ein Mann aus einem Gusse und von dem gewaltigsten Gepräge ursprünglicher Natur.

Neunzehntes Kapitel.

Als Sampiero gefallen war, frohlockte Genna mit Glockengeläute und mit Freudenlichtern. Die Mörder aber stritten schmählich um ihren Judaslohn, der Vittoloß bestand in 150 Scudi Gold.

Auf das corsische Land fiel ein schrecklicher Schmerz, sein Vater war erschlagen. Sie kamen zusammen in Drezza; 3000 Männer in Waffen, viele weinend, alle traurig standen sie auf dem Kirchenplatze. Das Schweigen unterbrach Leonardo von Casanova, Freund und Waffenbruder der Sampieros, dem Gefallenen die Leichenede zu halten.

Dieser Mann war von schwerem Gramme gebeugt, ein beispielloses Schicksal hatte ihn getroffen. Vor kurzem war er dem Kerker entronnen, aus welchem ihn sein junger heldenmüthiger Sohn befreit hatte. Leonardo war in die Gefangenschaft der Gennesen gefallen, welche ihn in den Turm von Bastia geworfen hatten. Sein Sohn Antonio hatte Tag und Nacht darauf gefonnen, wie er seinen Vater erretten könne. In die Kleider eines Weibes gehüllt, welches dem Gefangenen die Speise zu bringen pflegte, war Antonio in den Kerker

gedrungen. Er hatte seinen Vater beschworen, zu entweichen und ihn zurückzulassen; denn sollte auch er, der Jüngling, sterben, so werde sein Tod ihn doch ehren, der Freiheit aber den Arm und die Einsicht seines Vaters erhalten. Dies gebiete die Liebe zum Vaterlande. Lange schwankte der Vater in dem fürchterlichen Kampfe, dann erkannte er, daß er so handeln müsse, wie sein Sohn gesagt hatte, riß sich von ihm los, und in die Weiberkleider verhüllt, entkam er. Die Kerkermeister fanden den Jüngling. Er gab sich ihnen wehrlos, stolz, glücklich. Sie führten ihn vor den Gouverneur, und auf dessen Befehl wurde er am Fenster von seines Vaters Burg Figiiani gehängt.

Leonardo, auf dem Gesichte den Opfertod seines Sohnes, erhob sich nun wie ein heiliger Mann vor dem versammelten Volke und hielt seinem Waffenbruder Sampiero ruhig die Leichenrede.

Die Sklaven weinen, sagte er, die freien Männer rächen sich. Keine kleinmütigen Lamente! Unsere Berge sollen nur von Kriegesgeschrei widerhallen. Zeigen wir durch die Kraft unsers Handelns, daß er nicht ganz gestorben ist. Hat er uns nicht das Beispiel seines Lebens hinterlassen? Seht, das haben uns die Fornari und die Vittoli nicht rauben können. Das ist ihren Anschlägen und den meuchelmörderischen Kugeln entgangen. Warum schrie er seinem Sohne zu: rette dich! Ohne Zweifel, damit dem Vaterlande ein Held, den Soldaten ein Haupt, den Genuesen ein furchtbarer Feind bliebe. Ja, treue Landleute, Sampiero hat an seine Mörder den Schimpf seines Todes und an den jungen Alfonso die Pflicht der Rache geheftet. Laßt uns dieses edle Werk vollenden helfen. Schließen wir unsre Reihen! Der Geist des Vaters lebt in dem Sohne auf. Ich kenne den Jüngling. Er ist des Namens den er trägt und des Vertrauens des Landes würdig. Er hat von seiner Jugend nichts als die Gut. Die Reife des Urtheils eilt bisweilen der Zahl der Jahre voraus. Dieses Geschenk hat ihm der Himmel nicht versagt. Seit langer Zeit theilte er die Gefahren und die Mühen seines Vaters. Alle Welt weiß, daß er des rauhen Waffenhandwerks Meister ist. Die Krieger begehren unter seinen Befehlen zu marschiren. Ihr könnt euch der Sicherheit ihres Tactes vertrauen, er täuscht nie. Die Massen ahnen die Menschen. Sie vergreifen sich selten in der Wahl derjenigen, welche sie für fähig halten sie zu führen. Und ferner, welche glänzendere Huldigung gibt es für das Andenken Sampieros als die Wahl

seines Sohnes? Diejenigen, welche mich hören, haben ihr Herz zu hoch gestellt, um nicht für die Furcht unzugänglich zu sein.

Gibt es unter uns Menschen, welche niedrig genug sind die schimpfliche Sicherheit der Sklaverei den Stürmen und Gefahren der Freiheit vorzuziehen, so mögen sie gehen und sich von dem Rest des Volkes scheiden. Sie mögen uns sagen, wie sie heißen. Nachdem wir ihre Namen auf eine Schandsäule gegraben, welche wir an dem Orte, wo Sampiero gemeuchelmordet ward, errichten werden, wollen wir sie mit Schmach bedeckt hinwegschicken, den Hof Fornaris neben Vittolo und Michel Angelo zu vermehren. Sonst mögen sie wissen, daß die Kämpfe und die Waffen, welche der rühmlichste Teil für freie und tapfere Männer sind, auch das Sicherste sind für die Schwachen. Wenn sie noch schwanken, möchte ich ihnen sagen: auf der einen Seite stehe der Ruhm für unsere Fahne, die Freiheit für uns, die Unabhängigkeit für das Land; auf der andern, die Galeere, die Schande, die Verachtung und alle anderen Uebel der Sklaverei. Wählet!"

Nachdem Leonardo also gesprochen hatte, ernannte das Volk durch Jurof Alfonso d'Ornano zum Haupt und General der Corsen. Siebzehn Jahre war Alfonso alt, aber er war Sampieros Sohn. Und so stellten die Corsen, weitgehend, daß der Tod Sampieros, wie der Feind gehofft hatte, sie beugte, der stolzen Republik Genua ein Kind gegenüber, die alten Genuesen-Generale und den Namen Doria verhöhrend; und noch zwei Jahre hielt der Jüngling, in mancher Schlacht siegreich, den Genuesen Stand.

Indeß hatte der lange Krieg beide Teile erschöpft. Genua wollte den Frieden; die Insel, damals in die Rossi und in die Negri gespalten, befand sich in einer verzweifelten Lage und dem Frieden geneigt. Die Republik, welche schon im Jahre 1561 Corsica der Bank des heiligen Georg wieder abgenommen hatte, rief nun den verhassten Fornari ab und schickte Georg Doria auf die Insel, den einzigen dieses Namens, welchem die Corsen ein freundliches Andenken bewahrt haben. Die erste Handlung dieses mäßigen und weisen Mannes war die Verkündung einer allgemeinen Amnestie für das Vergangene. Viele Landschaften unterwarfen sich, viele Capitane legten die Waffen ab. Dem Bischofe von Sagona aber gelang es auch, den jungen Alfonso zum Vertrage zu stimmen, welcher zwischen ihm und Genua auf folgende Bedingungen geschlossen wurde:

- 1) vollständige Amnestie für Alfonso und seine Anhänger; 2) Freiheit sich nach dem Festlande einzuschiffen für Männer und Weiber; 3) Freiheit über ihre Güter zu verfügen durch Verkauf oder Administration; 4) Rückgabe des Lehns Ornano an Alfonso; 5) Ueberweisung des Pieve Vico an die Partisanen Alfonsos bis zu ihrer Einschiffung; 6) eine Frist von 40 Tagen zur Ordnung ihrer Angelegenheiten; 7) Freiheit für jeden Mann ein Pferd und einige Hunde mitzunehmen; 8) Erlass der Schulden für die, welche Schuldner des Fiscus seien; für alle übrigen eine Frist von fünf Jahren in Betracht der großen Landesnot; 9) Freilassung einiger Eingekerkelter.

Alfonso verließ sein Vaterland mit 300 Begleitern, im Jahre 1569; er wanderte nach Frankreich aus, wo der König Carl der Neunte ihn mit Ehren aufnahm und zum Obersten des Corsenregiments machte, welches er bildete. Viele Corsen gingen nach Venedig, viele nahm der Papst in seinen Dienst, und gründete aus ihnen die berühmte Corsengarde der 800.

Bweites Buch.

Erstes Kapitel.

Nach der Beendigung der Kriege Sampieros legte sich erst das ganze Elend der Insel bloß. Sie war einer Wüste gleich geworden, das Volk decimirt durch den Krieg, durch gezwungene oder freiwillige Auswanderung, gänzlich verarmt und verwildert. Mehrmals trat die Pest auf, die Leiden voll zu machen, und Hungersnot zwang die Einwohner sich wie die Thiere von Eichen und von Kraut zu nähren. Obenein streiften die Corsaren an den Küsten, überfielen die Dörfer und schleppten die Menschen in die Sklaverei. In solchem Zustande übernahm Georg Doria die Insel als Gouverneur, und so lange er sie verwaltete, erfreute sie sich seiner Sorge, seiner Milde und der gewissenhaften Achtung des Friedensvertrages, welcher namentlich die Statuten und Rechte der Terra del Commune garantirt hatte.

Kaum war Georg Doria von seinem Posten abgelöst, als Genua in die alte schlimme Bahn wieder einlenkte. So hartnäckig und blind sind in der Regel Gewaltthaber, daß sie weder die Vergangenheit noch die Zukunft sehen. Mit der Zeit verdrängte man die Corsen wieder aus allen weltlichen, militärischen und geistlichen Aemtern, besetzte auch die geringste Stelle mit Genuesen, unterdrückte die Statuten und führte ein parteiisches Regiment ein. Man betrachtete die Insel lediglich als eine Domäne; verarmte Genuesische Nobili ließen sich dort Aemter erteilen, um ihre Finanzen wieder emporzubringen. Verschuldet wie das corsische Volk war, fiel es den Wucherern, meistens Geistlichen, in die Hände, um die Auslagen aufzubringen. Der Gouverneur selbst war anzusehn wie ein Satrap; bei seiner Ankunft in Bastia empfing er ein Scepter als Symbol seiner Macht; seine Besoldung auf Landeskosten war nicht klein, außer ihr mußte das Land

seine Tafel mit Naturallieferungen speisen, jede Woche mit einem Kalbe und einem gewissen Maße von Früchten und Gemüsen. Ihm gebührten 25 Procente von den Strafgeldern, Conſiscationen und Pfisen der Contrebande. Im Verhältnisse hat man nun seine Lieutenantis und Beamten zu schätzen. Denn er brachte mit sich auf die Insel einen Fiscaladvokaten, einen Ceremonienmeister, einen Generalsecretär und gewöhnlichen Secretär, einen Hafencommandanten, einen Cavalleriecapitän, einen Polizeicapitän, einen Oberkerkermeister. Alle diese Beamte waren Vampyre, wie genuessische Schriftsteller selber es befeunen. Die Auflagen wurden immer drückender, die Erwerbszweige stockten, es gab keine Industrie und der Handel war nichtig, weil das Gesetz alle Erzeugnisse des Landes, welche ausgeführt wurden, nur in den Hafen von Genua auszuführen zwang.

Nach den Berichten aller Schriftsteller, welche von dieser Periode Corsicas geschrieben haben, war seine Lage damals von allen Ländern der Welt die unglücklichste. Dem Hunger, der Pest, der Verwüstung durch den Krieg erlegen, von Barbarenen unablässig geplagt, vom Genuesen um Recht und Freiheit gebracht, bedrückt, ausgefogen, bei selber Justiz noch von den Parteien, den Schwarzen und den Roten innerlich zerrissen, an tausend Stellen durch Familienkriege blutend, tiefend von der Blutrache, das ganze Land eine einzige Wunde — das ist das Bild Corsicas, einer durch alle Elemente der Natur gesegneten Insel. Filippini zählt zu seiner Zeit 61 ganz zum Landbau geeignete Drie, welche nun wüst und verlassen standen, Haus und Kirche noch aufrecht, ein Anblick, wie er sagt, zum Weinen. Von seinem allgemeinen sittlichen Geiste zusammengehalten, hätte das corsische Volk sich gänzlich auflösen müssen, und wäre in Horden zerfallen, wenn nicht das Allgemeingefühl des Vaterlandes so wunderbar stark seiner sich bemächtigt hätte. Und hier zeigt sich die Tugend des Patriotismus in einer kaum begreiflichen Größe, bedenkt man, welches wüste Land es war, an dem die Corsen mit ihrem Herzen hingen, ein elendes Land, aber durchdrungen von ihrem Blute, und vom Blute ihrer Väter, ihrer Brüder und ihrer Kinder, und deshalb teuer. Der corsische Geschichtschreiber sagt im ersten Buche seiner Geschichte: Wenn man je die Vaterlandsliebe in irgend einer Zeit, und irgendwo in der Welt auf die Menschen eine Gewalt ausüben sah, so kann man wahrlich sagen, daß sie auf der Insel Corsica mächtiger gewesen sei, als irgendwo, weil ich ganz und gar wie angedonnert und

hoherstaunt bin, daß die Vaterlandsliebe der Bewohner dieser Insel so groß war, und in jeder Zeit die Corsen an einem festen und freiwilligen Entschlusse zur ewigen Auswanderung verhindert hat. Denn verfolgt man von den ersten Bewohnern bis auf den heutigen Tag die Geschichte, so sieht man, daß das Volk in so vielen Jahrhunderten niemals, alles zusammengezählt, auch nur hundert Jahre Ruhe und Erholung hatte; und daß sie also trotzdem niemals sich entschlossen haben hinwegzugehen, und den unsäglichen Ruin in Folge so vieler und vieler grausamster Kriege zu vermeiden, welche verbunden waren mit Hungersnot, Brand, Feindschaften, Mord, Hader, Gewalt von so verschiedenen fremden Nationen, Raub an ihrem Habe, den so häufigen Einfällen der grausamen Barbaren, der Corsaren, und endlich mit so ungezählten endlosen anderen Leiden.“ In einem Zeitraume von nur dreißig Jahren wurden in Corsica damals 28000 Mordmorde verübt.

Ein großes Unglück, sagt der corsische Geschichtschreiber, ist für Corsica die große Masse der verfluchten Maschinen von Radflinten. Es zog nämlich die genuesische Regierung eine beträchtliche und drückende Abgabe davon, weil sie Patente welche den Gebrauch gestatteten, aussteilte. Es gibt, erzählt Filippini, mehr als 7000 Patente, und außerdem haben viele Gewehre auch ohne Patente und besonders in den Bergen, wo man nichts anderes sieht als Schaaren von zwanzig und dreißig und mehr Archibusen-Männern. Diese Patente bringen jedes Jahr 7000 Lire von dem armen und elenden Corsica auf. Denn jeder neue Gouverneur, welcher ankommt, schafft die Patente seines Vorgängers ab um sie dann neu zu bestätigen. Aber das Kaufen derselben ist das schlimmere. Denn man findet keinen noch so armen, der nicht sein Gewehr hätte, mindestens im Werte von fünf und von sechs Scudi, außer der Ausgabe für die Munition, und wer nichts hat, verkauft seinen Weinberg, seine Castanien, oder anderes Besitztum um eins zu kaufen, als wenn man nicht anders leben könnte. Wahrlich es ist zum Bewundern, denn der größte Teil jener Leute hat keinen Rock auf dem Leibe im Werte von einem halben Scudo, und im Hause nichts zu essen, und doch hält er sich für beschimpft, wenn er neben Andern ohne Flinte erscheint. Und daraus entsteht und entspringt, daß die Weinberge und die Acker nicht mehr in Cultur sind und als Buschwald und unnütz liegen bleiben, und die Menschen folglich gezwungen werden sich dem Straßenraube und

dem Frevel zu ergeben; und wo sie nicht Gelegenheit haben, ziehn sie dieß mit Gewalt herbei, um sich dann den Ochsen, die Kuh und anderes Vieh derer zu rauben, welche ihre Geschäfte verrichten, um ihre arme Familie zu erhalten. Daraus entspringt solches Elend, daß der Ackerbau aus Corsica verbannt ist, was die einzige wenige Habe war, welches man zum Unterhalt hatte, und die einzige Kunst, welche die Insulaner ernährte. Und heute nun hindern diejenigen, welche so übler Weise leben auch die andern so gut zu handeln als sie wollen möchten. Doch hier endigt das Uebel nicht; denn außerdem hört man alle Tage von Meuchelmord bald in dem Dorf, bald in jenem, wegen der Leichtigkeit mit welcher sie vermöge der Archibusen Schaden thun. Denn früher da man solche Waffen nicht gebrauchte, trafen sich die Blutsfeinde auf den Straßen, und wenn auch der andere um drei oder vier im Vorteil war, wagte er doch nicht den Angriff. Wenn aber heute einer ein wenig Groll auf den andern hat, so wirft er sich, da er doch mit anderer Waffenart nicht wagen würde ihm ins Gesicht zu sehn, in einen Strauch oder Busch, und ohne irgend ein Bedenken mordet er ihn wie man auf ein Thier schießt, ohne daß man nachher sich darum kümmert. Denn die Gerechtigkeit darf ihre Schuld nicht thun. Außerdem sind die Corsen mit diesen Flinten so geschickt geworden, daß Gott uns nur vor Kriegsgefahr wahren möge, denn diejenigen, denen sie feind sind, mögen sich wol vorsehen, weil bis auf die Kinder von acht bis zehn Jahren welche die Flinte kaum tragen und den Hahn in Ruhe lassen können, sie den ganzen Tag vor dem Ziele liegen, und ist es nur so groß als ein Scudo, so treffen sie es."

Filippini, der Zeitgenosse Sampieros, sah die Flinten in Corsica einführen, welche bis zum Jahre 1553, wie er sagt, auf der Insel gänzlich unbekannt waren. Der Marschall Thermes, also die Franzosen selbst brachten die ersten Flinten nach Corsica; und das war wahrhaft ein lächerliches Wesen, denn die Corsen, sagt Philippini, wußten sie weder zu laden noch abzuschießen, und schoßen sie, so hatten sie nicht geringere Furcht als die Wilden. Was der corsische Geschichtschreiber von den fürchterlichen Folgen der Einführung der Flinten in Corsica gesagt hat, gilt heute nach dreihundert Jahren ebenso wie damals, und ein heute schreibender Chronist könnte an dem was Philippini sagt nicht ein Jota ändern.

Mitten in diesem Elend der Corsen ist die plötzliche Erscheinung

einer Griechencolonie auf dem so schrecklich verwüsteten Lande verwundersam. Das corsische Volk zu entnationalisiren, fremde, feindsliche Elemente in dasselbe hineinzuwürfen war ein lange gehegtes Streben der Genuesen. Vielleicht hatte diese Politik einen nicht unbedeutenden Anteil an dem Plane eine Griechencolonie in Corsica anzufiedeln, welcher im Jahre 1676 ausgeführt wurde. Es hatten nämlich Mainoten vom Golfe von Kolokythia, des unerträglichen Joches der Türken müde, gleich jenen alten Rhodäern die das Perserjoch nicht hatten tragen wollen, den Entschluß gefaßt, mit Weib und Kind und Hab und Gut auszuwandern und sich eine neue Heimat zu gründen. Nach langem Suchen war ihr Abgesandter Johannes Stefanopulos auch nach Genua gekommen und hatte dem Senat die Wünsche seiner Landsleute vorgetragen. Die Republik hörte sie mit Freuden an und schlug den Griechen das Ländchen Paomia vor, einen Küstenstrich am westlichen Rande Corsicas zwischen den Golfen von Porto und von Sagona. Stefanopulos überzeugte sich von der günstigen Beschaffenheit des Landes und hierauf schlossen die Mainoten mit dem genuesischen Senate einen Vertrag, wonach ihnen jener Landstrich Paomia, Kuvida und Salogna als Colonieland abgetreten wurde, mit Zuschuß des Nötigsten für den Anfang, mit Gewähr ihrer heimischen Religion und Gemeindeverfassung, wogegen sie Genua Treue schworen und sich einem genuesischen Regens, welcher in die Colonie geschickt werden sollte, unterzuordnen hatten. Man sah also im März 1676 diese Griechen, 730 an der Zahl, auf ihren Fahrzeugen in Genua landen, wo sie zwei Monate blieben, dann von ihrer neuen Heimat Besitz nahmen. Genua sah die Entstehung dieser Colonie gerne; an ihren tapfern Männern hatte sie eine unverbrüchlich treue Schaar gewonnen, gleichsam einen bleibenden Wehrposten in Feindesland. Und nimmer konnten die Griechen mit den Corsen gemeine Sache machen. Diese betrachteten die ankommenden Fremdlinge, neue Rhodäer, mit Verwunderung. Vielleicht verachteten sie Männer, welche ihr Vaterland nicht liebten, weil sie es verlassen hatten; sicher empörte sie der Gedanke, daß man diese Eindringlinge ohne Weiteres in ihr Eigentum gesetzt hatte. Den armen Griechen sollte es in ihrer neuen, rauhen Heimat nimmer wol werden.

Zweites Kapitel.

Ein halbes Jahrhundert hindurch lag die Insel in ihrer Erschöpfung, während der Haß gegen Genua sich von dem allgemeinen und besondern Elende nährte und endlich alles andere Empfinden verschlang. Dieses Volk lebte von seinem Haße; er allein ließ es nicht untergehn.

Vieles war unterdeß zusammengekommen, um die Empörung zum Ausbruche zu treiben. Den Einsichtigen, den Zwölfmännern, welche in der Form noch bestanden, dünkte der Mißbrauch mit dem Verkaufe der Gewehrpatente vor allem die Quelle der innern Uebel zu sein. Innerhalb dreißig Jahren waren, wie gesagt ist, 28000 Mordel-morde auf Corsica verübt worden. Die Zwölf wandten sich mit dringenden Vorstellungen an den Senat der Republik und verlangten die Aufhebung jener Patente. Der Senat gab nach. Er verbot die Waffen zu verkaufen und übertrug eigenen Commissarien die Insel zu entwaffnen. Weil aber mit dem Verkaufe der Patente eine jährliche Revenue für den Fiscus verloren ging, wurde eine Auflage von zwölf Soldi auf jede Feuerstelle des Landes gelegt, unter dem Titel der due seini. Das Volk zahlte, doch murrend; und nichts desto-weniger dauerte der Verkauf der Patente heimlich wie öffentlich fort.

Eine andere Einrichtung reizte den Groll der Corsen im Jahre 1724. Damals theilte man das Land in zwei Gouvernemente, indem man den Lieutenant von Ajaccio ebenfalls zum Gouverneur machte; eine doppelte Last und eine doppelte Despotie. Beide hatten die ganz unverantwortliche Befugniß ohne Form und Procedur zu den Galeeren wie zum Tode zu verurtheilen, aus informirtem Gewissen, wie es hieß (*ex informata conscientia*). Willkür, Rechtlosigkeit, Mord waren die Folge.

Unterdeß ließ auch der besondere Anlaß zum Ausbruch der Empörung nicht auf sich warten. In einem kleinen Städtchen Liguriens war ein Soldat, ein Corse, schimpflich bestraft worden. Ein Haufe Volks umstand den Mann, welcher auf einem hölzernen Pferde zur Schau saß, und höhnte seiner Schande. Dessen Waffengefährten, in ihrem Nationalgüthel beleidigt, fielen über die Spötter her und tödteten einige. Die Behörde ließ ihnen dafür die Köpfe herunter-schlagen. Als die Nachricht von diesem Vorfalle nach Corsica kam, setzte sie den Nationalstolz in Flammen. Wie nun auch der Tag

erschieden war, an dem die Abgabe der due seini eingenommen werden sollte, fiel in Corsica selbst der Funke in das Pulver.

Der Lieutenant von Corte war mit seinem Einnehmer in den Pieve von Bozio gegangen, das Volk war auf dem Felde. Nur ein armer Greis von Bustancio, Cardone, erwartete den Beamten und gab ihm seine Tare. Es war ein Geldstück darunter, welchem der Wert von einem halben Soldo fehlte. Der Lieutenant weigerte die Annahme. Der Greis bat vergebens auf seine bittre Armut Rücksicht zu nehmen. Zurückgewiesen und mit Execution bedroht, wenn er nicht folgenden Tags die fehlenden zwei Pfennige einbrächte, ging der alte Mann von dannen, solche Härte in sich erwägend und vor sich hin besprechend, wie Greise pflegen. Ihm begegneten Andere, blieben stehn, hörten, sammelten sich am Wege. Der Alte hub an zu klagen, dann von sich zum Lande fortgehend riß er seine Zuhörer zur Wut hin, mit Beredsamkeit ihnen die Not des Volkes und die Tyrannei der Genuesen vorstellend und am Schlusse ausrufend: Jetzt ist es Zeit mit unsern Unterdrückern ein Ende zu machen. Alsobald zerstreute sich der Haufe, das Wort des Alten lief eilends durch das Land und erweckte allenthalben das alte Rachegeschrei: evviva la libertà, evviva il popolo. Man hörte von Ort zu Ort das Muschelhorn blasen und die Lärmglocke läuten. So hatte ein schwacher Greis den Aufstand gepredigt und ein halber Sous war die besondere Veranlassung zu einem vierzig Jahre dauernden Kriege geworden. Unwiderruflich fest wurde es beschlossen, keine Steuer mehr, welche sie auch wäre, zu zahlen. Das geschah im October 1729.

Auf die Kunde von der Bewegung des Volkes in Bozio sandte der Gouverneur Felir Pinelli hundert Mann nach dem Pieve. Sie übernachteten in Poggio de Tavagna, in die Häuser des Ortes stille aufgenommen. Einer der Einwohner, Pompiliani aber faßte den Plan, sie Nachts zu entwaffnen. Man führte ihn aus und ließ die Wehrlosen nach Bastia zurückgehen. Sofort war Pompiliani erklärtes Haupt der Insurgenten. Diese bewaffneten sich mit Aerten, Beilen, Winzermessern, stürzten sich auf das Fort von Aleria, erstürmten dasselbe, hieben die Besatzung nieder, nahmen Waffen und Munition und marschirten ohne Säumen auf Bastia los. Mehr als 5000 Menschen lagerten sich vor der Stadt, in deren Citabelle sich Pinelli einschloß. Um Zeit zu gewinnen schickte er eilig den Bischof von Mariana in das Lager der Aufständischen, gütlich mit ihnen zu unter-

handeln. Sie forderten Abstellung aller Beschwerden des corsischen Volkes. Der Bischof aber bewog sie einen Waffenstillstand von vier- undzwanzig Tagen anzunehmen, in die Berge zurückzukehren und abzuwarten, bis der Senat von Genua auf ihre Forderungen werde geantwortet haben. Solches geschah. Die Frist benützte Pinelli, Verstärkungen an sich zu ziehn, umliegende Forts zu besetzen und Zwietracht auszustreuen. Da sich nun das Volk hingehalten und getäuscht sah, stieg es zu zehn Tausenden angewachsen wieder die Berge herab und lagerte sich vor Bastia. Der allgemeine Aufstand war nicht mehr zu hemmen, vergebens schickte nun Genua seine Commissäre, zu beschwichtigen und zu unterhandeln.

Eine Volksversammlung war in Furiani abgehalten worden. Pompiliani, in erster Not zum Führer erwählt, hatte sich untüchtig gezeigt, er wurde beseitigt und an seine Stelle setzte man zwei gewiegte Männer Andrea Colonna Ceccaldi aus Bescovato und Don Luis Giafferi von Talasani, und erklärte beide zu Generalen des Volks. Von neuem und heftiger wurde nun Bastia angegriffen, und wieder wurde der Bischof in das Lager des Volks geschickt, es zu beschwichtigen. Man schloß einen Waffenstillstand auf vier Monate. Beide Teile benützten ihn sich zu rüsten; auch Complotte nach alter Art wurden von dem genuesischen Commissär Camillo Doria geschmiedet, aber ein Mordanschlag auf Ceccaldi's Leben schlug fehl. Dieser hatte mit Giafferi unterdeß das Innere des Landes durchzogen, die Familienkriege geschlichtet und das Recht wieder hergestellt, dann hatten sie im Februar 1731 eine legislative Versammlung in Corte eröffnet. Es wurden hier Gesetze erlassen, Anordnungen zur allgemeinen Erhebung getroffen, Milizen und Obrigkeiten organisiert. Mit einem feierlichen Schwur verband man sich, nimmer mehr das Joch Genuas zu tragen. So wurde der Aufstand legal, allgemein und geordnet. Es war das ganze Volk von dießseits wie von jenseits der Berge, welches in einem Gefühle sich erhob. Auch die Stimme der Religion wurde befragt. Die Geistlichkeit der Insel war in Drezza zu einem Tage zusammengetreten, und einmütig hatte sie den Schluß gefaßt, daß wenn die Republik dem Volke das Recht weigere, der Krieg. Notwehr sei und das Volk ledig seines Untertaneneides.

Drittes Kapitel.

Man hatte den Canonicus Orticoni nach dem Festlande gesendet, den Schuß der fremden Mächte anzugehen, Giasteri nach Toscana, Waffen und Munition zu verschaffen, welche fehlten. Indes war der Waffenstillstand abgelauten. Genua, das in nichts willigte, forderte unbedingte Unterwerfung und Auslieferung der beiden Häupter. Wie nun der Krieg auf allen Punkten sich entzündete, die Corsen aber, nachdem sie mehre feste Orte hinweggenommen hatten, Bastia, Ajaccio und Calvi enge umschlossen hielten, erkannte die Republik die große Gefahr und wandte sich an den Kaiser Carl den Sechsten um Hilfe.

Der Kaiser bewilligte die Hilfe. Er sagte der Republik ein Corps von 8000 Mann deutscher Truppen zu, indem er mit ihm förmlich als ein Kaufherr mit Kaufherren einen Kaufcontract abschloß. Es begann damals die Zeit, in der die deutschen Fürsten das Blut ihrer Landesfinder um Geld in die Fremde verkauften, damit es im Dienste der Despotie verwandt würde. Es war auch zugleich die Zeit, in welcher die Völker erwachten. Ein neuer Geist, der Volksgeist, ging durch die Welt. Das arme Volk der Corsen hat den bleibenden Ruhm, diese neue Periode eröffnet zu haben.

Der Kaiser verhandelte übrigens die 8000 Deutschen unter sehr günstigen Bedingungen. Die Republik verpflichtete sich, sie zu unterhalten, monatlich 30000 Gulden zu zahlen und für jeden Erschlagenen oder Ueberläufer hundert Gulden zu ersetzen. Daher geschah es, daß die Corsen so oft sie einen Deutschen erschlugen, anriefen: Genua, hundert Gulden!

Die verkauften Söldner kamen denn am 10. August 1731 nach Corsica, nicht alle, sondern nur erst 4000 Mann, denn die andere Hälfte hatte der genuesische Senat zurückgelegt, in der Hoffnung auszureichen. Die viertausend Deutsche standen unter dem Befehle des Generals Wachtendonk. Kaum ausgeschifft, fielen sie auf die Corsen und zwangen sie, von der Belagerung von Bastia abzustehen.

Mit Schmerz aber und mit Bangigkeit sah das corsische Volk den Kaiser selbst als ihren Unterdrücker einschreiten. Ihnen fehlte das Nötigste. In ihrer gänzlichen Armuth hatten sie nicht Waffen, noch gute Kleidung, noch Schuhe. Baarhaupt und baarfuß liefen sie in die Schlacht. An wen sollten sie sich wenden, ihrer Seite Hilfe zu finden? Sie konnten auf Niemanden draußen rechnen, als allein

auf ihre verbannten Landsleute. In einer Volksversammlung beschloßen sie daher diese Hereinzurufen, wo sie immer auf dem Festlande seien, und sie richteten an sie folgende Aufforderung:

Landsleute! unsere Bemühungen um Abstellung unserer rechtlichen Beschwerden sind fruchtlos geblieben, wir haben uns entschlossen unsere Freiheit durch die Waffen zu erringen. Es gibt kein Schwanken mehr. Entweder kommen wir aus dem Zustande von Erniedrigung und schimpflicher Prostitution heraus, in welchen wir gefallen waren, oder wir wissen zu sterben und unsere Leiden wie unsere Ketten im Blute zu ertränken. Wenn sich kein Fürst findet, welcher von der Erzählung unseres Unglücks gerührt unsere Klagen hört und uns gegen unsere Unterdrücker verteidigt, so gibt es einen allmächtigen Gott und wir stehn bewaffnet im Namen und für die Verteidigung des Vaterlandes. Eilt herbei, alle ihr Kinder Corsicas, welche der Zufall von unseren Küsten entfernen mochte, neben euren Brüdern zu kämpfen, zu siegen oder zu sterben. Laßt euch durch nichts zurückhalten, nehmt die Waffen und kommt. Das Vaterland ruft euch und bietet euch ein Grab und die Unsterblichkeit. —

Sie kamen; von Toscana, von Rom, von Neapel, von Marseille. Es verging kein Tag, an dem nicht der eine oder der andere landete, und wer nicht die Waffen tragen konnte, schickte was er vermochte Geld und Waffen. Einer dieser ins Vaterland zurückeilenden Corsen, Felician Leoni aus der Valagna, bisher Capitän im Dienste Neapels, landete eines Tages bei San Fiorenzo in demselben Augenblicke, als sein alter Vater Gerouimo mit einem Trupp vorbeizog, den Turm von Nonza anzugreifen. Weinend umarmten sich Vater und Sohn. Dann sagte der Alte: mein Sohn, gut daß du gekommen bist, gehe du an meiner Statt und wirf die Genuesen aus dem Turme. Der Sohn führte den Trupp auf der Stelle weiter; der Vater blieb und wartete auf den Ausgang. Leoni nahm den Turm von Nonza, aber den jungen Sieger streckte eine Kugel todt zur Erde. Ein Bote lief hierauf die Trauerkunde dem Vater zu bringen. Der alte Mann sah den Boten herankommen und fragte ihn, wie die Sachen stünden. Traurig, rief der Bote, denn dein Sohn ist gefallen. — Nonza ist genommen? — Es ist genommen — Nun denn, rief der Greis, es lebe das Vaterland! —

Unterdes verwüstete Camillo Doria die Insel und zerstörte ihre Dörfer, der General Wachtendonk aber zog in das Innere, die Provinz

Balagna zu unterdrücken. Hier jedoch umzingelten ihn die Corsen bei S. Pellegrino in den Bergen, nachdem sie ihm viel Volk erschlagen hatten. Der kaiserliche General konnte nicht rückwärts nicht vorwärts und war verloren. Stimmen wurden laut, diese Fremden alle insgesammt niederzuhauen. Aber der weise Giasteri wollte den Zorn des mächtigen Kaisers nicht auf sein armes Vaterland heraufbeschwören und entließ Wachtendonk mit seinem Heere ungekränkt nach Bastia, indem er nur dies ausbedang, daß der General die Beschwerden der Corsen bei Carl dem Sechsten vermitteln solle. Wachtendonk versprach es mit seinem Worte, er staunte über die Großmut dieser Menschen, welche er als eine wilde Horde von Rebellen zu bändigen gekommen war. Man hatte einen Waffenstillstand von zwei Monaten geschlossen. Die Beschwerden der Corsen waren formulirt und nach Wien geschickt worden, ehe aber die Antwort eintraf, war der Waffenstillstand abgelaufen und der Krieg begann aufs Neue.

Die zweite Hälfte der kaiserlichen Hilfsschaar, neue 4000 Mann kamen herüber; mehrmals siegten die kühnen Corsen und zumal am 2. Februar 1732 schlugen und vernichteten sie die Deutschen unter Doria und de Vins in der blutigen Schlacht bei Calenzana. Hierauf bat die erschrockene Republik den Kaiser zum drittenmal um 4000 Mann Truppen. Die Welt aber begann eine lebhafteste Sympathie für das kühne Volk zu offenbaren, welches selbst aller Hilfe baar und in der bittersten Verlassenheit einzig aus seiner Vaterlandsliebe die Mittel nahm, zweien so furchtbaren Feinden glorreich zu widerstehen.

Das neue kaiserliche Heer führte Ludwig Prinz von Württemberg, ein berühmter Feldherr. Sofort verkündete er eine Amnestie unter der Bedingung, daß das Volk die Waffen niederlege und sich Genua unterwerfe. Aber auf diese Bedingung wollten die Corsen nicht unterhandeln. Daher rückten Württemberg, der Prinz von Culmbach, die Generale Wachtendonk, Schmettau und Waldstein nach einem gemeinsamen Operationsplane in das Land, während die Corsen sich in die Berge zogen, den Feind durch den Guerillakrieg aufzureiben. Plötzlich kamen die Antworten des kaiserlichen Hofes auf die Beschwerden der corsischen Nation, und Befehle an den Prinzen von Württemberg möglichst gütlich mit dem Volke sich zu vergleichen, weil man erkenne, daß es in seinen Rechten gekränkt sei.

Am 11. Mai 1732 wurde hierauf zu Corte ein Friede geschlossen, unter folgenden Bedingungen: 1) Allgemeine Amnestie; 2) Verzicht

auf jede Entschädigung der Kriegskosten; 3) Erlass aller schuldigen Steuern; 4) Zulassung aller Corsen zu allen civilen, militärischen und geistlichen Aemtern; 5) das Recht Collegien zu gründen und die Lehrefreiheit; 6) Wiederherstellung der Zwölfmänner und der Sechsmänner mit allen Privilegien eines Dratore; 7) das Recht der Verteidigung für Angeklagte; 8) Errichtung einer Behörde, welche die Vergehen aller öffentlichen Beamten darzulegen habe.

Dieser für die Corsen günstige Vertrag sollte die persönliche Gewähr und Vollziehung des Kaisers haben. Demnach verließen die meisten deutschen Truppen die Insel, nachdem mehr als 3000 Deutsche ihr Grab auf Corsica gefunden hatten. Nur Wachtendonk blieb noch einweilen zurück, den Vollzug des Vertrages zu verwirklichen.

Viertes Kapitel.

Man erwartete die kaiserliche Ratification. Ehe sie aber eintraf, ließ sich der genuesische Senat, erbittert und nach Rache begierig, zu einer widerrechtlichen Handlung fortreißen, welche das corsische Volk aufs neue empören mußte. Ceccaldi, Giafferi, der Abbé Mitelli und Raffaelli, die Häupter der Corsen, welche das Friedensdocument im Namen ihrer Nation unterzeichnet hatten, wurden plötzlich festgenommen und unter dem Vorwande hochverrätherischer Absichten nach Genua geschleppt. Ein Schrei der Empörung erhob sich hierüber auf der Insel; man eilte zu Wachtendonk und machte seine Ehre für diese Gewaltthat der Genuesen verantwortlich, man schrieb an den Prinzen von Würtemberg, an den Kaiser selbst und forderte den vertragmäßigen Schutz. Dies hatte die Folge, daß der Kaiser ohne Säumen den Friedensvertrag vollzog und die Eingekerkerten reclamirte. Alle vier wurden in Freiheit gesetzt, aber der Senat suchte ihnen die Verpflichtung abzündigen niemals mehr in ihr Vaterland zurückzukehren. Ceccaldi begab sich nach Spanien, wo er Dienste nahm; Raffaelli nach Rom; Mitelli und Giafferi aber gingen nach Livorno in der Nähe ihres Vaterlandes die Dinge zu beobachten, welche wie der Anschein zeigte, nicht auf die Dauer haltbar waren.

Am 15. Juni 1733 hatte auch Wachtendonk mit den letzten

Deutschen die Insel verlassen, welche nun im Besitze des rechtmäßig vollzogenen Friedensinstrumentes sich Genua wieder gegenüber fand. Die beiden Todfeinde sahen sich kaum ins Gesicht, als sie zu den Waffen griffen. Nichts anders mehr als Kampf auf Leben und Tod war zwischen dem Corsen und dem Genuesen möglich. In so langen Jahrhunderten war der Haß Natur geworden. Der Genuese kam racheatmend, ränkevoll, listig; der Corse trotzig, unverzöhnt, mißtrauisch, stolz endlich auf seine erprobte Kraft und im Bewußtsein seiner nationalen Selbstständigkeit. Ein paar Verhaftungen und Mordanschläge, und das Volk stand augenblicks auf und sammelte sich in Rossino um Hyacinth Paoli einen raschen, entschlossnen und tapfern Bürger aus Morosaglia. Es war ein Mann von bedeutenden Gaben, Redner, Dichter und Staatsmann; denn in der Schule des Unglücks und der Kämpfe waren nun dem rohen Corsenvolke Männer gereift, welche Europa in Erstaunen setzen sollten. Das Volk von Rossino ernannte Hyacinth Paoli und Castineta neben ihm zu Generalen. Die Häupter waren da, wenn auch nur erst provisorisch.

Nicht sobald war die Bewegung von Rossino ausgebrochen und der Kampf mit Genua wieder aufgenommen worden, als der tapfere Giasteri sich ins Schiff warf und in Corsica landete. In Corte, welches man erstürmt hatte, wurde die erste Volksversammlung gehalten. Hier erklärte man einstimmig Genua den Krieg, und man faßte den Beschluß sich unter den Schutz des katholischen Königs von Spanien zu stellen, dessen Banner man auch in Corte aufpflanzte. Der Canonicus Orticoni wurde an den Hof von Madrid gesandt, diesen Wunsch des Volkes vorzutragen.

Don Luis Giasteri war aufs neue zum General der Corsen ernannt worden, und diesem geschickten Heerführer war es während des Jahres 1734 gelungen, den Genuesen alles Land bis auf die festen Seeplätze zu entreißen. Darauf hatte er im Januar 1735 eine Generalversammlung des Volkes in Corte vereinigt. Er forderte hier Hyacinth Paoli zu seinem Collegen, und nachdem dies bewilligt worden war, trug man dem Advocaten Sebastiano Costa auf, die Statuten der neuen Regierung zu entwerfen. Es sprach demnach diese denkwürdige Versammlung die Selbstständigkeit des Volkes und die ewige Trennung Corsicas von Genua aus und verkündigte als Grundlagen der Landesverfassung: Selbstregierung des Volkes in seinem Parlamente; eine Junta von Sechsmännern, vom Parlamente ernannt

und alle drei Monate erneuert, welche neben den Generalen das Parlament vertreten sollte; ein Civilkörper von Viermännern, beauftragt mit der Rechtspflege, mit den Finanzen und den Handelsinteressen. Als alleinige Quelle der Gesetze wurde das versammelte Volk erklärt. Ein Gesetzbuch sollte von der obersten Junta verfaßt werden.

Dies waren die Grundzüge einer Constitution, welche der Corde Costa entwarf, und welche im Jahre 1735, mitten in der Barbarei damaliger europäischen Staatsverfassungen, ein Volk sich gab von dem das Gericht dann und wann die dunkle Kunde auf das Festland Europas brachte, daß es schrecklich wild und barbarisch sei. Hier zeigt sich, daß die Erzieherin der Völker zur Freiheit und zur Selbstständigkeit nicht immer die Wissenschaft ist, noch der Reichtum und der Glanz der politischen Ereignisse, öfter vielleicht die Armut, das Unglück und die Liebe zum Vaterlande. Und so hatte ein kleines Volk ohne Literatur und ohne Industrie an politischer Weisheit und an Menschlichkeit alle Culturvölker Europas in der Stille und durch eigene Kraft überflügelt; seine Staats Einrichtung war nicht auf dem Boden der philosophischen Systeme, sondern auf dem der materiellen Bedürfnisse gewachsen.

Giafferi, Ceccaldi und Hyacint Paoli waren alle drei an die Spitze der Nation gestellt worden. Unterdeß war auch Orticoni von seiner spanischen Sendung zurückgekehrt und hatte die Antwort gebracht, daß der katholische König es ablehne, Corsica in seinen besondern Schutz zu nehmen, daß er aber erkläre, Genua nie mit Truppen unterstützen zu wollen. Weil nun die Corsen auf keine andere fürstliche Protection zu rechnen hatten, thaten sie in ihrer Verlassenheit was italienische Republiken im Mittelalter bisweilen gethan hatten; sie stellten sich durch Volksbeschluß unter den Schutz der heiligen Jungfrau Maria, deren Bild in die Fahnen des Landes aufgenommen wurden, und sie erwählten Jesus Christus zu ihrem Gonfaloniere oder Bannerträger.

Indeß wandte Genua, welchem der deutsche Kaiser wegen seiner Verwicklungen in die polnischen Angelegenheiten keine Hilfe leisten konnte, seine äußersten Mittel an, die Corsen zu bezwingen. Nach einander sandte die Republik Felix Pinelli, den ehemaligen grausamen Landpfleger, und ihren tapfersten General Paul Battista Rivarola mit allen Truppen, welche aufgebracht werden konnten. Und allerdings war die Lage der Corsen verzweifelt. Denn es fehlte ihnen an

allem Nötigen, weil das Land gänzlich erschöpft war und die genuesischen Kreuzer jede Zufuhr von außen hinderten. So sehr waren sie in Not gekommen, daß sie bereits einen Friedensantrag machten, welchen Genua jedoch verwarf. Die ganze Insel war blockirt, jeder Verkehr stockte, Schiffe von Livorno her waren gekapert worden, das Pulver war ausgegangen, die Waffen, namentlich Geschütze fehlten. Als nun die Not aufs Höchste gestiegen war, ereignete es sich eines Tages, daß zwei fremde Schiffe im Golse von Isola Rossa vor Anker gingen und eine große Zahl von Lebensmitteln und von Kriegsbedarf anbluden, Geschenke für die Corsen von unbekanntem mysteriösen Gebern. Die Capitäne der Schiffe verschmähten jedes Entgelt, sie baten nur um einigen corsischen Wein, um ihn auf das Wohl der tapfern Nation zu trinken. Dann gingen sie unter den lauten Segenswünschen des Volkes wieder in See, welches sich an der Küste gesammelt hatte, seine fremden Wohlthäter zu sehen. Ein unbeschreiblicher Jubel aber ergriff das corsische Volk, und dieses kleine Zeichen fremder Theilnahme versetzte es in eine wahre Trunkenheit. In allen Dörfern läutete man vor Freuden mit den Glocken. Man sagte sich, daß die göttliche Vorsehung und die heilige Jungfrau dem armen Lande ihre Rettungsendel sende, man hoffte nun, daß irgend eine fremde Macht den Corsen ihren Schutz wolke angedeihen lassen. Der moralische Eindruck dieses Ereignisses war so groß, daß Genua fürchtete, was die Corsen hofften, und augenblicklich um Frieden unterhandelte. Aber die Corsen lehnten ihn nun ab.

Jene beiden Schiffe hatten großherzige Engländer ausgerüstet, Freunde der Freiheit und Bewunderer des corsischen Heldennutes. Bald sollte durch die Erhebung Nordamerikas ihr Patriotismus mit ihrem Edel Sinne in Kampf geraten. Die engländische Munition verhalf den Corsen zur Erstürmung von Aleria, wo sie vier Kanonen erbeuteten. Sie belagerten nun Calvi und Bastia. Aber ihre Lage wurde mit jedem Augenblicke hilfloser und verzweifelter. Man hatte alle Mittel ausgegeben und keine fremde Macht trat ein. In jenen Tagen hatte sich der Corsen eine fast religiöse Spannung der Gemüther bemächtigt. Sie glichen den Juden unter den Makkabäern, als sie auf einen Messias hofften.

Fünftes Kapitel.

Da geschah es, daß am 12. März des Jahres 1736 in der Morgenfrühe ein Schiff mit brittischer Flagge nach der schönen Küste von Aleria feuerte. Das herzuströmende Volk begrüßte dasselbe mit Jauchzen, weil es vermutete, es sei mit Munition beladen. Das Fahrzeug warf am Strande die Anker aus, und bald darauf sah man die angesehensten Männer der Insel sich an Bord begeben und einem räthselhaften Fremden aufwarten, welcher sich auf dem Schiffe befand. Dieser Fremde war von königlicher Art, von einem feierlichen Wesen und theatralisch gekleidet. Er war angethan mit einem langen Kastan von scharlachroter Seite, mit maurischen Pantalons und gelben Schuhen, ein spanischer Hut mit einer Feder bedeckte sein Haupt, im Gürtel von gelber Seide steckten ein paar reich ausgelegter Pistolen, ein Schleppsäbel hing an seiner Seite und in der rechten Hand hielt er einen langen Scepterstab. Hinter ihm her stiegen ans Land in ehrfürchtiger Haltung sechszehn Herren seines Gefolges, elf Italiener, zwei französische Officiere und drei Mauren. So betrat dieser räthelhafte Mann Corsica mit der Miene eines Königs und mit dem Willen es zu sein.

Die Corsen umringten die geheimnißvolle Person mit nicht kleinem Staunen. Man war überzeugt, daß er, wenn nicht ein fremder Prinz, so doch der Abgesandte eines Monarchen sei, welcher den Corsen seinen Schuß wolle angebeihen lassen. Auch lud das Schiff alsobald vor den Augen der Menge seinen Inhalt aus, 10 Stück Kanonen, 4000 Flinten, 3000 Paar Schuh, 700 Säcke Getreide, eine große Masse Munition, einige Fäshen voll Zechinen und eine nicht geringe Summe von Geldmünzen aus der Barbarei. Es schien daß die Häupter der Insel um die Ankunft und um die Person des Fremden wußten. Man sah Xaverius Matra ihn mit der Achtung begrüßen, welche einem Könige gebührt und man war eingenommen von der Hoheit der prinziplichen Manieren und der Feierlichkeit seines Wesens. Man führte ihn im Triumfe nach Cervione.

Dieser seltsame Ankömmling war ein Deutscher, der westphälische Baron Theodor von Neuhoff, von allen Abenteurern seiner merkwürdigen Zeit der genialste und der glücklichste. Er hatte in seiner Jugend am Hofe der Herzogin von Orleans als Page gedient, war dann in spanische Dienste gegangen und wieder nach Frankreich zurückgekehrt. Sein glänzender Geist hatte ihn mit allen bedeutenden Persönlichkeiten

der Zeit in Berührung gebracht, mit Alberoni zumal, mit Ripperda und Lav, in dessen Finanzspeculationen er sich mit vertieft hatte. Neuhoff hatte alles erlebt, alles gesehn, alles gedacht, versucht, genossen und gelitten. Seiner Natur gemäß hatte er alle möglichen Gestalten, in welchen das Glück erscheinen kann, durchlaufen und war bei der zufälligen Vorstellung angelangt, daß es für einen kräftigen Geist wünschenswerth sein müsse, König zu sein. Und dies dachte er nicht in der Hirnverrückung des Don Quijote, welcher in die Welt hineinreitend sich vorstellte, daß der Lohn seiner künftigen Thaten zum mindesten das Kaisertum Trebisonde sein werde; sondern der Zufall warf ihm den bestimmten Gedanken an eine Königskrone in seinen ganz klaren Verstand, und so beschloß er König zu sein auf natürlichem und wirklichem Wege es zu werden, und er wurde es.

In Europa umherstreifend war Neuhoff gerade in dem Augenblicke nach Genua gekommen, als Giafferi, Ceccaldi, Mitelli und Razaelli gefangen eingebracht wurden. Es scheint, daß er hier zum ersten Male auf die Corsen aufmerksam wurde, deren Tapferkeit ihm imponirte; er knüpfte Verbindungen mit solchen Corsen an, welche in Genua waren, besonders mit Männern aus der Provinz Balagna, und indem er Einsicht in die Zustände der Insel gewann, reifte in ihm der Gedanke, in diesem romantischen Lande eine Rolle zu spielen. Sofort ging er nach Livorno, wo sich der mit den Angelegenheiten seiner Nation beauftragte Orticoni befand. Er setzte sich mit diesem Manne in Verbindung und seinem Genie gelang es, ihm Bewunderung und Vertrauen in die großartigen Versprechungen einzulösen, welche er machte. Denn mit allen Höfen vertraut, wie er sagte, versprach er dem Corsen in Jahresfrist alle die Mittel herbeizuschaffen, welche nötig seien, die Genuesen für immer zu vertreiben. Er verlangte als Belohnung nichts mehr als dies, daß die Corsen ihn zu ihrem Könige krönten. Orticoni, hingerissen von dem ungewöhnlichen Geiste des Mannes, von der Uerschöpflichkeit seiner Berechnungen, von der Gewandtheit seiner diplomatischen, ökonomischen und politischen Ideen, und erkennend, daß Neuhoff seinem Lande wirkliche Dienste zu leisten vermöge, wandte sich anfragend an die Generale der Insel. Sie gaben ihm in ihrer verzweifelten Lage die Vollmacht, mit Neuhoff zu unterhandeln. Orticoni schloß also mit dem Baron den Vertrag, daß ihn die Corsen zu ihrem Könige ausrufen sollten, sobald er sie in den Stand setze, sich von Genua völlig zu befreien.

Wie nun Theodor von Neuhoff dieser Aussicht gewiß war, begann er mit einer so großen Energie an ihrer Verwirklichung zu arbeiten, daß sie allein hinreicht, von seinem Genie Zeugniß zu geben. Er setzte sich mit dem englischen Consul in Livorno und mit solchen Kaufleuten in Verbindung, welche mit der Barbarei Handel trieben, er verschaffte sich dahin Empfehlungsbriefe, er ging nach Afrika, und nachdem er hier, wie in Europa durch seine Agenten, Himmel und Erde in Bewegung gebracht hatte, gelang es ihm sich in den Besitz aller der Hilfsmittel zu setzen, mit welchen er dann plötzlich in Corsica landete.

Er erschien dort in der Zeit der höchsten Not. Indem er nun den Häuptern der Insel die Kriegsvorräte übergab, erklärte er, daß sie nur der kleinste Teil von dem seien, was nachfolgen werde. Er stellte ihnen vor, daß seine Verbindungen mit den Höfen Europas, schon jetzt mächtig, mit dem Augenblick eine andere Grundlage bekommen würden, wo die Genuesen geschlagen sein würden und wo er die Krone tragend als ein Fürst mit Fürsten zu unterhandeln vermöchte. Er begehrte also die Krone. Hyacint Paoli, Giasteri und der gelehrte Costa, Männer von dem positivsten Verstande, von dem Wirklichsten erfüllt, was handelnden Menschen je auferlegt werden kann, von der Aufgabe ihr Volk zu befreien und zu constituiren, gingen trotzdem auf dies Begehren ein. Die Verpflichtung gegen den Mann und seine Dienste, die den Volksgeist ausschwingende Neuheit des Ereignisses, die Aussichten auf weitere Hilfe, endlich die höchste Not forderte es. Theodor von Neuhoff, designirter König der Corsen, bezog seine Wohnung in dem bischöflichen Hause von Cervione, und am 15. April versammelte sich das Volk zu einem allgemeinen Tage im Convent von Alesani, um über die Einsetzung des Königtums einen Beschluß zu fassen. Je zwei Vertreter der Communen des Landes, Abgeordnete der Geistlichkeit und der Klöster kamen hier zusammen, und mehr als 2000 Menschen aus dem Volke untlägerden den Convent. Man legte dem Parlamente folgende Constitution vor: Die Krone des Königreichs Corsica wird der Familie des Baron Theodor von Neuhoff erblich übertragen; der König hat neben sich einen Rat von 24 vom Volke gewählten Männern, ohne deren und des Parlaments Zustimmung er keinen Entschluß fassen, noch irgend welche Auflage erheben darf. Alle Aemter gebühren allein den Corsen; die Gesetzgebung bleibt beim Volke und bei seinem Parlamente.

Diese Constitutionsartikel las der Doctor Gaffori dem versammelten Volke vor, welches sie durch Zuruf annahm; dann unterzeichnete sie der Baron Theodor eigenhändig vor den Vertretern der Nation und schwor vor allem Volke auf das heilige Evangelium der Verfassung treu zu bleiben. Nach diesem Akte wurde er in die Kirche geführt, wo nach einem feierlichen Hochamte die Generale ihm eine Krone auf das Haupt setzten. Die Corsen waren zu arm; sie hatten keine Krone von Gold; sie flochten eine von Lorbeer- und von Eichenzweigen und setzten sie auf das Haupt ihres ersten und letzten Königs. So wurde der Baron Theodor von Neuhoff, welcher sich bereits Grand von Spanien, Lord von Großbritannien, Pair von Frankreich, Graf des heiligen Reichs, Fürst des römischen Reichs nannte, König der Corsen, seines Namens Theodor der Erste.

Erklärt sich gleich dieses seltsame Ereigniß, wie aus früheren Erscheinungen der corsischen Geschichte, so aus der damaligen Lage der Corsen, so bleibt es immer staunenswürdig. Denn so groß war die Liebe zur Freiheit bei diesem Volke, daß es um jene zu erringen und das Vaterland zu retten, einen fremden Abenteuerer zu seinem Könige machte, weil er ihm Hoffnungen auf die Freiheit gab, und daß seine tapferen und gewiegten Generale, die Häupter des Landes, ohne Zögern und ohne Reid ihrer Gewalt sich ruhig entkleideten.

Sechstes Kapitel.

Im Besitze des königlichen Titels wollte Theodor auch einen königlichen Hof um sich sehen, und war deshalb nicht sparsam mit Austheilung von Würden. Er ernannte Don Luis Giafferi und Hyacinth Paoli zu seinen ersten Ministern und verlieh ihnen den Grafentitel. Faverius Natra wurde Marquis und Großmarschall des Palastes, Giacomo Castagnetta Graf und Commandant von Rostino, Arrighi Graf und Generalinspector der königlichen Truppen. Noch andere ernannte Theodor zu Baronen, Markgrafen, Generallieutenants, königlichen Gardecapitänen und setzte sie zu Commandanten verschiedener Landesteile ein. Der Advocat Costa, nunmehr Graf Costa, wurde zum Großkanzler des Reichs ernannt, und der Doctor Gaffori,

nummehr Marquis Gaffori, Secretär des Cabinets seiner Majestät des constitutionellen Königs.

So lachenswerth alle diese pomphaften Einrichtungen auf dem Grunde des corthischen Glends auch erscheinen mußten, so nahm der König Theodor es doch ernst mit seiner Aufgabe. In kurzer Zeit hatte er die Ruhe im Lande wiederhergestellt, die Familienkriege geschlichtet, ein wolgeordnetes und in Companieen getheiltes Heer aufgebracht, mit welchem er dann gleich im April 1736 Porto Vecchio und Sartene den Genuesen entriß. Der Senat von Genua hatte das Räthselhafte, was vor seinen Augen geschah, erst mit der Furcht angestaunt, es möchten Absichten einer fremden Macht dahinter verborgen sein; als sich aber der Baron Theodor enthüllte, waren die Genuesen eilig ihn durch Pamphlete lächerlich zu machen und als einen tiefverschuldeten Glückbringer zu brandmarken. Der König Theodor antwortete auf die genuesischen Manifeste mit königlicher Würde, deutscher Grobheit und deutschem Wize. Er marschirte dann in Person gegen Bastia, kämpfte heldenmütig und wie ein Löwe vor den Mauern, und da er die Stadt nicht nehmen konnte, schloß er sie ein, streifte zu gleicher Zeit in das Innere der Insel, vernichtete genuesische Heerhaufen und strafte abgefallene Orte mit rücksichtsloser Strenge. Die Genuesen waren bald auf ihre festen Plätze am Meere beschränkt. In ihrer Verlegenheit hatten sie damals zu einem abscheulichen Mittel gegriffen, um sich zu verstärken. Sie hatten Banditen, Galeerensclaven, Mörder zu einer Bande vereinigt, deren Zahl auf 1500 Mann sich belief, hatten diesen Auswurf der Gesellschaft bewaffnet und gegen Corsica losgelassen. Diese Schaaren machten Streifzüge in das Land und verübten zahllose Gräucl. Man nannte sie Vittoli nach dem Meuchelmörder Sampjero's; oder Oriundi.

Indeß war König Theodor nicht müde geworden, für die Hebung des Landes Sorge zu tragen. Er hatte Waffenfabriken, Salinen, Zeugwerkereien angelegt, die Industrie zu beleben, durch Handelsvorteile Fremde herbeizulocken, durch Ausrüstung von Kaperschißen den genuesischen Kreuzern die Wage zu halten gesucht. Das corthische Nationalbanner war grün und gelb und enthielt den Spruch: *In to Domine speravi*. Theodor hatte endlich auch Geld schlagen lassen, Gold-, Silber- und Kupfermünzen. Diese Münzen zeigten auf dem Avers ein lorbeerbekränztes Schild, darüber eine Krone mit den Ziffern T. R., auf dem Revers stand: *pro bono et libertate*. Man

bezahlte diese Münzen auf dem Festlande aus Neugierde um den dreißigfachen Wert. Aber alle diese Dinge halfen wenig, die Not stieg, die versprochene Hilfe kam nicht, das Volk fing an zu murren. Der König kündigte beständig das Erscheinen einer befreundeten Flotte an; sie blieb aus dem natürlichen Grunde aus, weil die Zusage eine Unwahrheit war. Als nun die Stimmen des Landes bedenklicher wurden, versammelte Theodor am 2. September das Parlament in Casacconi; hier erklärte er, daß er die Krone niederlegen werde, wenn bis zum Ende des October die angekündigte Hilfe nicht erschienen sei, oder daß er dann selber auf den Continent gehen werde sie zu beschleunigen. Er war also in derselben verzweifelten Lage, wie es der Sage nach Columbus gewesen war, als das angekündigte Land nicht erscheinen wollte.

Sobald das Parlament auseinander gegangen war, welches auf des Königs Vorschlag einen neuen Finanzplan, eine Vermögenssteuer genehmigt hatte, stieg Theodor zu Pferde, sein Reich auch jenseits der Berge kennen zu lernen. Im Lande jenseits der Berge waren die Hauptstöße der Signoren Corsica's gewesen, und dort hatten sich die alten Adelsgestülte noch wol erhalten. Luca Ornano empfing den Monarchen mit einer Gesandtschaft der angesehensten Herren jener Gegenden und führte ihn im festlichen Geleite nach Sartene. Hier kam Theodor auf den fürstlichen Gedanken einen neuen Ritterorden zu stiften; der Einfall war zugleich politisch, wie wir überhaupt sehen, daß der deutsche Baron und Gorkenkönig nicht minder politisch sich zu benehmen wußte, als andere Emporkömmlinge von größeren Dimensionen ihrer Herrschaft vor und nach ihm. Der neue Orden hieß: der Orden von der Befreiung (*della Liberazione*). Der König war Großmeister desselben und ernannte die Cavaliere. Man sagt, daß der Orden in weniger als zwei Monaten mehr denn vierhundert Mitglieder zählte, und daß mehr als ein Viertel davon Ausländer waren, welche um der Seltsamkeit oder um der tapfern Corsen willen die Ehre der Mitgliedschaft nachsuchten. Diese war teuer; denn im Statute war festgesetzt, daß jeder Cavalier bei seinem Eintritte 1000 Scudi zahlen sollte, von welchen er zeitlebens eine Leibrente von zehn Procent zu beziehen hatte. Dies war denn der beste Sinn des Ordens, nämlich daß er eine Anleihe Ehrenhalber und eine Finanzspeculation war. Bei seiner Anwesenheit in Sartene verließ der König auf den Wunsch der Edeln des Landes jenseits der Berge mit verschwen-

derischer Hand Titel von Grafen, Baronen und Freiherren, mit welchen getröstet die Nachkommen der Ornano, der Istria, der Rocca und Peca nach Hause gingen.

Während der König also königlich sich bezeugte und die Insel mit Cavalieren und Grafen erfüllte, als wäre das arme Corsica über Nacht ein reiches Kaisertum geworden, drückten ihn in der Stille die bittersten Regentensorgen. Denn sich die Wahrheit zu gestehn, so war sein Königreich doch nur ein gemaltes, und mit Lusterscheinungen hatte er sich umgeben. Jene angekündigte Flotte wollte gar nicht erscheinen, weil sie ebenfalls eine gemalte Flotte war. Und diese Chimäre versetzte den König in größere Besorgniß, als es eine wirkliche Flotte von hundert wol gerüsteten feindlichen Schiffen würde gethan haben. Theodor fing an sich mißbehaglich zu fühlen. Bereits gab es eine Partei im Lande, welche mit ihm unzufrieden sich organisiert hatte, unter dem Namen der Indifferenten. Mitelli und Rasfaelli hatten die Partei gebildet, und Hyacint Paoli selbst war auf ihre Seite getreten. Schon hatten die königlichen Truppen mit den Indifferenten einen Zusammenstoß gehabt, und waren geschlagen worden. Das Königthum Theodors schien also zerplazen zu wollen wie eine Seifenblase; Giasseri allein beschwor den Sturm noch für eine Weile.

Unter solchen Umständen hielt der König es für wolgethan, dem Unwetter aus dem Wege zu gehn und die Insel zu verlassen; nicht heimlich sondern als Fürst, welcher auf das Festland eilt, in eigner Person die zögernde Hilfe herbeizuholen. Er berief einen Tag nach Sartene, erklärte daß und warum er abreisen wolle, ordnete die Reichsregentschaft, ernannte Giasseri, Hyacint und Luca Ornano zu seinen Verwesern, setzte 27 Freiherren und Grafen zu Statthaltern der Provinzen ein, erließ ein Manifest und begab sich von zahlloser Menge begleitet am 11. November 1736 nach Aleria, wo er sich unter französischer Flagge einschiffte, mit sich nehmend den Grafen Costa seinen Großkanzler und einige Officiere seines Hauses. Ein genuessischer Kreuzer hätte den König Theodor noch im Angesichte seines Landes aufgehoben und nach Genua eingeliefert, wenn ihn nicht die Flagge Frankreichs schützte. In Livorno landete der König in der Kleidung eines Abbs, um incognito zu bleiben, dann reiste er nach Florenz, nach Rom, nach Neapel, und indem er hier seinen Großkanzler und seine Officiere zurückließ, schiffte er sich nach

Amsterdam ein, von wo, wie er sagte, seine Untertanen bald gute Nachrichten von ihm hören sollten.

Siebentes Kapitel.

Die Corsen glaubten nicht an die Rückkehr ihres Königs, noch an die Hilfe, die er zu senden ihnen versprochen hatte. Von der Noth gebrängt, hatte das arme Volk, trunken von Freiheitsliebe, selbst die Lächerlichkeit hingenommen, welche dem Königtume eines Abenteurers anhaftet. In seiner Verzweiflung hatte es nach einem Phantome, nach einem Strohhalme gegriffen, sich zu erretten; und was hätte es nicht aus Haß gegen Genua und aus Freiheitsdrang gethan? Nunmehr sah man sich dem Ziele um nichts näher gerückt. Viele zeigten ihren Unwillen. In dieser Lage versuchten die Regenten mit Rivarola Unterhandlungen anzuknüpfen, welche indessen nicht zu Stande kamen, weil der Genuese unbedingte Unterwerfung und Auslieferung der Waffen verlangte. Man rief das Volk zusammen, seine Meinung zu hören. Das Volk beharrte unerschüttert darauf, daß man dem Könige, welchem man die Treue geschworen habe, treu bleiben müsse und keinen andern Souverän als ihn anerkennen wolle.

Theodor unterdeß hatte einen Theil Europa's durchreist, neue Verbindungen angeknüpft, Speculationen eröffnet, Geld aufgebracht, Cavaliere ernannt, Polen und Deutsche gewonnen; und obwol ihn seine Gläubiger zu Amsterdam in den Schuldturm gesetzt hatten, war es dem Genie des wunderbaren Menschen dennoch geglückt, Hilfsmittel zusammen zu bringen, welche er dann nach Corsica abgehen ließ. Von Zeit zu Zeit kam ein Schiff mit Kriegsbedarf, den der König schickte, und eine Proclamation, welche die Corsen zur Standhaftigkeit ermunterte.

Dies und die Furcht, es möchte dem rastlos thätigen Manne endlich doch gelingen eine Macht des Festlandes für sich zu gewinnen, ängstigte die Republik Genua. Der Senat hatte einen Preis von zweitausend Genuinen auf den Kopf des Corsenkönigs gesetzt und die Agenten der Republik verfolgten seine Schritte bei allen Höfen. Selber in Geldverlegenheit nahm Genua von der Bank drei Millionen

auf und mietete drei Regimenter Schweizer. Der kleine Krieg nahm seinen Fortgang. Mit äußerster Grausamkeit wurde er geführt, da man sich daran gewöhnt hatte keinen Pardon mehr zu geben. Kein Ende des erschöpfenden Krieges absehend, entschloß sich die Republik die Hilfe Frankreichs anzurufen. Sie hatte bisher gezaubert eine fremde Macht anzugehen, weil ihr Schatz erschöpft war und frühere Erfahrungen sie nicht ermunterten.

Das Cabinet von Frankreich nahm die Gelegenheit bereitwillig auf, wenigstens zu verhindern, daß ein anderer Staat seinen Einfluß auf eine Insel geltend machte, deren Lage an den Grenzen Frankreichs von so großer Wichtigkeit war. Deshalb schloß der Cardinal Fleury am 12. Juli 1737 einen Vertrag mit Genua, in Kraft dessen Frankreich versprach, ein Heer nach Corsica zu schicken zu dem Zwecke die „Rebellen“ der Republik zu unterwerfen. Manifeste gingen ab diesen Entschluß dem corsischen Volke kund zu thun. Sie erregten eine große Bestürzung und einen tiefen Schmerz, um so mehr als eine Macht die Corsen bekriegen zu wollen erklärte, welche in früheren Zeiten in weit anderen Verhältnissen zu ihnen gestanden hatte. Das corsische Volk beantwortete diese Manifeste mit der Erklärung, nimmermehr unter die Herrschaft Genua's zurückkehren zu wollen und mit einem verzweifelten Anruf an das Mitleiden des französischen Königs.

Fünf Regimenter Franzosen landeten unter dem Befehle des Grafen Boissieu in Corsica im Februar 1738. Der General hatte gemessene Befehle, friedliche Unterhandlungen zu versuchen, und Genua hoffte, daß das bloße Erscheinen der Franzosen hinreichen würde, die Corsen zu entwaffnen. Aber die Corsen blieben fest. Das ganze Land hatte sich beim Nahen der Franzosen wie ein Mann erhoben; Feuerzeichen auf den Bergen, die Muschelhörner in den Dörfern, die Glocken in den Klöstern riefen die Bevölkerung zu den Waffen. Alles was Waffen tragen konnte sammelte sich bei ihnen, ein jeder Mann versehen mit Brod auf acht Tage. Jedes Dorf bildete seine Schaar, jeder Bieue sein Bataillon, jede Provinz ihr Lager. So stand man gerüstet und wartend. Boissieu nun knüpfte Unterhandlungen an, und sechs Monate lang dauerten diese, bis von Versailles die Erklärung kam, daß die Corsen sich unbedingt der Herrschaft Genua's unterwerfen sollten. Das Volk antwortete in einem Manifeste an Ludwig den Fünfzehnten, daß es ihn nochmals anflehe einen Blick

des Mitleids auf es zu werfen und des Antheils gedenk zu sein, welchen seine erlauchten Ahnen an Corsica genommen, und es erklärte, daß es lieber seinen letzten Blutstropfen vergießen als unter die mörderische Herrschaft Genua's zurückkehren wolle. Indes gab man in der bitteren Noth die verlangten Geiseln und erklärte sich bereit, dem französischen Könige zu vertrauen und seines schließlichen Entscheides zu harren.

Auf diesem Punkte standen die Dinge, als eines Tages der Baron Droste, Neffe Theodors, in Aleria landete, eine Menge Munition und die Nachricht mit sich bringend, daß der König der Corsen mit nächstem wiedererscheinen werde. Der räthelhafte Mann landete auch wirklich in Aleria am 15. September, trefflicher und königlicher ausgerüstet als er zum ersten Male gekommen war. Drei Schiffe brachte er mit sich, das eine von 64 Kanonen, das andere von 60, das dritte von 55 Kanonen, außerdem Bombardierschaluppen und eine kleine Flotille von Transportschiffen. Sie waren beladen mit beträchtlichen Kriegsvorräten, mit 27 Kanonen, 7000 Bajonettsinten, 1000 großen Musketen, 2000 Pistolen, mit 24,000 Pfunden von grobem, 100,000 Pfunden von feinem Pulver, 200,000 Pfunden Blei, 400,000 Feuersteinen, 50,000 Pfunden Eisen, 2000 Lanzen, 2000 Granaten und Bomben. Alle diese Artikel hatte derselbe Mann aufgebracht, welchen seine Gläubiger in Amsterdam in den Schuldthurm geworfen hatten. Seiner Ueberredungsgabe war es gelungen, die Holländer für Corsica zu interessieren und ihnen eine Verbindung mit dieser Insel im Mittelmeere wünschenswert zu machen. Eine Compagnie von Capitalisten, die reichen Häuser Boom, Tronchain und Newville hatten sich zusammengethan und dem Corsenkönige Schiffe, Geld und Kriegsbedürfnisse hergeliehen. So war Theodor unter holländischer Flagge in seinem Königreiche gelandet. Aber er fand zu seinem Schmerz die Angelegenheiten in einer Wendung, welche alle seine Hoffnungen niederschlug, und er mußte die Ironie erfahren, daß er nur König war als Glücksritter und daß er es nicht mehr sein konnte, als er in königlicher Weise und mit reellen Mitteln kam, es wirklich zu sein. Er fand das Land in widerstrebende Ansichten geteilt, in voller Unterhandlung mit Frankreich. Das Volk zwar führte ihn im Triumfe wieder nach Cervione, wo man ihn einst gekrönt hatte, aber die Generale, seine eigenen Grafen, ließen ihm wissen, daß die eingetretenen Umstände sie zwängen,

nichts mehr mit ihm gemein zu haben, sondern mit Frankreich zu unterhandeln. Der General Boissieur hatte gleich nach Theodors Landung eine Proclamation erlassen, welche jeden zum Rebellen und Hochverräther erklärte, der dem geächteten Baron Theodor Gehör geben würde; und so sah sich der König von denen verlassen, welche er kurz vorher zu Grafen, Markgrafen, Baronen und Cavalieren erhoben hatte. Die Holländer auch, in ihren Erwartungen getäuscht und von französischen und genuesischen Schiffen bedroht, entschlossen sich kurz und gingen voll Unwillen unter Segel nach Neapel. Theodor von Neuhoff sah sich deshalb gezwungen gleichfalls hinwegzugehen, und voll Gram schiffte er sich nach dem Festlande ein.

Achtes Kapitel.

In den letzten Tagen des October kam die entscheidende Friedensacte von Versailles an, in Form eines Edictes, welches der Doze und Senat Genua's erließ und Frankreich und der Kaiser unterzeichnet hatte. Das Edict enthielt einige Zugeständnisse und den ausdrücklichen Befehl zur Niederlegung der Waffen und zur Unterwerfung unter Genua. Fünfzehn Tage gab Boissieur den Corsen Zeit, diese zu vollziehen. Die Corsen sammelten sich sofort in dem Convente zu Drezza zur Beratung und zum Aufrufe an das Volk, und erklärten in einem Manifeste: „Wir werden den Mut nicht verlieren, und uns mit dem männlichen Entschlus zu sterben waffnend, werden wir es vorziehen mit Ruhm, die Waffen in der Hand zu enden, als elende müßige Zuschauer der Leiden unsres Vaterlandes sein, und als in Ketten zu leben und die Sklaverei auf unsre Nachkommen zu vererben. Wir denken und wir sagen mit den Massabäern: *melius est mori in bello, quam videre mala gentis nostrae*, besser ist es im Kriege zu sterben, als die Leiden unsres Volkes zu sehn.“

Schon hatten die Feindseligkeiten begonnen. Der hochfahrende und ungestüme Boissieur hatte 400 Mann nach Borgo geschickt, die dortige Bevölkerung noch vor der gesetzten Frist zu entwaffnen. Eben sagte das Volk in Drezza. Auf die Nachricht von dem Einrücken der Franzosen in Borgo, erhob sich der alte Ruf: *evviva la libertà*,

evviva il popolo. Sie stürzten nach Borgo, fielen auf die Franzosen, schlossen sie ein. Der Commandant des Corps schickte Boten zu Boissieur, welcher sogleich mit 2000 Mann herbeimarschirte, die Bedrohten zu retten. Die Corsen aber warfen sie von den Bergen hinunter, zerschlugen ihre Bataillone und trieben sie vor sich her in die Mauern von Bastia. Hierauf sandte Boissieur Depeschen nach Frankreich, Verstärkung zu fordern, und selber todkrank beehrte er seine Entlassung. Er, ein Neffe des berühmten Billars, starb in Bastia am 2. Februar 1739. Sein Nachfolger war der Marquis von Maillebois, welcher mit beträchtlicher Macht im Frühjahre auf Corsica landete.

Maillebois streng und gerecht, rasch und sicher im Handeln, war ganz der geeignete Mann, seine Aufgabe durchzuführen. Nachdem die Frist abgelaufen war, welche er den Corsen gesetzt hatte um sich zu unterwerfen, ließ er seinen Truppen auf einmal und in verschiedenen Richtungen vorrücken. Hyacinth Paoli, in der Balagna angegriffen, wich zurück und mehr Politiker als Kriegsmann verzweifelte er am Widerstande und unterwarf sich. Dies hatte zur Folge, daß auch Giasteri ein Gleiches that. Maillebois empfing hierauf die Häupter der Corsen in Morosaglia und stellte ihnen vor, daß die Ruhe des Landes ihre Audwanderung gebiete. Sie fügten sich darein, und so verließen im Sommer des Jahres 1739 zweiundzwanzig angesehene Corsen ihr Vaterland. Unter ihnen befand sich Hyacinth Paoli mit seinem vierzehnjährigen Sohne Pasquale, Giasteri mit seinem Sohne, Castineta und Pasqualini.

Das Land dießseits der Berge war demnach unterworfen; aber jenseits der Berge behaupteten sich noch zwei tapfere Verwandte des Königs Theodor, seine Neffen, der Baron von Droste und der Baron Friedrich von Neuhoff, welche besonders an den Männern von Zicavo einen Anhalt fanden. Nach einem mutigen Kampfe und nachdem Friedrich einige Zeit in den Bergen und in den Buschwäldern als Guerilla umhergeirrt war, unterwarfen sie sich und erhielten ehrenvolle Pässe in das Ausland.

Maillebois regierte nun eigentlich die Insel; er hemmte den genuesischen Gouverneur in seinen schlechten Absichten, und hielt mit männlicher Kraft die Ordnung und ein gerechtes und weises Regiment aufrecht. Alle diejenigen Corsen, welche stark compromittirt waren und die Rache Genuas fürchteten und welche Lust hatten unter

französischer Fahne zu dienen, vereinigte er zu einem Regimente, das den Namen *Royal-Corse* führte. Dann riefen ihn die Ereignisse auf dem Festlande nach Frankreich zurück. Er verließ Corsica im Jahre 1741, und bald folgte ihm auch der Rest der französischen Truppen nach.

Kaum hatten die Franzosen die Insel geräumt, als der Genuesen- haß wieder in lichten Flammen aufschlug. Er war einmal ein Erb- teil der Geschichte des Landes, eine nationale Eigenschaft geworden. Der Gouverneur Domenico Spinola machte den Versuch die Auflage der *due seini* einzutreiben. Augenblicks Aufstand des Volks, Kampf und Niederlage der Genuesen. Der kleine Krieg breitete sich über das Land aus.

Da erschien plötzlich im Januar 1743 der verschollene König Theodor wieder. Eines Tages landete er mit dreien englischen Kriegsschiffen, wie ehemals wol versehen mit einem beträchtlichen Vorrat von Kriegsmaterial, in *Isola Rossa*. Von seinem Reiche verjagt hatte Theodor den Wunsch und den Plan wieder König zu sein nicht aufgegeben; er war nach England gegangen und seinem Eifer war hier noch einmal geglückt, was ihm in Amsterdam geglückt war. Nun ankerte er an der corsischen Küste, theilte die Munitionen und die Waffen aus und schickte Proclamationen ins Land, welche im Tone eines gekränkten und entrüsteten Königs die Verräter strasten und die Treuen aufforderten sich um seine Person zu schaaren. Das Volk schwieg, und was er hörte überzeugte den unglücklichen Herrscher, daß sein Reich für immer zerronnen sei. Mit kummervollem Herzen ließ er die Anker wieder lichten und segelte davon, um sein Inselkönigreich nie mehr wieder zu sehn. Er zog sich nach England zurück.

Corsen und Genuesen waren unterdeß zu einem neuen Vertrage geneigt geworden. Man schloß ihn auf gute Bedingungen, welche dem Lande sonst schon begehrt doch immer wieder verletzte Rechte gaben. Hierauf schien sich die Ruhe in zwei Friedensjahren zu besse- rigen, wenn gleich die Insel durch den Familienkrieg und die Blut- rache zerrissen wurde. Um diese Uebel abzustellen ernannte das Volk drei Männer Gaffori, Benturini und Alerius Matra zu Protectoren des Vaterlandes, und diese Triumbirn erschienen für jetzt als die nationalen Häupter. Andere aber, verbannte, unternehmungslustige Männer, welche erkannten, daß die fortlobernde Glut nur bedeckt sei, entschlossen sich zu einem neuen Anfall auf die genuesische Herrschaft.

Im Dienste des Königs von Sardinien stand damals der Graf

Domenico Rivarola, ein Genuese von Geburt aus Bastia, welcher aber mit der Republik tödtlich verfeindet war. Er sammelte mehre Corsen um sich, stellte dem Könige Carl Emanuel den günstigen Erfolg einer Unternehmung zu Gunsten Corsicas vor, erhielt einige Schiffe und eroberte mit engländischer Unterstützung Bastia. Die Corsen erklärten sich für ihn, und der Krieg wurde wieder allgemein. Nun marschirte Giampietro Gaffori, ein Mann von bewundernswürdigem Heldenmut, auf Corte und bestürmte die auf einem schroffen Felsen gelegene Citabelle. Der genuessische Commandant sah den Fall derselben voraus, wenn die Corsen fortfuhren nachdrücklich zu feuern und noch eine Bresche zu schießen. Er ergriff also den jungen vorher gefangenen Sohn Gafforis und ließ ihn an die Mauer der Citabelle binden, um den Vater vom Feuern abzuhalten. Als die Corsen Gafforis Sohn auf der Mauer schweben sahen, ergriff sie Entsetzen, augenblicks schwiegen die Kanonen und kein Schuß fiel. Giampietro Gaffori schauderte, dann nach einer tiefen Stille schrie er plötzlich: Feuer! und mit verdoppelter Wut begann das Geschütz gegen die Mauer zu feuern. Das Castell wurde erbrochen, der Knabe aber war unversehrt geblieben, und der heroische Vater hatte den Lohn, ihn lebend in seine Arme schließen können.

Nachdem also Corte gefallen war, erhob sich alles Land im Innern der Insel, und eine Volksversammlung sprach am 10. August 1746 aufs neue die Unabhängigkeit Corsicas aus. Gaffori, Benturini und Matra wurden zu Generalen und Protectoren der Nation erklärt, und man erließ eine Aufforderung an alle überseeischen Corsen in ihr Vaterland zurückzukehren. Die Hoffnung auf Sardinien täuschte übrigens bald, denn seine Hilfe war unzureichend, Bastia fiel wiederum in die Hände der Genuesen und Rivarola hatte sich nach Turin entfernen müssen. Der genuessische Senat aber hatte nochmals zu Frankreich seine Zuflucht genommen und den Minister angefleht, ihm ein Hilfscorps gegen die Genuesen zu geben.

Zweitausend Mann Franzosen gingen hierauf im Jahre 1748 unter dem Befehle des General Cursay nach Corsica. Ihr Erscheinen machte die unglückliche Nation aufs neue tief bestürzt. Weil nun auch der Aachener Friede jede Hoffnung auf die sardinische Unterstützung vernichtet hatte, verstanden sich die Corsen dazu die Vermittlung des Königs von Frankreich anzunehmen. Cursay selbst war ein Mann von dem edelsten Wesen, menschenfreundlich, wolwollend und gerecht;

die Corsen hatten ihn kaum kennen gelernt als sie ihn liebten und ihre Sache vertrauend in seine Hände gaben. So kam durch französische Vermittlung im Juli 1751 ein Vertrag zu Stande, welcher den Corsen günstig war, ihnen mehr Rechte gewährte als sie bisher erhalten hatten und vor allem ihre Nationalität schirmte. Aber Cursay war um dieses Vertrages willen den Genuesen verhaßt geworden, er geriet mit der Republik in offene Feindschaft, es fanden blutige Ausfälle statt und der Liebling des Volkes hätte in einem Tumulte in Ajaccio sein Leben verloren, wäre nicht der tapfere Gaffori zu seiner Hilfe herbeigeeilt. Nun verläumdeten ihn die Genuesen bei seinem Hofe, nannten ihn die Ursache fortdauernder Unruhen, einen Intriguanen und Pflichtvergessenen und gaben zu verstehen, daß er in Corsica nach dem Königtume strebe. Das wirkte; Frankreich rief den edlen Mann zurück, und er wurde als Gefangener des Staats in den Turm zu Antibes gebracht, wo er verbleiben sollte bis sein Proceß entschieden sei.

Das Schicksal Cursays setzte die Corsen in Wut; alles Volk diesseits und jenseits der Berge stand auf und griff zu den Waffen. In Drezzo wurde ein Tag gehalten, und Giampietro Gaffori wurde zum alleinigen General und Gouverneur der Nation ernannt.

Gaffori wurde jetzt der Schrecken Genuas. In diesem unbeswinglichen Heldegeiste schien Sampiero selbst wieder aufgelebt zu sein. Kaum war er an die Spitze seines Volkes gestellt, so sammelte er dessen Kräfte, organisirte sie geschickt, warf sich mit Blitzesschnelligkeit auf den Feind, schlug ihn allenthalben und entriß ihm die ganze Insel bis auf die festen Küstenplätze. Damals war Grimaldi Gouverneur; ränkevoll und listig wie es einst Fornari gewesen war, ersah er keine andere Rettung als in der Ermordung des gewaltigen Mannes. Er entwarf einen Anschlag auf sein Leben. Gaffori hatte noch corsischer Weise Todfeinde, Rächer, Männer aus Corte, mit Namen Romei. Diese gewann der Gouverneur, und damit die That noch abscheulicher wurde, ließ sich der eigene Bruder Gafforis Antonio Francesco für das Complot gewinnen. Die Verschwornen lockten Gaffori in einen Hinterhalt und ermordeten ihn hier, am 3. October des Jahres 1753. Die Strafe ereilte nur den unnatürlichen Bruder; denn wenige Tage nach der vollbrachten Unthat gefangen, wurde er mit dem Rade gerichtet, die Romei aber hatten sich zum Gouverneur gerettet. Man erzählt, daß Giampietros durch ihren Heldensinn längft

bekanntes Weib nach dem Tode ihres Gatten ihren zwölfjährigen Sohn an den Altar führte und ihn schwören ließ, den Mord seines Vaters zu rächen. Das corthische Volk hatte seinen edelsten Patrioten in ihm verloren. Giampietro Gaffori, ein Doctor der Rechte und ein gelehrter Mann, in einem vorgeschrittenen Jahrhundert gebildet, großmütig, von ungewöhnlichem Seelenadel, für sein Volk alles zu opfern bereit, war auch der Tapfersten Einer und würkig in der Geschichte seines Landes neben Sampiero gepriesen zu sein. Ein Volk aber, welches fort und fort solche Männer aufzustellen hatte, war unbezwinglich. Gaffori war gefallen; da stand da Pasquale Paoli.

Nach Giampietros Tode kam die Nation wie einst nach dem Falle Sampieros zu einem Tage zusammen, um ihren Helden durch Todtenehren zu feiern. Dann beschloß sie einstimmig den Krieg auf Leben und Tod gegen Genua und erklärte alle die für des Todes schuldig, welche es wagen würden eine Unterhandlung mit dem Erbfeinde vorzuschlagen. Fünf Männer stellte man an die Spitze der Regierung, Clemens Paoli, Hyacints ältesten Sohn, Thomas Santucci, Simon Pietro Frediani und den Doctor Grimaldi.

Zwei Jahre leiteten die Fünf die Angelegenheiten des Landes und den Krieg gegen die Republik, aber es machte sich das Bedürfnis fühlbar die Kräfte der Nation in einer einzigen starken Hand zu vereinigen, und deshalb berief man einen Mann, welcher bestimmt war nicht allein der Ruhm seines Volkes, sondern auch eine der schönsten Zierden der Menschheit zu werden.

Neuntes Kapitel.

Pasquale Paoli war der jüngste Sohn Hyacints. In einem Alter von vierzehn Jahren hatte ihn der Vater mit sich in die Verbannung nach Neapel genommen. Hier versprachen die auffallenden Anlagen des Knaben einen Mann, welcher dereinst seinem Vaterlande große Dienste leisten möchte. Mit Sorgfalt ließ ihn sein hochgebildeter Vater erziehen und ihn den Unterricht der berühmtesten Männer der Stadt genießen. Neapel war damals und durch das ganze achtzehnte Jahrhundert merkwürdiger Weise ein Vereinigungspunkt jener

großen italienischen Philosophenschule der Humanität, der Geschichte und der Staatsökonomie, welche Männer zählte wie Vico, Giannone, Filangieri, Galiani, Genovesi. Der Letztere namentlich, der große Nationalökonom, war Pasquales Lehrer und legte Zeugniß von dem Genie seines Schülers ab. Aus dieser Schule ging dann Paoli hervor, einer der größten praktischen Humanitätsphilosophen des achtzehnten Jahrhunderts, welche ihre Grundsätze als Gesetzgeber und Ordner der Staatsgesellschaft zu verwirklichen gesucht haben.

Als nun die in Corsica eingefetzte Fünfregerung den Bedürfnissen nicht entsprach, war Clemens Paoli es selbst, welcher die Wünsche der Corsen auf seinen Bruder Pasquale lenkte. Pasquale war damals Officier in Diensten Neapels, durch Tapferkeit im calabresischen Kriege bereits namhaft geworden und allen wert durch den Adel seiner Person und seinen gebildeten Geist. Sein Bruder Clemens schrieb ihm eines Tages, daß er nach seiner Insel zurückkehren solle, weil es der Wille seiner Landsleute sei, ihn als General der Nation an ihre Spitze zu stellen. Pasquale, tief erschüttert, schwankte. Gehe, mein Sohn, sagte der alte Hyacinth zu ihm, thue deine Pflicht und sei der Befreier deines Vaterlandes.

Am 29. April des Jahres 1755 landete der junge Pasquale in Aleria, auf derselben Stelle, wo neunzehn Jahre früher der Baron Theodor gelandet war. In so wenig Jahren welch' ein anderes Gepräge schienen die Dinge bekommen zu haben. Ein junger Sohn des Landes war es, weder durch Thaten ausgezeichnet, noch durch Einfluß von Verbindungen und verheißende Aussicht auf fremde Hilfe; kein Projectmacher, nicht imponirend durch ein theatralisches Schaugepränge; er kam mit leeren Händen, schlicht, zaghaft bescheiden und brachte nichts mit sich als seine Liebe zum Vaterlande, seine Willenskraft und seine humanistische Philosophie, mit welcher er ein ganz verwildertes vom Familienhaß, dem Banditenwesen und der Blutrache zerfleischtes Naturvolk befreien und zu einer sittlichen Staatsgesellschaft umbilden wollte. Dies Problem war seltsam, ja in der Weltgeschichte unerhört, und wie es vor den Augen Europas gelingen wollte in einer Zeit, wo ähnliche Versuche an den Culturvölkern scheiterten, wurde der Beweis gegeben, daß die rohe Einfalt der Natur für die demokratische Freiheit empfänglicher sei, als die verfeinerte Verderbtheit der Cultur es sein kann.

Pasquale Paoli war damals 29 Jahre alt. Er war von kräftig

edler Gestalt, von einem achtungsgebietenden Wesen; seine ruhig gefasste, anspruchslöse Weise, die Festigkeit und Milde seines Antlitzes, die wolkönende Stimme, die schlichte und doch überredende Sprache und der klarste Verstand erweckten ihm sofort Vertrauen. Man ahnte in ihm den Mann des Volkes und den großen Bürger. Als sich nun die Nation, in San Antonio della Casabianca versammelt, dahin erklärt hatte, daß Pasquale Paoli ihr alleiniger General sein solle, lehnte er zuerst die Berufung ab, seine Jugend und Unerfahrung vorstellend; doch nicht einmal darauf ging das Volk ein, daß man ihm einen Collegen zur Seite stelle. Am 15. Juli 1755 übernahm Pasquale Paoli die oberste Leitung seines Vaterlandes.

Er fand sein Volk in diesem Zustande: die Genuesen auf ihre Festungen beschränkt den Krieg rüstend; den größten Teil der Insel frei; das Volk verwildert, der Geseze ganz ungewöhnt, von den Parteien und von der Blutrache zerrissen; Ackerbau, Industrie, Wissenschaften vernachlässigt oder nicht vorhanden; alles ungeordneter roher Stoff, doch voll von gesunden Keimen, welche frühere Jahrhunderte gepflanzt, spätere nicht erstickt, sondern gefördert hatten. Er fand endlich ein Volk vor, dessen edelste Eigenschaften Vaterlandsliebe und Freiheitsinn fast bis zur rasenden Leidenschaft gesteigert waren.

Gleich die ersten Maßregeln Paolis gingen an die Wurzel des Uebels. Es wurde ein Gesetz erlassen, welches die Wendetta mit der Schandstule und mit dem Tode durch Henkershand bestrafte. Nicht allein die Furcht, auch das Ehrgefühl sollten helfen, wie die moralische Belehrung. Prediger, Missionäre gegen die Blutrache, zogen im Lande umher und predigten auf den Felbern, daß man seinen Feinden verzeihen müsse. Paoli selbst durchreiste das Land, haßentbrannte Familien zu versöhnen. Einer seiner Verwandten hatte dem Geseze zum Trotz Blutrache geübt; Paoli schwankte keinen Augenblick; er ließ das Gesetz an seinem Verwandten vollziehen und ihn hinrichten. Diese Festigkeit und der Anblick einer unparteiischen Gerechtigkeit machten einen tiefen Eindruck und waren heilsam.

Mitten in solcher Thätigkeit überraschte Paoli die Nachricht, daß Emanuel Matra seine Anhänger um sich versammelt, die Waffen erhoben habe und gegen ihn marschire. Matra, aus einem angesehenen Hause alter Caporali von jenseits der Berge, war durch Ehrgeiz und Reid zu diesem Entschlusse getrieben worden. Er hatte sich selbst Rechnung gemacht, die höchste Stelle in der Nation zu bekleiden; seinem

Nebenbuler sie zu entreißen war er nun aufgestanden. Seine Macht war drohend. Paoli wollte das Vaterland vor einem innern Kriege bewahren, deshalb bot er seinem Gegner an, die Waffen ruhen zu lassen und einer Volksversammlung die Entscheidung anheim zu geben, wer von ihnen General der Nation sein sollte. Der trotzigte Matra verwarf natürlich diesen Vorschlag, er pochte auf seine Tapferkeit, seine Kriegserfahrung, sogar auf die Unterstützung durch Genua. In mehreren Treffen überwand er die Heerhaufen Paolis, dann zurückgeworfen erschien er im Anfange des Jahres 1756 mit genuesischer Hülfе wieder, und mit großer Kühnheit überfiel er Paoli in Bozio. Pasquale, welcher nur wenige um sich hatte, warf sich schnell in das Kloster und verschänzte sich daselbst. Die Gefahr war groß, der Sturm auf das Kloster wütend; schon brannten die Thüren, und die Flamme ergriff bereits das Innere des Gebäudes. Paoli gab sich verloren. Da ließen sich von den Bergen Muschelhörner hören und herab kam sein Bruder Clemens, Thomas Caroni, Pasquales bisheriger Todfeind, welchen die eigne Mutter bewaffnet hatte um den Gegner zu retten, und eine Schaar Tapferer. Nun wurde der Kampf verzweifelt. Man sagt, daß Matra, als die Seinigen todt oder geflohen waren, mit einer beispiellosen Wildheit kämpfte und selbst dann zu kämpfen fortfuhr, als ihn ein Schuß bereits in die Kniee geworfen hatte, bis ihn ein zweiter todt niederstreckte. An der Leiche des tapfern Feindes weinte Paoli vor Kummer, einen Mann von solcher Heldenkraft unter Verrätern todt und seinem Vaterlande verloren zu sehn. Die Gefahr war nun glücklich beseitigt und die Partei Matras vernichtet; ihrer wenige nur hatten sich nach Bastia zu den Genuesen geflüchtet, um bei günstiger Zeit wieder zu erscheinen.

Es zeigte sich übrigens, daß Genua schon erschöpft war. Diese einst so mächtige Republik war alt geworden und am Vorabende ihres Falls. Geängstigt durch die Fortschritte der Corsen, deren nationale Regierung sich von Tag zu Tage mehr befestigte, machte sie zwar Versuche sie mit Waffengewalt zu erdrücken, aber diese hatten nicht mehr den Nachdruck wie in der Zeit der Doria und der Spinola. Die Republik nahm mehrmals Schweizer und Deutsche in Sold und griff Paolis Hauptquartier Furlani in der Nähe Bastias an, doch ohne Erfolg. Hierauf wandte sie sich wieder an Frankreich. Um zu hindern, daß nicht die Engländer einen festen Küstenplatz in Corsica besetzten, schickte das französische Cabinet im Jahre 1756 Besatzungen

nach den festen Städten der Insel. Doch hielten sich die Franzosen neutral und thaten nichts mehr als die festen Orte besetzen, welche sie endlich im Jahre 1759 wieder räumten.

Genua verzagte. Es sah die Corsen vor seinen Augen zu einem geordneten Staate zusammenwachsen und das Land in kurzer Zeit wunderbar emporblühen. Die Finanzen waren geregelt wie die Verwaltung, der Ackerbau rührte sich, Fabriken, selbst Pulvermühlen waren in Gang gekommen, eine neue Stadt Isola Rossa war vor den Augen des Feindes entstanden; Paoli hatte selbst eine Flotte aufgestellt, und die corsischen Kreuzer machten das Meer für genuesische Schiffe unsicher. Ganz Corsica, vom Familienhader gereinigt, war wol bewehrt und wol gerüstet; immer enger waren die letzten festen Städte umschlossen, welche die Republik noch besaß, und ihr Fall schien wenigstens nicht unmöglich. Solche Entwicklung aber hatte das corsische Volk unter einer weisen Regierung und aus eigner Kraft genommen, daß es keiner fremden Hilfe mehr bedurfte. Genua ließ sich nun herbei, Friedensanträge zu machen; aber die Corsen erklärten nur dann erst auf solche eingehen zu wollen, wenn die Genuesen ihre Insel gänzlich würden geräumt haben.

Noch einmal also versuchte die Republik den Krieg. Sie wandte sich wiederum an die Matra, an Antonio und an Alerius Matra, welcher ehemals neben Gaffori Regent der Nation gewesen war. Einer nach dem andern, zum genuesischen Marschall ernannt und mit Truppen versehen, erregte eine Empörung und wurde nach kurzem Kampfe überwältigt. Da erkannte der genuesische Senat, daß die Corsen nicht mehr zu überwinden seien, es sei denn durch einen ernstlichen Angriff von Seiten Frankreichs, und er schloß am 7. August 1764 zu Compiègne einen neuen Vertrag mit dem französischen Könige, wonach dieser sich aufs neue verpflichtete während vier Jahre die Küstenstädte der Insel besetzt zu halten. Sechs Bataillone Franzosen landeten hierauf in Corsica unter dem Befehle des Grafen Marbeuf, welcher den Corsen ankündigte, daß er zwischen ihnen und der Republik vollkommene Neutralität beobachten werde, da sein vertragmäßiger Zweck nur die Besetzung der Küstenplätze sei. Den Corsen war aber diese Besetzung, welche sie nicht hindern konnten, feindlich, und eine Neutralität war nichtig, welche ihnen die Hände band, die vorgerückten Belagerungen zu Ende zu führen. Sie beklagten sich durch Proteste, aber sie hoben die Belagerung von San Fiorenzo auf, welches dem Falle schon nahe war.

So blieben die Angelegenheiten schwebend vier Jahre lang: die Genuesen unthätig; die Franzosen, in keiner Weise von ihnen abhängig, im Besitze der festen Plätze und freundschaftlich mit den Corsen verkehrend; die Corsen rastlos thätig, ihre Verfassung befestigend, ihrer Selbstständigkeit froh und der Hoffnung hingegeben, daß nach dem Verflusse jener vier Vertragjahre sie in den vollen Besitz ihrer Insel kommen und das Ziel ihrer heroischen Nationalkämpfe endlich erreichen würden.

Ganz Europa war voll ihrer Bewunderung und pries die corsische Verfassung als das Muster volkstümlicher Freiheit, und sie war allerdings preiswürdig in ihrer Einfachheit und Gesundheit, das beste Denkmal welches die Staatsweisheit des Jahrhunderts der Humanität sich aufgestellt hat.

Sechstes Kapitel.

Als Pasquale Paoli die corsische Republik ordnete, ging er von den einfachen Grundsätzen aus, daß das Volk die alleinige Quelle der Macht und der Gesetze sei, und daß diese nur den Zweck hätten, das Wohl des Volkes auszusprechen und es zu erhalten. Als er die Form der Regierung regelte war sein Gedanke der: daß sie eine Art nationaler Jury bilden sollte, in eben so viele Zweige untergeordnet als es Zweige der Verwaltung oder des Rechtes gab, und daß die Verwaltung einem Hause von Krystall gleichen müsse, worinn jeder sehen könne was vor sich gehe; denn das geheimnißvolle Dunkel begünstige die Willkürherrschaft und ernähre das Mißtrauen des Volks.

Paoli nahm zur Grundlage seiner Staatsbeinrichtung jene volkstümliche Gemeindeordnung der Terra del Commune, mit ihren Communen, Pieven, Bürgermeistern, Vätern der Gemeine.

Alle über 25 Jahre alten Bürger der Gemeine waren Wähler zur Generalversammlung (consulta). Sie vereinigten sich unter dem Vorsitze des Podestas des Ortes und schwuren zuvor nur solche Männer zu wählen, welche sie für die Würdigsten hielten.

Auf je 1000 Seelen kam ein Vertreter zur Generalversammlung. Die Generalversammlung besaß die alleinige Souveränität im

Namen des Volkes. Sie bildete sich aus den Abgeordneten der Kommunen, den Abgeordneten der Geistlichkeit und den Vorstehern der Provinzialbehörden. Sie bestimmte die Abgaben, entschied über Krieg und Frieden und gab die Gesetze. Eine Mehrheit von zwei Dritteln machte die Beschlüsse gesetzekräftig.

Aus der Generalversammlung ging der oberste Staatsrat (*consiglio supremo*) hervor, eine Körperschaft von Neunmännern, darstellend die 9 freien Provinzen Corsicas: Nebbio, Casinca, Balagna, Campoloro, Drezza, Ornano, Rogna, Vico und Cinarca. Der Staatsrat war die ausübende Behörde, er berief die Generalversammlung, vertrat sie in äußeren politischen Angelegenheiten, ordnete die öffentlichen Arbeiten und wachte über die Sicherheit des Landes. Er hatte auch das Recht in den wichtigsten Fällen die höchste Instanz zu sein, und ein Veto gegen die Beschlüsse der Generalversammlung bis zu einer neuen Beratung einzulegen. Sein Präsident war nun der General der Nation; ohne den Beirat der Staatsräte konnte er nichts vollziehen.

Beide Gewalten, der Präsident und der Staatsrat aber waren dem Volke oder seiner Vertretung verantwortlich und konnten durch Nationalbeschluß entsetzt und gestraft werden. Die Staatsräte wurden überdies von der Generalversammlung selbst und auf ein Jahr ernannt, mußten über 35 Jahre alt und bereits Präsidenten der Provinz gewesen seyn. Ebenso ernannte die Generalversammlung die fünf Syndici oder Censoren.

Das Syndicat war eine Behörde, welche die Provinzen bereiste, um die Klagen des Volkes gegen die Verwaltung oder die Rechtspflege zu vernehmen und vollgültige Entscheide zu treffen, welche der General nicht umstoßen durfte. Der General ernannte alle Verwaltungsbeamte und die Steuereinnehmer, welche wiederum der Censur der Fünfmänner unterworfen waren.

Die Justiz war in folgender Weise geordnet. Jeder Podesta konnte Fälle entscheiden bis zum Betrage von zehn Lire; weiter hinauf bis zu dreißig Lire mußte er die beiden Gemeinwäter zuziehen. Was dreißig Lire überstieg, gehörte vor das Tribunal der Provinz, einer Behörde von einem Präsidenten und zweien Assessoren, welche die Generalversammlung ernannte, und von einem Fiscaladvokaten, welchen der Staatsrat ernannte. Das Tribunal der Provinz wechselte jedes Jahr.

Von ihm konnte man an die Rota civile appelliren, eine höchste Behörde von drei Doctoren des Rechts, welche auf Lebenszeit ernannt waren. Dieselben Tribunale hatten auch die Criminaljustiz mit jebeßmäßiger Zuziehung von sechs Familienvätern, welche die That aus dem Zeugenverhör zu ermitteln, das Schuldig oder Nichtschuldig zu sprechen hatten.

Die Mitglieder des Staatsrates, des Syndicats, der Tribunale der Provinzen durften erst nach zwei Jahren wieder gewählt werden. Ebenso wechselten alljährlich die Podestas und Väter der Gemeine, welche von den Bürgern des Orts, die über 25 Jahre alt waren, jedes Jahr in der Versammlung auf dem Kirchenplaze gewählt wurden.

In dringenden Fällen, bei Empörung und Tumult auf irgend einem Punkte der Insel, hatte der General die Gewalt, eine vorübergehende, dictatorische Behörde für das betreffende Local zu ernennen, die Giunta des Krieges (giunta di osservazione o di guerra) genannt. Sie bestand aus drei oder mehr Mitgliedern mit einem Staatsrat an der Spitze; und mit unbedingter Macht einzuschreiten, Maßregeln zu ergreifen, zu strafen bekleidet, war dieser augenblickliche Prevotalgerichtshof schrecklich. Man nannte ihn im Volke die giustizia Paolina. War seine Sendung erfüllt, so legte er vor den Censoren Rechenschaft ab.

Dies sind die Grundzüge der Gesetzgebung Paolis und der corsischen Republik. Sieht man auf ihre leitenden Ideen, Selbstregierung des Volkes, allseitige gesetzlich geregelte Freiheit des Bürgers, Teilnahme am Staatsleben, Oeffentlichkeit und Einfachheit der Verwaltung, volkstümliche Gerichte; so muß man wol gestehn, daß der Staat der Corsen menschlicher eingerichtet war, als jeder andere desselben Jahrhunderts. Sieht man endlich auf die Zeit seines Entstehens, welcher dem Staate des großen Washington und den Gesetzgebungen der Franzosen um Jahrzehnte voranging, so gebührt Pasquale Paoli und seinem Volke noch mehr Bewunderung.

Einem regulären stehenden Soldatenwesen war Paoli Feind. Er selber sagte: „In einem Lande, welches frei sein will, muß jeder Bürger Soldat sein und sich immer bereit halten für die Verteidigung seiner Rechte sich zu bewaffnen. Die disciplinirten Truppen leisten mehr für den Despotismus als für die Freiheit. Rom hörte an dem Tage auf, frei zu sein, an welchem es bezahlte Soldaten hatte, und

die unbezwinglichen Phalangen Spartas waren aus dem Aufgebot der Massen gebildet. — Endlich sobald es eine stehende Armee gibt, bildet sich ein Corpsgeist; man spricht von der Tapferkeit dieses Regiments, dieser Compagnie; das sind ernstere Uebel als man denkt, und es ist gut, sie so viel als möglich zu vermeiden. Man muß von der Entschlossenheit reden, welche diese Commune, von der Selbstaufopferung, welche die Glieder dieser Familie, von der Tapferkeit, welche dieser Bürger bewiesen hat; auf diese Art erweckt man den Eifer bei einem freien Volke. Wenn unsre Sitten so fein werden, wie sie fein sollen, wird unser ganzes Volk disciplinirt sein und unsre Miliz unbesiegbar.“

Nur notgedrungen gab Paoli so weit nach, daß man eine kleine Zahl regulärer Truppen schuf, um die festen Punkte zu besetzen. Es waren zwei Regimenter zu vierhundert Mann, befehligt von Jacobo Baldassari und Titus Buttafuoco. Jede Compagnie hatte zwei Capitäne und zwei Lieutenants. Französische, preussische, und schweizerische Officiere übten sie ein. Jeder reguläre Soldat war bewaffnet mit einer Bajonetflinte, einem Paar Pistolen und einem Dolche. Die Uniform war das schwarze Wollentuch des Landes; den Officier zeichnete allein dies aus, daß er eine kleine Tresse am Rocktragen trug, und daß seiner Flinte das Bajonet fehlte. Alle trugen Mützen von corsischem Oberfell und lange Samaschen von Kalbleder bis zum Knie. Man rühmte die guten Dienste, welche diese beiden Regimenter leisteten.

Die Miliz oder die Volksbewaffnung war folgender Art organisiert. Alle Corsen von 16 bis zu 60 Jahren waren Soldaten. Jede Commune hatte eine, oder je nach ihrer Größe mehre Compagnien aufzustellen, deren Officiere sie selbst wählte. Jeder Bieve wiederum bildete ein Lager unter einem Commandanten, welchen der General ernannte. Die gesammte Miliz war in drei Aufgebote geteilt, von denen jedes fünfzehn Tage lang eintrat. Als Regel galt, die Sippchaften zusammenzustellen, so daß die Soldaten einer Compagnie meist Blutsfreunde waren. Die in den festen Plätzen lagen, bekamen einen jährlichen Sold, die Anderen nur so lange sie im Felde waren. Die Dörfer gaben das Brod.

Alle Staatsausgaben bestritten sich aus den zwei Liren Abgabe für jede Familie und aus den Gefällen vom Salz, der Corallenfischerei und anderen indirecten Steuern.

Nichts was eines Volkes Wohl begründen und vermehren kann, übersah Paoli. Dem Ackerbau widmete er eine große Sorgfalt; jährlich ernannte die Generalversammlung zwei Commissarien für jede Provinz, welche die Agricultur zu pflegen hatten. Man pflanzte den Delbaum, die Castanie, den Mais; man entwarf Pläne, die Sümpfe auszutrocknen, Wege zu bahnen. Merkwürdige Lage der Dinge! Mit der einen Hand wehrte damals der Corse seinen Feind ab, mit der andern streute er Pflanzensamen in seine Erde.

Auch die Wissenschaft, aller Freiheit und alles Glückes höchste Gewähr und edelste Vollendung, suchte Paoli seinem Volke zu geben. Die eisernen Zeiten hatten sie nicht aufkommen lassen. Die Corsen waren Naturkinder geblieben, unwissend doch reich an Mutterwitz. Genua, so sagt man, hatte das Schulwesen mit Absicht vernachlässigt. Nun sah man unter dem Regimente Paolis überall Volksschulen entstehen, und die corsischen Geistlichen, tapfere und freie Männer, beiseiteten sich, die Jugend zu unterweisen. In Corte wurde eine nationale Druckerei geschaffen, aus welcher nur dem Unterrichte und der Volksaufklärung gewidmete Bücher hervorgingen. Die Kinder fanden in diesen Büchern geschrieben, daß die Liebe zum Vaterlande die höchste Tugend eines edlen Mannes sei, und daß alle diejenigen, welche im Kampfe für die Freiheit gefallen seien, Märtyrer wären und im Himmel ihren Sitz bekommen hätten unter den Heiligen.

Am 3. Januar 1765 eröffnete Paoli die corsische Universität in Corte. Man lehrte auf ihr die Theologie, die Philosophie, die Mathematik, das Recht, die Humanitätswissenschaften. Medicin und Chirurgie wurden ausgesetzt, bis man im Stande sein würde, die nötigen Instrumente anzuschaffen. Alle Professoren waren Corsen, die ersten: Guelfucci von Belgobere, Stefani von Venaco, Mariani von Corbara, Grimaldi von Campoloro, Ferdinandi von Brando, Vincenti von Santa Lucia. Arme Schüler wurden auf Kosten des Volkes verpflegt. Am Ende eines jeden Cursus wurde ein feierliches Examen in Gegenwart der Mitglieder der Generalversammlung und der Regierung abgehalten. Die Anwesenheit der edelsten Bürger des Volkes erhöhte den Tadel wie das Lob. Vor ihren Augen und vor dem Volke wußte sich diese Jugend als die junge Landesbürgerschaft angesehen, welche über kurz oder lang an dem Werke der Befreiung des Vaterlandes mit zu arbeiten berufen war. So' aufwachsend mitten

in der Geschichte des eignen Volks, unter den stürmischen Ereignissen selbst, hatte sie das eine hohe Ideal fest und wirklich vor Augen. Welcher Geist daher in dieser Jugend wehte, ist leicht zu erkennen, und mag ihn das folgende Bruchstück einer der Reden beweisen, welche nach der öffentlichen Prüfung irgend ein Schüler der Rhetorik im Beisein der Abgeordneten und Väter des Landes zu halten pflegte. Ein Schüler sprach vor ihnen und vor Paoli:

„Die Nationen, welche nach der Freiheit gestrebt haben, haben große Wechselfälle erlitten; es gab unter ihnen weniger mächtige und weniger tapfere als die unstrige ist. Dennoch haben sie mit der Festigkeit und mit der Beharrlichkeit am Ende alle Schwierigkeiten überwunden. Wenn man die Freiheit durch bloße Reden gewönne, so wäre alle Welt frei. Aber es bedarf dazu einer unerschütterlichen Standhaftigkeit, welche über alle Hindernisse hinausgeht, und weil diese Tugend unter den Menschen selten ist, so hat man diejenigen immer als Halbgötter angesehen, welche davon Zeugniß gaben. Gewiß, die Vorrechte und die Lage eines freien Volkes sind zu unschätzbar, als daß man sie ihrer Wichtigkeit gemäß auseinander setzen könnte. Doch ist genug gesagt, wenn man sich erinnert, daß sie die Bewunderung der größten Menschen erregen. Was uns betrifft, so gefalle es dem Himmel, daß er uns dem Laufe unserer Geschichte folgen lasse. Aber unser Volk, dessen Herz größer ist, als sein Glück, obwol es arm ist und in ein grobes Gewand gehüllt, ist ein Vorwurf für das ganze unter der Last schwerer Ketten träge gewordene Europa, und man fühlt die Nothwendigkeit, uns unser Dasein zu rauben.

Tapfere Landsleute, der verhängnißvolle Augenblick ist da. Der Sturm braust schon über unsern Häuptern, von allen Seiten drohen uns die Gefahren; laßt uns wissen, wie wir uns über den Verhältnissen erhalten und uns mit der Zahl unsrer Feinde vergrößern; es handelt sich um die Verteidigung unseres Namens, unserer Freiheit, unserer Ehre. Umsonst würden wir bis auf den heutigen Tag heroische Gefühle gezeigt haben, umsonst würden unsre Vorfahren Ströme von Blut vergossen und unerhörte Leiden erduldet haben; wenn wir schwach werden, ist alles verloren ohne Rückkehr. Wir schwach werden! Erhabene Schatten unserer Väter, ihr, die ihr so viel gethan habt, um uns die Freiheit zu hinterlassen als das reichste Erbe, fürchtet nicht, daß wir euch ob eurer Opfer werden ertöten machen. Nein,

niemals! Eure Enkel werden in allem euer Beispiel nachahmen, entschlossen, wie sie sind, frei zu leben oder zu sterben, kämpfend für die Verteidigung ihrer unverletzlichen und heiligen Rechte. Wir können uns nicht entschließen, zu glauben, daß der König von Frankreich die Partei unsrer Feinde ergreifend seine Waffen gegen unser Land richte: nein, ein Ereigniß dieser Natur darf nicht Statt haben. Aber wenn es doch in dem erznen Buche geschrieben steht, daß der mächtigste Monarch der Erde eins der kleinsten Völker Europas bekämpfen soll, so haben wir noch einen gerechten Grund, stolz zu sein, denn wir sind sicher entweder frei für immer und ruhmvoll zu leben, oder unsern Fall unsterblich zu machen. Mögen diejenigen, welche sich einer solchen Tugend nicht für fähig halten, nicht erschrecken: meine Worte richten sich nur an die wahren Corsen, deren Gefühle bekannt sind.

Was uns betrifft, tapfere Jünglinge, keiner, ich schwöre es bei den Manen unsrer Väter! nein, keiner wird den zweiten Aufruf abwarten; es gilt im Angesichte der Welt zu zeigen, daß wir verdienen, Tapfere genannt zu sein. Wenn die Fremden an unsren Küsten landen, bereit Schlachten zu schlagen, um die Präntensionen ihrer Verbündeten aufrecht zu halten, werden wir, die wir kämpfen für unsere eigene Wohlfahrt, für das Wol unserer Enkel, für die Verteidigung unsrer Vaterlandes, für die Aufrechthaltung der gerechten und großherzigen Entschlüsse unsrerer Väter, werden wir schwanken, allen Gefahren zu trotzen, unser Leben auszusetzen, zu opfern? Tapfere Mitbürger, die Freiheit ist unser Ziel und was es von edlen Seelen in Europa gibt, sieht auf uns, nimmt Teil an uns, erhebt Wünsche für den Triumph unsrer Sache. Möge unsere Entschlossenheit die allgemeine Aufmerksamkeit überbieten, und mögen unsere Feinde, wie auch ihr Name sei, aus der Erfahrung lernen, daß die Eroberung von Corsica nicht so leicht sei als man denkt. Es gibt hier in diesem Lande freie Menschen und der freie Mann weiß zu sterben.“

Fünftes Kapitel.

So war alles Denken und Wollen des corsischen Volkes jedes Alters und Geschlechts auf das gemeinsame Ziel gerichtet. Frei und stark war dieser Volksgeist, hochgeadelt durch die reinste Vaterlandsliebe, durch die ererbte Tapferkeit, durch die helle Vernunft der Verfassung, welche keine fremd herübergebrachte Theorie erkügelte, sondern die geheiligte heimische Tradition erzeugt hatte. Der große Bürger Pasquale war der Vater des Vaterlandes. Wo er sich zeigte, trat ihm die Liebe und der Segen seines Volkes entgegen, und man sah Weiber und Greise ihre Kinder und Enkel auf den Armen erheben, daß sie den Mann sehen sollten, welcher das Volk glücklich gemacht hatte. Auch die Küstenstädte, welche noch in der Gewalt Genuas verblieben waren, trugen Verlangen, das Glück der corsischen Verfassung zu teilen. Es fanden Bewegungen Statt. Carl Mafferia und sein Sohn, beide heldenmütig, hatten es über sich genommen, das Castell von Ajaccio durch List und Gewalt in die Hände der Nationalen zu bringen. Die That mißlang; der Sohn fiel im Kampfe, der Vater schon zum Sterben verwundet starb ohne Klagelaut auf der Folter.

So sehr erstarrt aber war das corsische Volk, daß es weit davon entfernt, seine Augen ängstlich auf eine Hilfe vom Auslande zu richten, in sich selber nicht allein die Mittel zum Widerstande, sondern auch zum Eroberungsangriff fand. Schon wehte sein Banner auf dem Mittelmeere; ein Malteserritter de Perez war der Admiral der kleinen Flotte, welche bereits anfang den Genuesen fürchtbar zu werden. Man sprach in Corsica davon, daß die Lage der Insel sie wol berechtige eine Seemacht zu werden, wie einst griechische Inseln im Ostmeere es gewesen waren; man hörte sogar von der Möglichkeit einer Landung der Corsen auf der Küste Liguriens.

Nun gab die überraschende Eroberung der nahen Insel Capraja möglichen Vorstellungen größere Wahrscheinlichkeit und der Furcht größere Begründung. Diese kleine Insel war in früheren Zeiten der corsischen Signorenfamilie da Mare dienstbar gewesen, dann in den Besitz der Genuesen übergegangen. Sie ist unfruchtbar, aber ein wichtiger und schwer zu nehmender Stationspunkt im genuesisch-toscanischen Canal. Ein Corse Centuri faßte den Gedanken, sie zu

übertumpeln. Paoli ging schnell darauf ein, und so lief im Februar 1765 eine kleine Expedition von zweihundert Mann regulärer Truppen und einer Schaar Milizen vom Cap Corso aus. Sie überfielen die Stadt Capraja, welche anfangs lebhaften Widerstand leistete, dann mit ihnen gemeine Sache machte. Das Castell aber hielt der genuesische Commandant Bernardo Ottone mit rühmlicher Tapferkeit. Auch schickte Genua auf die Kunde von dem Ereigniß eilig seine Flotte unter dem Admiral Pinelli. Sie wurde zurückgetrieben, zu dreien Malen. Der Jorn und die Scham Genuas, einer Handvoll Corsen, welche sich in der Stadt festgesetzt hatten, Capraja nicht entreißen zu können, war so groß, daß alle Senatoren in Tränen ausbrachen. Noch einmal ließ der Senat die Flotte gegen das Eiland auslaufen, vierzig Kriegsschiffe an der Zahl. Die fünfhundert Corsen unter Achill Murati behaupteten sich in der Stadt und sie warfen die Genuesen in das Meer zurück. Da ergab sich auch Bernardo Ottone im Mai 1767, und Capraja von den Corsen gänzlich in Besitz genommen, wurde zu ihrer Provinz erklärt. Die Genuesische Republik sah also ihren Handel durch eine Corsenfestung fast vor ihren Thoren aufs neue und gefährlich bedroht.

Der Fall Caprajas erschütterte den Senat und beschleunigte die Entschliesung das unhaltbare Corsica endlich aufzugeben. Doch zögerte die alternde Republik, den schmerzlichen Entschluß auszusprechen, bis ein Mißgriff, welchen sie machte, sie dazu nötigte. Damals waren nämlich die Jesuiten sowol aus Spanien als aus Frankreich vertrieben worden; der König von Spanien aber hatte den genuesischen Senat ersucht, den Exilirten ein Asyl in Corsica zu gestatten. Ihm zu Gefallen war Genua darauf eingegangen, und eines Tages sah man eine große Zahl von Vätern Jesu in Ajaccio landen. Die Franzosen, welche doch die ewige Verbannung der Jesuiten ausgesprochen hatten, nahmen es als eine Beleidigung von Seiten Genuas auf, daß der Senat den Vätern Jesu die corsischen Seestädte öffnete, welche Frankreich selbst besetzt hielt. Sofort bekam der Graf Marbeuf den Befehl, seine Truppen aus Ajaccio, aus Calvi und aus Algajola herauszuziehen, und kaum war dies geschehn, als die Corsen frohlockend die Stadt Ajaccio besetzten bis auf die Citadelle, in welche die Genuesen eingerückt waren.

Unter diesen Umständen und bei der heftigen Spannung, welche zwischen Frankreich und Genua eingetreten war, sah der genuesische

Senat voraus, daß er den Corsen würde weichen müssen. Also kam er zu dem Entschlusse, seine vorgeblichen Rechte auf die Insel an Frankreich freiwillig zu verkaufen.

Der französische Minister Choiseul ergriff den Antrag mit Freuden. Die Erwerbung einer so wichtigen Insel im Mittelmeere schien ein großer Gewinnst und ein Ersatz zu einer Zeit, in welcher man Canada verloren hatte. Der Vertrag wurde am 15. Mai 1768 zu Versailles geschlossen und gezeichnet von Choiseul für Frankreich und von Domenico Sorba für Genua. Wider alles Völkerrecht übertrug hier Genua ein Volk, auf welches es keine andere Rechte besaß, als die längst verfallenen der Eroberung, an eine fremde despotische Macht, welche mit jenem eben noch als mit einer unabhängigen Nation unterhandelt und verkehrt hatte, und ein freies Volk mit der sittlichsten Staats Einrichtung wurde einer willenlosen Heerde gleich verhandelt. Auch hatte Genua noch die entwürdigende Bedingung gestellt, daß es wieder in seine Rechte auf Corsica zurücktreten könne, so bald es im Stande wäre, die Kosten abzutragen, welche Frankreich durch die Besetzung Corsicas auf sich genommen hatte.

Ehe nun die französische Expedition aus den Häfen der Provence abging, hatte sich das Gerücht von dem erst geheim gehaltenen Vertrage schon in Corsica verbreitet. Paoli hatte die Landesversammlung am 22. Mai nach Corte berufen und einstimmig hatte man die äußerste Gegenwehr gegen die Franzosen und die Erhebung in Masse beschlossen. Männlich und voll Feuer hatte Carl Bonaparte, Paolis Secretär, geredet.

Unterdess war der Graf Narbonne mit Truppen in Ajaccio gelandet, und die erstauhten Bewohner der Stadt hatten das genuesische Banner herunternehmen und die weiße Fahne Frankreichs aufpflanzen sehen. Gleichwol leugneten die Franzosen noch die eigentliche Absicht ihrer Ankunft und suchten die Corsen durch falsche Vorspiegelungen zu täuschen, bis der Marquis Chauvelin, mit dem Oberbefehl in Corsica beauftragt, mit allen seinen Truppen in Bastia landete.

Am 7. August desselben Jahres sollte jener auf vier Jahre abgeschlossene Besetzungsvertrag ablaufen; an diesem Tage erwartete man den Beginn der Feindseligkeiten. Aber schon am 30. Juli marschirten die Franzosen auf den Befehl Marbeufs 5000 Mann stark von Bastia gegen San Fiorenzo und bemächtigten sich nach einem ungleichen Kampfe einiger Punkte im Nebbio. So ward offenkundig,

daß das letzte Schicksal an den Corsen vollzogen werden sollte. Immer ihnen feind hatte es stets fremde Despoten zwischen sie und Genua gestellt, und am Vorabende ihrer Befreiung sie jedesmal in das alte Glend zurück geworfen.

Paquale Paoli eilte nach dem Nebbio mit einigen Milizen. Sein Bruder Clemens hatte daselbst schon mit 4000 Mann sich aufgestellt. Aber beide konnten nicht hindern, daß Marbeuf das Cap Corso unterwarf. Nun erschien auch Chauvelin mit 15000 Franzosen, ausgesandt, das freiste und tapferste Volk der Welt zu unterjochen. Er wandte sich gegen das stark besetzte Furiani, begleitet von einem Verräther Matias Buttafuoco aus Bescovato, welcher der Erste die Schande auf sich lud, vom Feinde Lohn und Titel zu erwerben. Der Kampf um Furiani war verzweifelt. Nur 200 Corsen hielten den Platz unter Carl Saliceti und Ristori, aber sie ergeben sich auch dann nicht, als der ganze Ort zu einem Schutthaufen zerschossen war, sondern die Waffen in der Hand schlugen sie sich Nachts nach der Seeküste durch.

Ein gleich mörderischer Kampf fand in der Casinca und an der Golobrücke statt. Auf allen Punkten wurden die Franzosen zurückgeworfen und Clemens Paoli bedeckte sich mit Ruhm. Ihn und Pietro Colle nennt die Geschichte als die tapfersten Helden in dem letzten Freiheitskampfe der Corsen.

Die Trümmer der geschlagenen französischen Armee warfen sich auf Borgo, einen hoch gelegnen Ort auf den Bergen von Mariana und verstärkten dessen Besatzung. Um jeden Preis wollte Paoli diesen Ort gewinnen; er begann deßhalb den Sturm am 1. October, in der Nacht. Es war die glänzendste Waffenthat der Corsen. Von Bastia zog Chauvelin herbei, Borgo zu unterstützen: ihm warf sich Clemens entgegen; Colle, Grimaldi, Agostini, Serpentine, Pasquale Paoli, Achille Murati stürmten gegen Borgo. Von beiden Seiten wurde jede Kraft hereingezogen. Dreimal machte die ganze Stärke der französischen Armee einen verzweifelten Anlauf und dreimal wurde sie geworfen. Die Corsen an Zahl um so vieles geringer, Milizen, zertrümmerten hier die geschlossenen Reihen einer Armee, welche seit Ludwig XIV. in dem Rufe stand, die bestorganisirte Europas zu sein. Man sah unter den Corsen Weiber in Mannsgewand mit der Flinte und dem Schwert unter die Franzosen sich stürzen. Endlich wichen die Franzosen nach Bastia; ihrer viele waren

erschlagen, viele, darunter Marbeuf, verwundet, 700 Mann aber mit dem Obersten Lubre, die Besatzung von Borgo, streckte das Gewehr und gab sich den Corsen gefangen.

Die Schlacht von Borgo zeigte den Franzosen, welches Volk sie zu unterjochen gekommen waren. Sie hatten nun alles Land wieder verloren bis auf die festen Plätze. Chauvelin aber schrieb an seinen Hof, berichtete seine Verluste und forderte neue Truppen. Man sandte ihm neue 10 Bataillone.

Zwölftes Kapitel.

Zu dieser Zeit war die Sympathie für die Corsen stärker geworden als je. In England namentlich sprach die öffentliche Meinung laut für das unterdrückte Volk und forderte die Regierung auf gegen den Despotismus einzuschreiten, dessen Grundsätze Frankreich so schamlos in Ausführung brachte. Man sagte, daß Lord Chatham die Idee wirklich faßte, einen Machtspruch zu Gunsten der Corsen einzulegen. Die Corsen hielten ihre Augen freilich auf das constitutionelle England gerichtet, hoffend, daß eine große und freie Nation ein freies Volk nicht werde untergehn lassen. Sie täuschten sich. Das britische Cabinet untersagte wie im Jahre 1760 allen Verkehr mit den corsischen „Rebellen.“ Nur in Comite's und auf private Weise sprach sich das englische Volk aus, und bei diesen Kundgebungen und privaten Geldspenden verblieb es; die Cabinette aber billigten es, daß mit einem Helldemoville auch ein gefährlicher Keim demokratischer Freiheit erstickt werde.

Pasquale Paoli erkannte trotz der Erfolge, welche sein Volk errungen hatte, die ganze Gefahr seiner Lage. Er machte Frankreich den Vorschlag eines Vergleichs, welcher dem Könige die Anerkennung seiner Autorität, den Corsen ihre Verfassung ließ, den Genuesen eine Entschädigung gab. Man verwarf den Vergleich und rüstete sich zu einem letzten Schlage. Chauvelin indeß fühlte seine Schwäche. Man will wissen, daß er von den Genuesen die Intrigue gelernt hatte. Wie Sampiero und wie Gaffori sollte auch Paoli durch Muechel-mord enden. In der Geschichte eines jeden tapferen und freien Volkes

wird niemals der Verrat vermist; denn die menschliche Natur scheint des Schattens der Gemeinheit nicht entbehren zu können, wo sie am reinsten glänzt. Es fand sich ein Verräter in dem Sohne des eigenen Kanzlers Paolis, Matias Massesi; Briefe die er verlor enthüllten die geheime Absicht. Vor den Staatsrat gestellt gestand er und wurde dem Henker überliefert. Ein anderes Complot von dem unruhigen Dumouriez, welcher damals in Corsica diente, geschmiedet um Paoli in seinem Hause zu Isola Rossa Nachts aufzuheben, mißlang gleichfalls.

Chauvelin hatte die neuen 10 Bataillone ins Feld gestellt; aber auch diese waren von den Corsen im Rebbio zurückgeschlagen worden. Tief beschämt schickte der stolze Marquis neue Boten nach Frankreich, welche die Schwierigkeit, Corsica zu bändigen, erklären sollten. Die französische Regierung berief hierauf Chauvelin von seinem Posten, im December 1768, und ernannte Marbeuf zum einstweiligen Oberbefehlshaber, bis der Nachfolger, der Graf de Baur eingetroffen sein würde.

De Baur hatte unter Maillebois in Corsica gedient; er kannte das Land und wußte wie man dort den Krieg zu führen habe. Ausgerüstet mit einer großen Waffenmacht von 45 Bataillonen, vier Regimentern Reiterei und beträchtlicher Artillerie, beschloß er den Kampf mit einem Schlage zu endigen. Im Angesichte dieser Gefahr berief Paoli das Volk nach der Casinca am 15. April 1769. Man faßte hier den Beschluß bis zum letzten Blutstropfen zu kämpfen und jeden Mann im Lande aufzubieten. Lord Pembroke, der Admiral Smitton, andere Engländer, Deutsche und Italiener, Freunde der corsischen Sache welche zugegen waren, erstaunten über die gefasste Haltung der nach der Casinca strömenden Milizen. Viele Fremde stellten sich unter die Reihen der Corsen. Auf ihrer Seite stand auch eine ganze Compagnie von Preußen, welche aus genuesischem Dienste in den corsischen getreten waren. Doch durfte sich niemand das Verzweifelte der Lage verbergen; auch wirkte bereits französisches Geld im Lande, Verrat tauchte auf; selbst Capraja war durch den Verrat des Commandanten Astolfi bereits gefallen.

Das Schicksal sollte sich einmal an den Corsen erfüllen. England, auf welches man hoffte, trat nicht ein; mit aller Macht marschirten die Franzosen auf das Rebbio. Diese von einem langen und schmalen Tale durchschnittene Bergprovinz war schon oft der Schauplatz entscheidender Kämpfe gewesen. Paoli hatte hier sein Quartier aufgeschlagen, nachdem er Sallceti und Serpentini in der Casinca

gelassen hatte. De Baur, Marbeuf und Grand-Maison rückten in das Rebbio ein, Paoli auf einmal zu vernichten. Der Angriff begann am 3. Mai. Nach einem Kampfe von drei Tagen wurde Paoli aus Murato, seinem Lager, vertrieben. Er beschloß nun über den Golo zu ziehen und diesen Fluß zwischen sich und dem Feinde zu halten. In Rostino schlug er sein Hauptquartier auf und übertrug Gaffori und Grimaldi die Verteidigung von Leuto und von Canavaggia, denn auf diesen Punkten konnten die Franzosen leicht vorwärts dringen. Grimaldi aber wurde zum Verräter und Gaffori, ungewiß aus welchen Gründen behauptete seine Stellung nicht.

So geschah es, daß die Franzosen von den Höhen herabkamen und gegen Pontenuovo, die Brücke welche über den Golofluß führt, vordrangen. Am Golo standen die Corsen ausgebreitet, die Preußencompagnie und mehr als 1000 Corsen hielten die Brücke. Die Franzosen trieben nun, unerwartet von den Bergen herabkommend, die Milizen vor sich her; aufgelöst und von Schrecken erfaßt stürmten diese gegen die Brücke, hinüber zu kommen. Die Preußen aber hatten den Befehl, die Flüchtigen aufzuhalten, sie gaben in der Verwirrung Feuer auf ihre eigenen Freunde, während zugleich die Franzosen feuerten und mit dem Bajouet andrangen. Das schreckliche Wort „Verrat!“ ließ sich hören. Vergebens suchte Gentili die Auflösung zu hemmen, sie wurde allgemein, keine Stellung war mehr haltbar, und in wilder Flucht zerstreuten sich die Milizen in die Wälder und das umliegende Land. Die unglückliche Schlacht von Pontenuovo wurde geschlagen am 9. Mai 1769, und an diesem Tage verlor das Volk der Corsen seine Freiheit und seine Selbstständigkeit.

Noch versuchte Paoli den Feind am Eindringen in die Provinz Casinca zu hindern. Aber es war zu spät. Das ganze Land diesseits der Berge fiel in wenig Tagen in französische Gewalt und jenes instinctartige Gefühl der Rettungslosigkeit, welches die Gemüther eines Volkes in schweren Momenten allmächtig zu ergreifen pflegt, hatte sich der Corsen bemächtigt. Es fehlte ihnen ein Mann wie Sampiero war. Paoli verzweifelte. Er war auf Corte geeilt, der Entschluß sein Vaterland zu verlassen war ihm nahe gekommen. Der tapfere Serpentini hielt zwar noch in der Balagna Stand, und Clemens Paoli neben ihm war entschlossen bis auf den letzten Atemzug zu kämpfen, Abatucci endlich behauptete sich noch jenseits der Berge mit einer Schaar kühner Patrioten. Es war noch nicht alles verloren;

wenigstens konnte man sich in die Berge werfen und den kleinen Krieg fortführen, wie ehemals Rinuccio, Vincentello und Sampiero es gethan hatten. Aber ein Mann wie Pasquale Paoli konnte nicht die trotzig Hartnäckigkeit des Charakters besitzen gleich jenen Männern der ernen Jahrhunderte, noch wollte er, der Gesetzgeber und Pythagoras seines Volkes, zu einem Bandenführer in den Bergen herabstufen. Vor dem Blute schauernd, das ein fortgesetzter Kampf über sein Land verströmen müsse, ergab er sich dem Schicksale. Zu ihm stießen sein Bruder Clemens, Serpentini, Abatucci, andere. Die kleine Schaar eilte flüchtig nach Bivario, dann am 11. Juni nach dem Golse von Porto Vecchio. Dort schifften sie sich, dreihundert Corsen an der Zahl, auf einem englischen Schiffe, welches ihnen der Admiral Emittoy gab, ein und gingen über Toscana nach England, welches fortan bis auf unsre Tage das Exil der Flüchtigen verunglückter Nationen geworden ist, und seither niemals edlere Flüchtlinge gastlich aufgenommen hat.

Es hat nicht an Solchen gefehlt, welche im Hinblick auf die alten tragischen Corsenhelden Paoli der Schwachheit angeklagt haben. Wie Paoli selber sich erkannte, beweisen seine eignen Worte. Er sagt in einem Briefe: „Wenn Sampiero in meiner Zeit gelebt hätte, würde mir die Befreiung des Landes weniger Mühe gekostet haben. Was wir für die Ordnung unserer Nationalität versuchten, das hätte er vollendet. Es bedurfte damals eines Mannes der kühn und unternehmend war, daß er den Schreck bis in die Comtoire von Genua warf. Frankreich hätte sich nicht in den Kampf gemischt, oder es würde doch einen schrecklicheren Gegner gefunden haben, als alle diejenigen waren, die ich ihm entgegenstellen konnte. Wie oft habe ich das nicht beklagt! Sicher, es ist nicht der Mut, nicht die heroische Beharrlichkeit, welche den Corsen fehlten, sondern ein Führer, der die Kriegsoperationen in Gegenwart von erfahrenen Generalen combiniren und leiten konnte. Wir hätten uns in dieses edle Werk getheilt; während ich an einem Gesetzbuche gearbeitet hätte, welches den Sitten und den Bedürfnissen der Insel entsprach, so hätte sein gewaltiges Schwert es auf sich genommen unser gemeinsames Werk zu besiegeln.“

Am 12. Juni 1769 war das corsische Volk den Franzosen erlegen. Doch mitten in dem großen Schmerz, daß nun doch Jahrhunderte des beispiellosen Kampfes die geliebte Freiheit nicht zu retten

vermocht hatten, und noch unter dem Waffelärm der alles Land diesseits wie jenseits der Berge besetzenden Franzosen, gebar das corsische Volk in unerschöpfter Heroenkraft am 15. August Napoleon Bonaparte, den Vernichter Genuas, Unterjocher Frankreichs, und Rächer seines Volkes. Solche Genugthuung wollte das Schicksal den Corsen in ihrem Sturze geben und die Heldentragödie ihrer Geschichte versöhnend schließen.

Corsica.

Aus meiner Wanderschaft im Sommer 1852.

Nel mezzo del cammin di nostra vita
Mi ritrovai per una selva oscura,
Che la diritta via era smarrita,
Ani quanto a dir qual era è cosa dura,
Questa selva selvaggia ed aspra e forte — —
Ma per trattar del ben ch' i' vi trovai,
Dirò dell' altre cose, ch'io v'ho scorte.

Dante.

Erstes Buch.

Erstes Kapitel.

Eintritt in Corsica.

Lasciate ogni speranza voi ch'entrate.

Dante.

Die Fahrt von Livorno über das Meer gegen Corsica hin ist schön und unterhaltender als die von Livorno nach Genua. Man genießt beständig den Anblick der malerischen Inseln des Canals von Toscana. Hinter uns lag die Terra Firma, Livorno mit seinem Mastenwalde zu Füßen des Monte Nero, vor uns der einsame durchbrochene Turm von Meloria, jener kleinen Klippe im Meer, an welcher die Pisaner unter Ugolino von den Genuesen vernichtet wurden, so daß ihre Seemacht sank und Genua seitdem auch in den Besitz Corsica's kam; weiterhin die Felseninsel Gorgona, ihr nahe im Westen die Insel Capraja. In ihrem Angesichte erinnert man sich wol an die Verse Dante's in seinem Ugolino-Gefange:

Weh dir, o Pisa, allem Volk gehässig
Im schönen Land, wo man das Si hört klingen;
Weil dich zu strafen deine Nachbarn lässig,
Mag vor Capraja und Gorgona bringen,
Des Arno Mündung dämmend zu verstopfen,
Daß seine Fluten all dein Volk verschlingen.

Die Insel Capraja verdeckt das Westende Corsica's, aber hinter ihr steigen die blauen Berge des Cap Corso in weit ausgebreiteten Linien aus dem Meere auf. Noch weiter westlich zeigt sich Elba, ein mächtig herausgehobnes Felseneiland, nach dem Festlande zu absinkend

und der Terra Firma von Piombino zugekehrt, welche in schwachen Linien angedeutet war.

Das Meer stralte in dem tiefsten Purpurblau, und die hinter Capraja untersinkende Sonne überzog die Segel vorüberfahrender Schiffe mit einem sanften Rosenrot. Eine Fahrt auf diesem Becken des Mittelmeers ist in Wahrheit eine Fahrt durch die Geschichte selber. Ich dachte mir dieses schöne Meer bevölkert von den Flotten der Phönizier und der Griechen, von den Schiffen jener Phöläer, welche einst hier herumschwärmten — dann Hasdrubal und die Flotten der Carthager, die Etrusker, die Römer, die Mauren und die Spanier, die Visaner und die Genuesen. Aber noch mehr und eindringlicher mahnt der beständige Anblick von Elba und von Corsica an das größte Welt-drama der neuen Zeit, welches den Namen Napoleon trägt. Beide Inseln liegen friedlich benachbart neben einander, so nahe fast wie eines Menschen Wiege und sein Grab. Corsica, welches Napoleon gebor, dehnt sich weit vor den Blicken aus, Elba ist klein. Das also war die Felsenwangejacke die man dem Riesen anlegte. Er zersprengte sie so leicht, wie Simson die Bande der Philistier zersprengte. Dann stürzte er bei Waterloo. Er war von Elba ab nur ein Abenteurer wie Murat, der von Corsica aus, Napoleon nachahmend, mit einem Häuflein Soldaten Neapel erobern ging und tragisch endete.

Der Blick auf Elba wirft in die angeregte Phantasie eine Fata Morgana hinein, das Bild des fern im afrikanischen Meere gelegenen Felseneilandes Sanct Helena. Vier Inseln also bestimmten seltsam das Geschick Napoleons: Corsica, England, Elba und Sanct Helena. Er selber war eine Insel in dem Ocean der Weltgeschichte, *unico nel mondo*, so sagte der wackere corsische Schiffsmann, neben dem ich stand, im Angesichte Corsicas von Napoleon sprechend. *Ma Signore*, sagte er, ich weiß das alles besser als Ihr, denn ich bin sein Landsmann; und nun gab er mir mit den lebhaftesten Gesticulationen einen Abriss der Geschichte Napoleons, der mich in dieser Scene mehr interessirte als alle Bände von Thiers. Und der Neffe? . . . „Ich sage der Napoleone primo war auch der unico.“ Der Matrose war mit der Geschichte seiner Insel bestens vertraut, und kannte das Leben des Sampiero ebenso gut, wie das des Pasquale Paoli, des Saliceti und des Pozzo di Borgo.

Mittlerweile ward es dunkel. Die Sterne leuchteten prächtig, und die Meereswellen phosphorescirten. Hoch über Corsica blinkte

die Venus, der stellone oder der große Stern, wie ihn die Schiffer nennen, und auf welchen das Schiff hielt. Wir segelten zwischen Elba und Capraja und hart an den Felsen der Leptern vorbei. Dort saß einst der Geschichtschreiber Paul Diaconus in der Verbannung, wie einst Seneca auf Corsica acht lange Jahre der Verbannung verlebt hatte. Capraja ist ein nackter Granitfelsen. Ein genuesischer Turm steht malerisch auf einer Klippe, und der einzige Ort der Insel, ihres Namens, versteckt sich furchtsam hinter dem gigantischen Felsen welchen die Festung krönt. Die weißen Mauern und die weißen Häuser, das dürre rötliche Gestein, die große Dede und Weltverlassenheit machen den Eindruck irgend einer syrischen Felsenklippenstadt. Capraja, das einst die kühnen Corsen zur Zeit Paolis erobert hatten, war den Genuesen geblieben als sie Corsica an Frankreich verhandelten. Mit Genua war die Insel an Piemont gefallen.

Verschwunden war denn auch Capraja mit seinen Lichtern, und wir nahten dem Ufer Corsicas, auf welchem ein Feuerschein hin und her blinkte, bis endlich das Schiff auf den Fanal von Bastia losfuerte. Wir waren im Hasen. Die Stadt umringt ihn, links das alte genuesische Fort, rechts die Marina, im Bogen hoch darüber dunkle Berge. Ein Boot kam ans Schiff gefahren und nahm die Passagiere auf, welche ans Land steigen wollten.

So betrat ich denn zum erstenmale die Insel Corsica, die mich schon als Kind so mächtig gelockt hatte, wenn ich sie auf der Karte betrachtete. Der erste Eintritt in ein fremdes Land, zumal in der Nacht welche es tiefgeheimnisvoll verschleiert, ist ungemein erwartungsvoll und spannend, und die ersten Eindrücke pflegen für ganze Tage zu bestimmen. Ich gestehe es, meine Stimmung war die unheimlichste und ich konnte mich ihrer lange nicht erwehren. Wir in Deutschland wissen von Corsica kaum mehr als daß Napoleon dort geboren sei, daß Pasquale Paoli dort heldenmütig um die Freiheit kämpfte, und daß die Corsen die Blutrache und die Gastfreundschaft üben und die verwegesten Banditen sind. Ich hatte die dunkelsten Vorstellungen mit mir gebracht, und die ersten Begegnisse waren der Art, daß sie wol berechtigt zu sein schienen.

Das Boot landete an dem Kai, auf welchem bei dem spärlichen Scheine von Handlaternen eine Gruppe von Doganieri und von Matrosen stand. Der Bootsmann sprang ans Land. Ich sah wenige Menschen von so abschreckender Gestalt. Er trug die phrygische Mütze

von roter Wolle auf dem Kopfe und ein weißes Tuch über das eine Auge gebunden; er war ein leibhaftiger Charon, und die grundlose Wut, mit welcher er fluchend und das empfangene Ueberfahrtsgehd bei der Laterne besehend, die Passagiere anschrte, ließ mich gleich eine Probe von dem jähzornigen Naturell der Corsen kosten.

Die auf dem Kai Stehenden waren im eifrigsten Gespräche. Ich hörte sie erzählen, daß vor einer Viertelstunde ein Corse seinen Nachbar mit drei Dolchstichen ermordet habe (ammazzato, ammazzato, ein Wort das ich in Corsica ungezählte Male gehört habe; ammazzato con tre colpi di pugnale). Weßhalb? — „Nur in der Hitze des Gesprächs; die Ebirren laufen hinter ihm her; er wird schon in der Macchia sein.“ Die Macchia ist der Buschwald. In Corsica hörte ich das Wort macchia ebenso oft als ammazzato oder tumbato. Er ist in die Macchia gegangen heißt so viel als: er ist Bandit geworden.

Ich empfand ein Etwas von Grauen und jene Spannung, welche die Erwartung abenteuerlicher Dinge erregt; ich war im Begriffe eine Locanda aufzusuchen. Ein junger Mann trat auf mich zu und sagte mir auf toscanisch, daß er mich in ein Gasthaus führen wolle. Ich folgte dem freundlichen Italiener, einem Bildhauer aus Carrara. Kein Licht als die Sterne am Himmel brannte in den engen, bergigen Straßen von Bastia. Wir klopfen an vier Locanden vergebens; keine öffnete. Wir klopfen an der fünften; niemand hörte. Hier werden sie nicht aufthun, sagte der Carrarese, denn des Wirten Tochter liegt auf der Todtenbahre. Wir gingen eine Stunde in der öden Stadt umher, niemand mochte unser Rochen hören. Ist dies also die gerühmte corsische Gastlichkeit? Mich dünkt, ich bin in die Stadt des Todes gekommen, und morgenden Tags will ich über das Thor von Bastia schreiben: Ihr die ihr eingeht, laßt jede Hoffnung schwinden.

Wir wollten indeß noch einen Versuch machen. So weiter wandend stießen wir auf einen Trupp von Passagieren, welche ebenso unglücklich gewesen waren als ich. Es waren zwei Franzosen, ein italienischer Emigrant und ein engländischer Cowertit. Ich schloß mich an sie an, und nochmals machten wir die Rundreise der Locanden. Das brachte mir nun vorweg keinen großen Begriff von der Industrie und der Cultur Corsicas bei, denn Bastia ist die größte Stadt der Insel und zählt etwa 15000 Einwohner. Fand der Fremde schon in der Stadt keine Aufnahme, was sollte er erst im Inneru des Landes finden?

Unterdeß begegnete uns eine Rotte von Sbirren, corsische Gendarmen, braune Kerle mit schwarzen Bärten, in blauen Leibröcken mit weißen Achselschnüren, die Doppelflinten auf den Schultern. Wir klagten ihnen unsre Not. Es erbot sich einer uns zu einem alten Soldaten zu führen, der einen Weinschank hatte; dort, meinte er, würden wir unterkommen. Er führte uns an ein altes und wüstes Haus gegenüber dem Fort. Wir klopfen so lange, bis der Soldatenwirt wach wurde und sich am Fenster zeigte. In demselben Augenblicke rannte jemand an uns vorüber, unser Sbirre ihm nach ohne ein Wort zu sagen, und beide waren im Dunkel der Nacht verschwunden. Was war's? was soll diese Jagd bedeuten? Nach einer Weile kehrte der Sbirre zurück; er hatte geglaubt der Laufende sei der Mörder gewesen. Aber, sagte er, der ist schon in den Bergen, oder ein Fischer hat ihn nach Elba oder Capraja hinübergefahren. Vor kurzem haben wir den Arrighi im Gebirge erschossen, auch den Masfoni und den Serafino. Das war eine schlimme Bataille, die mit dem Arrighi. Er hat uns fünf Leute getödtet.

Es erschien der alte Soldatenwirt und führte uns in ein großes, sehr unsaubres Zimmer. Wir setzten uns froh um den Tisch und ließen uns das Nachtmal wol gefallen, trefflichen corsischen Wein, der an Feuer dem spanischen ähnt, gutes Weizenbrod und frischen Schafkäse. Eine dunstige Dellampe erhellte dies homerische Wandermal, dem die Laune nicht fehlte. Da wurde mancher gute Trunk auf die Helden Corsicas ausgebracht, und eine Flasche nach der andern holte der Sbirrenwirt aus der Ecke. Wir waren vier Nationen beisammen, Corde, Franzose, Deutscher und Lombarde. Ich nannte einmal den Namen Louis Bonaparte und that eine Frage — da verstummte plötzlich die Gesellschaft, und die muntern Franzosen machten ein niedergegeschlagnes Gesicht.

Allmählig graute draußen der Morgen. Wir verließen die Casa des alten Corcen, wanderten an das Meer und weiteten uns an dem Schimmer der Frühe, welcher auf ihm glänzte. Die Sonne stieg schnell auf und erhellte die drei Inseln, die man von Bastia aus vor sich liegen sieht, Capraja, Elba und das kleine Monte Cristo. Die vierte Insel in dieser Reihe ist Pianosa, das alte Planasia, auf welcher Tiberius einst den Enkel des Augustus, Agrippa Posthumus, erwürgen ließ; sie ist flach wie ihr Name es sagt und deshalb von hier aus nicht zu erkennen. Der beständige Anblick jener drei blauen

Inselberge am Saume des Meeres macht die Spaziergänge von Bastia doppelt schön.

Ich setzte mich auf das Gemäuer des alten Forts und blickte von hier aus auf das Meer und den kleinen Hafen der Stadt, in welchem kaum sechs Schiffe ankerten. Die malerischen braunen Uferberge, die grünen Höhen mit ihren dichten Olivenhainen, kleine Capellen am Strande, einzelne graue Türme aus der Genuesenzeit, das Meer in aller Pracht südlicher Farbe, das Gefühl in ihm verloren auf einer fremden Insel zu stehn, das machte damals einen unauslöschlichen Eindruck auf mein Gemüt.

Als ich das Fort verließ, um nun am hellen Tage in eine Locanda mich überzusiedeln, hatte ich wieder eine Scene vor mir, welche fremd, wild und bizarr genug war. Eine Menschenmenge umstand vor dem Fort zwei Carabiniers zu Pferde; sie hatten vor sich an einer langen Leine einen Mann gebunden, welcher die wunderlichsten Sprünge machte und alle Bewegungen eines Pferdes nachahmte. Ich erkannte, daß der Mann ein Verrückter sei und sich mit der Vorstellung schmeichelte, ein edles Rosß zu sein. Niemand von den Umstehenden lachte, obwol die Capriolen des Unglücklichen wunderbar genug waren. Alle standen ernst und schweigend; und da ich diese Menschen in solchem Schweigen vor dem Elende sah, wurde mir zum ersten Male auf ihrer Insel wol und ich sagte mir, daß die Corsen nicht Barbaren seien. Die Reiter ritten mit dem Verrückten endlich ab, welcher die ganze Straße entlang wie ein Pferd an der Leine trottirte und seelenvergnügt zu sein schien. Diese Art, ihn an seinen Bestimmungsort zu schaffen, indem man sich seiner firen Idee dabei bediente, erschien mir schlau und zugleich natü.

Zweites Kapitel.

Die Stadt Bastia.

Die Lage Bastia's ist wenn auch nicht ausgezeichnet, doch immer überraschend. Die Stadt liegt im Amphitheater um den kleinen Hafen; das Meer bildet hier keinen Golf, sondern nur einen Landungsplatz, eine Gala. Die rechte Seite des Hafens sperrt ein gigantischer

schwarzer Felsen, vom Volke Leone genannt, weil er einem Löwen ähnlich sieht. Ueber ihm steht das finstre genuessische Fort, der Donjon. Links läuft der Kai in einen Molo aus, der auf seiner Spitze einen kleinen Leuchtturm trägt. Ueber dem Hasen nun steigt die Stadt in Terrassen auf, hohe Häuser, eng zusammen, turmartig, mit vielen Balkonen: über der Stadt weg ragen die grünen Berge mit einigen verlassenen Klöstern und schönen Olivenhainen; auch Fruchtgärten: von Orangen, Citronen und Mandeln gibt es da in Fülle.

Bastia hat seinen Namen von der Bastey, welche die Genuesen dort bauten. Die Stadt ist nicht alt, weder Plinius noch Strabo oder Ptolemäus nennen einen Ort auf ihrer Stelle. Ehemals stand dort die kleine Marina des Ortes Carbo, welcher in der Nähe liegt. Darauf ließ im Jahre 1383 der genuessische Gouverneur Lionello Comellino den Donjon oder das Castell erbauen, um welches bald ein Stadtteil, die Terra nuova, entstand; der ursprüngliche, untere hieß nun die Terra Vecchia. Beide Quartiere bilden noch heute zwei getrennte Cantons. Die Genuesen verlegten hierauf den Sitz ihrer corsischen Regierung von Biguglia nach Bastia, und hier residirten denn die Fregoso, die Spinola, die Doria — elf Doria regierten Corsica in mehr als 400 Jahren — die Fiesco, Cibbà, die Giustiniani, Regri, Bivaldi, Fornari und so viele andere Edle berühmter Familien Genuas. Als Corsica unter französischer Herrschaft im Jahre 1797 in zwei Departements geschieden wurde, welche nach den Flüssen das des Golo und des Liamone genannt wurden, blieb Bastia der Hauptort des Golo-Departements. Im Jahre 1811 vereinigte man beide Teile wieder, und nun wurde das kleinere Ajaccio die Landeshauptstadt. Noch heute kann Bastia es nicht verschmerzen, daß es einst das Haupt der Insel war, und jetzt zu einer Sous-präfectur herabgesunken ist, aber ohne Zweifel ist es durch Industrie, Handel und Intelligenz noch immer das Haupt Corsicas. Die gegenseitige Eifersucht der Bastinesen und der Bürger Ajaccios ist beinahe komisch, und würde als lächerliche Kleinstädtereie erscheinen, wenn man nicht wüßte, daß die Scheidung Corsicas in das Land diesseits und jenseits der Berge uralt historisch ist; und so ist auch der Charakter der Bewohner beider Landeshälften grundverschieden. Jenseits der Berge, welche Corsica von Nord nach Süd teilen, herrscht bei weitem mehr Wildheit; alles geht dort bewaffnet; diesseits der Berge ist mehr Cultur, mehr Ackerbau, mehr mildere Sitte.

Die Terra Vecchia von Bastia ist jetzt eigentlich zur Terra nuova geworden, denn sie enthält die besten Straßen. Die ansehnlichste ist die erst wenige Jahre alte Via Traversa, eine nach dem Meere hin gebogene Straße von sechs- und siebenstöckigen Häusern, welche noch fort gebaut wird. Ihre Lage erinnerte mich an die schönste Straße, die ich noch irgend sah, die Strada Balbi und Nuova in Genua. Aber die Häuser, obwol palastartig, haben nichts von Kunst noch von edlem Material an sich. Corsica hat die edelsten Steinarten in kaum glaublicher Fülle, Marmor, Porphyr, Serpentin, Marmor, Granite köstlichster Art, doch werden sie kaum verwendet. Die Natur liegt hier überall verwahrt, sie ist eine schöne verzauberte Prinzessin.

Man baut jetzt in der Via Traversa wenigstens einen Justizpalast, für dessen Arcaden ich in den Marmorbrüchen von Corte die Säulen herausbauen sah. Sonst sah ich mich vergebens nach Marmorschmuck um; doch, und wer wird es glauben, die ganze Stadt Bastia ist mit Marmor gepflastert, einem rötlichen Stein, welcher in Brando gebrochen wird. Ich weiß nicht, ob es wahr ist, daß Bastia das vortrefflichste Pflaster in der ganzen Welt habe. Sagen habe ich es hören.

Trotz ihrer Länge und Breite ist die Via Traversa die todteste von allen Straßen Bastias. Aller Verkehr concentrirt sich auf dem Plage Favalelli, auf dem Kai und in der Terra Nuova um das Fort. Abends lustwandelt die schöne Welt auf dem großen Plage San Nicolao, am Meere, wo die Unterpräfector und der oberste Gerichtshof sein Gebäude hat.

Keine einzige schöne Architectur fesselt hier den Fremden, seine Unterhaltung sind allein die reizenden Spaziergänge am Meere und in die vom Delbaum umschatteten Berge. Die Kirchen sind zum Teil groß und reich geschmückt, aber plump im Aeußern und ohne besondere Kunst. Der Dom, mit manchem Grabe genuessischer Herren, liegt in der Terra Nuova, in der Terra Vecchia steht die ansehnliche Kirche des Sanct Johann des Täufers. Ich nenne sie nur um des Grabes von Marbeuf willen. Marbeuf hatte Corsica sechszehn Jahre lang regiert, er war der Freund Carl's Bonaparte, des einst so warmen Anhängers Paolis gewesen, und er hatte die Laufbahn Napoleons eröffnet, indem er ihm eine Stelle in der Militärschule von Brienne verschaffte. Sein Grab in jener Kirche hat keine Inschrift, weil die ursprüngliche zur Zeit der paolistischen Revolution gegen

Frankreich vernichtet ward. Die corsischen Patrioten hatten damals auf den Grabstein Marbeufs geschrieben: „Das Monument welches die schimpfliche Lüge und die feile Schmeichelei dem Tyrannen des seufzenden Corsica's gewidmet, hat nun die wahre Freiheit und die freie Wahrheit des ganzen jubelnden Corsica's zerstört.“ Nachdem Napoleon Kaiser geworden war, wollte Madame Letitia der Wittwe Marbeufs den ersten Rang einer kaiserlichen Hofdame verleihen, aber Napoleon vermied glücklicher Weise diese große Tactlosigkeit, indem er erkannte daß es unschicklich sein müsse Madame Marbeuf eine Dienstcharge in derjenigen Familie anzutragen, welche einst der Gönnerschaft ihres Gemals so viel zu verdanken hatte. Er bewilligte dem Sohne Marbeufs eine jährliche Pension von 10000 Franken, aber der junge General fiel an der Spitze seines Regiments in Rußland. — Das kleine Theater Bastias ist ein Denkmal Marbeufs, er hat es auf seine Kosten erbauen lassen.

Noch eines andern namhaften Franzosen Grab liegt in Sanct Johann, das des Grafen Boissieur, welcher im Jahre 1738 starb. Er war ein Neffe des berühmten Billard's gewesen, in der Kriegsführung hatte er kein Glück gehabt.

Das bei weitem größte Interesse hatte für mich in Bastia das Leben in dem Hafen, welches freilich nicht groß ist, und das Treiben auf den Märkten.

Da ist der Fischmarkt. Ich unterließ es nicht jeden Morgen den Meerthieren meinen Besuch zu machen, und wenn die Fischer etwas absonderliches gefangen hatten, so zeigten sie's mir freundlich und sagten: dies, Signore, heißt eine murena und dies ist die razza und das der pesce spada und der pesce proto, und die triglia, die so schön rot ist, und der capone und der grongo. Da im Winkel, wie nicht zünftig, sitzen die Teichfischer; die Dörfer Corsica's hat große Teiche, welche durch schmale Nehrungen vom Meere getrennt sind und mit ihm in Verbindung stehen. Die Fischer fangen dort in Winsenreisen große und schmackhafte Fische, Aale in Menge, dann mugini, die ragni und die soglie. Der schönste aller Fische ist die Murene; sie gleicht einer Schlange, aus dem edelsten Porphyr gebildet. Sie verfolgt den Seekrebs (legusta), in den sie sich hineinsaugt, die Legusta frisst wieder die Scorpena, und die Scorpena wiederum die Murena. Da haben wir also das scharfsinnige Witzspiel von Wolf, Lamm und Kohlkopf, und wie diese über einen Fluß

zu bringen seien. Ich bin zu wenig Diplomat um diesen verkreuzten Krieg der drei Fische zu schlichten; die Fischer fangen oft alle drei in einem und demselben Reze. Man fängt in den Golfen Corsica's viel Thunfische und Sardinen, besonders bei Ajaccio und Bonifazio. Die Römer mochten keine Sklaven aus Corsica, weil sie zu trotzig waren, aber die Fische Corsica's prangten auf den Tischen der Großen, und selbst Juvenal weiß sie zu rühmen.

Der Markt am Plage Favalelli gewährt des Morgens einen frischen, bunten, lebhaften Anblick. Dort sitzen nämlich die Gemüse- und Fruchthändlerinnen mit ihren Körben, aus denen die schönen Früchte des Südens lachen. Man braucht nur auf diesen Markt zu gehen um zu lernen, was die Natur Corsica's an Früchten hervorbringt; da sind Birnen und Äpfel, Pfirsiche und Aprikosen, Pflaumen jeder Art, hier grüne Mandeln, Orangen und Limonen, Granatäpfel, daneben Kartoffeln, wieder Blumensträußchen, dort grüne oder blaue Feigen, und die unvermeidlichen *Pomi d'oro* (*pommes d'amour*); da die köstlichsten Melonen, das Stück für einen Soldo; mit dem August finden sich auch die Muscatellertrauben vom Cap Corso ein. Aus den Dörfern in der Nähe Bastias kommen in voller Morgensfrühe die Frauen und Mädchen herab, die Früchte nach der Stadt zu tragen. Manche schöne Gestalt sieht man unter ihnen. Eines Abends wanderte ich am Meere entlang nach Pietra Nera zu, und traf ein junges Mädchen, welches den leeren Fruchtkorb auf dem Kopfe nach ihrem Dorfe zurückging. *Buona sera — Evviva siore.* Nun gab's eine lebhaftere Unterhaltung. Die junge Corsin erzählte mir mit der größten Unbefangenheit die Geschichte ihres Herzens; ihre Mutter zwingt sie einem jungen Menschen die Hand zu geben welchen sie nicht mag. Warum mögt ihr ihn nicht? — Weil mir sein *ingegno* nicht gefällt, ah *madonna!* — Ist er eifersüchtig? — *Come un diavolo, ah madonna!* Ich wollte schon nach Ajaccio entfliehen.“ — Indem wir so fortredeten, kam ein Corse uns entgegen, welcher mit dem Krüge in der Hand zur Wasserquelle ging. Wenn Ihr Wasser trinken wollt, sagte er, so wartet ein wenig, bis ich herabkomme, und du, Paolina, komme nachher zu mir, ich habe dir wegen deiner Heirat etwas zu sagen.

Sehet, sagte mir das Mädchen, das ist einer aus meiner Sippschaft, sie sind mir alle gut, und wenn ich des Weges gehe, so bieten sie mir einen guten Abend, und keiner will es zugeben, daß ich den

Antonio heirate. — Wir waren nun ihrem Hause nahe gekommen. Paolina wandte sich plötzlich sehr ernst zu mir und sagte: Siore, jetzt müßt ihr umkehren; denn komme ich mit euch zusammen in mein Dorf, so werden die Leute eine böse Rede machen (*saranne mal grido*). Kommt aber morgen, wenn ihr wollt, und seid Gast bei meiner Mutter, und dann wollen wir auch zu unsern Verwaudten schiden, denn wir haben Freundschaft genug im ganzen Cap Corso. — Ich kehrte um, und im Anblicke des unsäglich schönen Meeres und der schweigsam stillen Berge, auf denen die Ziegenhirten ihre Feuer anzuzünden begonnen, wurde mir recht homerisch zu Sinne, so daß ich der alten gastlichen Phäaken und der Naufikaa gedenken mußte.

Die Frauen in Corsica tragen das Mandile, ein Tuch von beliebiger Farbe, welches die Stirn bedeckt und glatt ausliegend um den Zopf gewunden wird, so daß die Haare nicht zu sehen sind. In ganz Corsica ist das Mandile gebräuchlich; es sieht ganz orientalischnaurisch aus und ist uralte, denn schon Frauengestalten auf etruskischen Vasen sind mit dem Mandile abgebildet. Junge Mädchen kleidet es vorzüglich, ältere Frauen weniger; es gibt diesen das Aussehen von Judenweibern. Die Kopfbedeckung des Mannes ist das spitze, braune oder rote Barretto, die uralte phrygische Mütze, die schon Paris, der Sohn des Priamus getragen hat. Auf Marmorfiguren, welche den trojanischen Prinzen darstellen, trägt er dieses Barretto, ebenso trägt es der persische Mithras, wie ich es in den vielen symbolischen Darstellungen des Mithrasopfers gesehen habe. Bei den Römern war die phrygische Mütze überhaupt das Symbol der Barbaren; es tragen sie auch die bekannten dacischen Kriegsgefangenen aus dem Triumphbogen des Trajan, welche jetzt auf dem Bogen des Constantin stehen, und andere Barbarenkönige und Sklaven der Sarmaten und asiatischen Völker, welche in Triumphzügen abgebildet sind. Dieselbe phrygische Mütze trugen die Dogen der Venetianer als Zeichen ihrer Würde.

Die Weiber tragen in Corsica alle Lasten auf dem Kopfe, und es ist kaum glaublich welche Lasten sie zu tragen vermögen; so beschwert halten sie oft noch die Spindel in der Hand und spinnen im Gehen. Sehr malerisch sieht es aus, wenn die Frauen in Bastia die ehernen zweihenkeligen Wassergefäße auf dem Kopfe tragen. Diese gleichen fast antiken Weiskesseln; ich sah sie nur in Bastia; jenseits der Berge schöpft man das Wasser in steinernen Krügen von rohen, aber doch noch an das Etruskische streifenden Formen.

„Sehen Sie jene Frau mit dem Wasserfessel auf dem Kopfe?“ — Ja; was ist an ihr merkwürdig? — „Sie wäre heute vielleicht eine Prinzessin von Schweden und Gemalin eines Königs.“ — *Madro di Dio!* — „Sehen Sie dort jenes Banse auf dem Berg, das ist Garbo. Eines Tages verliebte sich der gemeine Soldat Bernabotte in eine Bauerstochter von Garbo. Die Eltern wiesen den armen Schlucker zurück. Der *povero diavolo* wurde aber eines Tages König, und hätte er jenes Mädchen geheiratet, so wäre sie eine Königin geworden. Da geht nun ihre Tochter die das Wasser auf dem Kopfe trägt und sich grämt, daß sie nicht Prinzessin von Schweden ist.“ — Es war auf der Straße von Bastia nach San Fiorenzo wo Bernabotte als Soldat am Wege arbeitete. Am Ponte d'Ucciani wurde er Corporal, und höchst felig über seine Charge; er wachte nun als Straßenvogt über die Arbeiter, dann copirte er für Imbrico, den Greffier am Gerichtshofe, die Registerrollen. Es gibt deren noch eine große Masse von seiner Hand in dem Archive zu Paris.

Au der Golobrücke, einige Meilen von Bastia, war es wo Massena zum Corporal ernannt wurde. Ja, Corsica ist eine wunderbare Insel. Es ging mancher hier in den einsamen Bergen ohne zu träumen, daß er einst eine Krone tragen sollte. Den Anfang machte der Papst Formosus im neunten Jahrhundert, welcher aus dem corsischen Dorfe Bivario gebürtig war, dann folgte ihm im sechszehnten Jahrhundert ein Corse aus Bastia Lazaro, Renegat und dann Dey von Algier; eine Corsin war zur Zeit Napoleons erste Kaiserin von Marocco, und Napoleon selber war erster Kaiser Europas.

Drittes Kapitel.

Segend um Bastia.

Wie schön sind hier die Spaziergänge in der Morgenfrühe oder im Abendlichte. Mit wenig Schritten ist man am großen Elemente oder in den Bergen, und dort wie hier der Welt abhanden gekommen und in der wolthwendigen Einsamkeit der Natur. Am Meere stehen dichte Olivenhaine. Oft lagerte ich mich dort an einer kleinen Familiengruft mit maurischer Kuppel an einem wonnesam verschwiegenen

Plätzchen, und blickte über die See hinaus nach den drei Inseln an ihrem Saume. Die Luft ist hier so sonnig, so still und so heilsam, und wo das Auge hinblickt, überall Feiertagsruhe und Einsiedelei, öde braune Felsen am Strande, mit stachlichtem Cactus bedeckt, vereinsamte Wachtürme, nicht Mensch noch Vogel auf dem Wasser, rechts und links himmelhohe blaue Berge, warm und sonnig.

Ich stieg über Bastia in die nächsten Berge hinauf. Dort ist die Aussicht auf die Stadt, das Meer und die Inseln erfreuend. Wein- und Olivengärten, Orangen, kleine Landhäuschen von den bizarrsten Formen, hier und da eine Fächerpalme, Grabkapellen unter Cypressen, von Epheu ganz erstickte Ruinen, das liegt dort zerstreut. Die Stege sind mühsam und beschwerlich; man wandert über Steinergöll und an Mauern, zwischen Brombeerhecken und Epheugewinden und wildem Distelgewucher. Der Blick nach der Südküste Bastias überraschte mich. Dort treten die Berge, wie fast alle Berge Corsicas von den schönsten Pyramidenformen, weiter zurück und senken sanft eine lachende Ebne nieder. Dort liegt malerisch der große Teich von Biguglia, von Schilf umkränzt, todt und still, kaum von einem schmalen Fischerkahn durchschnitten. Die Abendsonne ging eben unter, als ich diesen Blick genoß. Der Teich erschimerte rosenrot, die Berge desgleichen, und das Meer war voll vom Abendglanz, ein einzelnes Schiff glitt darüber hinweg. Die Stille einer großen Natur beruhigt die Seele. Zur linken Hand sah ich das Kloster San Antonio unter Olivenbäumen und Cypressen; zwei Geistliche saßen vor der Halle, und eben traten aus der Kirche schwarzverschleierte Nonnen heraus. Ich sah einst ein Bild, welches eine sicilianische Vesperstunde darstellte, und erinnerte mich augenblicklich dessen, da ich es hier wieder fand.

Nun zur Landstraße hinunter steigend, kam ich auf den einen Weg, welcher nach Cervione führt; Hirten trieben gerade ihre Ziegenherden heim und Reiter auf roten Pferdchen jagten an mir vorüber, alle die phrygische Mütze auf dem Kopfe, das schwarzbraune corsische Wamms von Schaafwolle übergeworfen, die Doppelschärze umgehängt, wilde Ketle mit bronzenen Gesichtern. Ich sah ihrer oft zwei hinter einander auf demselben Pferdchen, oft Mann und Weib hintereinander, und in der Sonnenglut niemals ohne den großen Sonnenschirm über sich aufgespannt zu halten. Der Sonnenschirm ist hier unentbehrlich; ich sah häufig Männer wie Weiber am Ufer im Meere

sigen, die Weiber bekleidet, die Männer nackt, und so saßen sie geruhig im Wasser und hielten über sich den Sonnenschirm, und ihnen war kannibalisch wol. Die Weiber reiten hier wie die Männer und sind stink auf dem Thiere. Der Mann hat immer die Zucca, die runde Kirbissflasche übergehängt, oft auch einen kleinen Ziegenschlauch, Zaino, um den Leib aber die Carchera, einen ledernen Gurt, worin die Kartuschen stecken.

Vor mir her schritten viele Männer, welche von der Feldarbeit nach der Stadt zurückkehrten. Ich schloß mich an sie an und erfuhr von ihnen, daß sie nicht Corsen sondern Italiener vom Festlande seien. Jährlich kommen nämlich von der Terra Firma Italiens, besonders aus Ligurien, aus der Gegend von Lucca und von Piombino, mehr als 5000 Arbeiter auf die Insel, um für die faulen Corsen die Feldarbeit zu verrichten. Noch bis auf den heutigen Tag haben sich die Corsen den wolbegründeten Ruf der Arbeitscheu bewahrt, und darin sind sie andern tapfern Bergvölkern, wie den Samniten, durchaus unähnlich. Jene fremden Arbeiter heißen hier allgemein Lucchese. Ich habe mich selbst davon überzeugen können, in welcher gründlichen Verachtung diese armen und fleißigen Menschen bei den Corsen stehn, weil sie ihre Heimat verlassen haben und im Schweiß ihres Angesichtes, der Fieberlust ausgesetzt arbeiten, um für die Ihrigen ein kleines Lohnersparniß mit nach Hause zu bringen. Oftmals hörte ich das Wort Lucchese als Schimpfwort gebrauchen, und besonders ist alle Feldarbeit in den Bergen des Innern verhaßt und als eines freien Mannes unwürdig angesehen. Nach der uralten Sitte der Väter ist dort der Corse ein Hirte, begnügt sich mit seinen Ziegen, mit dem Mahle seiner Castanien, mit dem frischen Trunk seiner Quelle und mit der Jagdbeute.

Ich erfuhr zu gleicher Zeit, daß Corsica gegenwärtig der Aufenthalt vieler italienischen Demokraten sei, welche nach der mißglückten Revolution sich auf diese Insel flüchteten. Es gab ihrer im Sommer ungefähr 150 an der Zahl, über die Insel zerstreut, Männer aus allen Ständen; die meisten lebten in Bastia. Ich hatte Gelegenheit die Angesehensten dieser Flüchtlinge kennen zu lernen und sie auf ihren gemeinschaftlichen Spaziergängen zu begleiten. Es war eine Gesellschaft, bunt wie das politische Italien, Lombarden, Venetianer, Neapolitaner, Römer, Florentiner. Ich machte die Erfahrung, daß in einem culturlosen Lande Italiener und Deutsche sich sofort gegenseitig

anziehen, und auf neutralem Boden ein heimisches Gefühl für einander haben; auch hat die Allgemeinheit der Völkerschicksale vom Jahre 1848 viele Schranken niedergelassen und gewisse Lebensanschauungen und Theorien erzeugt, worin der Einzelne, mag er einer Nation angehören welcher er wolle, auf gleiche Weise zu Hause ist. Ich fand unter den Exilirten auf Corsica Männer und Jünglinge von allen Schichten, wie sie eine gleiche Gesellschaft auch bei uns zusammenbringt, eraltirte und sanguinische Köpfe, andere wieder positiv erfahrne Männer von lebenskräftigen Grundsätzen und hellem Verstande.

Die Welt ist jetzt voll von politischen Flüchtlingen der Nationen Europa's; besonders sind sie über die Inseln zerstreut, welche durch ihre Natur seit alten Zeiten zu Asylen bestimmt sind. Es leben viele Verbannte auf den jonischen Inseln, auf den Inseln Griechenlands, viele auf Sardinien und Corsica, viele auf den Normännischen Inseln, die meisten in Britannien. Es ist ein allgemeines und europäisches Loos, welches diese Verbannten tragen, nur das Local ist verschieden; das politische Schicksal aber der Verbannung ist so alt als die Geschichte der Staaten. Ich erinnerte mich lebhaft daran, wie ehemals Inseln des Mittelmeers, Samos, Delos, Aegina, Corcyra, Lesbos, Rhodus die Asyl der politischen Flüchtlinge Griechenlands gewesen waren, so oft sie die Revolutionen aus Athen oder Theben, aus Corinth oder Sparta vertrieben hatten; ich gedachte der vielen Verbannten, welche Rom namentlich zur Kaiserzeit auf die Inseln verwies, wie den Agrippa Posthumus nach jener Insel Planasia bei Corsica, den Philosophen Seneca aber nach Corsica selbst. Und besonders war Corsica zu allen Zeiten sowol ein Verbannungsort als ein Zufluchtort, also im eigentlichen Wortsinne eine Banditeninsel, und das ist sie noch bis auf den heutigen Tag. In den Bergen irren heimatlos die Bluträcher, in den Städten wohnen heimatlos die politischen Flüchtlinge. Auf diesen wie auf jenen laftet die Axt, und der Kerker wenn nicht die Todesstrafe würde sie treffen, wenn sie das Gesez erreichte.

Corsica erfüllt an diesen armen Verbannten Italiens mehr noch als seine geheiligte Religion der Gastlichkeit, auch die der Dankbarkeit. Denn in früheren Jahrhunderten haben die verbannten Corsen in allen Ländern Italiens die gastlichste Aufnahme gefunden, und die politischen Flüchtlinge Corsicas sah man in Rom, in Florenz, in

Venedig und in Neapel. Die französische Regierung hat ihre Gäste auf der Insel bisher in liberaler Weise geduldet. Die Abgeschiedenheit der Insel zwingt die Verbannten zu einem beschaulichen und würdigen Stillleben. Sie mögen eben deshalb immerhin glücklicher daran sein als ihre Leidensbrüder auf Jersey oder in London.

Viertes Kapitel.

Der Florentiner Francesco Marmocchi.

„Zwei, die Verbannung nur, und der Verbannte sind hier.“
Seneca auf Corsica.

Προδουλοντες την εισηραμενην δοπος.
Aeschylus im Prometheus.

Man hatte mit in der Buchhandlung Fabiani, wohin ich gegangen war, um eine Geographie der Insel zu suchen, gesagt, daß eine solche eben in der Presse und ihr Verfasser ein verbannter Florentiner, Francesco Marmocchi sei. Ich suchte augenblicks diesen Herrn auf und machte in ihm eine meiner trefflichsten Bekanntschaften Italiens. Ich fand einen Mann von einnehmendem Aeußern, in den letzten dreißiger Jahren; er war in seinem Stübchen unter Büchern vergraben. Es möchte wenig Emigrantenstübchen von diesem friedlichen Charakter geben. In den Bücherregalen die besten klassischen Werke, auch Humboldts Kosmos, auf welchen mein Blick mit nicht geringer Freude fiel, Kupferstiche an den Wänden, welche Ansichten von Florenz darstellten; eine vortreffliche Copie des Perugino — all dieses ließ mich hier nicht allein die Zurückgezogenheit eines Gelehrten, sondern die eines feingebildeten Florentiners erkennen. Es gibt vielleicht keinen größern Gegensatz als den zwischen Florenz und Corsica, und mir selbst war im Anfange wunderbarlich zu Sinne, da ich nach einem sechswöchentlichen Leben in Florenz von den Madonnen Raphaels unmittelbar unter die Banditen Corsicas mich verschlagen fand; indes Corsica ist immer eine Insel von einer bezaubernden Schönheit, und bleibt gleich die Verbannung selbst im Paradiese ein Eril, so kann sich doch besonders ein Naturforscher hier in ungestörter Stille ebenso mit der großen Natur getrösten, wie Seneca es that. Alles

was Seneca aus seiner corsischen Verbannung in dem Briefe an seine Mutter Helvia von dem Troste der Naturbetrachtung und der Wissenschaft geschrieben hat, kann im vollen Maße Francesco Marmocchi auf sich anwenden, und dieser ehemalige Florentiner Professor erschien mir in seiner würdig edlen Zurückgezogenheit und in der Muse seiner Studien als der bei weitem glücklichste aller Verbannten.

Francesco Marmocchi war in der Revolutionszeit neben Guerazzi Minister von Toscana, dann Ministersecretär gewesen; er war glücklicher als sein politischer Freund, er entwich von Florenz nach Rom, von Rom endlich nach Corsica, wo er bereits drei Jahre verlebt hatte. Seine rastlose Thätigkeit und die stoische Heiterkeit, mit welcher er die Verbannung erträgt, geben einen Beweis von seiner männlichen Kraft. Francesco Marmocchi gehört zu den angesehensten und geistvollsten Geographen Italiens. Er hat außer seinem großen Werke, einer allgemeinen Geographie in sechs Quartbänden, welche jetzt neu aufgelegt wird, eine besondere Geographie Italiens in zwei Bänden, eine historische Geographie des Alterthums, des Mittelalters und der neueren Zeit, eine Naturgeschichte Italiens und andere Werke geschrieben. Ich fand ihn über der Correctur seiner kleinen Geographie Corsicas, eines trefflichen Handbuchs, welches er leider hat französisch schreiben müssen. Dieses Buch ist bei Fabiani in Bastia erschienen; ich verdanke ihm gute Notizen über Corsica.

Eines Morgens gingen wir vor Sonnenaufgang in die Berge von Cardo, und hier unmittelbar in der blühenden Natur ist es gut den Geographen selbst als Begleiter und Naturausdeuter anzuhören und uns über die Insel belehren zu lassen; ich folge hier fast wörtlich seiner Geographie.

Corsica verdankt einer successiven Zusammenballung der herausgehobenen Massen seine ganze Existenz; in einem langen Zeitraume hat es drei große vulcanische Proceffe gehabt, woher sich die bizarren und abgerissenen Conturen seines Landes herschreiben. Es lassen sich nun die dreierlei Erhebungen wol unterscheiden. Die ersten Landmassen Corsicas, die sich erhoben haben, sind diejenigen, welche die ganze südwestliche Seite einnehmen. Die erste Erhebung fand in der Richtung von Nordwest nach Südost statt, ihre Kennzeichen sind die großen Bergrippen, welche parallel in der Richtung von Nordost und Südwest nach dem Meere hinabsteigen und die ansehnlichsten Vorgebirge der Insel auf der Westküste bilden. Es war damals also die

Are Corsicas eine andere, und die Inseln im Canal von Bonifazio wie ein Teil vom Nordosten Sardiniens standen im Zusammenhange mit Corsica. Das Material dieser ersten Erhebung besteht größten Theils aus Urgranit; zur Zeit jener Urrevolution zeigte also die Insel keinen Lebensfunken.

Die zweite Erhebung fand in der Richtung von Südwest nach Nordost statt und auch von ihr besteht ein gutes Teil in Granitoiden. Je mehr man aber nach Nordost vorschreitet, desto mehr geht das Urgranitgestein allmählig in ophiolitisches Erdreich über. Uebrigens ist die zweite Erhebung kaum erkenntlich. Sie zerstörte offenbar großen Theils den nördlichen Stamm der ersten; aber die corsische Geologie hat davon kaum einige Spuren aufbewahrt.

Die beinahe gänzliche Zertrümmerung des südlichen Theils der ersten Erhebung war die unbezweifelte Wirkung der dritten und letzten Erhebung, wodurch die Insel ihre gegenwärtige Gestalt erhalten hat. Sie fand Statt in der Richtung von Norden nach Süden. So lange die Masse dieser letzten nicht mit den durch die vorausgegangenen Erhebungen gebildeten Massen in Contact kommt, hat sie eine reguläre Richtung behalten, wie das die Gebirgskette des Cap Corso zeigt. Mit einem fürchterlichen Stöße aber hatte sie die südlicher aufgetürmten Felsenkämme zu durchbrechen; sie warf über den Haufen, änderte ihre Richtung, zerbrach selber an vielen Stellen, wie es die Ausmündungen von Tälern beweisen, welche aus dem Innern nach der Ebne der Ostküste führen und das Bett der Ströme geworden sind, die auf dieser Seite ins Meer rollen: des Bevinco, des Solo, des Tavignano, Fiumorbo und anderer.

Die Felsenlagen dieser dritten Erhebung sind ursprünglich ophiolitisch und ursprünglich calcär, an verschiedenen Stellen von secundärem Erdreiche wieder bedeckt.

Die primitiven Landmassen, welche also den Süden und Westen der Insel einnehmen, bestehen beinahe ganz aus Granit. An ihren Gränzen schließen sie einige Lagen von Gneiß und von Schiefer ein. Beinahe überall ist der Granit bedeckt, und dies ist ein evidenter Beweis, daß die Periode seiner Entlassung derjenigen vorausging, wo sich die Massen im Schooße des Oceans bildeten und sich in horizontalen Lagen auf die cristallinischen Granitmassen legten. Porphyrische und euritische Lager durchstoßen die Granite; eine entschiedene Porphyrbildung krönt die Berge Ciuto, Vagliorba und Berturato, die

höchsten Berge von Niolo und bedeckt die Granite. Diese Porphyre sind wiederum von zwei bis drei Fuß mächtigem Grünstein durchschnitten.

Die intermediären Massen nehmen das ganze Cap Corso und den Osten der Insel ein. Sie bestehen in blaugrauen Kalken, in massenhaftem Talk, in Tropfstein, Serpentin, Euphotiden, in Quarz, Felspath und Porphyren.

Das tertiäre Gelände zeigt sich nur in isolirten Streifen, wie bei S. Fiorenzo, Volpajola, Aleria und Bonifazio. Sie zeigen viele Fossile von Seethieren untergeordneter Gattung, von Meerigeln, Meereskämmen, Polypen, und vielen anderen Versteinerungen in den Kalklagen.

Was nun die Ebenen der Ostküste Corsicas wie die Ebne von Biguglia, Mariana und Aleria betrifft, so sind sie diluviale Anschwemmungen jener Zeit, als die Fluten eine große Menge von Thiergeschlechtern vertilgten. In der Nähe von Bastia hat man unter den diluvialen Fossilien den Kopf eines Lagomys gefunden, eines kleinen Hasen ohne Schwanz, welcher heute in Sibirien lebt.

Corsica besitzt keinen Vulcan, doch Spuren alter Vulcane bei Porto Vecchio, Aleria, Balistro, S. Manza und andern Stellen.

Es scheint fast unglaublich, daß eine Insel wie Corsica, so nahe bei Sardinien gelegen, so nahe bei Toscana und vor allem so nahe bei der Eiseninsel von Elba, so arm an Metallen sein könne, als sie es wirklich ist. Es finden sich freilich zahlreiche Anzeichen metallischer Minen überall, hier von Eisen oder Kupfer, dort von Blei, von Antimonium, Magnesia, Reißblei, Zeichen von Quecksilber, Cobalt, Gold und Silber. Aber sie sind illusorisch wie der Ingenieur Guymard in seinem Werke über die Geologie und Mineralogie Corsicas es gezeigt hat.

Die einzigen Metall-Minen von Belang, welche ausgebeutet werden können, sind gegenwärtig die Eisenminen von Olmeta und Farinole auf dem Cap Corso, eine Eisenmine bei Benzolasca; die Kupfermine von Linguizetta; die Antimoniummine von Erza auf dem Cap Corso, die Magnesiummine bei Alesani.

Dagegen ist Corsica eine unerschöpfliche Schatzkammer der seltensten und köstlichsten Steine, ein Olyssum der Geologie. Doch liegen sie unbenutzt, den Schatz hebt Niemand. Es verlohnt sich hier der Mühe, diese prachtvollen Steine im Detail zu ordnen, wie sie die Geologie bisher geordnet hat.

1) Granite. Roter Granit, ähnlich dem orientalischen Granit, zwischen Orto und dem See von Creno.

Corallenroter Granit bei Olmiccia.

Rosenroter Granit bei Cargese.

Roter Granit mit leichtem Violet bei Nitone.

Rosiger Granit von Carbuccia.

Rosiger Granit von Porto.

Rosenroter Granit bei Algajola.

Granit mit Granaten (in der Größe einer Nuß) bei Bizzavona.

2) Porphyre. Barlirter Porphyr in Nioło.

Schwarzer Porphyr, rosig gefleckt bei Porto Vecchio.

Blaßgelber Porphyr mit rosigem Feldspath bei Porto Vecchio.

Graugrüner Porphyr mit Amethyst an der Restonica.

3) Serpentine.

Grüne, sehr harte, wieder transparente Serpentine bei Corte, bei Matra, bei Bastia.

4) Guriten, Amphiboliten und Euphotiden.

Globuleuser Gurit bei Corso und Girolata, im Nioło u.

Globuleuser Amphibolit, gemeinhin orbiculärer Granit (die Kugeln bestehen aus Feldspath und Amphibolen in concentrischen Lagen), in isolirten Blöcken bei Sollucaro, am Taravo, im Tale Campo-laggio u.

Amphibolit mit Crystallen von schwarzer Hornblende in einem weißen Feldspath, bei Olmeto, bei Levie und Mela.

Euphotiden, auch Verde von Corsica und Verde d'Orezza genannt, im Bette des Fiumalto, im Tale von Bevinco.

5) Jaëpis und Achate.

Jaëpis (in Graniten und Porphyren) im Nioło und im Tale von Stagno.

Achate (ebenfalls in den Graniten und Porphyren) ebendasselbst.

6) Marmor und Alabaster.

Weißer statuarischer Marmor von blendender Schöne, bei Ortisporio, bei Casacconi, bei Borgo de Cavignano u.

Blaugrauer Marmor bei Corte.

Gelber Alabaster im Tale von S. Lucia bei Bastia.

Weißer Alabaster, halb durchsichtig, geblättert und gefasert, in einer Grotte hinter Luara, im Golfe von Girolata.

Fünftes Kapitel.

Eine zweite Lektion.

Es war eine lehrreiche Lektion, welche mir Francesco Marmocchi, weiland Professor der Naturgeschichte, weiland Minister von Toscana und jetzt Fuoruscito und armer Einsiedel, in der allerrosigsten Morgenstunde hoch oben auf dem grünen Berge Cardo gab, da wir zu Füßen unter uns das schöne Mittelmeer hatten, dessen Farbe gerade so war, wie Dante es gesagt hat: color del oriental zaffiro.

„Sehen Sie, sagte Marmocchi, dort drüben zeigt sich der blaue Saum, das ist das schöne Toscana.“

O wol, ich sehe Toscana deutlich, ich sehe ganz deutlich das schöne Florenz und mitten in die Uffizien hinein, wo die Bildsäulen der großen Toscaner stehn, Giotto, Drogagna, Nicola Pisano, Dante, Petrarca, Boccaccio, Machiavelli, Galilei und der göttliche Michelangelo. Es gehen eben dreitausend Croaten unter den Bildsäulen spazieren, die Luft ist so klar, man kann alles sehn und alles hören. Hören Sie, Francesco, was der steinerne Michelangelo eben für einen trefflichen Vers zum Dante spricht:

„Mir ist so lieb mein Schlaf und daß ich bin von Steine;
So lang die Schmach noch dauert, dieses Wehgeschick;
Nichts sehn, nichts hören, das ist nun mein Glück;
Drum wech' mich nicht, sprich leise, ach! und weine!“

Aber sehen Sie, wie dieser dürre braune Fels sich ganz und gar mit Blumen geschmückt hat! Auf seinem Haupte trägt er einen herrlichen Busch von weiß überblüheten Myrten, und seine Brust ist dreifach von Gnadenketten unwunden, von Ephreu, von Brombeerranken und von der weißen Waldbrebe, der Clematis. — Es gibt nicht schönere Quirlanden als diese Clematisfränze mit den weißen Blütenbüscheln und feinen Blättern; schon die Alten liebten sie vor allen und haben sie gern in horazischen Stunden ums Haupt getragen.

Auf einem Umkreise von wenig Schritten, welche Fülle von Pflanzen neben einander! Da ist Rosmarin und Citisus, hier der wilde Spargel, daneben ein hoher Busch lilablütiger Erica, wieder hier die giftige Euforbia, welche den milchweißen Saft auströmt, wenn man sie bricht, und hier das sympathische Hellanthenum mit schönen gelben Blüten, welche nach und nach und allgesammt

abfallen, wenn man einen einzelnen Zweig abgerissen hat. Da steht wieder fremd und bizarr, wie ein maurischer Heide der stachelichte Cactus, daneben der wilde Delfstrauch, die Korkeiche, der Lentiscus, die wilde Feige, und zu ihren Füßen blühen die wolbekannten Kinder meines Vaterlandes die Scabiosa, das Geranium, die Malve. Wie schön, durchdringend, stärkend sind diese Wolgerüche, welche all' das blühende Kraut aushaucht, Raute, Lavendel und Menthe und all' diese Labieen. Sagte nicht Napoleon auf Sanct Helena, da seine traurigen Gedanken wieder zu seiner schönen Heimatsinsel zurückkehrten: „Alles war dort besser, bis auf den Duft des Bodens; am Wolgeruche allein würde ich mit geschlossenen Augen Corsica erkennen?“

Hören wir nun von Marmocchi Etwas über die Botanik Corsicas im Allgemeinen.

Corsica ist die centralste Provinz des großen Pflanzenreiches der mittelländischen Zone; eines Reiches, welches charakteristisch ist durch die Ueberfülle der duftigen Labieen und der graziosen Caryophyllen. Diese Pflanzen bedecken alle Teile der Insel und durchduften zu jeder Jahreszeit ihre Luft.

Wegen dieser centralen Lage verbindet sich die corsische Pflanzenwelt mit der aller andern Provinzen jenes ungeheuren Pflanzenreiches. Durch das Cap Corso verbindet sie sich mit den Pflanzen Liguriens, durch die Ostküste mit denen Toscanas und Rom's, durch die West- und Südküste mit der Pflanzenwelt der Provence, Spaniens, der Berberei, Siciliens und des Orients, und endlich durch die sehr gebirgige und sehr hohe Region des Innern mit dem Pflanzenwuchs der Alpen und der Pyrenäen. Welch' ein wunderbarer Reichtum und welche überraschende Mannigfaltigkeit also in der corsischen Vegetation! Das ist ein Reichthum und eine Mannigfaltigkeit, welche die Schönheit der Gegenden dieser Insel, die schon durch die Natur und den Boden so malerisch sind, unendlich erhöhen.

Einige ihrer Forsten auf den Abhängen der Berge sind so schön wie die herrlichsten Europas; die beiden vorzüglichsten sind die von Aitone und von Bizzavona. Außerdem sind viele Provinzen Corsicas mit unermesslichen Castanienhainen bedeckt, deren Bäume ebenso gewaltig und fruchtbar sind als die schönsten von den Apenninen ober vom Etna. Olivenpflanzungen, umfangreich gleich Forsten, umkränzen die Hügel und die Täler, welche nach dem Meere sich hinziehen ober seinen Einflüssen offen liegen. Ueberall, selbst auf den rauhen und

jackigen Seiten der hohen Berge schlingen sich die Weinreben um Fruchtbaumgärten und breiten dem Blick ihre grünen Blätter und ihre purpurnen Trauben aus. Fruchtbare Ebenen, golden von reichen Erndten, dehnen sich an den Küsten der Insel hin; und der Weizen wie der Roggen schmücken hie und da die Berghänge mit ihrem frischen Grün, welches mit dem tieferen Grün der Buschwälder und mit den kalten Tönen der Steine und der nackten Felsen so malerisch contrastirt.

Der Ahorn und der Walnußbaum gedeihen wie die Castanie fröhlich in den Thälern und auf den Höhen Corsicas; die Cypresse und die Meerpinie lieben die minder hohen Gegenden; die Forsten sind voll von Korkeichen und immergrünen Eichen; der Arbutus, die Mirte wachsen zu Bäumen auf. Der Pyrus und besonders der wilde Oleaster bedecken weite Strecken auf den Höhen. Der immergrüne Alatern, der Ginster Spaniens und Corsicas sind mit mannichfaltigen aber immer gleich schönen Haiden vermischt; man unterscheidet unter diesen die *Erica arborea*, welche oft eine ungemeine Höhe erreicht.

In den Strichen, welche durch Austreten der Ströme und Bäche gewässert werden, wachsen der Ginster vom Etna mit seinen schönen goldgelben Blüten, die Cisten, Lentisken, die Terebinthen überall da wo die Erde nicht von der Menschenhand berührt wird. Tiefer unten, gegen die Plänen, gibt es keinen Holweg noch Tal, welches nicht von der graziösen Lorbeerrose umschattet wäre, deren Zweige gegen die See Küsten hin sich mit denen der Tamarinden verschwistern.

Die Fächerpalme wächst auf den Felsen am Meeresstrande, und die Dattelpalme, wahrscheinlich aus Africa hergebracht, auf den geschütztesten Stellen der Küsten. Die *Cactus opuntia* und die amerikanische Agave wachsen überall an warmen, felsigen, dürren Orten.

Was soll ich von den prächtigen Cotyledonen sagen, von den schönen Hülfengewächsen, den großen Verbaceen, den herrlichen gepurpurten Digitalen, welche die Berge der Insel zieren? Und von den Malven, den Orchideen, Liliaceen, Solaneen, den Centaureen und den Disteln, Pflanzen, welche die sonnenheißen, kühlen oder schattigen Gegenden, in welchen ihre natürlichen Sympathieen sie wachsen lassen, so wol verzieren?

Die Feige, die Granate, der Weinstock geben in Corsica gute Früchte, selbst wenn der Landmann sie nicht pflügt, und das Klima

wie der Boden der Küsten dieser schönen Insel sind der Limone und der Orange und den andern Bäumen derselben Familie so günstig, daß sie hier wahre Wälder bilden.

Die Mandel, die Kirsche, die Pflaume, der Apfelbaum, der Birnbaum, der Pfirsich und die Aprikose und im Allgemeinen alle Obstbäume Europas sind hier gemein. In den heißesten Strichen der Insel kommen die Früchte des Johannisbrodbaumcs, des Nispeibaumes von mehreren Arten, des Brustbeerbaumes zu vollkommner Reife.

Endlich könnte der Mensch, wenn er es wollte, nach den verschiedenen Gegenden und ohne viel Mühe das Zuckerrohr, die Baumwolle, den Tabak, die Ananas, den Krapp und selbst den Jubigo mit Erfolg anpflanzen; mit einem Worte, Corsica könnte für Frankreich das Klein-Indien des Mittelmeeres sein.

Diese überaus herrliche Vegetation der Insel wird durch das Klima begünstigt. Das corsische Klima hat drei bestimmte Temperaturzonen, welche sich nach der Bodenerhebung abtufen. Die erste climatische Zone steigt vom Spiegel des Meeres bis zur Höhe von 580 Metres auf, die zweite von da bis zur Höhe von 1950 Metres, die dritte bis zum Gipfel der Berge.

Die erste Zone, also überhaupt die Meeresküste, ist warm wie die parallelen Striche Italiens und Spaniens. Sie hat eigentlich nur zwei Jahreszeiten, den Frühling und den Sommer, selten fällt das Thermometer hier ein oder zwei Grade unter Null und nur für wenige Stunden. Auf allen Küsten ist die Sonne selbst im Januar warm, aber die Nächte und der Schatten kühl und das in allen Jahreszeiten. Der Himmel bewölkt sich nur für Pausen; der einzige Wind von Südost, der schwere Scirocco bringt anhaltende Nebeldünste, welche der heftige Südwest der Libeccio wieder vertreibt. Auf die gemäßigte Kälte des Januar folgt bald eine Hundstaghize für acht Monate, und die Temperatur steigt von 8 Graden zu 18 und selbst zu 26 Graden im Schatten. Es ist ein Unglück für die Vegetation, wenn es dann nicht im März oder April regnet, und dieses Unglück ist häufig, doch haben die Bäume Corsicas allgemein harte und zähe Blätter, welche der Dürre widerstehen, wie der Oleander, die Mirte, der Eifus, der Lentiscus, der wilde Delbaum. In Corsica, wie in allen heißen Klimaten, sind die Niederungen, die wasserhaltigen und schattigen Gegenden fast pestausathend; man wandelt da nicht Abends, ohne sich lange und schwere Fieber zu holen, welche, wenn

man nicht gänzlich die Luft verändert, mit Wasserfucht und Tod endigen.

Die zweite climatische Zone der Insel kommt dem Clima von Frankreich, namentlich von Burgund, Morvan und Bretagne gleich. Da dauert der Schnee, der sich im November zeigt, bisweilen 20 Tage; aber er thut merkwürdiger Weise dem Delbaum nicht Schaden bis zur Höhe von 1160 Metres, sondern macht ihn noch fruchtbarer. Die Castanie scheint der eigentliche Baum dieser Zone zu sein, denn sie endigt in der Höhe von 1950 Metres und weicht dann den grünen Eichen, den Tannen, Buchen, Burusbäumen und Wachholdern. In diesem Clima wohnt auch der größte Teil der Corsen in zerstreuten Dörfern auf Berghängen und in Thälern.

Das dritte Clima ist kalt und stürmisch wie das Norwegens während acht Monate im Jahre. Die einzigen bewohnten Orte in dieser Zone sind das Niolo und die beiden Forts von Vivario und von Bizzavona. Ueber diese bewohnten Orte hinaus erblickt das Auge keine Vegetation mehr als Tannen, welche an grauen Felsen hängen. Dort wohnt der Geier und das Wildschaf, und dort ist das Vorrathshaus und die Wiege der vielen Ströme, welche ins Land hinunterrauschen.

Man kann also Corsica als eine Pyramide betrachten, welche in drei horizontalen Stufen sich aufstufet, von denen die unterste warm und feucht, die oberste kalt und trocken ist, und die mittlere an beiden Beschaffenheiten Theil hat.

Sechstes Kapitel.

Gelehrte Männer.

Betrachtet man die Reihe bedeutender Menschen, welche Corsica in kaum hundert Jahren hervorgebracht hat, so muß man staunen, daß eine so kleine und so gering bevölkerte Insel auch in der Production großer Männer so reich ist. Ihre Staatsmänner und Feldherren sind von europäischer Bedeutung, weniger bedeutend freilich ihre wissenschaftlichen Talente, welche bei der Beschaffenheit der Inselnatur und ihrer eignen Geschichte natürlich hinter jenen zurücktreten mußten.

Aber auch die Wissenschaft hat in neuerer Zeit manche gute Kraft von einheimischer Wirksamkeit erzogen, und Namen wie Pompei, Renucci, Savelli, Raffaelli, Giubega, Salvatore Viale, Caraffa, Gregori sind Zierden Corsicas. Es ist bemerkenswert, daß die meisten glänzenden Köpfe unter ihnen dem Advokatenstande angehören. Sie haben sich besonders in der Rechtswissenschaft und in der Geschichtschreibung ihres Landes hervorgethan.

Vor allen zeichnet sich Giovanni Carlo Gregori aus, einer der verdienstvollsten Männer Corsicas, dessen Andenken dort nicht erlöschen wird. Er war im Jahre 1797 in Bastia geboren aus einer sehr angesehenen Familie der Insel. Dem Rechte sich widmend wurde er nach und nach Auditeur in Bastia, Instructionsrichter in Ajaccio, Rat am königlichen Hofe in Rom, dann am Appellhofe von Lyon, wo er auch als Präsident der Academie der Wissenschaften thätig war und am 27. Mai 1852 starb. Außer seinen bedeutenden Studien über das Römische Recht beschäftigte ihn unablässig die patriotische Leidenschaft für die Geschichte Corsicas. Er hatte den Plan gefaßt, sie zu schreiben, er hatte die größten Studien und Materialien dafür gesammelt, aber der Tod überraschte ihn, und der Verlust seiner Arbeit ist für Corsica nicht genug zu beklagen. Indessen hat Gregori seinem Vaterlande schon große Dienste geleistet, er besorgte die neue Ausgabe des nationalen Historikers Filippini, welchen eben er hatte fortsetzen wollen; ebenso besorgte er die Herausgabe der corsischen Geschichtsbücher des Petrus Gyrnacus; im Jahre 1843 gab er ein höchst wichtiges Werk heraus, die Statuten von Corsica. In jüngeren Jahren hatte er auch eine corsische Tragödie Sampiero geschrieben, die ich nicht zu Gesicht bekommen habe.

Gregori unterhielt die lebhaftesten literarischen Verbindungen mit Italien und Deutschland. Seine Kenntnisse waren von einem großen Umfange und seine Thätigkeit von einer echt corsischen Hartnäckigkeit. Unter seinen nachgelassenen Manuscripten befindet sich ein Teil seiner Geschichte Corsicas und die reichen Materialien zu einer Geschichte des Handels der Seenationen. Gregoris Tod erfüllte nicht allein Corsica, sondern auch die Männer der Wissenschaft in Frankreich und in Italien mit tiefem Schmerz.

Er und Renucci haben auch Verdienste um die Bibliothek von Bastia, welche 16000 Bände stark in dem großen ehemaligen Gebäude der Jesuiten aufgestellt ist. Sie haben dieselbe eigentlich erst

geschaffen, und sie ist neben der Bibliothek von Ajaccio die zweite der Insel. Das wissenschaftliche Leben Corsicas ist überhaupt noch sehr jung. Wie der Geschichtschreiber Filippini, der Zeitgenosse Sampieros klagt, ließ die Trägheit, die durch den ewigen Krieg wesentlich kriegerisch gewordene Natur der Corsen und die daraus folgende Unwissenheit die Literatur gar nicht auskommen. Aber merkwürdig ist es, daß die Corsen im Jahre 1650 eine Academie der Wissenschaften stifteten, deren erster Präsident der Dichter, Advokat, Theolog und Historiker Geronimo Biguglia war. In jener Zeit liebte man es bekanntlich solchen Academieen die wunderlichsten Namen beizulegen; die Corsen nannten die ihrige die Academie dei Vagaboudi, Vagabunden-Academie, und weder trefflicher noch passender konnten sie damals den Namen wählen. Der Marquis von Cursay, dessen Andenken in Corsica sehr gefeiert ist, stellte diese Academie wieder her, und Rousseau, selber ein Vagabunde in seinem Leben, schrieb für dieses corsische Institut eine kleine Abhandlung: „welches ist die für Helden notwendigste Tugend, und welches sind die Helden, welchen diese Tugend gemangelt hat?“ Auch die Aufgabe ist echt corsisch.

Die literarischen Anstalten — jene Academie ist aufgelöst — sind in Bastia wie in Corsica überhaupt sehr dürftig. Bastia besitzt ein Lyceum und geringere Schulen. Ich wohnte einer Preisverteilung in der ersten Mädchenschule bei. Sie fand im Hofe des alten Jesuitencollegiums statt, welcher zierlich ausgeschmückt und Abends bestens illuminirt war. Die Mädchen, alle weiß gekleidet, saßen in Reihen vor den angesehensten Bürgern und den Behörden der Stadt und empfingen Lorbeerkränze, wenn sie dieselben sich errungen hatten. Die erste Lehrerin rief den Namen der glücklichen Siegerin auf, worauf diese an das Katheder trat und den Lorbeerkranz empfing; den Kranz brachte sie einem der angesehenen Herren der Stadt, ihm stillschweigend die Günst gebend, sie zu krönen. Was dann in zierlicher Weise geschah. Es wurden solcher Lorbeerkränze ungezählte ausgeteilt und manches liebele Kind trug deren wol zehn bis zwölf für seine unsterblichen Arbeiten davon, und wußte sie mit einer gleichen Grazie zu empfangen. Doch schien es mir, als schmeichelte man zu sehr den angesehenen Eltern oder alten berühmten Familien, und ohne Aufhören krönte man Fräulein Colonna d'Istria, Fräulein Abbatucci, Fräulein Saliceti, so daß diese jungen Damen mehr Lorbeeren nach Hause trugen, als genug sein würde, die unsterblichen Poeten eines

Säculum zu krönen. Den Schluß dieser präziösen Feier, die wol nichts anderes ist, als eine französische Schmeichelei der Eitelkeit, machte ein kleines Bühnenstück, welches die jungen Mädchen ganz artig aufzuführen wußten.

Eine einzige Zeitung hat Bastia, die *L'ère nouvelle*, *Journal de la Corse*, welche auch nur am Freitage erscheint. Ihr Redacteur war bis zum Sommer der Advocat Arrighi, ein talentvoller Mann; der neue Präfect Corsicas, den man mir als einen jungen Beamten ohne Erfahrung schilderte, eifrig bemüht sich bemerklich zu machen, wie ehemals die römischen Präfecten in ihren Provinzen es thaten, bedrohte jede mißliebige Aeußerung der corsischen Presse, der unschuldigsten in der Welt, mit Entziehung der Concession, und zwang so Herrn Arrighi zurückzutreten. Das Journal, ganz bonapartistisch gesinnt, besteht noch fort; das zweite Journal Corsicas ist das Regierungsblatt Ajaccio's.

Bastia hat drei Buchhandlungen, von denen die Libreria Fabiani selbst einer deutschen Stadt Ehre machen würde. Gut ausgestattete Werke sind in ihrem Verlage erschienen.

Siebentes Kapitel.

Ein statistisches Kapitel.

Ich habe im Journale Bastias vom 16. Juli 1852 die Statistik Corsicas nach der Berechnung des Jahres 1851 gefunden und theile sie hier mit.

Corsica hatte im Jahre	1740	nur	120,380	Einwohner,
"	"	1760	" 130,000	"
"	"	1790	" 150,638	"
"	"	1821	" 180,348	"
"	"	1827	" 185,079	"
"	"	1831	" 197,967	"
"	"	1836	" 207,889	"
"	"	1841	" 221,463	"
"	"	1846	" 230,271	"
"	"	1851	" 236,251	"

Nach den einzelnen fünf Arrondissementen kamen auf

Ajaccio	55,008
Bastia	20,288
Calvi	24,390
Corte	56,830
Sartene	29,735.

Corsica zerfällt in 61 Cantone, 355 Communen, 30,438 Häuser, 50,985 Haushaltungen.

Männliches Geschlecht	$\left\{ \begin{array}{l} \text{Ledige} \\ \text{Verheiratete} \\ \text{Wittwer} \end{array} \right.$	75,543	$\left. \begin{array}{l} \\ \\ \end{array} \right\} 117,938.$
		36,715	
		5,680	
Weibliches Geschlecht	$\left\{ \begin{array}{l} \text{Ledige} \\ \text{Verheiratete} \\ \text{Wittven} \end{array} \right.$	68,229	$\left. \begin{array}{l} \\ \\ \end{array} \right\} 118,313.$
		36,916	
		13,168	

236,187 Einwohner sind römische Katholiken, 54 reformirte Christen. Franzosen durch Geburt, d. h. inbegriffen die Corsen gibt es 231,653.

Naturalisirte Franzosen	353,
Deutsche	41,
Engländer	12,
Holländer	6,
Spanier	7,
Italiener	3806,
Polen	12,
Schweizer	85,
Andre Fremde . . .	285.

An Kranken zählte man im Jahre 1851 2554 Individuen, davon waren 435 auf beiden, 568 auf einem Auge blind, 344 taubstumm, 183 verrückt, 176 Klumpfüße.

Beschäftigung: 32,364 Männer und Weiber waren Acker eigentümer, 34,427 Tagelöhner, 6924 Domestiken. Bauhandwerker (Maurer, Zimmerer, Schlosser, Maler u.) 3194. Händler mit gewirkten Waaren und Schneider 4517. Händler mit Nahrungsmitteln 2981. Fuhrwerker 1623. Kurushändler (Uhrmacher, Goldschmiede, Graveure u.) 55. Rentiers: Männer und Weiber 13,160. Staatsbeamte 1229. Communalbeamte 803. Militärs und Marinari 5627. Pharmacisten und Aerzte 311. Geistliche 955. Advocaten 200. Lehrer 635. Künstler 105. Litteraten 51. Lieberliche Weiber 91.

Vagabunden und Bettler 688. Kranke im Hospital 85. Eine und zwar die originellste Menschenclasse der Insel ist in dieser Aufzählung nicht bestimmt, ich meine die Hirten. Die Zahl der eigentlichen Banditen gibt man auf 200 an; ebensoviel corsische Banditen mögen in Sardinien flüchtig sein.

Ich gebe nun in Kürze das Nötige über die allgemeine Verwaltung Corsicas, damit man auch hierüber eine klare Vorstellung habe.

Seit dem Jahre 1811 bildete Corsica ein Departement. Ein Präfect, dessen Sitz Ajaccio ist, verwaltet dasselbe; für das Arrondissement Ajaccio versteht er zugleich die Functionen eines Unterpräfecten. Unter ihm stehen in den übrigen vier Arrondissements vier Unterpräfecten. Dem Präfecten steht zur Seite der Präfecturrat von drei Mitgliedern, welcher über die Reclamationen betreffs der Steuern, der öffentlichen Arbeiten, der Gemeinde- und Nationalgüter zu entscheiden hat. Den Vorsitz führt der Präfect, man appellirt an den Staatsrat.

Jedes Jahr versammelt sich der General-Rat, dessen Mitglieder durch die Wähler eines jeden Cantons gewählt werden, in Ajaccio um über die öffentlichen Angelegenheiten des Landes zu beraten. Seine Befugniß ist die Verteilung der directen Steuern unter die Arrondissements. Der General-Rat kann sich nur nach einer Ordonnanz des Staatsoberhauptes versammeln, welcher die Dauer der Sitzung bestimmt. Es gibt für jeden Canton einen Repräsentanten, also im Ganzen 61.

Jedes Arrondissement versammelt in seinem Hauptorte einen Bezirks-Rat von so viel Mitgliedern, als es Cantons hat. Diejenigen Bürger, welche nach französischem Staatsgesetze berechnigte Wähler sind, haben auch das Recht zur legislativen Versammlung zu wählen. Es gibt etwa 50000 berechnigte Wähler in Corsica.

Maires und Adjuncten, welche vom Präfecten ernannt werden, verwalten die Communen; dieses demokratische Recht ist dem Volk geblieben, daß es den Municipalrat erwählen darf, welcher dem Maire zur Seite steht.

Was die Gerichtsbarkeit anbetrifft, so steht das Departement unter dem Appellhose von Bastia, welcher besteht aus 1 Oberpräsidenten, 2 Kammerpräsidenten, 17 Räten, 1 Auditor-Rat, 1 General-Procurator, 2 General-Advocaten, 1 Substituten, 5 Greffiers.

Der Affisenhof hält seine Sitzungen in Bastia und besteht aus 3 Appel-Räten, dem General-Procurator und einem Greffier; die Sitzungen finden in der Regel alle Vierteljahre statt. Es gibt ein Tribunal erster Instanz in jedem Hauptorte des Arrondissements. Außerdem gibt es in jedem Canton einen Friedensrichter. In jeder Commune befindet sich ein Tribunal der einfachen Municipalpolizei, welches aus dem Maire und seinen Adjuncten besteht.

Die geistliche Verwaltung steht unter der Diöcese von Ajaccio, dessen Bischof, der einzige Corsicas, Suffragan des Erzbischofs von Aix ist.

Corsica bildet die 17. Militärdivision Frankreichs. Ihr Generalquartier ist in Bastia, wo der Divisionsgeneral seinen Sitz hat. Die Gendarmerie, für Corsica so wichtig, bildet die 17. Legion und steht ebenfalls in Bastia. Es gehören zu ihr vier Compagnien mit vier Chefs, 16 Lieutnantschaften und 102 Brigaden.

Ich füge noch Einiges über Agricultur und industrielle Verhältnisse hinzu. Der Ackerbau, die Grundlage alles Nationalreichtums, liegt in Corsica sehr im Argen. Das geht schon allein daraus hervor, daß die cultivirten Länder der Insel heute nur ein wenig mehr als drei Zehntel der Oberfläche der Insel betragen. Genau wird die ganze Oberfläche auf 874,741 Hectaren bestimmt. Die Fortschritte des Landbaus werden unendlich erschwert durch das Banditenwesen, die Familienkriege, die Communalländerei, durch den Mangel an Wegen, die große Entfernung der Acker von den Wohnungen, durch die Ungesundtheit der Luft auf den Ebenen, endlich durch die corsische Trägheit.

Wie der Ackerbau in Corsica darniederliegt, so ist auch die Industrie in sehr dürftigem Zustande. Sie beschränkt sich auf die nächsten Bedürfnisse, die notwendigen Artikel des Handwerkes und der Nahrung; die Weiber weben fast überall das braune, grobe corsische Tuch (*panno corso*), welches man auch *pelvue* nennt; die Hirten bereiten den Käse und den Käsekuchen *broccio*; im Golfe von Porto Vecchio allein gibt es Salinen. Sardinien, Thunfische, Corallen werden an vielen Küstengegenden gefischt, aber die Fischerei wird nicht eifrig betrieben.

Corsicas Handel ist ebenfalls gering. Man führt hauptsächlich Del aus, wovon die Insel eine solche Menge besitzt, daß sie bei größerer Cultur allein für 60 Millionen Franken liefern könnte;

ferner Limonen, Weine, Hülsenfrüchte, Castanien, frische und gesalzene Fische, Holz, Färbepflanzen, Häute, Corallen, Marmor, viel Fabriktabak, namentlich Cigarren, wofür das Platt eingeführt wird. Eingeführt wird hauptsächlich: Getreide, Korn, Weizen, Reis, Zucker, Caffee, Vieh, Seide, Baumwolle, Lein, Leder, Eisenmineral und gegossenes Eisen, Ziegelsteine, Glas, Tongut.

Die Ausfuhr und die Einfuhr stehn aber in einem schreienden Mißverhältnisse zu einander. Die Douane drückt alle Manufactur und allen Handel nieder; sie verhindert die Fremden ihre Producte für Landesproducte umzusetzen, daher müssen die Corsen das Zehnfache für ihre Gebrauchsartikel in Frankreich zahlen, während man selbst Weine aus der Provence ohne Zoll nach Corsica einführt und so die Weinproduction der Insel herabdrückt. Denn Corsica darf im Ganzen keinen Wein nach Frankreich ausführen, weil Frankreich ein reiches Weinland ist. Selbst Mehl und Gemüse werden aus der Provence für die Truppen auf die Insel geschickt. Tabak auf den Continent auszuführen ist verboten. Das tyrannische Gesetz der Duane lastet ungemein schwer auf der armen Insel, und sie welche jährlich für drei Millionen Artikel aus Frankreich zu kaufen gezwungen ist, setzt an Frankreich selbst nur eine und eine halbe Million ab. An den Schatz aber zahlt Corsica jährlich eine Million 150,000 Franken.

Der Haupthandel der Insel gehört den Häfen Bastia, Ajaccio, Isola Rossa und Bonifazio.

So traurig nun die Lage Corsicas im Ganzen ist, so schützt es wenigstens die geringe Bevölkerung vor der Geißel des Proletariats, welches in den großen Culturländern des Festlandes viel schrecklichere Mystereien aufzuweisen hat, als jene des Banditenwesens und der Blutrache in Corsica sind.

Fünf und achtzig Jahre sind nunmehr, mit geringen Unterbrechungen, die Franzosen in dem Besitze der Insel Corsica, und weder ist es ihnen geglückt, die immer offene Wunde des corsischen Volkes zu heilen, noch haben sie mit allen Mitteln ihrer Cultur mehr für das Land gethan, als einige geringe Verbesserungen. Die Insel, welche Frankreich zweimal ihre Kaiser und zweimal ihre Geseze dictirt hat, hat davon nichts mehr gewonnen als die Sättigung ihrer Rache. Der Corse wird es nie vergessen, auf welche schmähliche Weise Frankreich sein Vaterland sich zu eigen machte, und niemals lernt ein tapferes Volk seine Bezwinger lieben. Wenn ich die Corsen noch

heute Genua heftig schmähen hörte, sagte ich ihnen: laßt die alte Republik Genua ruhen; ihr habt eure vendetta an ihr vollzogen, ein Corse, Napoleon, hat sie vernichtet — Frankreich hat euch betrogen und um eure Nationalität gebracht, ihr habt eure vendetta an Frankreich vollzogen, denn ihr schicktet ihm einen Corsen Napoleon, der es unterwarf — und auch heute ist dieses große Frankreich eine corsische Eroberung und eure eigne Provinz.

Zwei Kaiser, zwei Corsen auf Frankreichs Throne mit despotischer Gewalt die französische Nation niederbeugend: nun, wenn eine ideelle Vorstellung den Wert des Wirklichen haben kann, so muß man sagen, niemals ist ein unterjochtes tapferes Volk glänzender an seinen Unterjochern gerächt worden. Der Name Napoleon, man darf es behaupten, ist das einzige Band, welches die corsische Nation mit Frankreich zusammenhält; ohne dieses stünde sie zu Frankreich nicht anders als andere eroberte Länder zu ihren fremden Herren. Ich habe bei vielen Schriftstellern die Versicherung gelesen, daß die corsische Nation im Grunde ihres Herzens französisch sei. Ich halte diese Versicherung für einen Irrtum oder eine absichtliche Unwahrheit. Nimmer habe ich mich davon überzeugt. Den Corsen und den Franzosen trennt eine tiefe Kluft der Nationalität, des innersten Wesens und Empfindens. Der Corse ist entschieden Italiener, seine Sprache ist anerkannt einer der reinsten Dialecte des Italienischen, seine Natur, sein Boden, seine Geschichte ketten noch den verlorenen Sohn an das alte Mutterland. Die Franzosen selbst fühlen sich auf diesem Eilande fremd, und Soldaten wie Beamte betrachten ihren Dienst daselbst als eine „trostlose Verbannung auf die Ziegeninsel.“ Der Corse hat nicht einmal das Verständniß eines Naturells, wie es das französische ist, denn er ist ernst, schweigsam, keusch, consequent, ganz und gar ein Mann und fest wie der Granit seines Landes.

Es gibt corsischen Patriotismus noch heute; ich sah ihn bisweilen hervorbrechen. Noch heute regt sich in den Corsen der Groll, welchen das Andenken an die Schlacht von Ponte Nuovo erweckt. Als ich eines Tages über das Schlachtfeld von Ponte Nuovo fuhr und wir die berühmte Brücke sahen, stieß mich ein neben mir sitzender Corse, ein Landmann, heftig an und rief mit leidenschaftlicher Geberde: „Dies ist der Ort wo die Genuesen unsere Freiheit ermordet haben, ich wollte sagen die Franzosen.“ Man wird den Sinn verstehen, sobald man weiß, daß für den Corsen der Name Genuese

so viel bedeutet als Todfeind, denn der Haß gegen Genua, so sagten mir die Corsen selbst, ist bei ihnen unsterblich. Ein andermal fragte ich einen Corsen, einen wolgebildeten Mann, ob er ein Italiener wäre? Ja, sagte er, weil ich ein Corse bin. Ich verstand das Wort wol und reichte ihm die Hand. Dies nun sind Einzelheiten, Zufälligkeiten, aber oft wirft ein lebendiges Wort, aus dem Munde des Volks vernommen, ein helles Licht in seine Stimmung und enthält plötzlich die Wahrheit, welche nicht in den Büchern schreibender Beamten steht.

Ich habe es vielmal und in allen Theilen des Landes gehört: wir Corsen möchten mit Freuden italienisch sein, denn wir sind ja Italiener, wenn nur Italien einig und stark wäre; so wie es heute steht, sind wir französisch, denn wir brauchen eine große Macht, die uns aufhilft, da wir allein zu arm sind.

Die Regierung thut das Mögliche, um die italienische Sprache durch die französische zu verdrängen. Alle gebildeten Corsen sprechen französisch, und man sagt, gut; die Modesucht, das Bedürfnis, die Aussicht nach Aemtern nötigt vielen das Französische auf. Mit Bedauern stieß ich auch auf solche Corsen, es waren dies allemal junge Männer, welche offenbar aus Eitelkeit unter einander französisch sprachen. Ich konnte mich dann nicht enthalten, mich vor ihnen zu verwundern, daß sie ihre schöne Landesprache so leichtsinnig gegen die Sprache der Franzosen vertauschten. In den Städten spricht man viel französisch, aber das Volk redet nur italienisch, auch wenn es in der Schule oder durch den Verkehr das Französische erlernt hat. In das Innere und in die Berge ist das Französische gar nicht eingedrungen, da hat sich auch die alte, heilige Sitte der Väter, die Unschuld der Naturzustände, die Herzenseinfalt, die Gerechtigkeit, der Edelmut, die Freiheitsliebe unangetastet erhalten. Schlimm wäre es für das edle Volk der Corsen, wenn sie eines Tages die Tugenden ihrer rohen aber großen Väter gegen die raffinirten Sitten einer entnervten Pariser Gesellschaft vertauschten. Die gesellschaftliche Sittenfäulniß Frankreichs hat die französische Nation um ihre Kraft gebracht. Sie hat sich wie eine Ansteckung in die große Gesellschaft der übrigen Länder eingeschlichen und mit der Demoralisation die Unfähigkeit zur That verallgemeinert. Sie hat an den heiligsten Grundlagen der Menschengesellschaft, an der Familie, gerüttelt. Ein Volk aber ist zum Despotismus reif, welches den Geist der Familie verloren hat.

Die ganze heroische Geschichte der Corsen entspringt einzig und allein aus dem Naturgesetze der Unverletzlichkeit und der Heiligkeit der Familie, und selbst ihre freie Verfassung, welche sie im Laufe der Zeit sich gaben und unter Paoli abschloßen, ist nur eine Entwicklung der Familie. Alle Tugenden der Corsen entspringen aus diesem Geiste, sogar die schrecklichen Nachseiten ihrer Zustände, wie die Blutrache, gehören dieser gemeinsamen Wurzel an.

Wir blicken mit Schauern auf den Bluträcher, der von den Bergen herabkommt, seines Feindes Sippschaft Glied für Glied zu erdolchen; doch kann dieser blutige Vampyr an Kraft, an Edelmut, Rechtsgefühl und Vaterlandsliebe immer noch ein Held gegen den blutlosen Schleiher sein, wie er in der großen Gesellschaft unserer Civilisation umherschleicht und heimlich die Seelen seiner Mitmenschen ausfaugt.

Achtes Kapitel.

Bracciamozzo, der Bandit.

Che bello onor s'acquista in far vendetta.

Dante.

Am zweiten Tage nach meiner Ankunft in Bastia weckte mich gegen die Nacht ein entsetzlicher Lärm in meiner Locanda in der Straße der Jesuiten. Es war nicht anders, als sollten die Lapithen und die Centauren handgemein werden. Ich springe an die Thüre — da gab's im Speisezimmer folgende Scene: der Wirt, furios und schreiend, hat die Flinte auf einen Menschen angelegt, der vor ihm auf den Knien liegt, andere schreien dazwischen und beschwichtigen. Jener bittet um Gnade: man wirft ihn aus dem Hause hinaus. Es war ein junger Mensch gewesen, welcher sich in der Locanda für einen Pariseiler ausgegeben, den vornehmen Herrn gespielt hatte und am Ende nicht bezahlen konnte.

Am zweitfolgenden Tage darnach ging ich in der Morgenfrische über den Platz San Nicolao, den öffentlichen Promenadeplatz der Bastineser, um ein Bad im Meere zu nehmen. Die Henker errichteten eben die Guillotine neben dem Tribunale, und wenn auch nicht

in der Mitte, so doch immer auf dem Bronenadeplatze selbst. Carabiniers und Volk umstanden diese graufige Scene, wozu das lachende Meer und die friedlichen Olivenhaine im schneidendsten Contraste standen. Die Luft war dumpf und schwer vom Scirocco. Am Kai standen gruppenweise Marinari und Arbeiter, schweigsam ihre Kalkspeisfischen rauchend und den roten Pfahl anstarrend, und mancher von ihnen in seinem spitzen Barretto, die braune Jacke halb übergehängt, die braune Brust offen, ein rotes Halbtuch nachlässig umgeknüpft, sah aus als hätte er mit der Guillotine mehr zu thun als sie zu betrachten. Und in Wahrheit möchte nicht Einer unter dem Volkshaufen stehen, den nicht dasselbe Schicksal treffen konnte das den Banditen erwartete, wenn nämlich der Zufall es wollte, daß die geheiligte Sitte der Blutrache ihn zum Morde und der Mord zum Banditenleben zwang.

Wen wird man richten?

Den Bracciamozzo (Stümmelarm). Er ist erst 23 Jahre alt. Die Ebirren haben ihn in den Bergen gefangen; wie ein Teufel hat er sich gewehrt; sie haben ihm einen Arm zerschossen, den Arm haben sie ihm abgenommen, und er ist geheilt.

Was hat er verbrochen?

Dio mio! Er hat zehn Menschen umgebracht!

Zehn Menschenleben! und warum?

Aus Capriccio.

Ich eilte schnell ins Meer mir durch ein Bad wol zu thun, und dann in meine Locanda zurück, um dem Zuge nicht mehr zu begegnen. Die Eindrücke waren so gräßlich, daß mich in dieser wilden Einsamkeit ein Schauer überfiel. Ich nahm den Dante hervor; mir war zu Mute, als sollte ich eine seiner wilden Phantasien aus der Hölle lesen, wo die Pechteufel die armen Seelen mit Harpunen hinunterstoßen, so oft sie austauschen wollen, Lust zu schnappen. Meine Locanda lag in der engen und düstern Straße der Jesuiten. Eine Stunde war verflossen, da rief mich ein dumpfes Murmeln und Pferdetröten an das Fenster — Bracciamozzo wurde vorbeigeführt, geleitet von den Todtenbrüdern in ihren Kapuznmänteln, welche vom Gesichte nichts frei lassen als die Augen, die gespenstisch durch die Augenlöcher heraussehen — leibhaftige Dämonengestalten, dumpf vor sich hinmurmelnd, schauerlich, wie aus der Dante'schen Hölle in die Wirklichkeit gesprungen. Der Bandit ging festen Schrittes zwischen

zwei Priestern, von denen der Eine ihm ein Crucifix vorhielt. Es war ein junger Mensch mittlerer Größe, ein schöner bronzener Kopf mit rabenschwarzen krausen Haaren, das Gesicht erbläst und die Blässe noch gehoben durch einen feinen Schnurrbart. Der linke Arm war ihm auf den Rücken gebunden, der andere war ein Stummel. Sein Auge, wol feurig wie das eines Tigers wenn ihn die Mordlust durchjuckte, war still und ruhig. Im Gehen murmelte er, wie es schien, Gebete. Sein Schritt war sicher und seine Haltung aufrecht. Vorauf ritten dem Zuge Gendarmen, die Schwerter bloß; hinter dem Banditen gingen paarweise die Todtenbrüder; den Zug schloß der schwarze Sarg; ein weißes Kreuz war darauf gepinselt und ein Todtenkopf. Vier Barmherzige trugen ihn. Langsam zog der Zug durch die Jesuitenstraße, gefolgt von der murmelnden Menschenmenge, und so führten sie den Bampyr mit dem zerschossnen Flügel nach dem Blutpfahle. Ich habe niemals eine schauerlichere Scene mit Augen gesehen, und wenige die sich bis auf die kleinsten Züge wider meinen Willen in mein Gedächtniß so hinein daguerreotypirt haben.

Man sagte mir darnach daß der Bandit ohne Zagen gestorben sei, und daß seine letzten Worte waren: ich bitte Gott und die Welt um Verzeihung, denn ich erkenne daß ich viel Böses gethan habe.

Dieser junge Mensch, so erzählte man mir, war nicht eigentlich ein Bluträcher aus persönlichen Veranlassungen, sondern Bandit aus Ehrgeiz geworden. Seine Geschichte wirft viel Licht in die erschreckenden Zustände der Insel. Zur Zeit der Blüte Massonis, der eines Verwandten Blut gerochen hatte und dann Bandit geworden war, trug ihm Bracciamozzo, wie das Volk den jungen Giacomino sofort nannte nachdem ihm der Arm verstümmelt worden war, die Lebensmittel zu. Denn diese Banditen stehen immer im Einverständnisse mit Freunden und mit Ziegenhirten, welche ihnen in ihre Schlupfwinkel Nahrungsmittel bringen und Bezahlung empfangen, wenn Geld vorhanden ist. Giacomino, berauscht von dem Ruhme des tapfern Banditen Massoni, setzte sich in den Kopf, ein gleicher zu werden und sich von ganz Corsica bewundern zu lassen. Er tödtete also einen Menschen, sprang dann in den Buschwald und wurde Bandit. Nach und nach tödtete er zehn Menschen, das Volk aber nannte ihn Becchio, der Alte, wahrscheinlich deshalb weil er als ein blutjunger Mensch schon so viel Blut vergossen hatte, als ein alter

Bandit. Eines Tages erschoss der Becchio den allgemein beliebten Arzt Malaspina, den Onkel eines mir gastfreundlichen Mannes aus der Valagna; er hatte sich in einen Busch gestellt und feuerte mitten in die Dilligenza, welche von Bastia des Weges kam. Der wilde Teufel sprang dann wieder in die Berge, bis ihn die Strafe ereilte.

Eine Lebensgeschichte so fürchterlicher Art kann also der Mensch in Corsica haben. Niemand verachtet dort den Banditen, welcher weder Dieb noch Räuber ist, sondern nur Kämpfer, Rächer und frei wie der Adler auf den Bergen. Schwärmerische Köpfe entzündeten sich an der Vorstellung, durch Waffenthaten Ruhm zu erndten und in den Liedern des Volkes fortzuleben. Das feurige Naturell dieser Menschen, die durch keine Cultur gezähmt sind, welche die Arbeit als Entehrung scheuen, welche nach Thaten dürstend nichts von der Welt kennen als die wilden Berge, in denen sie die Natur mitten im Meere eingeengt hat, scheint wie ein Vulcan einen Ausbruch zu verlangen. Auf einem andern, größeren Raume und unter andern Bedingungen würden dieselben Menschen, welche jahrelang in den Berghölen haufen und in den Buschwäldern mit den Ebirren kämpfen, gewaltige Kriegshelden werden wie Sampiero und Gaffori. Die Natur der Corsen ist die Kämpfernatur, und ich finde keinen passenderen Begriff für sie als welchen Platon der zum Kriegerstande gebornen Menschengattung beilegt, nämlich „eiferartig.“ Die Corsen sind eiferartige Naturen; Eifersucht, Ruhmsucht, Ehrsucht, Rachsucht, all diese verzehrenden Leidenschaften sind die ihren, und sie sind geborne Streiter in jedem Sinne des Wortes.

Nach Bracciamozzo's Hinrichtung war ich neugierig zu erfahren, ob des Abends die Damenwelt auf dem Plage San Nicolao spazieren gehen würde, und ich versäumte nicht mich dort einzufinden. Und siehe da, es wandelten auf dem Plage Nicolao, wo des Morgens das Banditenblut geflossen war, einige Schönen von Bastia. Nichts verriet mehr die Scene des Morgens, es war als wäre nichts geschehn. Auch ich wanderte dort umher, denn das Meer war gar zu wonnesam von Farbe. Die Fischerbarken schwammen darauf mit ihren Lichtchen, und die Fischer sangen das schöne Fischerlied: O pescator dell' onde.

Es gibt in Corsica Nerven von Granit und gar keine Riechfläschchen.

Neuntes Kapitel.

Die Vendetta.

Eterna foremo vendetta.

Corthisches Lied.

Der Ursprung des Banditenwesens ist fast durchaus in der uralten Sitte der Blutrache oder Vendetta zu suchen. Fast alle Schriftsteller, die ich darüber las, leiten die corthische Blutrache aus den Zeiten her, da die genuesische Justiz feil war oder den Mord begünstigte. Ohne Zweifel hat der beständige Krieg und die Stockung der Gerechtigkeitspflege viel dazu beigetragen und jene barbarische Sitte einwurzeln lassen, aber die Wurzel liegt wo anders. Denn die Blutrache findet sich nicht in Corsica allein, sie findet sich auch in andern Ländern, in Sardinien, Calabrien, Sicilien, bei den Albanesen und Montenegroinern, bei den Circassiern, Drusen, Beduinen etc.

Die gleiche Erscheinung muß daher gleiche Bedingungen haben. Sie sind leicht aufzufinden, weil der gesellschaftliche Zustand aller dieser Völker sich ähnt. Alle leben sie in einem kriegerischen Naturzustande, in einer wilden und großen Natur; alle mit Ausnahme der Beduinen sind sie arme Bergvölker, leben also in Gegenden, welche der Cultur nicht leicht zugänglich sind und mit dem Naturzustande die uralten barbarischen Sitten auf das hartnäckigste festhalten. Alle endlich sind sie von dem gleichen Familiengeiste durchdrungen, welcher die heiligste Grundlage ihrer Gesellschaft bildet. Im Naturzustande und in einer durch allgemeinen Krieg und Unsicherheit aufgelösten Gesellschaft wird die Familie ein Staat für sich; die Glieder derselben halten fest zusammen; wo eines verletzt wird, wird der ganze kleine Staat verletzt. Die Familie übt nur durch sich selbst die Gerechtigkeit, ihre Form wird die Rache. Und so geschieht es daß die Blutrache, obwohl eine Barbarei, doch aus dem verletzten Rechtsgefühl und aus der natürlichen Liebe zu den Blutsverwandten entspringt, und daß ihre Quelle eine edle, das menschliche Herz ist. Die Vendetta ist eine barbarische Gerechtigkeit. Der Gerechtigkeitsinn der Corsen aber wird schon von den alten Schriftstellern anerkannt und gepriesen.

Zwei edle und große Leidenschaften beherrschen den Corsen, die Liebe zur Familie und die Liebe zum Vaterlande. Bei einem ganz

armen Volke, welches auf einer abgetriebenen Insel lebt, die obenein noch von einer heroischen Gebirgsnatur ist, müssen diese Leidenschaften sehr mächtig sein und ihm die Welt ersetzen. Die Liebe zum Vaterlande hat jene Heldengeschichte Corsica's erzeugt, die wir kennen und welche eigentlich nichts ist als eine uralte, fort und fort geerbte Blutrache der Corsen gegen Genua; die Liebe zur Familie hat die nicht minder blutige und nicht minder heroische Geschichte der Vendetta erzeugt, deren Trauerspiel noch heute fortgespielt wird. Man muß die Urkraft dieses kleinen Volks wahrlich unbegreiflich finden, da es sich selber auf das Blutigste zerfleischend dennoch zu gleicher Zeit die Stärke besaß, so unablässige und so glorreiche Kämpfe mit den Landesfeinden zu kämpfen.

Die Liebe zu den Seinen ist wie in den alten Heldentagen, so noch heute dem Corsen eine Religion; nur die Liebe zum Vaterlande ist ihm eine höhere Pflicht. Viele Beispiele aus der Geschichte zeigen dies. Wie bei den alten Hellenen die Geschwisterliebe als die höchste und die reinste Form der Liebe überhaupt galt, so ist es auch bei den Corsen. In Corsica gilt das geschwisterliche Verhältniß für das heiligste, und der Name Bruder und Schwester bezeichnet das reinste Glück des Herzens, seinen edelsten Schatz oder seinen schmerzlichsten Verlust. Der älteste Bruder, als die Stütze der Familie, ist eine Person der Verehrung schon an sich. Ich glaube nichts spricht so klar das gesammte Empfinden und das sittliche Wesen eines Volkes aus, als sein Lied. Das corsische Lied ist ganz eigentlich die Todtenklage oder das Nachelied; und die meisten dieser Nachelieder sind die Klagen der Schwester um den Bruder, welcher gefallen ist. Ich habe überhaupt gefunden, daß wo in diesen Gesängen alles Lob und alle Liebe auf den Todten gehäuft wird, es von ihm heißt: er war mein Bruder. Selbst das Weib nennt den Mann im höchsten Ausdrucke der Liebe: Bruder. Es überraschte mich eben dieselbe Ausdrucks- und Gefühlswelse im serbischen Volksliede wieder zu finden, denn auch die Serbin bezeichnet ihren Mann mit dem höchsten Liebesnamen Bruder, und wo bei den Serben der heilige Schwur geschworen wird, schwört man ihn bei dem Bruder. — Bei unverdorbnen Völkern bewahrt sich die Naturreligion des Herzens in ihren einfachsten Empfindungsweisen; sie sind auf das gegründet was das allein dauernde in den Verhältnissen des Lebens ist, denn das Gefühl des Volkes haftet an dem was einfach ist und was besteht. Die

Geschwisterliebe wie die Elternliebe ist das einfachste und das dauerndste Verhältniß auf Erden, weil es leidenschaftslos ist. Die Geschichte des menschlichen Elends aber beginnt mit dem Kain, dem Brudermörder.

Wehe also dem, welcher des Corsen Bruder oder Blutsverwandten erschlagen hat. Die That ist geschehn — der Mörder entspringt aus gedoppelter Furcht, vor der Justiz, welche den Mord bestraft, und vor der Verwandtschaft des Erschlagenen, welche den Mord rächt. Denn sobald die That ruckbar geworden ist, greifen die Verwandten des Gefallenen zu den Waffen und eilen, den Mörder zu treffen. Der Mörder entsprang zum Buschwalde, er klettert dort vielleicht zum ewigen Schnee empor und lebt mit dem Wildschafe; seine Spur ist verloren. Aber der Mörder hat Verwandte, Brüder, Vettern, einen Vater; die Verwandten wissen, daß sie mit ihrem Blute für die That einstehen müssen. Sie bewaffnen sich also und sind auf ihrer Hut. Das Leben derer, welche im Stande der Vendetta sich befinden, ist nun ungemein elend. Wer die Vendetta zu fürchten hat, schließt sich in sein Haus und verammelt sofort die Thüren und Fenster, in welchen er nur Schießscharten übrig läßt. Mit Stroh und Matrasen werden die Fenster verkleidet, man nennt dies *inceppà le fenestre*. Das corsische Haus in den Bergen, schon an sich hoch, fast turmartig, enge, mit einer sehr hohen steinernen Treppe, wird leicht zur Festung. In dieser Schanze hält sich der Corse, immer auf seiner Hut, daß ihn nicht eine Kugel durch das Fenster erreiche. Bewaffnet ackern seine Verwandten, stellen Wachen aus, sind keines Schrittes mehr auf dem Felde sicher. Man erzählte mir von Beispielen, daß Corsen zehn, ja fünfzehn Jahre lang ihre verschanzte Wohnung nicht verlassen und in steter Lobesangst so lange Zeit ihres Lebens belagert hinbrachten. Denn die corsische Rache schläft nimmer und der Corse vergißt nicht. Es ereignete sich in Ajaccio vor kurzer Zeit, daß ein Mann welcher zehn Jahre in seinem Zimmer gelebt und endlich sich auf die Straße gewagt hatte, bei seiner Rückkehr vor der Schwelle seines Hauses todt niederstürzte. Die Kugel dessen, der zehn Jahre lang über ihm gewacht hatte, hatte ihm das Herz durchbohrt.

Ich sehe hier in den Straßen Bastia's einen Mann umher gehen den das Volk *Rasone* nennt, weil er eine große Nase hat. Er ist ein Gigant an Gestalt und überdies noch durch ein zerrissnes

Auge entstellt. Vor Jahren lebte er in dem benachbarten Orte Pietra Nera. Er beleidigte einen aus dem Dorfe. Dieser schwur Rache. Rasone verschänzte sich in seinem Hause und versperrte die Fenster, um vor einem Flintenschusse sich zu schützen. Eine geraume Zeit verging, da wagte er sich eines Tages auf die Straße; augenblicklich sprang sein Feind auf ihn zu, ein Winzermesser in der Hand. Sie rangen furchterlich, Rasone unterlag, und sein Gegner, der ihm bereits einen Hieb in den Nacken gegeben hatte, machte sich eben daran ihm den Kopf auf einem Baumstumpfe abzuschlagen, als Leute herzukamen. Rasone ward geheilt, jener entwich in die Macchia. Wieder verging eine geraume Zeit. Eines Tages wagte sich Rasone auf die Straße — eine Kugel kam geflogen und fuhr durch sein Auge. Man hob den Verwundeten auf, und wieder siegte seine riesige Natur und heilte ihn. Der ergrimmete Bandit verwüstete nun Nachts den Weinberg seines Feindes und warf Feuer in sein Haus. Rasone zog in die Stadt, und geht da umher als lebendiges Beispiel corsischer Rache, grauenvoll für den friedlichen Fremdling, der sich seine Geschichte erzählen ließ. Ich sah den entsetzlichen Mann eines Tages am Meere, aber nicht ohne seine Doppelflinte; seine Gestalt stößte mir Grauen ein, er war anzusehn wie der Rachedämon selber.

Sich nicht zu rächen gilt bei den echten Corsen für entehrend. Das Rachegefühl ist bei ihnen ein Naturgefühl, eine Leidenschaft welche geheiligt ist. In ihren Liedern hat die Rache einen Cultus und wird gefeiert wie eine Religion der Pietät. Ein Gefühl aber welches das Volk als nationales und wesentliches in sein Lied aufgenommen hat, ist unaustilgbar und im höchsten Maße dann, wenn es auch das Weib als sein Empfinden geädelt hat. Die meisten Rachelieder der Corsen haben die Mädchen und die Weiber gebichtet, und man singt sie von den Bergen bis zum Strande. Das gibt eine wahrhafte Rache-Atmosphäre, in welcher das Volk lebt und die Kinder aufwachsen, und so saugen sie den wilden Sinn der Beudetta schon mit der Muttermilch ein. In einem jener Lieder wird gesungen: Zwölf Seelen sind noch zu wenig, um des Gefallnen — — Stiefeln zu rächen. Das ist corsisch. — Einen Menschen wie Hamlet, welcher darnach ringt sich mit dem Geist der Blutrache zu erfüllen und das nicht vermag, würden die Corsen für das elendeste aller menschlichen Subjecte erklären. Nirgend in der Welt vielleicht gilt das Menschenblut und das Menschenleben so wenig, als in Corsica.

Der Corse ist bereit es zu vergießen, aber er ist auch bereit zu sterben.

Wer zögert, sich zu rächen, wem vielleicht ein milderer Sinn oder einige Philosophie etwas vom Hamlet gegeben hat, dem raunen die Verwandten zu und Andere beschimpfen ihn, daß er sich nicht gerächt habe. Das nennt man *rimbeccare*, vorwerfen, eine nicht gerächte Beleidigung erduldet zu haben. Den *rimbecco* bestrafte das alte genuesische Statut als Aufreizung zum Morde. Es lautet das Gesetz im 19. Capitel dieser Statuten so:

Von denen welche vorwerfen oder *rimbecco* sagen.

Wenn einer vorwirft oder in seiner Gegenwart zu andern *rimbecco* sagt, weil er den Tod des Vaters, des Bruders oder anderer Blutsverwandten nicht gerächt habe, oder weil er sich nicht wegen anderer Beleidigungen und Schimpf ihm selber angethan gerächt habe, so soll er für jedes Mal von 25 bis 50 Lire bestraft werden, nach Gutdünken der Behörde und in Rücksicht auf die Eigenschaft der Personen und andere Umstände; und wenn er nicht zahlt oder die Buße innerhalb acht Tagen nicht zahlen kann, soll er auf ein Jahr von der Insel gebannt sein, oder es soll an ihm einmal die *Corde* angezogen werden, nach Gutdünken des Richters.

Im Jahre 1581 wurde das Gesetz selbst so weit verschärft, daß dem *Rimbecco* sagenden die Zunge öffentlich durchstoßen wurde. — Nun sind es besonders die Frauen, welche die Männer zur Rache antreiben, durch das Rachelied an der Leiche des Erschlagenen und durch das Vorzeigen des blutigen Hemdes. Die Mutter heftet wol auch ihrem Sohne einen blutigen Feszen vom Hemde des Vaters an das Kleid, als beständige Mahnung, daß er sich zu rächen habe. Die Leidenschaft dieses Volks ist von einer fürchterlichen dämonischen Blut.

In ehemaligen Zeiten hatten die Corsen die ritterliche Fehdesitte den Blutrachekrieg zuvor anzukündigen und auch bis zu welchem Gliede die Rache sich erstrecken solle. Die Sitte ist abgekommen. Bei der engen Verbindung der Sippschaften (*parentado*) kreuzt sich natürlich die *Vendetta*; solche kreuzweise Rache nennt man in Corsica *vendetta trasversale*.

Es hängt nun damit als eine ganz natürliche Folge der corsische Familienkrieg, noch bis auf den heutigen Tag die Geißel des unglücklichen Landes, zusammen. Denn diejenigen Familien welche in

der Vendetta liegen, ziehen sofort alle ihre Verwandte und selbst Freunde mit hinein, und in Corsica gibt es wie bei Nationen ähnlicher Gesellschaftslage auch noch das feste Band des Stammes. So entstehen Familienkriege inuerhalb ein und desselben Dorfes oder von Dorfschaft zu Dorfschaft, von Thal zu Thal, und jahrelang wird der Krieg geführt und das Blut vergossen. Blutrache oder geringere Beleidigungen, zufällige Anlässe geben dazu die Gelegenheit, und bei dem Jähzorne der Corsen muß jeder Hader leicht blutig werden, da sie alle bewaffnet sind. Der Krieg erstreckt sich bis auf die Kinder; man kennt Beispiele, daß Knaben aus feindlichen Sippschaften einander erdolcht oder erschossen haben. Es gibt in Corsica gewisse Clientelverbindungen, die Ueberreste der alten Feudalzustände aus der Zeit der Signoren, und besonders hat sich dies Patronat im Lande jenseits der Berge erhalten, wo die Nachkommen der alten Signoren noch in ihren Pansen wohnen. Sie haben keine Lehndvasallen mehr, aber von ihnen abhängige Leute, Freunde, Verpflichtete, Dienstbare. Leicht schaaren sich diese als Familienanhang zusammen, und dies sind denn nach corsischem Ausdrucke die *patrocinatori* oder die *geniali*. Wie im italienischen Mittelalter in den Städten wird also in Corsica der Krieg der Familien noch fortgeführt als letzter Rest der Signorenfehden, wenn man will. Hartnädig hat die granitne Insel das Altertum festgehalten, und ihre kriegerische Geschichte, der fortdauernde Bürgerkrieg auf ihr, veranlaßt durch den Ehrgeiz und den Kampfesübermut der Signoren, hat dem Lande bis auf den heutigen Tag den Parteigeist aufgedrückt.

In Corsica hat der fürchterliche Begriff Feindschaft seine volle, alte Bedeutung. Der Feind ist dort der Todfeind; wer in Feindschaft lebt geht aus auf Feindesblut und sein eigenes Blut muß er daran geben. Auch wir haben den alten Begriff Todfeind noch aus dem Naturzustande herüber genommen, aber wir drücken mehr Abstractes damit aus. Unsere Todfeinde wollen uns nicht morden, sie thun uns Böses hinter dem Rücken an, sie verleumben uns, sie schaden uns heimlich auf jede Weise, oft wissen wir nicht eumal, wer sie sind. Die Feindschaften in der Civilisation haben in der Regel etwas Gemeines, daher kann der eble Mensch in unserer Gesellschaft nicht mehr Feind sein, er kann nur verachten. Auf den Leib aber gehen sich die Todfeinde in Corsica, die Waffen in der Hand; sie haben sich laut und öffentlich Rache bis aufs Blut

geschworen, und wo sie sich treffen dolchen und schießen sie sich. Das hat etwas fürchterlich Männliches, naturkräftig Wildes, Imponirendes. So barbarisch ein solcher Gesellschaftszustand ist, so nötigt er uns doch, die natürliche Kraft zu achten, zumal da der corsische Bluträcher oft eine wahrhaft tragische Person ist, vom Schicksal, weil von der geheiligten Sitte zum Morde gezwungen. Denn auch ein von Natur edler Mensch kann dort zum Kain werden, und wer auf den Bergen dieser Insel als Bandit umherirrt trägt oftmals nur den Fluch der barbarischen Sitte nicht seiner Bosheit, und kann ein Mensch von solchen Tugenden sein, welche ihn in der bürgerlichen Gesellschaft ehren und auszeichnen würden.

Eine einzige Leidenschaft, aus edler Quelle entsprungen — Rache und nichts mehr als Rache! es ist wunderbar, mit welcher unwiderstehlichen Gewalt sie den Menschen ergreift. Die Rache ist die fürchterliche Schicksalsgöttin der armen Corsen, sie macht ihre Lebensgeschichte. Und so wird hier der Mensch durch eine einzige Leidenschaft zu dem fürchterlichsten Dämon und schonungsloser als der Bürgerengel, denn er begnügt sich nicht mit der Erstgeburt. Aber so nächtlich dunkel die Menschengestalt hier erscheint, so erzeugt diese fürchterliche Leidenschaft wieder ihre lichtvollen Gegensätze. Wo Feinde auf Tod und Leben sind, sind auch Freunde auf Tod und Leben; wo die Rache das Herz mit Tigermordgier zerfleischt, da kommt auch die Menschenliebe und reißt es zu den erhabensten Entschlüssen hin; da ist ein heroisches Selbstvergeben und die göttliche Milde des Verzeihens, und nirgend möchte man die christliche Moral: Liebe deinen Feind, christlicher verwirklicht finden, als in dem Lande der Blutrache.

Oft legen sich auch Mittler, Parolanti genannt, zwischen die Feindschaften, und in ihre Hand schwören die Parteien den Eid der Versöhnung. Der Eid ist heilig wie die Religion; wer ihn gebrochen hat ist vor Gott und Menschen ehrlos und geächtet. Selten wird er gebrochen, aber doch gebrochen, denn im menschlichen Herzen hat der Dämon sein Nest gemacht.

Zehntes Kapitel:

Banditenleben.

Nur weiter! Dies ist seine Fährte offenbar:
 Nach spürt dem stummen Räte der Verrätrin Spur!
 Denn wie der Spürhund einem angeschoss'nen Reh,
 So wittern, seinem Schwelz und Blut nach, wie ihn aus
 Die Gumeniten des Meschylus.

Wie nun der Corse gezwungen werden kann, als Bandit zu leben, aus der ruhigen Häuslichkeit seines bürgerlichen Lebens urpsöflich in die Bergwildniß geschleudert zu werden und in einen ganz staatlosen Menschen, in ein vogelfreies Wesen sich zu verwandeln, wird aus der Blutrache klar sein.

Der corsische Bandit ist nicht wie der italienische ein Dieb und Räuber, sondern das, was sein Name sagt, ein vom Gesetze Verbannter. Im alten Statute der Insel heißen ursprünglich alle diejenigen Banditi, welche von der Insel verbannt sind, weil sie die Gerechtigkeit in ihre Gewalt nicht hat bekommen können; sie wurden für vogelfrei erklärt, und es war einem Jeden erlaubt einen Banditen, wenn er sich blicken ließ, zu erschlagen. Der Begriff des Verbannten ist also ganz einfach auf alle Menschen übergegangen, welche im Banne des Gesetzes leben.

Die Abgeschlossenheit Corsicas, die Mittellosigkeit, endlich die Vaterlandsliebe hindern oft den flüchtigen Corsen, seine Insel zu verlassen. In früheren Zeiten retteten sich corsische Banditen bisweilen nach Griechenland, wo sie tapfer kämpften, heute flüchten Manche nach Italien, die meisten aber nach Sardinien, wenn sie es vorziehen ihre Heimat zu verlassen. Die Flucht vor dem Gesetze ist nirgend in der Welt leichter, als in Corsica. Denn kaum ist das Blut geflossen, so springt der Thäter in die Berge, welche überall nahe sind, und birgt sich in der schwer durchdringlichen Macchia. Von dem Augenblicke an, da er in die Macchia gegangen ist, heißt er Bandit. Die Verwandten und Freunde wissen allein um seine Spur; so lange es möglich ist, versorgen sie ihn mit dem Nötigsten, und nehmen ihn wol auch in mancher heimlichen Nacht in ihr Haus auf. In der höchsten Not findet der Bandit immer Ziegenhirten, welche ihn versorgen.

Der Hauptschlupfwinkel der Banditen ist zwischen Tor und dem Berge Santo Appiano, in den Wildnissen des Monte Cinto und des

Monte Rotondo, in den unwegsamen Gegenden des Riolo. Dort bedecken tiefschattige Urwälder, welche nimmer eine Art gesehen, und dichteste Buschwälder von Eichengestrüpp, von Albatro, Mirten und Haide die Abhänge der Berge; dunkle vom Wildwasser durchbraute Schluchten in denen sich jeder Pfad verliert, Hölen und Grotten und zertrümmertes Gestein geben Verborgtheit. Dort lebt der Bandit mit dem Falken, mit dem Fuchs, mit dem Wildschaf ein Leben, welches romantischer und trostloser ist als das des amerikanischen Wilden. Die Gerechtigkeit geht ihren Lauf; sie hat den Banditen in contumaciam verurtheilt; der Bandit lacht dessen, er sagt in seiner wunderlichen Ausdrucksweise: ich habe das sonetto empfangen, das heißt die Sentenz in Contumaciam. Die Ebirren spüren auf seiner Fährte, nicht minder die Bluträcher; er ist auf beständiger Flucht, er ist der ewige Jude in den wüsten Bergen. Nun gibt es Kämpfe mit den Gendarmen, heroische, fürchterliche Kämpfe; das Blut häuft sich; aber es ist nicht Ebirrenblut allein; denn der Bandit ist auch ein Bluträcher, nicht die Liebe zu dem elenden Leben, vielmehr die Rache ist es, von der er lebt. Er hat der feindlichen Sippschaft den Tod geschworen; man kann sich vorstellen, wie das Rachegefühl in der fürchterlichen Wildniß der Berge und in der fürchterlichern Einsamkeit unter beständigen Gedanken an den Tod und den Träumen von dem roten Pfahle sich ins Ungeheure steigern muß. Bisweilen kommt der Bandit von den Bergen herab, seinen Feind zu erschlagen; wenn er seine Rache vollzogen hat, verschwindet er wieder in den Bergen. Manchmal wirft sich der corsische Bandit zum Carl Moor der Gesellschaft auf. Man kennt noch in Corsica die Geschichte des Banditen Capracinta aus Brunelli; die Justiz hatte seinen Vater ungerecht zu den Galceren verurtheilt; der Sohn ging mit einigen Blutsverwandten auf der Stelle in die Macchia, und von den Bergen stiegen diese Rächer von Zeit zu Zeit herab und erdolchten und erschossen persönliche Feinde, Soldaten, Spione; sie fingen eines Tages auch den öffentlichen Henker und vollzogen an ihm selber die Hinrichtung.

Es liegt sehr nahe, daß die Banditen sich oft auch als Werkzeuge Anderer gebrauchen lassen, welche eine Vendetta zu vollziehen haben und nun an jene sich wenden, damit sie ihnen ihren Dolch und ihre Kugel leihen. Bei der großen Verzweigung der Familien auf einem so kleinen Lande muß die Furchtbarkeit der Banditen natürlich wachsen. Sie werden die Blutgeißel des Landes; der Ackerbau

bleibt wüß liegen, der Weinberg wird nicht gepflegt, denn wer wagt sich ins Feld, wenn Massoni oder Serafino ihm droht? Es gibt ferner unter den Banditen Männer, die ehemals gewohnt waren, Einfluß auf Andere auszuüben oder am öffentlichen Leben sich zu betheiligen; in die Wildniß verbannt wird es ihnen unerträglich, außerhalb der Wirksamkeit auf das Leben zu bleiben. Man versicherte mich, daß Einige noch in ihren Hölen und Schlupfwinkeln fortfahren selbst Zeitungen zu lesen, welche sie sich zu verschaffen wissen. Oft üben sie einen schreckenden Einfluß auf die Communalwahlen und selbst auf die Wahlen zum Landesrat aus, und nicht selten haben sie die Zeugen und die Richter bedroht oder sich blutig an ihnen gerächt. Dies und ohnehin die sehr milde Beurteilung der Geschwornen hat zu dem schon vielfach ausgesprochenen Verlangen Grund gegeben, man möchte die Jury in Corsica ganz abschaffen. Es ist nicht zu läugnen, daß das corsische Geschwornengericht unter dem Einflusse der Furcht vor der Banditenraube stehen kann; wenn man ihm aber eine zu milde Aburteilung zum Vorwurfe macht, so wird man ihm in vielen Fällen Unrecht thun, denn das Banditenleben und seine Ursachen wollen aus den Bedingungen der corsischen Gesellschaft betrachtet werden. Ich wohnte einer Sitzung der Jury in Bastia bei, eine Stunde nach der Hinrichtung des Bracciamozzo und in demselben Gebäude, vor welchem er gerichtet worden war; mir schien der Eindruck des Hinrichtungsactes fühlbar in den Mienen der Geschwornen und der Zuschauer, aber nicht in dem Gesichte des Angeklagten. Es war ein junger Mensch, welcher einen Mann erschossen hatte; er hatte ein stumpfes, versteinertes Gesicht und sein Schädel sah aus wie eines Regers Schädel, als könnte man ihn zum Amboß gebrauchen. Weder die eben vollzogene Hinrichtung, noch die Feierlichkeit der Assisenhandlung machte auf den jungen Menschen irgend einen moralischen Eindruck; er zeigte nicht die geringste Spur von Befangenheit oder Furcht, sondern antwortete auf alle Fragen des Verhörrichters mit der größten Kaltblütigkeit, sich kurz und bündig über die Umstände seiner Bluttthat auslassend. Ich weiß nicht mehr, zu wie viel Jahren Gefängniß man ihn verurtheilte.

Ob wol der corsische Bandit sich niemals durch gemeinen Raub schändet, hält er es doch nicht unter seiner ritterlichen Ehre, Geld zu erpressen. Die Banditen legen Contributionen auf, sie tariren Einzelne, oft ganze Dörfer und Gemeinden nach dem Vermögen, sie

fördern mit Strenge ihren Tribut ein. Als Könige des Buschwaldes legen sie ihre Steuern auf, und man sagt, die Steuerpflichtigen bezahlten ihre Steuer eiliger und gewissenhafter als sie dieselbe je dem Könige von Frankreich bezahlten. Es geschieht sehr häufig, daß der Bandit irgend einem wohlhabenden Mann einen Contributionschein in das Haus schickt mit der Aufforderung ihm so und so viel tausend Franken an einem bestimmten Orte niederzulegen, wenn nicht, so werde er ihn, sein Haus und seinen Acker vernichten. Die übliche Drohformel ist: *si preparasse*: Er soll sich bereit halten. Andere fallen in die Gewalt der Banditen und müssen ein Lösegeld zahlen. Die Unsicherheit des Verkehrs wird dadurch groß und größer, die Cultur aber wird unmöglich gemacht. Mit dem erpreßten Gelde bereichern die Banditen ihre Verwandten und Freunde und erwerben sich manche Gunst: ihrem persönlichen Leben kommt Geld sonst nicht zu Gute, denn hätten sie es bergehoch aufgehäuft, sie leben dennoch nach wie vor in den Hölen der rauhen Wildniß und auf der Flucht.

Es gibt viele Banditen, welche fünfzehn bis zwanzig Jahre lang das Banditenleben geführt haben und auf so kleinem Raume als ihre Berge ihnen gewähren, in den Kämpfen stets siegreich, sich gegen die gewaffnete Macht behaupten konnten, bis sie dem Banditenschicksale endlich erlagen. Die corsischen Banditen leben nicht in Banden vereinigt, weil sie so das Land nicht nähren würde; auch sträubt sich die corsische Natur dagegen, den Befehlen eines Hauptmanns zu gehorchen. Meistens leben sie zu zweien, in einer Art Waffenbrüderschaft. Auch sie haben unter sich ihre Blutrache und ihre Todfeindschaften; dies ist staunenswerth, denn so gewaltig ist das persönliche Rachegefühl des Corsen, daß ein gleiches Elend und ein gleiches Loos den Banditen mit dem Banditen niemals versöhnt, wenn zwischen ihnen die Vendetta bestand. Man erzählt sich von manchem Beispiel, daß ein Bandit den andern um der Blutrache willen in den Bergen gejagt und erschlagen habe. Auch Massoni und Serafino, die Banditenhelden Corsicas aus der jüngsten Vergangenheit, lagen in der Vendetta und schossen auf einander, wenn sie sich trafen. Massoni hatte dem Serafino einen Finger abgeschossen.

Die Geschichte der corsischen Banditen ist reich an heroischen, dämonischen und ritterlichen Charakterzügen. Im ganzen Lande singt das Volk die Banditentodtenklagen, es ist ja das eigne Schicksal und der eigne Schmerz, den es in diesen Liedern klagt. Viele Banditen

sind unsterblich geworden, vor allen glänzt Einer durch seine kühnen Thaten. Er heißt Teodoro, und selber nannte er sich König der Berge. Es hat also Corsica zwei Könige des Namens Theodor gehabt. Teodoro Poli war eines Tages, im Anfange dieses Jahrhunderts, conscribirt worden, er hatte eine Frist gefordert, um das Geld für den Stellvertreter zu beschaffen. Die bewaffnete Macht ergriff ihn aber um ihn einzustellen. Teodoro's Freiheitliebe und Stolz empörte sich. Er warf sich in die Berge und lebte nun als Bandit. Ganz Corsica riß er zur Bewunderung seiner Kühnheit hin, und er war das Schrecken der Insel; aber seine Gemeinheit besleckte ihn, im Gegentheil rühmte man seine Großmut, und selbst Verwandten seiner Feinde verzieh er. Er war sehr schön und liebte, wie sein Namensvetter der König, eine prächtige und phantastische Kleidung. Mit ihm theilte sein Loos seine Geliebte, welche von den Steuern (taglia) die Theodor auf die Ortshafsten legte, in Freuden lebte. Mit ihm war auch ein Bandit Brusco, welchem er unverbrüchliche Freundschaft gelobt hatte, und sein Oheim Augellone. Augellone heißt böser Vogel; es ist nämlich Sitte, daß die Banditen sich sofort Zunamen geben, wenn sie in der Macchia ihre Rolle zu spielen anfangen. Der böse Vogel wurde neidisch auf den Brusco, welchen Teodoro so sehr liebte, und eines Tages stieß er ihm das kalte Eisen etwas zu tief in die Brust. Darauf sprang er ins Gestein. Wie Teodoro den Fall seines Brusco erkannte, schrie er vor Schmerz nicht anders auf als Achill nach dem Falle des Patroclus, und nach der alten Rächer-sitte ließ er sich den Bart wachsen und schwor, ihn nimmer zu schneiden, wenn er sich nicht in dem Blute des bösen Vogels würde gebadet haben. Es verging eine kleine Zeit, da sah man Teodoro wieder mit geschnittenem Bart. Das sind die kleinen Tragödien, welche in der Bergwildniß auch zwischen den Banditen spielen; denn das menschliche Herz setzt überall seine Leidenschaften fort. Teodoro wurde endlich krank. Ein Spion zeigte den Schlupfwinkel des kranken Löwen an. Da kamen die wilden Wolfshunde, die Ebirren auf die Berge gesprungen — in einer Capanne machten sie den Teodoro todt. Aber zweien hatte er noch ein Andenken an den Kopf geschmettert. Das Volklied rühmt von ihm, daß er gefallen sei die Pistole in der Hand und das Fucile an der Flanke, come un fiero paladino, wie ein stolzer Paladin. So groß aber war der Respect, welchen dieser König der Berge eingefloßt hatte, daß man selbst noch nach seinem Falle die

ihm schuldige Steuer bezahlte. Denn er hatte noch einen Steuerrest einzufordern gehabt, und die Personen, welche ihn schuldeten, kamen und legten das Geld respectvoll in die Wiege des kleinen Kindes, welches Teodoro mit seiner Königin der Berge erzeugt hatte. Teodoro fand seinen Tod im Jahre 1827.

Berühmt ist auch Gallochio. Seine Geliebte hatte ihn treulos verlassen, er hatte verboten, daß jemand ihre Hand begehre. Cesario Regroni warb um sie. Der junge Gallochio gab einem seiner Freunde einen Wink, daß er den Schwiegervater verwunden solle. Die Hochzeitsgäste tanzten lustig, lustig klingen die Geigen und Mandolinen — ein Schuß! Die Kugel verfehlte den Weg und durchbohrte dem Schwiegervater das Herz. Gallochio wird nun Bandit. Cesario verschauzt sich. Aber Gallochio jagt ihn aus dem Bau, heßt ihn durch die Berge, trifft ihn, macht ihn kalt. — Nun floh Gallochio nach Griechenland und kämpfte dort gegen die Türken. Eines Tages kam die Kunde zu ihm, daß sein leiblicher Bruder in Corsica im Bendettafriege gefallen sei, denn dieser war unablässig fortgeführt worden um den todten Schwiegervater und den todten Cesario. Gallochio kam zurück und tödtete zwei Brüder des Cesario und noch andere, und die ganze Sippschaft tilgte er aus. Der rote Gambini war sein Begleiter; mit ihm vereint schlug er die Gendarmen, und einen banden sie an den Schwanz eines Pferdes und schleiften ihn so über das Gestein. Gambini floh nach Griechenland, wo ihm die Türken den Kopf abschnitten; Gallochio aber starb im Schlafe, denn ein Verräter erschoss ihn.

Berühmt ist auch Santa Lucia, Gianmarchi welcher den Buschwald hielt 16 Jahre lang, Camillo Ornano, der die Berge hielt 14 Jahre, Joseph Antomarchi, welcher 17 Jahre Bandit war.

Kurze Zeit vor meiner Ankunft in Corsica wurde der berühmte Bandit Serafino erschossen; man hatte ihn verraten und seinen Tod hatte er im Schlafe gefunden. Auch Arrighi und der furchtbare Massoni hatten kurz vorher ihr Ende gefunden; es war so wildromantisch wie ihr Leben war.

Massoni war ein Mensch von kühnstem Geiste und einer beispiellosen Energie; er war der Sohn einer wohlhabenden Familie aus der Balagna. Die Blutrache hatte ihn in die Berge getrieben. Dort lebte er, von seinen Verwandten unterstützt und von den Hirten begünstigt, viele Jahre lang und tödtete in vielen Kämpfen eine große

Zahl von Ebirren. Mit ihm war sein Bruder und der tapfere Arrighi. Eines Tages suchte ein Mann der Provinz Valagna, welcher Verwandtenblut an einer mächtigen Familie zu rächen hatte, Massoni auf und bat um seinen Beistand. Der Bandit nahm ihn gastfrei auf, und da es ihm an einer Malzeit fehlte, ging er zu einem Hirten auf dem Monte Rotondo und forderte von dem ein Lamm. Der Hirte gab ihm eines aus seiner Heerde. Massoni aber wies es von sich, indem er sagte: du gibst mir ein mageres Lamm, und doch will ich heute einen Gast ehren, siehe da jenes ist fett, das will ich haben; und auf der Stelle schoß er das fette Lamm nieder und trug es in seine Höle.

Der Hirte ergrimmete über diese Gewaltthat. Auf Rache sinnend stieg er eilends den Berg hinab und zeigte den Ebirren den Schlupfwinkel Massonis an. Das Lammesblut wollte der Hirte rächen. Die Ebirren stiegen in großer Zahl in die Berge. Diese corsischen Gendarmen, mit der Natur des Landes wol vertraut und im Banditenkampfe geübt, sind nicht weniger tapfer und verwegend als das Wild, das sie jagen. Ihr Leben ist in steter Gefahr, wenn sie sich in die Berge wagen; denn die Banditen sind wachsam, sie spähen mit ihren Fernröhren, welche sie stets mit sich führen, aus ihren Schlupfwinkeln, und wenn sich Gefahr zeigt, sind sie auf und davon und behender als der Ruffro, das wilde Schaf; oder sie lassen den Häfcher auf Schußweite herankommen, und nie verfehlen sie ihr Ziel.

Die Ebirren also stiegen in die Berge; der Hirt voran; auf nur ihm bekannten Pfaden krochen sie die Felsen empor. In einer Höle lagen die Banditen. Sie war fast unzugänglich, durch einen Busch verdeckt. Arrighi und Massonis Bruder lagen in dieser Höle, Massoni aber saß hinter dem Busche auf der Wacht.

Auf einem Pfade waren die Ebirren über der Höle emporgekrochen, andere hatten den Echfund besetzt. Die dort oben lagen, blickten auf den Busch, ob sie etwas entdecken möchten. Ein Ebirre nahm einen Stein und warf ihn auf den Busch, in welchem er etwas Schwarzes zu bemerken glaubte. Augenblicks sprang ein Mann hinter dem Busche auf und feuerte eine Pistole ab, die zu wecken, welche in der Höle lagen. Aber in demselben Augenblicke knallten auch die Häfcherflinten, und Massoni stürzte todt vor der Höle nieder.

Wie die Schüsse fielen, sprang ein Mann aus der Höle, Massonis Bruder. Gleich der Bergziege setzte er in wilden Sprüngen von

Klippe zu Klippe, von Kugeln umfaßt: Eine traf ihn tödlich, so daß er ins Gestein stürzte. Arrighi, der alles sah, was vorging, hielt sich in der Höle. Die Gendarmen drangen behutsam vor, doch wagte Niemand in die Grotte einzubringen, bis endlich die Baghalfigsten hineinstiegen. Niemand war darin sichtbar; trotzdem ließen sich die Häfcher nicht irren und bestanden darauf, daß die Höle noch ihren Mann verberge. Ihr Eingang wurde besetzt.

Es kam die Nacht. Man zündete Fackeln und Lagerfeuer an. Man beschloß Arrighi auszuhungern; Morgens gingen Einige an die der Höle nahe Quelle, um Wasser zu schöpfen. Da fiel ein Schuß und noch Einer, und zwei Ebirren stürzten. Ihre Gefährten feuerten wutschreiend ihre Flinten gegen die Höle ab. Alles war still.

Nun galt es die beiden Todten oder Sterbenden zu holen. Man zauderte lange, dann entschlossen sich einige, und wieder kostete es einem das Leben. Noch ein Tag verging. Jetzt fiel Einer auf den Gedanken, den Banditen wie einen Dachs auszuräuchern, ein Mittel, das man schon in Algier mit Erfolg angewandt hatte. So türmte man denn vor dem Eingange der Höle trocknes Holz auf und zündete es an, um den Banditen zu vertreiben; aber der Rauch verzog sich durch die Spalten. Arrighi hörte jedes Wort, das man sprach, und hielt förmlich Dialoge mit den Ebirren, welche ihn weder sehen noch treffen konnten. Er weigerte sich, sich zu ergeben, wofür man ihm Gnade versprochen hatte. Endlich ließ der Procurator, den man von Ajaccio gerufen hatte, Militär und einen Ingenieur aus der Stadt horten. Der Ingenieur sollte sein Gutachten abgeben, ob die Höle wol mit Pulver zu sprengen sei. Der Ingenieur kam und erklärte, daß es möglich sei, in die Höle Petarden zu werfen. Arrighi hörte was man verhandelte, und der Gedanke, mit der Höle im Trümmergraus aufzuknallen, jagte ihm ein solches Entsetzen ein, daß er die Flucht beschloß.

Er wartete die Nacht ab, rollte dann einige Steine in einer falschen Richtung hinab und sprang von Fels zu Fels, einen andern Berg zu erreichen. Hinter ihm her knallten ins Ungewisse die Flintenschüsse der Ebirren. Eine Kugel traf ihn am Schenkel. Er blutete stark und seine Kräfte erschöpften sich; als es nun Tag wurde, verriet ihn die Blutspur, wie das wunde Wild durch seinen Blutschweiß sich verrät. Auf der Fährte die Ebirren. Arrighi hatte sich ermattet unter einen Felsblock geduckt. Ein Ebirre hatte sich auf diesen

Felsblock aufgeschwungen, die Flinte zum Schusse fertig. Arrighi streckte den Kopf hervor, sich umzuschauen, ein Knall, und die Kugel hatte ihm den Kopf zerschmetteret.

So starben jene drei Rächer vom Berge, glücklich, daß sie nicht am roten Pfahle endeten. So groß aber war die Achtung, in welcher sie beim Volke standen, daß keiner der Umwohner des Monte Rotondo sein Maultier hergeben mochte, um die Leichen der Gefallnen fortzubringen. Denn, sagten diese Leute, wir wollen keinen Theil an dem Blute haben, das ihr vergossen habt. Als nun die Maultiere aufgetrieben waren, lud man die Todten, Banditen und Ebirren, auf ihren Rücken, und so stieg der Ebirrenzug die Berge herab nach Corte, acht Todte über die Sättel der Maultiere gehängt, acht Männer, die im Banditenkampfe erschlagen waren.

Wenn dieses Eiland Corsica all das Blut, welches auf ihm im Laufe der Zeiten vergossen wurde, Schlachtenblut und Vendetta Blut wieder ausspeien wollte, so würde es seine Städte und Dörfer übersfluten und sein Volk ersäufen und das Meer rot färben vom Inselufer bis nach Genua. Hier hat der rote Tod wahrhaft sein Reich aufgeschlagen.

Man möchte es nicht glauben, was der Geschichtschreiber Filippini erzählt, daß in dreißig Jahren seiner Zeit 28000 Corsen sich aus Rache gemordet haben. Nach der Berechnung eines andern corsischen Geschichtschreibers finde ich, daß in 32 Jahren bis auf das Jahr 1715 28715 Morde in Corsica verübt worden sind. Derselbe Geschichtschreiber berechnet, daß nach dieser Zahl die Summe der durch die Vendetta Ermordeten innerhalb des Zeitraums vom Jahre 1359 bis zum Jahre 1729 gewesen sei: 333000. Ebenso viel, meint er, müsse man an Verwundeten rechnen. Das gäbe also 666000 Corsen, welche von Mörderhand geschlagen wurden. Dies Volk gleicht der Hyder, ob man ihr alle Köpfe abhaut, doch wachsen sie von neuem.

Nach der Aureda, welche der Präfect Corsicas vor dem versammelten Departements-Generalkonvente im August 1852 gehalten hat, sind seit 1821 4300 Morde (assassinats) in Corsica verübt, in den letzten vier Jahren deren 833, in den letzten zwei Jahren 319, in den ersten sieben Monaten des Jahres 1852 aber 99 Mordthaten geschehen.

Die Insel zählt 250000 Einwohner.

Die Regierung will die Blutrache und das Banditenwesen durch

die allgemeine Entwaffnung ausröthen. Ob und wie das ausführbar sein wird, weiß ich nicht. Unheil wird es genug geben, denn man wird die Banditen nicht zugleich entwaffnen können, und ihre Feinde werden dann waffenlos ihren Kugeln ausgesetzt sein. Das Banditenwesen, die Familienkriege, die Vendetta, welche das Gesetz nicht hat überwältigen können, haben es bisher nötig gemacht, das Tragen der Waffen zu gestatten. Denn weil das Gesetz den Einzelnen nicht schützen kann, muß es ihm überlassen, sich selbst zu schützen, und so geschieht es, daß die corsische Gesellschaft sich gleichsam außer dem Staate befindet, in dem Stande des Naturrechts und der bewaffneten Nothwehr. In unserem Jahrhundert ist eine solche Erscheinung in Europa fremd und schrecklich. Pistolen und Dsche zu tragen ist schon lange verboten; alles aber trägt hier die Doppelflinten, und halbe Ortschaften fand ich unter Waffen, wie im Kriege gegen andringende Barbaren, ein Anblick von bizarrer Wildheit, diese trotzigen Männer im Pelone und der phrygischen Mütze in einsam düstern Felsgegenden um sich her zu sehen, alle den lebernen Kartuschengurt um den Leib, und die Doppelflinte auf der Schulter.

Es möchte wol kein anderes Mittel geben, die Blutrache, den Mord und das Banditenleben sicher zu vertilgen, als die Cultur. Aber nur langsam schreitet die Cultur in Corsica vor. Colonisation, Anbahnung von Wegen durch das Innre, Steigerung des Verkehrs und der Production welche auch die Häfen beleben würde — dieses wäre wol eine allgemeine Entwaffnung des Landes. Die französische Regierung, ganz unmächtig gegen den corsischen Troß, verdient die gerechtesten Vorwürfe, daß sie eine Insel, welche das schönste Klima, fruchtreiche Landstriche, eine das ganze Mittelmeer zwischen Spanien, Frankreich, Italien und Afrika beherrschende Lage und die herrlichsten Golfe und Ankerplätze besitzt, welche reich ist an Forsten, an Mineralien, an heilsamen Quellen und an Früchten, und von einem tapfern, kühnen, zu großen Dingen befähigten Volke bewohnt wird — daß sie Corsica zu einem Montenegro oder zum italienischen Irland werden läßt.

Zweites Buch.

Erstes Kapitel.

Die nächsten Gegenden des Cap Corso.

Das Cap Corso ist die lange und schmale Halbinsel, in welcher Corsica gegen Norden ausläuft. Das rauhe Gebirge, die Serra genannt, durchzieht sie und erhebt sich im Monte Alticcione und im Monte Stello zu mehr als 5000 Fuß Höhe. Zu beiden Küsten senkt es liebliche Täler ab.

Man hatte mir viel gesagt von der Schönheit der Täler dieses Ländchens, von ihrem Reichthum an Wein und Orangen, und von den milden Sitten der Bewohner, so daß ich mit rechter Freude meine Wanderung antrat. Gleich der erste Eintritt in den Canton S. Martino ist auch festlich, da eine gute Straße durch Olivenhaine längs des Gestades fortführt. Kapellen im Grün, bekuppelte Familiengrüfte, einsam gelegene Häuschen am Strande, hie und da ein verlassenener Turm, in dessen Ritzen der wilde Feigenbaum nistet und dem zu Füßen der stachlichte Cactus wuchert, machen das Land malerisch. Ganz Corsica ist mit diesen Türmen umstellt, welche Pisaner und Genuesen bauten, die Küsten gegen den räuberischen Saracen zu schützen. Sie sind rund oder viereckig, einzeln stehend, aus braunem Granite. Ihre Höhe beträgt nur dreißig bis fünfzig Fuß. Eine Wachmannschaft lag darin und alarmirte die Gegend, wenn die Corsaren nahten. Alle diese Türme sind nun verlassen und stürzen allmählig ein. Sie geben dem corsischen Strande einen überaus romantischen Charakter.

Es war ein schönes Wandern in der stralenden Morgenfrühe, da der Blick das Meer mit den schöngeformten Eilanden Elba, Capraja und Monte Cisto umfasste, und wieder von dem Wechsel

der Berge und der Täler in unmittelbarer Meeresnähe erfreut ward. Amphitheatralisch umschließen hier die Höhen kleine, blühende, schattige Täler, welche Bäche durchrauschen. Im Cirkel umher stehen die schwarzen Dörfer mit schlanken Kirchtürmen und alten Klöstern; auf den Talwiesen treibt die Hirtenwelt ihre Geschäfte, und wo sich das Thal zum Ufer öffnet, steht jedesmal ein Turm und ein weltverlassenes Hafendörtchen, in welchem ein paar Fahrzeuge anfern.

Jeden Morgen kommen mit der Sonne Schaaren von Frauen und Mädchen aus dem Cap Corso nach Pastia, ihre Früchte zu Markt zu tragen. Für die Stadt wird ein zierlich Kleid angelegt, ein blaues oder ein braunes, und das sauberste Tuch als Mandile um das Haar geschlungen. Es ist ein reizender Anblick diese Gestalten am Meeresufer im Morgenlichte einerschreiten zu sehn, auf dem Kopfe die saubern Körbe, aus denen Goldfrüchte lachen; und nicht leicht möchte es etwas Grazioseres geben, als ein schönes schlankes Kind, welches einen Korb voll Trauben auf dem Kopfe tragend, leichtfüßig daherkommt wie eine Hebe oder Tizians Tochter. Sie kamen alle des Weges vorüber plaudernd, scherzend mit demselben schönen Grusse *Coviva*. Nichts Besseres kann der Mensch dem Menschen anwünschen, als daß er leben solle.

Doch nun vorwärts, denn die Sonne steht im Löwen und wird in zwei Stunden grimmig werden. Hinter dem Turme von Miomo gegen den zweiten Rive Brando zu, hört auch der Fahrweg auf, und man muß nun klettern gleich der Ziege, denn nur an wenigen Stellen des Cap Corso gibt es fahrbare Verkehrsstraßen. Von der kleinen am Strande ganz hinverlorenen Marina di Basina stieg ich aufwärts in die Berge, auf welchen die drei Communen liegen, die den Rive von Brando bilden. Der Weg war rauh und steil, doch erquicklich durch Bäche die herunterrauschen und durch die Leppigkeit der Gärten. Das ganze Gestade ist mit ihnen bedeckt, voll Reben und Orangen und Delbäumen, an denen Brando besonders reich ist. Der Feigenbaum hängt seine reifen Früchte nieder und hält dem schmachttenden Munde still, unähnlich dem Baume des Tantalus.

In einem der Uferabhänge befindet sich die schöne Stalactitenhöhle von Brando, welche vor nicht langer Zeit entdeckt wurde. Sie liegt in den Gärten eines zurückgezogenen Officiers. Ein Emigrant aus Modena hatte mir einen Brief an diesen Herrn mitgegeben und so suchte ich ihn denn in seiner Besingung auf. Sie ist überaus herrlich.

Das ganze Ufer hat der Colonel zu einem Garten umgeschaffen. Derselbe hängt über dem Meere träumerisch und kühl von stillen Delbäumen, von Mirten und von Lorbeern; Cypressen und Pinien einzeln oder in Gruppen, Blumen überall, Epheu um die Mauern, die Rebengewinde mit Trauben belastet, Orangen, Baum an Baum, ein Landhäuschen still im Grün versteckt, eine kühle Grotte tief in der Erde, Welteinsamkeit, Ruhe, ein Blick in den smaragdnen Himmel und das Meer mit seinen eremitischen Inseln, ein Blick in das eigne glückselige Menschenherz; ich weiß nicht, wenn man hier wohnen soll, so lange man noch jung ist, oder wenn man schon alt ist.

Aus der Villa sah ein ällicher Herr heraus, wie er mich den Gärtner nach dem Colonel fragen hörte und winkte mir herauf. Wer der Mann sei, das hatte mir schon der Garten gesagt, und nun sagte es mir auch das kleine Zimmer in das ich eintrat. Die Wände waren mit sinnvollen Emblemen bemalt; da sah ich die Stände welche sich verbrüderu, dargestellt in einem Landmanne, einem Soldaten, einem Priester und einem Gelehrten, die sich die Hände reichen. Dort saßen die fünf Racen, Europäer, Asiate, Mohr, Australier, Rothhaut einmütig um einen Tisch, hielten die Becher in der Hand und tranken Brüderschaft, gar lustig unraukt von tanzenden Rebenguirlanden. Sogleich erkannte ich, daß ich in dem schönen Lande Scarien war und daß ich zu keinem andern Manne gekommen sei, als zu dem vortrefflichen Dheim aus Goethes Wanderjahren. Und so war es auch; der Herr war ledig und der Dheim, humanistischer Socialist, segensverbreitender Landmann von stillem, großem Wirken.

Er kam mir heiter ruhig entgegen, das Journal des Debats in der Hand, freudig lächelnd über das, was er darin gelesen hatte.

„Ich habe in eurem Garten und in eurem Zimmer, Signore, den Contrat Social des Rousseau gelesen und ein Stückchen aus der Republik des Platon. Ihr zeigt mir, daß ihr ein Landmann des großen Pasquale seid.“

Wir sprachen allerlei über die Welt, die Menschlichkeit und die Barbarei, und wie die Theorie sich so unmächtig erweise. Doch sind dies alte Geschichten und jeder denkende Mensch hat sie wol bedacht und besprochen.

So gedankenvoll angeregt ging ich in die Grotte hinunter, nachdem ich dem seltnen Manne Lebewol gesagt hatte, der mir dichterisch Geschautes so überraschend ins Wirkliche übertragen. Wunderlich ist

doch diese Insel! Gestern ein Bandit, welcher zehn Menschenleben aus Capriccio gemordet hat und zum Nutgerüste geführt wird, heute ein praktischer Philosoph der Menschenverbrüderung; beide gleich echte Corsen, aus der Geschichte ihres Volkes hervorgegangen. Unter den blühenden Bäumen des Gartens hingehend aber sagte ich mir, daß es nicht schwer sei im Paradiese die Menschen zu lieben. Ich glaub daß die wunderbare Macht des ersten Christentums daher kommt, weil seine Lehrer arme und wol unglückliche Leute waren.

Der heilige Paulus, erzählt die cordische Sage, landete einst auf dem Cap Corso, dem Promontorium Sacrum, wie es in alten Zeiten hieß, und predigte hier das Christentum. Es ist unbezweifelt, daß die christliche Religion zuerst auf dem Cap Corso Eingang fand, als sie nach der Insel hinüberkam. So ist dem dies Ländchen ein von Alters her der Humanität geweihter Boden.

Eine Gärtnerin führte mich zur Grotte. Sie ist weder sehr hoch, noch sehr tief und ein Zusammenhang von Kammern und Gemächern, die man bequem durchschreitet. Von den Decken hängen Lampen. Die Gärtnerin zündete sie an und ließ mich allein. Nun erhellte das matte Dämmerlicht diese schöne Krypta von so bizarren Tropfsteinbildungen als nur ein gothischer Architect in Spitzbögen, Säulenknäufen, Tabernakeln und Rosetten sich erdenken kann. Die Grotte ist die älteste gothische Kirche Corsicas, die Natur hat sie im reizenden Phantasiespiele so gebaut. Als die Lampen flimmerten und das hellgelbe Tropfstein überlichteten und durchschimmerten, war es doch ganz und gar eine Unterkirche. In dieser Dämmerung verlassen sah ich das folgende Märchenbildchen aus Tropfstein.

Eine wunderbare Jungfrau saß ganz in weiße Schleier gehüllt auf einem Throne von dem klarsten Alabaster. Sie regte sich nicht. Auf dem Haupte trug sie eine Lotosblume und auf der Brust den Karfunkelstein. Das Auge konnte gar nicht von der verschleierten Jungfrau lassen, denn sie erweckte die Sehnsucht. Vor ihr knieten viele kleine Zwerge, die armen Tröpfe waren alle aus Tropfstein und trugen gelbe Kronen aus dem allerschönsten Tropfstein. Sie regten sich nicht. Aber sie hielten alle die Hände nach der weißen Jungfrau ausgestreckt, als wollten sie ihr den Schleier heben, und es tropfte aus ihren Augen bitterlich. Mir schien es, als sollte ich Eintje kennen und bei Namen rufen. „Dies ist die Isis,“ sagte die Kröte satirisch. Sie saß auf einem Steine, und ich glaube, sie hielt

mit ihren Augen alle verzaubert. „Wer nicht das rechte Wort weiß und will den Schleier der schönen Jungfrau heben, der wird wie diese ein Tropf. Fremdling, willst du das Wort sagen?“ —

Nun wollte ich eben einschlafen, weil ich sehr müde war, und die Luft in der Grotte so dunkel und so kühl, und weil auch die Tropfen so melancholisch niederfielen, da kam die Gärtnerin in die Grotte und rief: „Es ist Zeit!“ — Zeit? den Schleier der Isis zu heben, o ihr ewigen Götter — — „Ja, Signore, wieder hinauszu- gehen an die schöne Sonne und in den lebendigen Garten.“ Dieses sagte die Gärtnerin; es dünkte mich wolgesagt, so daß ich ihr auf der Stelle folgte. —

Seht dieses Fucile, Herr; das haben wir in der Grotte gefunden, ganz mit Tropfstein überzogen, und daneben lag menschliches Gebein. Es war wol eines Banditen Flinte und Gebein. Der Aermste hat sich gewiß in dieser Höle verkrochen gehabt und ist drinnen wie das wunde Wild gestorben. — Nichts war von der Flinte mehr über, als der rostige Lauf. Manchem mag er die Rächertugel ins Herz gewettert haben. Nun halte ich ihn hier in der Hand wie ein Fossil graufiger Geschichte aus Licht gegraben, und er thut seinen Mund auf und erzählt mir Vendettageschichten.

Zweites Kapitel.

Von Brande nach Luri.

Wohin doch hier durch die Berghöh'n wanderst du einsam,
Ganz unkundig der Gegend?

Dobfsee.

Nun stieg ich nach Erba Lunga hinab, einem schon ziemlich lebhaften Strandörtchen, von dessen Hasen jeden Tag Fischerbarken nach Bastia auslaufen. Die entseßliche Hitze zwang mich dort einige Stunden zu rasten.

Hier war einst der Sitz der mächtigsten Signoren vom Cap Corso, und da steht über Erba Lunga das alte Schloß der Herren dei Gentili. Mächtig ragen noch seine schwarzen Mauern von einem Felsenberge. Die Gentili herrschten über das Cap Corso neben den

da Mare. Den da Mare gehörte auch die ganz nahe liegende Insel Capraja, welche von den gewalthätigen Herren sehr bedrückt im Jahre 1507 ihnen sich durch einen Aufstand entzog, und unter die Bank von Genua sich stellte. Immer stand das Cap Corso schon seiner Lage wegen im Rufe genuessischer Gesinnung und seine Bewohner galten als unfriegetisch. Auch heute noch sehen die Bergcorden auf das milde und rührige Völkchen der Halbinsel mit Geringschätzung herab. Der Geschichtschreiber Filippini sagt von den Capcorden: „Die Einwohner des Cap Corso kleiden sich gut und sind wegen ihres Handels und der Nachbarschaft des Festlandes viel häuslicher als die anderen Corsen. Unter ihnen herrscht eine große Rechtschaffenheit und große Treue. Ihre Industrie besteht allein in Wein, welchen sie nach dem Festlande ausführen.“ Schon zur Zeit Filippinis war der Wein vom Cap Corso berühmt und meistens von weißer Farbe. Den besten Ruf hat der Wein von Luri und von Rogliano; er gehört zu den trefflichsten Sorten, welche Südeuropa hervorbringt und gleicht dem Spanier, dem Cyper und dem Syrauser. Doch ist das Cap Corso auch reich an Orangen und an Limonen.

Wandert man in diesen Höhen weiter, den Meeresstrand verlassend, so sieht man wenig von den Reizen des schönen Ländchens, denn diese liegen versteckt in den Thälern. Das ganze Cap Corso ist ein System von solchen Thälern nach beiden Seiten des Meeres zu. Aber die Berge selbst sind rauh und schattenlos, ihr Gebüsch schützt nicht vor der Sonne. Kalkstein, Serpentin, Talkschiefer, Porphyre zeigen sich. Spät am Abende gelangte ich endlich nach einer mühsamen Wanderung in das Thal von Sisco. Ein Paesane hatte mir dort Gastfreundschaft zugesagt, und solcher Aussicht froh stieg ich denn ins Thal. Aber welches war hier die Commune von Sisco? Rings um standen am Fuße der Berge und höher hinauf mehre kleine schwarze Dörfer, welche alle unter dem Namen Sisco begriffen werden. Dies ist corsische Art, daß man alle Ortschaften eines Thals mit dem einen Namen des Pieve nennt, obwol jede ihren besondern Namen führt. Ich gieng auf das nächste Dorf zu, wo ein altes Kloster unter Pinien mich anzog und mir zu sagen schien: Pilger, komm, hab' guten Laberwein. Aber ich täuschte mich, und noch eine Stunde mußte ich steigen, bis ich endlich den Gastfreund von Sisco erreichte. Malerisch lag das kleine Dorf unter wilden und schwarzen

Felsen, von einem wütenden Wasser durchschäumt, von dem Berge Stello überragt.

Meines Gastfreundes Hans war wohnlich, eine junge Wirtschaft. Gorken kamen gerade mit ihren Flinten von den Bergen und es gab eine kleine Gesellschaft von Landleuten. Die Frauen nahmen nicht Theil; sie rüsteten nur das Mal, bedienten, verschwanden. Der Abend wurde verplaudert. Die Menschen von Sisco sind arm, aber gastlich und freundlich. Mit der morgenden Sonne weckte mich mein Wirt; er geleitete mich vor sein Haus und übergab mich dann einem Greise, welcher mich durch die labyrinthischen Bergpfade auf den rechten Weg nach Crosciano führen sollte. Mit mir hatte ich einige Gastbriefe für andere Dörfer des Caps, ein Corse hatte sie mir Abends übergeben. Dies ist die schöne preiswürdige Sitte in Corsica: der Gastfreund gibt seinem scheidenden Gaste noch einen Brief auf die Reise an seine Verwandte oder Freunde, welche ihn dann ebenfalls gastlich aufnehmen und wiederum mit einem Gastbriefe an Andere entlassen. So kann man Tage lang zu Gaste gehen und ist überall hoch gehalten. Weil es fast in keinem Orte Gasthäuser gibt, wäre das Reisen ohne dies kaum möglich.

Sisco hat eine der heiligen Catharina geweihte Kirche, welche sehr alt und ein berühmter Wallfahrtsort ist. Sie liegt hoch am Ufer. Einst war ein fremdes Schiff an diesen Strand verschlagen worden und hatte für seine Rettung Reliquien in die Kirche gelobt, welche das Schiffsvolk wirklich weihte. Es sind gar seltne Reliquien und die Leute von Sisco können sich etwas zu Gute darauf thun, so schöne Sachen zu besitzen, als da sind ein Stückchen von dem Erdenloß, woraus Adam modellirt worden ist, ein paar Mandeln aus dem Paradiese, Narons grünender Stab, ein Stückchen Wüstenmanna, ein Stückchen Fell von Johannes dem Täufer, ein Stückchen Wiege Christi, ein Stückchen Rohr Christi, und die berühmte Rute, mit welcher Moses das rote Meer auseinander geschlagen hat.

Der malerischen Ansichten gibt es viele in den Bergen von Sisco und immer anmutiger wird das Land, je weiter nach Norden. Ich ging durch viele Orte Crosciano, Pietra Corbara, Caguano, an dem Abhange des Monte Alticcioni hin; aber ich fand auch die ärmlichsten Dörfer, in denen selbst der Wein ausgegangen war. Da ich im Hause meines Gastfreundes ein Frühbrod ausge schlagen

hatte, um nicht die guten Leute mit der Sonne in die Küche zu treiben, und es nun Mittag werden wollte, so begann mich der Hunger zu quälen. Weder Feigen noch Wallnüsse am Wege — da beschloß ich denn, im nächsten Paese, welches mir begegnen würde, um jeden Preis meinen Hunger zu stillen. In dreien Häusern hatten sie nichts, nicht Wein, nicht Brod; es war all' ausgegangen. Im vierten Hause hörte ich die Eiter schlagen. Zwei Greise in zerlumpten Kitteln saßen hier, der eine auf dem Lager, der andere auf einem Schemel. Der auf dem Lager saß, hielt die Cetera im Arm, sah nachdenklich vor sich hin und spielte. Vielleicht dachte er an seine entchwundene Jugend. Der Alte that eine hölzerne Lade auf, holte ein halbes Brod heraus, welches sorgsam in ein Tuch gewickelt war, und reichte mir das Brod, daß ich mir davon schneiden sollte. Dann setzte er sich wieder auf das Lager, schlug die Cetera und sang einen Bocefo, eine Todtenklage. Ich aß dazu das Brod der bittersten Armut, und mir war es, als wäre ich zu dem alten Harfner aus dem Wilhelm Meister gekommen, welcher mir das Lied vorsang:

Wer nie sein Brod mit Tränen aß,
 Wer nie die kummervollen Nächte
 Auf seinem Bette weinend saß,
 Der kennt euch nicht, ihr himmlischen Mächte.

Weiß Gott, wie Goethe nach Corsica kommt, aber das ist nun schon der zweite Goethe'sche Mensch, denn ich auf diesem wilden Cap angetroffen habe.

Also ward mein Hunger mehr als gestillt, und ich wanderte wieder weiter. Wie ich in das Tal von Luri stieg, war die Gegend um mich her zu einem Paradiese geworden. Luri ist das reizendste Tal im Cap Corso und auch das größte, obwol es nur zehn Kilometer Länge und fünf Kilometer Breite hat. Nach der Landseite zu schließen es schöne Berge, auf deren höchstem Gipfel einsam ein schwarzer Turm steht. Dies ist der Turm des Seneca so genannt, weil nach der Volksfage Seneca auf ihm die acht Jahre seiner Verbannung zubrachte. Nach dem Meere zu verläuft das Tal sanft bis zu der Marina von Luri. Ein reiches Bergwasser durchströmt das ganze Tal und ist in Canälen durch die Gärten geleitet. Hier liegen die Communen, welche den Pieve Luri bilden, reich und wohnlich ausgehend mit schlanken Kirchen, Klöstern und Thürmen, in einer Vegetation von der südlichsten Fülle. Ich sah manches herrliche Tal in

Italien, doch erinnere ich mich nicht an eines, welches mir einen so lachenden, so wonnesamen Anblick gewährt hätte, als dieses Thal von Luri. Ganz ist es voll vom Segen der Weinberge, bedeckt mit Drogen und Limonen, mit Fruchtbäumen jeder Art, reich an Melouen und Gartengewächsen, und je höher man hinauf steigt, desto dichter werden die Haine von Castanien, von Nußbäumen, Feigen, Mandeln und Olivenbäumen.

Drittes Kapitel.

Pino.

Eine gute Fahrstraße führt von der Marina Luris aufwärts. Man ist immer im Garten, in balsamischer Luft. Häuschen in eleganterem italienischem Villenstil verraten Reichtum. Wie glücklich muß hier der Mensch sein, den die Elemente und die Leidenschaften schonen. Ein Winzer, der mich des Weges kommen sah, winkte mir in seine Vigue, und ich ließ mich nicht bitten. Hier ist recht der Ort, den Thyrsfußstab zu schwingen. Nichts von Traubenkrankheit, Labfal und Herzenslust allerwegen. Der Wein von Luri ist schön, und die Citronen dieses Thals sollen für die trefflichsten des Mittelmeeres gelten. Es ist namentlich die Gattung dickschaliger Citronen, Cedri genannt, welche hier und besonders auf der ganzen westlichen Küste des Caps, vor allen andern Orten aber in Centuri gezogen wird. Der Baum, äußerst frostig, fordert viele Pflege. Er gedeiht nur in heißer Sonne und in den Thälern, welche vor dem Libeccio geschützt sind. Das Cap Corso ist das wahre Elysium dieses kostbaren Baumes der Heesperiden.

Nun machte ich mich weiter auf über die Serra nach Pino zu steigen, an die andere Seite des Meers. Lange Zeit ging ich durch Wälder von Wallnußbäumen, deren Früchte schon reif waren, und ich mußte hier bestätigen, was ich gehört hatte, daß die Nußbäume Corsicas ihres Gleichen suchen. Es wechseln mit diesen Bäumen Feigen, Delbäume, Castanien. Es ist schön, einen tiefschattigen deutschen Wald von Buchen, Eichen oder Tannen zu durchwandern, aber auch die Wälder des Südens sind herrlich, denn diese Bäume sind

eine gar edle Gesellschaft. Ich stieg auf den Turm Fondali hinauf, welcher neben dem kleinen Orte gleiches Namens ganz in Grün verschattet liegt, wunderbar pittoresk in diesem fastigen Laube wirkend. Man schaut von seinen Zinnen in das schöne Thal hinunter bis zum blauen Meere und sieht über sich grüne Berge an Bergen hängen, auf welchen verlassen schwarze Klöster stehn. Auf dem höchsten Felsblocke der Serra aber erblickt man den Turm des Seneca, welcher wie ein in Gedanken stehendes gebliebener Stoiker weit ins Land und in die See niedergraut. Die vielen Türme, welche hier stehen — denn ich zählte deren mehrere — liefern den Beweis, daß dieses Thal von Euri schon in alten Zeiten eine reiche Cultur hatte. Sie wurden erbaut, um sie zu schützen. Und so kennt auch schon Ptolemäus in seiner corthischen Geographie das Thal von Euri; es heißt bei ihm Euriou.

Durch einen schattigen Hain und blühende Gewinde stromt ich zu dem Rücken der Serra empor, hart unter dem Fuße des Bergfessels, auf dem der Turm des Seneca steht. Von diesem Punkte aus erblickt man beide Meere zur Rechten wie zur Linken. Nun ging ich hinab nach Pino, wo Carrarische Bildhauer mich erwarteten. Der Blick auf das westliche Gestade mit seinen roten Riffen und den ausgezackten kleinen Felsenbuchten, endlich auf den dicht umlaubten Pieve von Pino war recht überraschend. Pino hat einige schloßartige Häuser und köstliche Parks, welche ein römischer Duca zu bewohnen nicht verschmähen würde. Es gibt auch in Corsica Millionäre, und namentlich zählt man auf dem Cap etwa hundert reiche Familien, darunter einige von unverhältnißmäßigem Vermögen, welches entweder sie selbst oder ihre Verwandten in den Antillen, in Mexico und Brasilien erworben haben.

Einer dieser Erosus von Pino hat von seinem Onkel auf S. Thomas ein Vermögen von 10 Millionen Franken ererbt. Oheime sind doch die vortrefflichsten Menschen. Einen Oheim haben ist so viel als beständig in der Lotterie spielen. Es sind ganz prächtige Menschen, sie können aus ihren Neffen alles machen, Millionäre, unsterbliche, geschichtliche Personen. Der Neffe von Pino hat dem Oheim für seine Verdienste eine Todtenkapelle aus corthischem Marmor bauen lassen, eine reizende maurische Familiengruft auf einem Hügel am Meere. Die Carraresen arbeiteten gerade daran und führten mich in die Capelle. Ueber der Gruft des Oheims steht geschrieben: unter

der Protection Gottes. Es wäre wahrlich besser für uns alle, wenn der liebe Gott statt ein Vater der Menschen ihr Dufel geworden wäre. Dann wären wir seine Knechte und hätten Millionen, bezahlten unsre Schulden, äßen nichts als Muränen mit Champagner, fasten uns alle in einem großen Kreise bei den Händen und wären lauter Präsidenten, Vicekönige, Könige und Kaiser.

Abends besuchten wir den Curaten. Wir fanden ihn vor seinem herrlich gelegenen Presbyterium, nachtwandelnd in einer braunen Corsenjacke und die phrygische Freiheitsmütze auf dem Kopfe. Der gastliche Herr führte uns in sein Zimmer. Er setzte sich auf einen hölzernen Stuhl, befahl der Donna Wein zu bringen und langte, wie die Gläser kamen, seine Citer von der Wand. Nun hub er an frisch, fromm, fröhlich und frei nach Herzenslust die Saiten zu schlagen und den Paoli-Marsch zu singen. Die corsischen Geistlichen waren stets freie Männer und kämpften in mancher Schlacht neben ihren Gemeindefindern. Der Pfarrer von Pino nun schob seine Mithrasmütze zurecht und begann eine Serenata an die schöne Marie. Ich drückte ihm herzlich die Hand und dankte ihm für Wein und Lied, und ging fort in ein Baeße schlafen, wo man mir ein Lager angewiesen hatte. Morgens in der Frühe wollten wir noch in Pino umherstreifen und dann den Seneca auf dem Turme besuchen.

Auf dieser westlichen Küste des Cap Corso liegt unterhalb Pino der letzte und fünfte Bieve des Caps, Ronza genannt. Bei Ronza steht jener Turm, dessen ich in der Geschichte der Corsen erwähnte, von einem Zuge heroischer Vaterlandsliebe berichtend. Noch eine andere heldenkühne That hat der Turm aufzuweisen. Im Jahre 1768 lag in ihm mit einem Häuflein Milizen der alte Capitän Casella. Die Franzosen hatten bereits das Cap unterworfen und die übrigen Capitäne hatten capitulirt. Casella wollte nicht das Gleiche thun. Der Turm hatte eine Kanone und noch Munition genug, die Milizen hatten ihre Flinten. Damit könne man sich, sagte der Alte, gegen eine ganze Armee verteidigen, und im letzten Nothfalle müsse man sich in die Luft sprengen. Die Milizen kannten den Mann und wußten, daß er that, was er sagte. Sie machten sich deshalb Nachts davon mit Zurücklassung ihrer Gewehre, und der alte Capitän fand sich allein. Er beschloß also den Turm ganz allein zu verteidigen. Die Kanone war geladen; er lud sämtliche Gewehre, verteilte sie an den Schießcharten und erwartete die Franzosen. Sie kamen unterdeß,

geführt von dem General Grand-Maison. Wie sie in der Schießweite waren, feuerte Casella erst die Kanone gegen sie ab und machte dann ein höllisch Feuern mit den Flinten. Die Franzosen schickten an den Turm einen Parlamentär, welcher dem Hauptmann zurief, daß sich das Cap ergeben habe und daß der General ihn auffordere, nutzloses Blutvergießen zu ersparen und mit seiner Mannschaft sich zu ergeben. Hierauf antwortete Casella, daß er Kriegsrat halten wolle, und zog sich zurück. Nach einer Weile erschien er wieder und erklärte, die Besatzung des Turmes von Ronza wolle capituliren unter der Bedingung, mit kriegerischen Ehren, mit aller Bagage und Artillerie abziehen zu dürfen, wozu die Franzosen selber das Fuhrwerk zu liefern hätten. Die Bedingungen wurden zugestanden. Als nun die Franzosen sich vor dem Turme aufgestellt hatten, die Besatzung zu empfangen, kam heraus der alte Casella mit seiner Flinte, seinen Pistolen und seinem Degen. Die Franzosen warteten auf die Mannschaft und verwundert, daß sie noch nicht herauströme, fragte der commandirende Officier: Nun warum zögert Ihre Mannschaft? — Sie ist ja schon draußen, erwiederte der Corée, denn ich bin die Mannschaft des Turms von Ronza. Hierauf wurde der Officier vor Scham wütend und wollte an Casella. Der Alte zog den Degen, sich zu wehren. Indes eilte Grand-Maison selbst herbei, und wie er den Zusammenhang der Dinge erkannte, wurde er von Bewunderung hingerissen. Sofort schickte er seinen Officier in strengen Arrest, dem alten Casella aber vollzog er nicht allein jede Bedingung Punkt für Punkt, sondern entsandte ihn mit einer Ehrenwache und mit einem bewundernden Schreiben in das Hauptquartier Paolis.

Oberhalb Pino erstreckt sich der Canton Rogliano mit Ersa und Centuri, ein durch Wein, Del und Limonen ausgezeichnetes Ländchen, dessen Cultur mit der Luri's wetteifert. Die fünf Pievi des ganzen Caps Brando, Martino, Luri, Rogliano und Ronza haben 21 Communen und gegen 19,000 Einwohner, also fast so viel als die Insel Elba. Geht man von Rogliano über Ersa nach dem Norden, so gelangt man an die äußerste Nordspitze Corsica's, welcher die kleine Insel Girolata gegenüberliegt. Auf ihr steht ein Leuchtturm.

Viertes Kapitel.

Der Turm des Seneca.

Melius lateham procul ab invidiae malis
Remotus inter Corsici rupes maris.

Römische's Trauerspiel. Octavia.

Der Turm des Seneca ist schon auf der See und viele Meilen weit sichtbar. Er steht auf einem gigantischen ganz nackten Granitblocke, welcher einzeln aus dem Berggipfel hervortragt und die schwarze verwitterte Turmsäule trägt. Einzeln steht auch diese da, schauerlich und melancholisch, von Nebeln umflattert. Ringsum öde Haideberge, zu beiden Seiten in der Tiefe das Meer.

Sollte hier, wie die sinnige Tradition es behauptet, der verbannte Stoiker acht Jahre des Exils verbracht haben, hoch am Himmel tronend, in schweigsamer Felsenwildniß, nun so war der Ort für einen Philosophen so übel nicht, weise Betrachtungen über Welt und Fatum anzustellen und die ewigen Elemente bewundernd anzuschauen. Der Geist der Einsamkeit ist der beste Lehrer der Weisen. Er mag denn dem Seneca die Welt erklärt und in stillen Nächten ihm die Eitelkeit des großen Rom gezeigt haben, wenn der Verbannnte sein Loos beklagen wollte. Als Seneca aus dem Exile wieder nach Rom zurückkehrte, mochte er unter den neronischen Gräueln jene einsamen Tage von Corsica oft zurücksehnen. Es gibt eine alte römische Tragödie Octavia, welche das tragische Schicksal der Gemalin Nero's zum Gegenstande hat. In diesem Trauerspiele tritt Seneca als die moralische Figur auf und klagend spricht er folgende Verse:

O waltend Glück, warum ach! hast du doch
Mit schmeichlerischem Antlitze täuschend, mich
Der dein bescheiden Loos zufrieden trug
So hoch erhoben! daß ich um so tiefer dann
Von steiler Kaiserburg so viel des Graus
Erschauend stürze. Besser war ich dort
Vom Fluch des Neides fern in Einsamkeit
Geborgen auf des Corsenmeers Gestade.
Frei war die Seele dort und selbstbestimmt,
Der Studien Muße immer hingegeben.
O wie erlabte mich's — denn nimmer schuf

Die Meisterin Natur Erhabneres
 An Riesenwerken — anzuschau'n den Himmel,
 Den heil'gen Sonnenuagen und der Welt
 Bewegung, Wechselwiederkehr des Jahrs,
 Des Mondes Rund und jene schönen Sterne,
 Die ihn umgürten, weit und breit sodann
 Des großen Aethers Funkelflammenschein.
 Das All soll einst ins blinde Chaos wieder
 Wenns altert stürzen; doch ist heute schon
 Der letzte Weltentag, der in dem Sturz
 Des Himmels nun das sündige Geschlecht
 Begraben soll.

Rauh war der Hirtenpfad, der uns auf den Berg über Trümmergestein führte. Zu Füßen des Turmes liegt im Gestrüppe und in den Felsen ganz versteckt, etwa auf halber Höhe, ein verlassenes Franciskanerkloster. Die Hirten und die wilden Feigenbäume wohnen jetzt in den Hallen, und der Rabe krächzt das *de profundis*. Doch kommt der Morgen und der Abend seine stille Andacht zu halten und die wilde Mirte, Menthe und Citrus opfernd anzuzünden. Welch' ein Kräuterduft rings, und welches Morgenschweigen auf den Bergen und auf dem Meere!

Wir standen an dem Turme des Seneca. Auf Händen und Füßen waren wir geklettert um an seine Gemäuer zu gelangen. Man kann sich an Mauerkanten festhalten und so, über dem Abgrunde schwebend, zu einem Fenster klettern. Denn sonst gibt es keinen Eingang in den Turm; seine Außenwerke sind ganz zerstört, aber man erkennt noch an den Resten, daß hier ein Castell stand entweder der Signoren vom Cap oder der Genuesen. Der Turm ist rund, aus kurzem erstaunlich festem Materiale gebaut, sein Kranz ist zersplittert. Schwerlich lebte Seneca auf diesem Aornos; wenigstens ist's unerfliegbar für Moralphilosophen, ein Geschlecht welches die Ehen liebt. Seneca lebte wol in den römischen Colonien Aleria oder Mariana, wo der an römische Bequemlichkeit gewöhnte Stoiker sich mag ein wohnlich Haus eingerichtet haben nahe am Meere, von dessen Strand der beliebte Mullus und der Thunfisch nicht weit zur Tafel hatte.

Ein Bild aus der graufig schönen Kaiserwelt Rom's zog wieder an mir vorüber, wie ich auf Seneca's Turme saß. Wer kann diese

Welt ganz und richtig begreifen? Mir ist es manchmal als wäre sie der Hades, und als halte die ganze Menschheit in seiner Dämmerung einen großen diabolischen Narrenfasching, ein Riesenbillet vor des Kaisers Throne tanzend. Der Kaiser aber sitzt auf dem Throne düster wie Pluto, und bisweilen bricht er in ein wahnsinniges Gelächter aus. Denn gar zu toll ist doch dieser Carneval. Auch der alte Seneca spielt unter den Pulcinelle und tritt auf mit der Badewanne.

Auch ein Seneca kann etwas tragikomisches haben. Man sehe ihn nur in der rührend lächerlichen Gestalt jener alten Bildsäule, welche seinen Namen trägt. Er steht da nackt, ein Tuch um die Lenden gebunden, in der Badewanne worin er sterben will; die Gestalt ist so überaus kläglich, hager und in die Kniee geknickt, und das Antlitz jammert so sehr jammervoll. Er sieht aus wie der heilige Hieronymus oder wie ein verhagerter Püßer, kläglich und doch das Lachen reizend, wie manche Märtyrergestalten tragikomisch sind, weil die Form ihres Leidens meistens so wunderbar ist.

Drei Jahre älter als Christus war Seneca, in Corduba in Spanien geboren, aus ritterlicher Familie. Seine Mutter war Helvia eine Frau von seltnem Geiste, sein Vater Lucius Annaeus ein namhafter Rhetor, welcher mit der Familie nach Rom ging. Zur Zeit des Caligula glänzte Seneca der Sohn als Redner und stoischer Philosoph von ungeheurem Wissen. Ein ausgezeichnetes Gedächtniß hatte ihm dazu verholfen. Er selbst erzählt, daß er zweitausend Namen, welche man ihm nannte, in derselben Ordnung gleich wieder herfagen konnte und daß es ihm leicht war, mehr als zweihundert Verse nach einmaligem Hören genau wieder zu geben.

Auch am Hofe des Claudius angesehen, wurde er durch die Messalina gestürzt. Sie klagte ihn an, daß er mit der berücktigten Julia, der Tochter des Germanicus und der schamlosesten Pulerin Roms, Unzucht getrieben habe. Die Beschuldigung ist doppelt komisch, weil sie von einer Messalina ausgeht, und weil wir uns den moralischen Seneca als Don Juan zu denken haben. Was an der scandälosen Geschichte wahr sei, ist nicht zu wissen, aber Rom war wunderbar, und es gibt nichts bizarrereres als seine Charaktere. Julia wurde beseitigt, der Don Juan Seneca aber unter die Barbaren nach Corsica verwiesen. Ganz eigentlich wurde also Seneca nun ein corsischer Bandit.

Es gab damals kaum eine fürchterlichere Strafe als die Verbannung, weil eine Verbannung aus Rom die Verstößung aus der Welt war. Acht lange Jahre lebte Seneca auf der wilden Insel. Ich kann es deshalb meinem alten Freunde gar nicht vergeben, daß er nichts gesagt, nichts aufgezeichnet hat über ihre Natur, über die Geschichte und Art des damaligen Volkes. Es würde heute ein einziges Kapitel Seneca's darüber von großem Werte sein. Aber daß er nichts über das barbarische Land zu sagen wußte, ist für den Römer bezeichnend. Hochmütig, beschränkt, lieblos gegen das Menschengeschlecht war damals der Mensch. Wie anders stehen wir heute der Natur und der Geschichte gegenüber.

Dem verbannten Seneca war die Insel nur sein Kerker, den er haßte. Das wenige was er über sie in seinem Trostbrieife sagte, zeigt wie wenig er sie kannte. Denn war sie gleich noch uncultivirter als heute, so war die Größe ihrer Natur doch immer dieselbe. Er dichtete indeß diese Epigramme auf Corsica, welche in seinen poetischen Werken stehen:

Auf Corsica.

Corsische Insel, du von Phokäischem Pflanzler bewohnt,
 Corsica, Cyrenus einst du von den Griechen benannt,
 Corsica, gegen Sardinien kurz, gedehnter als Elba,
 Corsica stromdurchrauscht, fischeernnährender Flut,
 Corsica, schreckliches wenn erst sommerlich senget der Brand,
 Schrecklicher zeigt des Hund's wüthend Gestirn das Gebiß:
 Schon' der Verwiesnen, dieses ja heißet, o schon' der Begrabnen;
 Deine Erde sie sei leicht der Lebendigen Staub.

Ein zweites Epigramm hat man Seneca abgesprochen, doch weiß ich nicht, warum es der klagende Mann nicht eben so gut gedichtet haben soll, als einer seiner vielen Genossen oder Nachfolger im corsischen Exil. Das Epigramm heißt:

Corsica das barbarische sperren die jähesten Felsen,
 Starrend ist's überall, öde sein wüßtes Geländ'.
 Früchte nicht reichet der Herbst, noch Saaten reißt dort der Sommer,
 Und sein Winter voll Reif kennt nicht der Pallas Geschenk.
 Nimmer erfreuet sein Mai mit schattigen Laubes Bedachung,
 Nirgend ersprießt ein Kraut diesem unseligen Land.
 Nicht die Gabe des Brods und des Quells, nicht die letzte des Feuers,
 Zwei, die Verbannung nur und der Verbannte sind hier.

Ueberlegt man Verbannte mit Banditen, so paßt der Vers schlagend noch heute auf Cordica.

Die Corsen haben den Seneca mit ihrer Rache nicht verschont. Weil er von ihnen und ihrem Lande so schändliches gesagt hat, haben sie ihm eine scandalöse Geschichte angehängt. Die Volksfage erzählt nämlich nur diese eine Begebenheit aus der Zeit seines corsischen Aufenthaltes: wie Seneca auf seinem Turme saß und in das schreckliche Geland niederblickte, so sah er die corsischen Jungfrauen, und sie wurden lieblich vor seinen Augen. Der Göttersohn stieg herab und fing an zu bulen mit den Töchtern des Landes. Eine schöne Hirtentochter würdigte er seiner Umarmung. Als er sich nun ihrer menschlich erfreute, überraschten ihn die Verwandten der Schönen, nahmen ihn und mit Messeln geißelten sie ihm sein irdisches Theil. Seitdem wächst die Messel unausrottbar am Turme des Seneca als eine warnende Sinnpflanze für Moralphilosophen. *Ortica di Seneca* nennen sie die Corsen.

Armer Seneca! er kommt aus tragikomischen Situationen nicht heraus. Mich fragte ein Corcé: Ihr habt gelesen was der Seneca von uns gesagt hat? ma era un birbone, aber er war ein großer Schuft. *Seneca morale*, sagt Dante, *Seneca birbone* sagt der Corcé. Auch das ist ein Zeichen von corsischer Vaterlandsliebe.

Noch andere Seufzer hauchte der unglückliche Mann in Versen aus, ein paar Epigramme an Freunde, eines an seine Vaterstadt Corduba. Von den Tragödien, welche Senecas Namen tragen, hat er wenn er je eine schrieb die *Medea* sicherlich in Cordica geschrieben. Wo gab es ein zu diesem Argonautengebichte anregenderes Local für ihn als die meerrumraufchte Insel? da konnte er seinen Chor wol die merkwürdigen Verse singen lassen, welche den Columbus prophezeien:

Kommen dereinst wird ein spätes Jahrhundert,
Welchem Okeanos löst den Gürtel vom Land.
Schrankenlos steht dann offen die Erde,
Und neue Welten entdeckt der Typhs.
Nicht ist Thule das äußerste Land.

Der Steuermann Columbus aber wurde geboren in dem genuessischen Lande in der Nähe Cordica's. In Calvi in Cordica selber lassen ihn die Corsen geboren sein und noch heute behaupten sie dieses.

Fünftes Kapitel.

Seneca morale.

— e vidi Orfeo

Tullio e divio e Seneca morale.

Dante.

Manche schöne Frucht zog Seneca in seinem Exile, und vielleicht verdankte er einen Teil seiner erhabnen Weltbetrachtung eher der corthischen Einsamkeit als den Lehren eines Attalus und Socio. In der Trostschrift an seine Mutter Helvia schreibt er ihr am Ende: Siehe nun, so sollst du mich denken: froh und heiter wie im Glücke. Das aber ist das beste Glück, wenn der Geist ohne Nebengedanken seiner Thätigkeit hingegeben ist, und sich bald an leichteren Studien ergötzt, bald nach Wahrheit dürstend zur Betrachtung seiner eignen Natur und der des Alls sich erhebt. Zuerst erforscht er die Länder und ihre Lage, dann die Beschaffenheit des umströmenden Meeres, seine wechselnde Ebbe und Flut; dann betrachtet er, was zwischen Himmel und Erde Furchtbares liegt, und diesen durch Donner, Plize, Windesbrausen, Regenguß, Schnee und Hagel aufgeregten Raum; endlich wenn er die niederen Regionen durchwandert hat nimmt er zum Höchsten seinen Flug und genießt das schönste Schauspiel der himmlischen Dinge, und seiner Ewigkeit eingedenk geht er in Alles ein, was da war und sein wird in alle Ewigkeit.

Als ich Senecas Trostschrift an seine Mutter in die Hand nahm, war ich nicht wenig neugierig, in welcher Weise er sie trösten würde. Wie mag wol heute irgend einer der tausend Verbannten von Bildung, welche in der Welt zerstreut sind, eine Mutter trösten? — Seneca's Brief an seine Mutter ist eine ganz schulgerecht angelegte Abhandlung von 17 Kapiteln. Sie ist ein ungemein lehrreicher Beitrag zur Psychologie jener stoischen Menschen. Der Sohn will weniger die Mutter trösten als eine treffliche und elegante Abhandlung schreiben, deren Logik und Stil man bewundern soll. Er ist ganz stolz darauf, daß seine Abhandlung eine neue literarische Gattung sein werde. Der eitle Mann schreibt an seine Mutter, wie ein Schriftsteller an einen Kritiker, mit dem er seinen Gegenstand kühl erwägt. Ich habe, sagt er, alle Werke der größten Genie's nachgeschlagen, welche zur Mäßigung der Trauer geschrieben sind, aber ich habe kein Beispiel gefunden, daß Jemand die Seinigen

getröstet hätte, wenn sie um ihn selbst weinten. So kam ich bei dem neuen Fall in Verlegenheit und fürchtete die Wunden aufzureißen, statt sie zu heilen. Müßte nicht ein Mensch, der vom Scheiterhaufen selbst sein Haupt erhebt, um die Seinen zu trösten, neue und nicht aus der gewöhnlichen täglichen Umgangssprache hergenommene Worte nötig haben? Jeder große und ungewöhnliche Schmerz muß eine Auswahl von Worten treffen, da er doch oft das Wort selber versagt. Nun denn, ich will es wagen, nicht im Vertrauen auf mein Genie, sondern weil ich selbst statt der wirksamsten Tröstung Tröster sein kann; dem du nichts abschlagen könntest, wirst du wie ich hoffe (obwol jeder Schmerz störrisch ist) nicht versagen, daß du deinem Grame durch mich eine Grenze setzen lässest.

Nun fängt er auf die neue Art zu trösten an, indem er der Mutter vorrechnet, was sie schon alles erlitten hat und daraus den Schluß zieht, daß sie schon abgehärtet sein müsse. Durch die ganze Abhandlung klappert das Skelett der Disposition: erstens, die Mutter soll nicht um feinetwillen trauern; zweitens, die Mutter soll nicht um ihrenwillen trauern. Der Brief ist voll der schönsten stoischen Weltverachtung.

„Aber es ist doch schrecklich, das Vaterland zu missen.“ Was ist dagegen zu sagen? Mutter, sieh' doch die ungeheure Volksmenge in Rom; der größte Teil derselben ist aus dem ganzen Erdkreise zusammengeströmt. Die einen hat Ehrgeiz aus der Heimat getrieben, andere das öffentliche Leben, eine Gesandtschaft, Genussucht, Laster, Studium, Schauspiel, Freundschaft, Speculation, Beredsamkeit, schöne Gestalt. Sodann abgesehen von Rom, das man freilich als die Vaterstadt aller betrachten kann, gehe doch in andere Städte, gehe auf Inseln, hieher nach Corsica — überall sind mehr Fremde als Einheimische. „Denn dem Menschen ist ein beweglicher Wandersinn gegeben, weil er vom himmlischen Geiste bewegt wird. Betrachte die welterleuchtenden Gestirne; ihrer keines bleibt stehn, unaufhörlich wandern sie ihre Bahn und wechseln ewig ihren Ort.“ Diesen schönen Gedanken hat dem Seneca sein Dichtertalent eingegeben. Unser bekanntes Wanderlied sagt: die Sonne sie bleibet am Himmel nicht stehn, es treibt sie durch Meere und Länder zu gehn.

Gegen die Veränderung des Ortes selbst, fährt Seneca fort, hält Varro der gelehrteste Römer das für die beste Veruhigung, daß die Natur der Dinge überall dieselbe sei. Marcus Brutus findet

genug Trost darin, daß wer ins Exil geht sein Gutes mit sich nehmen kann. Ist es nicht eine Kleinigkeit was wir verlieren? wohin wir uns wenden mögen, gehen zwei herrliche Dinge mit uns: die Natur die überall, und die Tugend die unser eigen ist. Laß uns durch alle möglichen Länder gehen, wir werden keinen Teil der Erde finden, der dem Menschen nicht Heimat sein könnte. Von überall steigt der Blick gen Himmel, und in gleicher Entfernung stehn alle göttlichen Welten von allem Irdischen entfernt. So lange also meinen Augen jenes Schauspiel, das zu sehen sie nicht satt werden können, nicht verschlossen wird, so lange ich Mond und Sonne schauen darf, so lange mein Blick an den übrigen Sternen haften, ihren Ausgang und Untergang, ihre Räume und die Ursachen erforschen darf, warum sie schneller oder langsamer wandeln, so lange ich die unzähligen Sterne der Nacht schauen darf, wie die einen unbeweglich sind, die anderen nicht großen Raum durchziehend sondern in ihrer eigenen Bahn kreisend, manche plötzlich hervorblickend, manche mit Stromfeuer das Auge blendend als ob sie fielen, oder im langen Zuge mit Lichtflut vorüber wallend; so lange ich bei diesen bin und so viel dem Menschen erlaubt ist im Himmlischen wohne, so lange ich den Geist, welcher nach dem Anschauen verwandten Wesens trachtet, im Aether halten kann: was kümmert es mich, welchen Boden mein Fuß tritt? Also es trägt dieses Eiland nicht fruchtbringende noch wonnige Bäume, es wird nicht von großen und schiffbaren Strömen bewässert, es erzeugt nichts was andre Völker begehren möchten, es ist kaum für die Notdurft der Bewohner fruchtbar, kein kostbarer Stein wird hier gehauen (non pretiosus hic lapis caeditur), nicht Gold- noch Silberadern zu Tage gebracht. Der Geist ist eng, der am Irdischen sich ergötzt. Auf das ist er zu leiten, was überall gleich erscheint und überall erglänzt.“ —

Hätte ich Humboldts Kosmos zur Hand, so würde ich nachsehen, ob der große Naturforscher diese erhabnen Perioden Senecas da berücksichtigt hat, wo er von dem Sinne der Alten für Naturschönheit handelt.

Auch dies ist schön und geistreich: Je länger sie ihre Hallen bauen; je höher sie ihre Türme erheben, je breiter sie ihre Straßen dehnen, je tiefer sie ihre Sommergrotten graben, je massiger sie ihre Speisekäle aufgipfeln, um desto mehr verdecken sie sich den Himmel — „Brutus erzählt in seinem Buche über die Tugend, daß er den

Marcellus im Exil zu Mytilene gesehn, und daß er so viel es die menschliche Natur vergönnt, höchst glücklich gelebt habe und niemals den schönen Künsten mehr ergeben gewesen sei als damals. Daher, fügt er hinzu, weil er ohne ihn zurückkehren sollte, habe es ihm geschienen, er vielmehr gehe ins Exil und nicht jenen lasse er in der Verbannung zurück.“

Nun folgte in der Trostschrift ein Lob der Armut und der Genußsamkeit im Gegensatz zu der Schlemmerei der Reichen, welche alle Tiefen durchsuchen, um ihren Gaumen zu kitzeln, vom Phasis her das Wild und die Vögel von den Partern holen, welche sich erbrechen um essen zu können, und essen um sich zu erbrechen. Der Kaiser Caligula, sagt Seneca, den mir die Natur erzeugt zu haben scheint, um darzuthun, was im höchsten Glücke das höchste Laster vermöge, hat an einem Tage für zehn Millionen Sesterzien gespeist und obwohl er dabei durch alle erfinderischen Menschen unterstützt wurde, hat er es doch kaum heraus gebracht, wie man den Tribut von drei Provinzen zu einer einzigen Malzeit verwandeln könne. — Wie Rousseau predigt Seneca die Rückkehr der Menschen zum einfachen Naturzustande. Die Zeiten beider Moralisten waren sich gleich; sie selbst sind in der Schwäche des Charakters sich ähnlich, obwohl Seneca gegen einen Rousseau ein Römer und ein Heros war.

Scipios Töchter bekamen aus dem Staatsschatze ihre Aussteuer, weil der Vater ihnen nichts hinterließ. O glückliche Männer der Mädchen, ruft Seneca aus, denen das römische Volk Schwiegervaters Stelle vertrat! Würst du die für glücklicher halten, deren Balliettänzerinnen eine Million Sesterzien als Heiratsgut mitbringen?

Nachdem nun Seneca seine Mutter um sein eignes Leiden getröstet hat, tröstet er sie auch um ihrer selbst willen. Nicht nach Frauen, schreibt er, hast du dich zu richten, deren Traurigkeit, wenn sie einmal sie durchdrang, nur der Tod endigte. Du kennst Manche, die nach dem Verluste ihrer Söhne das angelegte Trauerkleid nie mehr ablegten. Von dir verlangt ein von jeher stärkeres Wesen Größeres. Für die kann die Entschuldigung des Geschlechtes nicht gelten, welcher alle weibliche Gebrechen fern waren. Dich hat nicht das größte Uebel der Gegenwart, die Zuchtlosigkeit, der Menge beigefellt; über dich hatten weder Edelsteine noch Perlen Macht, dich blendeten nicht Reichthümer als das höchste Gut der Menschen; nicht hat dich die in altem und strengem Hause wol Erzogene die Nach-

ahnung der Schlechten vereint, welche auch den Guten gefährlich ist. Niemals hast du dich deiner Kinderzahl geschämt, als ob sie dir dein Alter vorrücken; niemals hast du wie Andere, denen schöne Leibesgestalt einzige Empfehlung ist, deinen gesegneten Zustand verborgen, als ob er eine ungeziemende Bürde sei, noch hast du die in deinem Schooß empfangene Hoffnung auf Kinder vernichtet. Nie hast du dein Antlig durch Flitter und Schminke besleckt; nie gestiel dir ein Kleid, das nur gemacht war, die Blöße zu zeigen. Als die einzige Zier und die höchste nie alternde Schönheit, als der trefflichste Schmuck erschien dir die Sittsamkeit.“ So schreibt der Sohn an seine Mutter, und mir scheint, es ist eine recht philosophische Kaltblütigkeit darin zu spüren.

Er erinnert an die Cornelia, die Mutter der Gracchen. Doch verhehlt er sich nicht, daß der Schmerz ein ungehorsames Ding sei. Aus dem verstellten Blicke brechen doch die Tränen hervor. Die- weilien, sagt Seneca, befangen wir die Seele mit Spielen und Fectertkämpfen, aber selbst mitten in solchem Anblicke beschleicht sie einer Sehnsucht leises Mahnen. Darum ist es besser zu überwinden, als zu täuschen. Denn wenn das Gemüt entweder durch Vergnügen getäuscht oder durch Beschäftigung zerstreut ist, so erhebt es sich wieder und nimmt aus der Ruhe selber die Gewalt zu neuem Toben; doch dauernd ist es still, wenn es der Vernunft nachgegeben.“ Eines Weisen Stimme spricht hier schöne, einfache, allein richtige, doch bitter schwere Regeln der Lebenskunst. Deshalb ratet Seneca seiner Mutter nicht die gewöhnlichen Mittel zu gebrauchen (hier muß man doch wieder lächeln), nämlich eine schöne Reise zu machen oder in der Hauswirtschaft sich zu zerstreuen, sondern er ratet zu geistiger Beschäftigung. Er bedauert es hiebei sehr, daß sein Vater, ein vor- trefflicher Mann, der aber zu sehr an den Gewohnheiten der Alten hing, sich nicht entschließen konnte, ihr eine philosophische Bildung geben zu lassen. — Das ist im Kleinen ein ganz prächtiges Bildchen von dem alten Seneca, ich meine von dem Vater. Man weiß nun, wie er ausgesehen hat. Als die modernen Herren und Damen in Corduba, welche aus der Republik des Platon die Frauenemanzipation und die höhere Stellung des Weibes aufgegriffen hatten, dem Alten vorstellten, daß seine junge Frau doch gut thäte, in die Vorlesungen einiger Philosophen zu gehen, da hat er so herausgepoltert: Dummes Zeug, mein Weib soll keine verdrehte Prinzessin und kein alberner

Blaustrumpf werden, kochen soll sie können, Kinder bekommen, Kinder erziehen. Dies sagte der prächtige Herr und setzte im schönsten spanisch noch hinzu: *Vasfa!*

Vieles spricht nun Seneca von der Seelengröße, deren auch das Weib fähig sei und ahnte damals nicht, daß er sie einst sterbend an seinem eignen Weibe Paulina erfahren sollte. Ein edler Mann und ein Stoiker von der erhabensten Gesinnung hat also in dieser Trostschrift an Helvia gesprochen. Ist es nun möglich, daß eben derselbe Mann auch denken und schreiben könne, wie ein gemeiner Kriecher und der niedrigsten Schmeichler Finer? —

Sechstes Kapitel.

Seneca birbone.

Magni pectoris est inter secunda moderatio.

Seneca.

Hier ist eine zweite Trostschrift, welche Seneca im zweiten oder dritten Jahre seines Exils in Corsica an Polybius den Freigelassenen des Claudius, einen gemelnen Höfling schrieb. Polybius ging dem überstudirten Claudius als wissenschaftlicher Ratgeber an die Hand und quälte sich selber mit einer lateinischen Uebersetzung des Homer und mit einer griechischen des Virgil. Der Verlust seines talentvollen Bruders veranlaßte das Trotschreiben Senecas an den Höfling. Er schrieb die Abhandlung in dem Bewußtsein, daß Polybius sie dem Kaiser vorlesen werde; so hoffte er den Zorn des Claudius zu besänftigen, und die Schrift wurde ein Muster von gemeiner Schmeichelei gegen Fürsten und ihre einflussreichen Kammerdiener. Wenn man sie liest, muß man nicht vergessen, welche Menschen Claudius und Polybius waren.

O Schicksal, ruft der Schmeichler, wie hast du doch listig die verwundbare Stelle ausgefucht. Was solltest du einem solchen Manne nehmen? Geld? — Er hat es stets verachtet. — Das Leben? Sein Genie macht ihn unsterblich. Dafür sorgte er schon selbst, daß sein besseres Teil dauere, und daß er durch die Verfassung von herrlichen

rednerischen Werken sich der Sterblichkeit entziehe. So lange irgend die Literatur geehrt wird, so lange die lateinische Sprache ihre Kraft oder die griechische ihre Anmut behalten wird, wird er mit den größten Männern leben, deren Genie er sich gleichgestellt, oder wenn seine Bescheidenheit sich dagegen sträubt, doch genähert hat. — Unwürdiger Frevel! Polybius trauert, Polybius hat einen Kummer, und der Kaiser ist ihm gnädig! Das, unerbittliches Schicksal, hast du ohne Zweifel zeigen wollen, daß niemand vor dir geschützt werden könne, selbst nicht vom Kaiser! Aber was weint doch Polybius? hat er nicht seinen geliebten Kaiser, der ihm lieber ist als das Leben? Ist er unverfehrt, so sind die Deinigen im Wolfsein, dann hast du nichts verloren, dann müssen deine Augen nicht nur trocken, sondern von Freude glänzend sein. Im Kaiser hast du Alles, er ist dir statt Allem. — Auf diese deine Gottheit also mußt du deinen Blick richten, dann wird der Schmerz dein Gemüt nicht beschleichen. — —

Schicksal, halte deine Hand vom Kaiser zurück, und zeige deine Macht nur im Segen, indem du ihn der schon lange leidenden Menschheit ein Arzt sein lässest, damit er was die Furie seines Vorgängers zerstört hat, wieder ordne und einfüge. Dieser Stern, welcher der in den Abgrund gestürzten und ins Dunkel versunkenen Welt erglänzt ist, leuchte immerdar! Germanien möge er beruhigen, Britannien aufschließen und väterliche Triumpfe halten und neue, deren Zeuge zu sein auch mich die Gnade hoffen läßt, die unter seinen Tugenden die erste Stelle einnimmt. Denu nicht so warf er mich weg, daß er mich nicht aufrichten wollte: nein, nicht einmal gestürzt hat er mich, sondern da das Schicksal mir einen Stoß gab, hat er mich im Falle gehalten, und wie ich fallen wollte, hat er mit Götterhand sanft vermittelnd mich an einen Verwahrungsort gebracht. Für mich bat er beim Senate und hat mir nicht nur das Leben gegeben, sondern erbeten. Er wird schon zusehn, wie er meine Sache zu beurteilen habe; entweder wird seine Gerechtigkeit sie als gut erkennen, oder seine Gnade sie dazu machen. Immer wird seine Wohlthat dieselbe sein, mag er erkennen oder mag er wollen, daß ich unschuldig sei. Unterdeß ist es mir in meinem Elend ein großer Trost, zu sehen, wie sein Erbarmen die ganze Welt durchwandelt; und da er aus diesem Winkel, in welchem ich begraben bin, schon mehrere, die im Rume vieler Jahre hier versunken lagen, ans Licht zurückgeholt hat, so fürchte ich nicht, daß er mich allein übergehen werde. Er selbst aber kennt am besten die

Zeit, wo er einem Jeden helfen soll: ich will mit alle Mühe geben, daß er nicht erröthen darf, auch zu mir zu kommen. O Heil deiner Gnade, Cäsar, welche macht, daß unter dir Verbannte ruhiger leben, als vor Kurzem unter Cajus die Ersten des Volks. Nicht zittern sie, nicht erwarten sie stündlich das Schwert, nicht erbeben sie, wenn sie ein Schiff kommen sehen. Durch dich haben sie sowol ein Ziel des grausigen Geschicks als auch die Hoffnung einer besseren Zukunft und einer ruhigen Gegenwart. Du sollst es wissen, daß nur die Bannstralen ganz gerecht sind, welche auch diejenigen anbeten, die von ihnen getroffen sind.“

O Messeln, mehr Messeln, edle Corfen — era un birbone!

Der Trostbrief schließt mit diesen Worten: dies habe ich so gut ich konnte mit einem in langer Unthätigkeit schon matt und stumpf gewordenen Geiste geschrieben; scheint es dir nun entweder deinem Genie zu wenig entsprechend oder deinem Schmerze zu dürstige Arznei zu sein, so bedeuke, daß demjenigen nicht leicht das lateinische Wort zufließt, den das wirre und schwerfällige Kauderwälsch der Barbaren umlärm.

Die Schmeichelei fruchtete dem Jammermanne nichts, aber die am Hofe in Rom eingetretenen Verhältnisse rißen ihn aus dem Eril. Der Kopf des Polybius war gefallen, Messalina war hingerichtet worden. So stumpf war Claudius, daß er die Hinrichtung seines Weibes vergaß und einige Tage darauf beim Abendessen fragte, warum Messalina nicht zu Tische komme. So sind alle diese Greuel tragikomisch, und da kommt denn auch der treffliche Tröster, der corsische Bandit zurück. Agrippina, die neue Gemalin des Claudius, ließ ihn zurückrufen, um ihren elfjährigen Sohn Nero zu erziehen. Gibt es etwas Tragikomischeres als Seneca in der Gestalt eines Erziehers des Nero? Er kam, den Göttern dankend, daß sie ihm den Beruf auferlegt, einen Knaben zum Fürsten der Welt zu erziehen. Er dachte nun die Erde mit seinem Geiste zu erfüllen, indem er ihn dem jungen Nero eingab. Welch' ein Bemühen, ein tragisches und lächerliches zugleich! Er wollte eine junge Tigertape in stoischen Grundsätzen erziehn. Uebrigens fand Seneca an seinem hoffnungsvollen Zöglinge einen von Schulmethoden noch ganz unverfälschten Stoff vor; denn er war in göttlicher Unwissenheit ausgewachsen, und bis zu seinem zwölften Jahre hatte er den innigsten Umgang genossen mit einem Barbier, einem Kutscher und einem Seiltänzer. Aus

deren Händen übernahm Seneca den Knaben, welcher bestimmt war, über die Götter und die Menschen zu herrschen.

Da Seneca im ersten Jahre des Claudius nach Corsica verbannt gewesen war und in dessen achtem Regierungsjahre zurückkehrte, so konnte er sich „bleser Gottheit und dieses himmlischen Sterns“ noch mehr als fünf Jahre erfreuen. Eines Tages aber starb Claudius, weil ihm Agrippina in einem Kürbisse, der als Trinkgefäß diente, Gift gegeben hatte. Die berühmte Locusta hatte den Trank gemischt. Der Tod des Claudius gab Seneca die lang ersehnte Gelegenheit seiner Rache Lust zu machen. Schrecklich entgalt er ihm das Eril, er schrieb auf den Todten seine Satire die Apokolotyntosis, ein Pamphlet von erstaunlichem Wize und fast unglaublicher Frechheit, welches dem Lucian an Genialität völlig gleich kommt. Schon der Titel ist genial erfunden. Das neue Wort parodirt den Begriff der Apotheose oder Versetzung der Kaiser unter die Götter, und heißt die Versetzung unter die Kürbisse oder Verkürbissung des Claudius, weil er doch durch einen Kürbis vergiftet worden war. Man muß diese Satire lesen. Sie ist charakteristisch für die römische Zeit, in deren grenzenloser Despotie eines Menschen Junge dennoch solche Dinge sagen durfte, und wo ein eben gestorbener Kaiser von seinem Nachfolger, von seiner Familie, wie vom Volke öffentlich als Hanswurst verspottet werden durfte, unbeschadet des kaiserlichen Ansehns. Alles ist in dieser römischen Welt ironischer Zufall, tragikomisch und bizarr, Kartensafching.

Seneca redet in Maskenfreiheit und als römischer Pasquino und hebt also an: Was am 13. October unter dem Consulate des Asinius Marcellus und des Acllius Aviola in dem neuen Kaiserjahre, beim Beginne der Zeit des Heils im Himmel geschah, will ich dem Andenken überliefern. Hierbei soll weder meine Rache noch meine Dankbarkeit mitsprechen. Fragt mich Jemand, woher ich denn alles so genau wisse, so werde ich für's Erste nicht antworten, wenn mir's nicht beliebt. Wer darf mich zwingen? Weiß ich doch, daß ich ein freier Mensch geworden bin, seitdem jener abgefahren ist, welcher das Sprichwort wahr gemacht hat: man muß entweder als König oder als Narr geboren sein. Wenns mir beliebt zu antworten, so werde ich sagen, was mir in den Schnabel kommt. — Nun sagt Seneca höhrend, er habe, was er erzählen werde von dem Senator, welcher die Drusilla (die Schwester und Geliebte des Caligula) auf

der appischen Straße habe zum Himmel fahren sehen. (Für diese freche Aussage hatte Livius Geminus vom Caligula wirklich 250000 Denare Belohnung erhalten.) Derselbe Senator habe nun auch alles gesehen, was dem Claudius bei seiner Himmelauffahrt passiert sei.

Man wird mich besser verstehen, fährt Seneca fort, wenn ich sage, es war der 13. October. Die Stunde kann ich dir nicht genau sagen. Denn leichter stimmen die Philosophen als die Uhren überein. Doch war's zwischen der sechsten und siebenten Stunde. — Claudius schnappte eben nach Luft und konnte keine finden. Da nahm Mercur, der sich an des Mannes Genie stets ergötzt hatte, eine der drei Parzen bei Seite und sagte: Grausames Weib, was läßt du doch den armen Menschen sich so lange quälen, da er's nicht verdient hat. Es sind nun 64 Jahre, daß er immer nach Luft schnappt. Was zürnest du ihm also? Laß doch endlich die Mathematiker Recht bekommen, die ihn seitdem er Herrscher wurde, jedes Jahr, jeden Monat sterben lassen. Und doch ist's kein Wunder, wenn sie irren. Seine Stunde kennt Niemand; denn kein Mensch hat ihn jemals als einen Gebornen betrachtet. Thue deine Schuldigkeit,

Laß sterben ihn; ein Besserer sei nun Herrscher statt ihm.

Hierauf schneidet die Parze des Claudius Faden entzwei, aber Lachesis spinnt einen andern hellglänzenden, den Lebensfaden des Nero. Dazu spielt Phöbus auf der Leier, und es schmeichelt Seneca seinem Jöglinge, seiner neuen Sonne schöne, nichtswürdige Verse zu:

Phöbus spricht es nun aus; die Tage des sterblichen Lebens
Soll er überschreiten, mir ähnlich an Antlitz und Schönheit,
Schlechter an Stimm' und Gesang nicht; glückliche Zeiten er bringet
Ueber die milden Menschen, brechend das Schweigen des Rechtes.
Gleich wie Lucifer scheucht die flüchtigen Schaaren der Sterne,
Oder wie Hesperus aufsteigt, lehren zurücke sie wieder,
Wie wenn rosig der finsternißlösende Morgen den Tag nun
Bringet empor und die Sonne stralend den Erdbreis beschauet
Und aus den Schranken entführt den schimmernden Wagen der Frühe,
Also tritt der Cäsar hervor, Rom schauet ihn also,
Nero des stralendes Antlitz glänzt von sanfterem Schimmer,
Und den schönen Nacken umfließt das wallende Haupthaar.

„Claudius indes pumpte die Luftblase seiner Seele heraus und hörte demnach auf als ein Phantasma sichtbar zu sein. Er hauchte aber

aus während er die Komödianten anhörte, so daß du weißt, wie ich diese nicht ohne Grund fürchte.“ Sein letztes Wort aber war: *vae me, puto concacavi me.*

Claudius also ist todt. Nun wird dem Jupiter gemeldet, es sei ein Mann von guter Figur, schon ziemlich grau, angekommen; er drohe man weiß nicht was; beständig schüttle er mit dem Kopfe und schleppe das rechte Bein. Man könne seine Sprache nicht verstehen, er sei weder Grieche noch Römer noch von irgend einer bekannten Race. Jupiter befiehlt nun dem Hercules, der durch die ganze Welt vagabundirt sei, nachzusehn, was für eine Menschenart denn das wäre. Als Hercules, der doch die Ungeheuer nicht fürchtete, die beispiellose Gestalt wie von einem Seemonstrum, dumpf und niedergedrückt, erblickte, meinte er, es sei ihm eine dreizehnte Arbeit angekommen. Wie er aber genauer hinsah kam es ihm doch vor, als sei es so Etwas wie ein Mensch. Er fragte also auf griechisch und aus dem Homer:

Sprich! woher der Männer, aus welcher Stadt du?

Claudius war darob höchlich erfreut, daß es im Himmel Philologen gäbe und hoffte er könne da seine Geschichtsbücher anbringen. Er hatte nämlich 20 Bücher Tyrthenischer und acht Bücher Carthagischer Geschichte griechisch geschrieben. Er antwortet sogleich ebenfalls homerisch und albern mit folgendem Verse:

Her von Ilien brachte der Wind mich zu den Kikonen.

Das Fieber, welches allein von allen römischen Göttern den Claudius in den Himmel begleitet hatte, straft ihn Lügen und nennt ihn einen Stockgallier. „Deshalb hat er auch, was er als Gallier nicht lassen konnte, sich Rom bemächtigt.“ (Indem ich diesen Satz des alten Römers hier in Rom niederschreibe und gerade französische Trompeten höre, wird mir seine Richtigkeit recht deutlich.) Claudius gibt sofort den Befehl, man solle dem Fieber den Hals abschneiden. Er gewinnt indes den Hercules, der ihn in den Göttersaal hineinbringt. Aber der Gott Janus trägt darauf an, daß keiner von denen die „des Ackerlauds Früchte genießen“ fortan vergöttert werden solle, und Augustus liest ein schriftliches Gutachten vor, wonach Claudius binnen drei Tagen den Olymp räumen solle. Die Götter treten der Sentenz bei, und Mercur schleppt hierauf den Kaiser in die Unterwelt.

Auf der Via Sacra kommt ihnen gerade der Leichenzug des

Claudius entgegen, welcher so beschrieben wird: Und es war ein prächtiger Leichenzug von so ungeheurem Aufwand, daß man wol sah, ein Gott werde begraben. Da waren Flötenspieler, Hornbläser, Erzschläger jeder Art in solcher Menge und ein solches Zusammenströmen, daß es auch Claudius hören konnte. Alle waren lustig und vergnügt, das römische Volk spazierte umher als wäre es ein freies Volk gewesen. Agathon nur und einige Advocaten weinten und recht von Herzen. Die Rechtsgelehrten traten aus der Finsterniß hervor, bleich, hager, kaum noch bei Lust, gleich als ob sie eben wieder auflebten. Als Einer von diesen die Advocaten sah, wie sie die Köpfe zusammensteckten und ihr Mißgeschick beklagten, kam er herbei und rief: Ich sagte es euch, die Saturnalien werden nicht ewig dauern. Als Claudius sein Begräbniß sah, fiel es ihm ein, daß er todt sei. Denn mit großem Wortschwall sang man die anapästische Ränie:

Strömet ihr Tränen,
Klagen ertönet
Gehenschelter Trauer,
Pafset von Wehruf
Schallen das Forum.
Er ist gefallen
Der Herrlichste Aller,
Welchem kein Mann je
An Tapferkeit gleich war
Auf weitester Welt.
Zählings im Lauf wol
Behendeste hat er
Weit überholet,
Hat den Parterrebell
Zu besiegen vermocht,
Zu treffen den Perser
Mit flücht'gem Geschoß,
Zu spannen den Bogen
Stoßarmig vermocht.
Hinnennendem Feind
Streifende Wund' er schlug,
Fliehenden Meders
Bemaleten Schild
Sicher er traf.
Ueber des Meeres

Letztem Geſtade
 Die Britannier erzvana,
 Und dem Briganten
 Mit bläulichem Schild
 Beugt' er den Nacken
 In Romulus' Joch.
 Ob der neuen Gewalt
 Römer-Victorenbells
 Pieß zittern er ſelbſt
 Okeanos Flut.

Weint, weint um den Mann,
 Welcher ſo raſch wie
 Nimmer ein Andre
 Rechtsfälle entſchied,
 Hört' er nur eine,
 Hört er auch keine Partei.
 Wer wird als Richter nun
 Jahr lang ſitzen zu Stul?
 Dir läßt den Stul ſchon
 Welcher den ſchweigenden
 Schatten das Recht gibt
 Der cretiſche König,
 Hundert Städten ein Fürſt.
 Mit wehvoller Hand
 Schlagt an die Bruſt nun,
 Feiles Geſchlecht ihr,
 Rechtes Verdreher.
 Grünſchnäblige Dichter
 Rufet nur Weh!
 All' ihr zumal
 Die reichſten Gewinn
 Erbechert ihr habt
 Mit becherndem Schwung.

Wie Claudius endlich in die Unterwelt kommt, eilt ihm ein Sängerkhor entgegen und ruft: Er iſt gefunden, Freude! Freude! So riefen nämlich die Aegypter, wenn ſie den Ochſen Apis fanden. Es kamen alle, die er hatte würgen laſſen, darunter auch Polybius und ſeine übrigen Freigelassenen. Nun unterſucht Aeacus des Claudius Thaten und findet, daß er dreißig Senatoren, dreihundert und fünfzehn Ritter,

und Bürger so viel als Sand am Meer habe morden lassen. Er fällt demnach den Spruch, Claudius solle in alle Ewigkeit aus einem durchlöcherten Becher würfeln. Da erscheint plötzlich Caligula und reclamirt ihn als seinen Sklaven. Er bringt Zeugen, daß er dem Claudius, seinem Onkel, im Leben oftmals Kutenshiebe, Ohrfeigen und Peitschenschläge gegeben habe, und da dies niemand bestreiten konnte, so wird Claudius dem Caligula zugesprochen. Caligula schenkte ihn seinem Freigelassenen Menander, und diesem muß er nun in Rechtsfachen behilflich sein.

Das ist denn die merkwürdige Verküßigung des Claudius. Seneca, welcher dem Lebendigen niederträchtig schmeichelte, war auch niedrig genug den Toten mit Kot zu bewerfen. Ein edler Mann rächt sich nicht an der Leiche des Feindes, auch wenn er ein lächerliches Scheusal war. Die Art des Feigen ist, sie zu beschimpfen. Die Apokalypse ist der treueste Spiegel der in Gemeinheit versunkenen römischen Kaiserwelt.

Siebentes Kapitel.

Seneca eroe.

Alto morire ogni misfatto amenda.

Alfieri.

Der Nasquino Seneca verwandelt sich nun augenblicks wieder in den edlen Moralisten. Er schreibt seine Abhandlung „von der Gnade an den Kaiser Nero“ — ein lächerlicher Widerspruch Nero und die Gnade. Doch weiß man, daß der junge Kaiser, wie alle seine Vorgänger, die ersten Jahre ohne Grausamkeit regierte. Die Schrift Senecas ist wieder herrlich, weise und voll Adel der Gefinnungen.

Nero überschüttete seinen Lehrer mit Reichtümern, und der Verfasser des Tractates über die Armut besaß ein fürstliches Vermögen, Gärten, Acker, Paläste, Villen vor dem nomentanischen Tore, in Bajä, im Albaner Gebirge, über sechs Millionen an Wert. Er hatte Zins- und Wuchergeschäfte in Italien, wie in den Provinzen, scharrete gelzig Geld zu Geld, und kroch hündisch vor der Agrippina und ihrem Sohne, bis das Blatt umschlug.

Nach vier Jahren hatte sich Nero von allen Banden entfesselt. Den Mutttermord hatte der furchtsame Seneca nicht verhindert. Der edle Tacitus weist auf ihn mit Tadel. Endlich wurde der Philosoph dem Nero unbequem. Schon hatte dieser seinen Präfecten Burrhus umgebracht, und Seneca hatte sich beeilt dem Wütenden alle seine Reichthümer zur Verfügung zu stellen; er lebte nun ganz zurückgezogen. Aber seine Feinde beschuldigten ihn der Mitwisserschaft um die Verschwörung des Calpurnius Piso, und auch sein Neffe der bekannte Dichter Lucanus wurde darein und nicht grundlos verwickelt. Es ist unglaublich wie sich Lucanus hierbei benahm. Er gestand kleinmütig, ließ sich zu den entehrendsten Bitten herab, und indem er sich hinter das erlauchte Beispiel des neronischen Mutttermords flüchtete gab er seine unschuldige Mutter als Teilnehmerin der Verschwörung an. Da diese Scheußlichkeit ihn nicht rettete und er zum freiwilligen Tode verdammt worden war, ging er nach Hause, schrieb an seinen Vater Annaeus Mela Seneca Einiges über gewisse Verbesserungen an seinem Gedichte, speiste köstlich und schnitt sich mit der größten Seelenruhe die Adern auf. Dies ist römischer Widerspruch.

Ganz edel, groß und würdevoll steht der schwache Seneca in seinem Tode da, fast in socratischer Heiterkeit und catonischer Ruhe. Er wählte die Verblutung als Todesart und willigte auch darein, daß sein heroisches Weib Paulina in gleicher Art starb. Vier Meilen von Rom befanden sich beide, auf ihrem Landgute unter Freunden und Dienern. Nero schickte in Unruhe ab und zu seinen Tribunen nach der Villa, zu sehen, wie es dort stünde. Eilend brachte man ihm die Nachricht, daß auch Paulina verblute. Auf der Stelle schickte Nero den Befehl, ihren Tod zu hindern. Die Sklaven verbanden der Frau die Adern, stillen den Blutstrom, und Paulina wird gerettet, wider ihren Willen. Sie lebte noch einige Jahre. Dem greisen Seneca unterdeß entströmte das Blut nur spärlich und quälend langsam. Er bat Statius Annaeus um Gift, nahm es, doch ohne Erfolg; dann ließ er sich in ein warmes Bad bringen. Die umstehenden Sklaven besprenge er mit dem Wasser und sagte dabei: „Zeus dem Befreier spende ich dies“. Da er auch hier nicht sterben konnte, ließ er sich aus dem warmen Bade in ein heißes Dampfbad tragen und so erstickte er in der Badewanne. Seneca war acht und sechsßig Jahre alt geworden.

Wer mag nun weiter mit diesem Weisen rechten, der doch ein

Mensch seiner niedrigen Zeit war, und in dessen Natur sich ein göttliches Talent, Liebe zur Wahrheit und zur Weisheit mit den gemeinsten Schwächen vereinigte. Seine Schriften haben auf das ganze Mittelalter einen großen Einfluß ausgeübt und manchen Geist zum Edlen gestimmt und von Leidenschaften gereinigt. Scheiden wir also versöhnt, Seneca.

Epikoloqyntosis an Seneca.

Nun, carrarischer Freund, du ganz unmarmornen Herzens,
 Lange die Zucca hervor, corsisches Kürbissegefaß,
 Welche wir füllten mit goldnem Funtelweine von Pino;
 Daß wir spenden dem Geist Senecas süßnenden Trank.
 Seneca, langausduldender Weiser, welcher zuvor einst
 Auf des corsischen Meers waldig umwildertem Fels
 Inselnder Mann mir Inselndem mühsaldauernd voranging,
 Seneca, der du mich fern in der liconischen Stadt
 Conisberga benannet — immer erglänzt dort Athenes
 Friedlich Ehrengeschenk stoischen Denkern um's Haupt,
 Aber Apollons dustiger Zweig vertrauet im Reife —
 Der in barbarischer Stadt bilsam mich römisch gelabt;
 Hör' mich hier auf schauerndem Turm, der iden Behausung,
 Sei mir gastlich gesinnt, nimmer versag' es dem Freund;
 Weil's doch dem Lebenden frommt, wenn drunten in Aides Reiche
 Schützend ein sorgender Geist dunkle Gewalten ihm hemmt.
 Sie nun erwecke mir wol fürsprechend deine Genossen,
 Roms Heroen zumal, daß sie den Wanderer gern
 Regen auf Latiums Flur, wenn unter der schweigenden Roma
 Lehrenden Grazien er weilt, sinuend versunkener Zeit.
 Manches weiht' ich Geistern von Rom ja, hab' es eropfert,
 Daß mir ambrosisch das Haupt tuscische Rebe umlenzt,
 Und ins Herz Entzückung mir singt Egerias Nymphe,
 Bildend dem strebenden Mut voller die Schaffensgewalt.
 Seid voreilende Schatten, mir Laren über dem Meere
 In des marmernen Roms götterumhengerder Welt!
 Wie ist die Zucca spendeneutleert! doch lieblich erfüllt sich
 Von dem bacchischen Hauch selig beschwingt mein Gemüt.
 Hier vom frischesten Triebe die Epheuranke mir brech' ich,
 Wind' um die Stirn sie mir lind, wandre nun fröhlich hinab,
 Weil ich in ahnender Seele vernahm, daß gönnend die Parzen
 Purpurne Jahre mir dort spinnen im ewigen Rom.

Achtes Kapitel.

Gedanken einer Braut.

Und bald steht die Vermählung bevor, wo Schönes zu selber
Anseh'n muß, und reichen den Jünglingen, wenn man dich heimführt:
Denn aus solchem ja geht ein Gerücht aus unter die Menschen,
Das uns ehrt: auch den Vater erfreut's und die liebende Mutter.

Ddylfoc.

Jedes Thal oder Nieve des Cap Corso hat seine Marina, seinen Hafenort, und kaum gibt es etwas Einsameres als diese Dertchen auf dem stillen Ufer. Es war schwüler Mittag, als ich an den Strand von Luri kam, die Zeit wo Pan zu schlafen pflegt. Die Leute in dem Häuschen, wo ich die Barke erwarten wollte, saßen alle wie im Schlafe. Ein liebliches Mädchen aber saß am offenen Fenster und nähte im Traume an einem Fazoletto mit geheimnißvollem Lächeln und allerlei stillen, verbäumten Gedanken. Sie sticte etwas in das Tuch; ich merkte, es war das ein kleines Gedicht, welches ihr seliges Herz auf ihre nahe Hochzeit machte. Durchs Fenster lachte hinter ihrem Rücken das blaue Meer, welches um die Geschichte wußte, weil das Schiffermädchen ihm alles gestanden hatte. Das Mädchen hatte ein meergrünes Kleid an, eine geklümte Weste, und das Mandile zierlich ums Haar geschlungen; das Mandile aber war schneeweiß mit feinen roten Streifen, je dreien übereinander. Auch mir gestand Maria Benvenuta ihr öffentliches Geheimniß und wußte allerlei Geplauder von Wind und Wellen und von der schönen Musica beim Hochzeitstreigen drüben im Thal von Luri. Nach einigen Monaten wird das Hochzeitfest sein, und kein schöneres wird je gefeiert sein auf ganz Corsica.

An dem Morgen, da Benvenuta ihr mütterliches Haus verlassen soll, wird am Eingange des Strandörtchens eine reizende Trovata stehn, ein grüner Triumpfbogen mit bunten Bändern. Die Freunde, die Nachbarn, die Sippen werden auf der Piazzetta geschaart sein zum Corteo, zum Brautgeleite. Da tritt ein Jüngling vor die geschmückte Braut und klagt, daß sie den Ort verlassen wolle, wo sie als Kind in guter Hut aufgewachsen sei, und wo es ihr nie an Corallen, an Blumen und an Freunden gefehlt habe. Weil sie aber nun fortziehen wolle, so wünsche er ihr im Namen ihrer Freunde ein herzlich Glück und gebe ihr das Lebewol. Maria Benvenuta aber bricht in Tränen

aus, und sie reicht dem Jünglinge ein Geschenk zum Andenken für die Commune. Ein geschmücktes Pferdchen wird vor das Haus geführt, darauf setzt sich die Braut und wol bewaffnete Jünglinge reiten neben ihr, mit Blumen und Bändern bekränzt, und der Corteo zieht hinweg durch die Ehrenpforte. Ein Jüngling aber trägt den Freno, das Symbol der Fruchtbarkeit, einen Spinnrocken welcher oben mit vielen Spindeln umgeben und mit bunten Bändern geschmückt ist. Als Banner weht darauf ein Tüchlein. Diesen Freno in der Hand geht der Freniere stolz und freudig dem Zuge voran.

Das Geleite nähert sich Campo, wo der Bräutigam wohnt, in dessen Haus nun die Braut geführt werden soll. Auch am Eingange von Campo steht eine herrliche Trovata. Da kommt nun ein Jüngling hervor, hoch in der Hand einen behänderten Delzweig haltend; mit schönen Sprüchen übergibt er ihn der Braut. Vom Corteo der Braut aber sprengen in rasender Hast zwei Jünglinge gegen das Bräutigamshaus, den Vanto zu erreichen und zu erjagen; das heißt die Ehre der Erste zu sein, welcher der Braut die Schlüssel von des Bräutigams Hause bringt. Das Sinnbild der Schlüssel ist eine Blume. Der schnellste Reiter hat sie gewonnen, und jubelnd hält er sie in der Hand und sprengt zur Braut zurück, ihr das Symbol zu übergeben. Der Zug zieht nun nach dem Hause. Auf allen Balconen stehn Frauen und Mädchen und streuen auf die Braut Blumen, Reis und Weizenkörner und werfen Früchte der Jahreszeit unter die Ziehenden mit Freudenrufen und Segenswünschen. Das nennt man *Le Grazie*. Nimmer aber hört das Schießen mit den Flinten auf, das Schallen der Mandolinen und das Spiel der Cornamusa der Sackpfeife. Das ist ein Jubiliren in Campo, ein Knallen, Jauchzen, Klimpfern und Geigen, und wie toll schwirrt's in den Lüften von Frühlingschwalben, Lerchenliedern, fliegenden Blumen, Weizenkörnern, Sonnenstäubchen, und das alles um diese kleine Maria Benvenuta, die hier am Fenster diese ganze Geschichte in das *Fajoletto* sichts.

Nun kommt auch der alte Schwiegervater aus dem Hause und spricht also ernst zu dem fremden Corteo: Wer seid ihr, Männer in Waffen? Freunde oder Feinde? seid ihr Begleiter einer *donna gentile*, oder habt ihr sie geraubt, obwol ihr mir dem Aussehen nach edle und tapfere Männer zu sein scheint.

Wir sind, spricht der Brautführer, Gastfreunde und geleiten

diese schöne und herrliche Jungfrau, das Pfand unserer neuen Freundschaft. Wir pflückten die schönste Blume am Strande von Luri, um sie Campo zum Geschenke zu bringen.

Seid denn willkommen, Gastfreunde, und tretet in mein Haus und laßt euch am Feste. Also ruft wieder der Alte, hebt die Jungfrau vom Pferdchen, umarmt sie und führt sie in das Haus. Dort schließt sie der glückliche Bräutigam in seine Arme, und das geschieht mit eitel Jubiliren auf der sechszehnsaitigen Cetera und beim Schall der Cornamusa.

Dann geht's in die Kirche, wo die Kerzen schon funkeln, und Mirten reichlich gestreut sind. Und wenn das Paar zusammengegeben ist und wieder in das Hochzeitshaus tritt, so stehn da im Festzimmer zwei Stühle. Auf die zwei Wunderstühle setzen sich die jungen Glücklichen, und nun kommt eine schalkhaft lächelnde Frau, die ein bebändertes Wickelkindchen im Arme hält. Das Wickelkindchen aber legt sie der Braut in den Arm. Die kleine Maria Benvenuta erröthet keineswegs, sondern nimmt das Kindchen und herzt es nach Herzenslust. Dann setzt sie ihm ein kleines phrygisches Mützchen auf, das ist mit bunten Bändern reizend ausgefittert. Wie dieß geschehen ist, umarmen die Sippen das Paar, und ein jeder spricht den guten alten Spruch:

Dio vi dia buona fortuna,
Tre di maschi e femmin' una,

das heißt: Gott gebe euch gutes Glück, drei Söhne und eine Tochter. Nun teilt die Braut kleine Geschenke an ihres Mannes Verwandte aus, der nächste Verwandte erhält eine kleine Münze. Darauf folgt der Schmaus und der Ballo, da wird man tanzen die Cerca, die Marsiliana und die Tarantella.

Ob sie weiter die ältern Gebräuche thun werden, wie sie die Chronik erzählt, das weiß ich nicht. Denn ehemals war es Sitte, daß ein junger Verwandter der Braut in die Brautkammer voranging. Der sprang einigemal über das Brautbette und wälzte sich mehre Male darüber, dann ließ er die Braut sich auf das Lager setzen und löste ihr die Bänder an den Schuhen, mit demselben Anstande wie Anchises der auf dem Lager sitzenden Venus die Sandalen löst, wie man's auf alten Bildern sehen kann. Die Braut bewegte nun zierlich das Füßchen und ließ die Schuhe zur Erde

gleiten, dem bandauslösenden Jünglinge aber gab sie ein Geldgeschenk. Kurz und gut, es wird am Hochzeitstage der Benvenuta lustig zugehen, und noch nach vielen Jahren wird man davon in dem Tale von Campo reden.

Das alles besprachen und beplauderten wir ernstlich in dem kleinen Schifferstübchen von Luri, und ich weiß auch das Schummerliebchen, mit dem Maria Benvenuta ihren kleinen Sproßling in ihren Armen einwiegen wird.

Hanna.

Corthisches Wiegenlied von jenseits der Berge.

Ninninã, mein herziges Goldchen,
Ninninã, mein einziges Gut,
Bist mein kleines tanzendes Schiffchen,
Das da tanzt auf blauer Flut;
Das vor Wellen sich nicht fürchtet,
Nicht vor Winden auf der See.

Schlaf ein Weilchen, schlaf mein Goldchen,
Mach' dir ninni nani.

Schiffchen schwer von Perlen, mein Goldchen,
Seide führst du, Tüchlein an Bord,
Und die Segel sind von Brocate,
Kommen aus indianischem Port;
Und die Ruder sind von Golde,
Kostbar ist die Arbeit dran.

Schlaf ein Weilchen, schlaf mein Goldchen,
Mach' dir ninni nani.

Goldchen, als du warest geboren,
In die Taufe trug man dich dann;
Und die Sonne war die Frau Pathe,
Und der Mond Gevattermann;
Und die Sternlein in dem Himmel
Wiegen sich in goldner Wieg'.

Schlaf ein Weilchen, schlaf mein Goldchen,
Mach' dir ninni nani.

Heiter ward der Himmel, mein Goldchen,
Blau im Glanze hat er gelacht,

Ja auch selbst die sieben Planeten
 Haben dir Spenden gebracht.
 Alle Hirten auf den Bergen
 Hielten durch acht Tage ein Fest.
 Schlaf ein Weilchen, schlaf mein Holdchen,
 Mach' dir ninni nani.

Nichts als Eitern hörte man, Holdchen,
 Nichts als Tänze sah man zumal
 In dem Tale von Euscioni,
 Weit und breit allüberall.
 Voccanera und Falconi
 Besten froh nach ihrer Art.
 Schlaf ein Weilchen, schlaf mein Holdchen,
 Mach' dir ninni nani.

Bist du größer worden, mein Holdchen,
 Wirst du wandeln über die Au,
 Alle Kräuter werden dann blühen,
 Klares Del wird sein der Tau.
 Feiner Balsam wird dann werden
 Alles Wasser in der See.
 Schlaf ein Weilchen, schlaf mein Holdchen,
 Mach' dir ninni nani.

Alle Berge werden, mein Holdchen,
 Sich mit Schäfchen decken schneeweiß,
 Und dann laufen dir nach die Hirschlein
 Und das Gemselein und die Geiß.
 Doch der Habicht und die Füchse
 Laufen fort aus diesem Tal.
 Schlaf ein Weilchen, schlaf mein Holdchen,
 Mach' dir ninni nani.

Du mein Holdchen bist mein Primel,
 Du mein Liebchen mein Taufensdönn,
 Das man sieht im Tale Bavella,
 Im Tale Euscioni stehn.
 Bist vom Klee mein wärrzig Blättchen,
 Das die Böckchen weiden gehn.
 Schlaf ein Weilchen, schlaf mein Holdchen,
 Mach' dir ninni nani.

Sollte nun das Kindchen von der Phantasie dieses Liebes zu sehr aufgereggt worden sein, so wird ihm seine Mutter noch dieses kleine Nanna singen, worauf es sofort einschlafen wird.

Ninni ninni, ninni nanna,
Ninni ninni, ninni nolu,
Allegrezza di la mamma,
Addormèntati, o figliuolo.

Neuntes Kapitel.

Eine gespenstige Wasserfahrt.

Mittlerweile wurde es am Ufer laut. Die Schiffer waren angekommen, und so nahm ich Abschied von der zierlichen Benvenuta, wünschte ihr allerlei gute Dinge und stieg in die Barke, welche nach Bastia segelte. Wir fuhren immer längs der Küste und unmittelbar am Ufer. Das Schiffchen landete in Porticcioli, einem kleinen Hafen mit einer Dogana, um seine vier Passagiere registriren zu lassen. Auch hier ankerten einige Segelboote. Die reifen Feigen auf den Bäumen und die schönen Trauben in den Gärten wurden uns begehrt. Man brachte uns einen halben Weinberg der köstlichsten Muscatellertrauben und Feigen von dem süßesten Wohlgeschmacke für ein paar Soldi.

Abends weiter fahrend hatte ich rechte Freude an dem mond-
beglänzten Meere und an den seltsamen Uferformen. Viele Türme sah ich auf den Felsen, hie und da eine Ruine, Kirche oder Kloster. Wir segelten an der alten Kirche der heiligen Catharina von Sicco vorbei, welche hoch und prächtig am Ufer steht. Das Wetter wollte sich aber verwüsten, wie man in der italienischen Sprache sagt, und es drohte ein Sturm. Der alte Steuermann nahm im Angesichte der heiligen Catharina sein Baretto ab und betete laut: heilige Mutter Gottes Maria, wir fahren nach Bastia, gib daß wir glücklich in den Hafen kommen. Die Schiffer alle nahmen die Barretti ab und schlugen andächtig ein Kreuz. Der Mondschein auf dem Meere, welcher aus schwarzen Wetterwolken hervorbrach, die Furcht vor einem Sturme,

das grauensvoll beleuchtete Ufer, endlich die heilige Catharina brachten über die ganze Barke plötzlich eine jener unwiderstehlichen Stimmungen, die sich in Gespenstergeschichten Luft machen. Es begannen die Schiffer allerlei Herereien zu erzählen. Nun wollte einer der Passagiere in des Fremden Augen seine Landsleute nicht gar alle für abergläubisch gelten lassen und juckte als Freigeist beständig die Achseln, ärgerlich daß ich solche Dinge hörte; ein anderer Passagier aber bekräftigte seine und der Schiffer Meinung beständig mit dem Schlusse: ich habe die Heren nicht mit Augen gesehn, aber Teufelskünste müssen sein. Ich selber behauptete, daß ich an die Stregen und Heren zuversichtlich glaube und daß ich auch die Ehre gehabt hätte, einige von der besten Art kennen zu lernen. Der Anhänger der Teufelskünste, ein Bewohner von Luri hatte mich übrigens einen tiefen Blick in seine geheimnißvollen Studien thun lassen, da er bei Gelegenheit eines Gesprächs über London sehr naiv die Frage hinwarf, ob London französisch sei. Es schien mir deshalb vortrefflich geeignet, das Feuer in dieser Herenlüche lebhaft zu unterhalten.

Die Corsen nennen die Here strega. Sie saugt besonders als Vampyr den Kindern das Blut aus. Ein Schiffer beschrieb ihr Aussehen, da er sie in seines Vaters Hause einmal ertappt hatte, pechschwarz nämlich ist sie auf der Brust und kann sich aus einer Kage in eine Jungfrau, aus einer Jungfrau in ein Kage verwandeln. Diese Stregen machen namentlich den Kindern Weh, thun ihnen das böse Gesicht an und allerlei Iattura. Sie können auch Waffen verheren, daß sie versagen. In diesem Falle muß man am Flintenbügel ein Kreuz machen, wie überhaupt das Kreuz die beste Wehr gegen alle Zauberei ist. Gut ist es immer, Reliquien und Amulette zu tragen. Einige sichern gegen das Blei und den Biß der giftigen Spinne malmignatto. Unter diesen Amuletten hatte man ehemals in Corsica auch einen Reifstein, wie er auch in Nordlandsfagen häufig vorkommt. Man fand ihn allein am Turme des Seneca, er war vierkantig und eisenhaltig. Wer sich einen solchen Stein über das Knie band, that eine leichte und glückliche Reise.

Viele Gebräuche der Heiden haben sich in Corsica verloren, manche sich noch erhalten und besonders in dem Hirtenlande Niolo. Da ist hauptsächlich die Weissagung aus den Knochen merkwürdig. Der Wahrsager nimmt das Schulterblatt (scapula) einer Geiß oder eines Schafes, macht es spiegelblank und liest daraus die Geschicke

der betreffenden Person. Es muß aber das linke Schulterblatt sein, weil nach dem alten Spruche *la destra spalla scalla* das rechte trügerisch ist. Von vielen berühmten Corsen wird erzählt, daß Wahrsager ihnen ihr Loos prophezeit haben. Man sagt, daß als Sampiero am Abend vor seinem Tode mit seinen Begleitern bei Tische saß, eine Gule auf dem Hause die ganze Nacht geschrien habe; da habe auch ein Wahrsager die *Scapula* gelesen und zum Entsetzen aller Sampieros Tod darin gefunden.

Auch Napoleons Schicksal wurde aus einer *spalla* prophezeit. Es war ein alter Hirte von Ghidazzo, berühmt im Lesen der Schulterblätter; der besah eines Tages, da Napoleon noch klein war, die *Scapula* und fand darauf deutlich abgebildet einen Baum, der mit vielen Zweigen hoch in den Himmel griff, aber nur kleine und wenige Wurzeln hatte. Daraus erkannte der Hirte, daß ein Corse Herrscher der Welt werden würde, aber nur für kurze Zeit. Diese Prophezeiung ist in Corsica populär; sie hat eine merkwürdige Verwandtschaft mit dem Traume der Mandane von jenem Baume, welcher den Cyrus bedeutet.

Viele abergläubische Vorstellungen der Corsen von einer sehr dichterischen Phantasie beziehen sich auf den Tod, den wahren Genius der corsischen Volkspoesie, weil der Tod auf diesem Eilaube der Blutrache so recht eigentlich sein mythisches Haus hat. Die Insel des Todes möchte ich Corsica nennen, wie andere Inseln die des Apollo, der Venus, des Jupiter waren. — Wenn Jemand sterben soll, so kündigt oft ein bleicher Lichtschein am Hause seinen Tod an. Die Gule schreit die ganze Nacht, der Hund heult, und manchmal läßt sich eine kleine Trommel hören, welche ein Geist schlägt. Soll Jemand sterben, so kommen oft die Todten Nachts an sein Haus und kündigen es an. Sie sind nämlich ganz so gekleidet wie die Todtenbrüderschaft, in langen weißen Kapuzmänteln, mit den spitzen Kappen, welche die gespenstigen Augenlöcher haben. Dann thun sie alle Geberden der Todtenbrüder, welche sich um die Bahre stellen, sie aufheben, sie tragen, ihr vorausgehen. Und so treiben die Geister den Spuck vor dem Hause, bis der Hahn kräht. Ruft der Hahn, so schlüpfen sie fort, die einen huschen auf den Kirchhof, die andern huschen in die Kirche in ihre Gräber.

Die Todten lieben die Gemeinschaft. Wenn du Nachts auf den Kirchhof gehst, so kannst du sie hervorkommen sehen. Dann schlage

schnell ein Kreuz über dem Flintenbügel, daß der Geisterschuß los geht. Denn ein voller Schuß hat Gewalt über die Gespenster, und schießt du unter sie, so zerstreuen sie sich, und erst nach zehn Jahren können sie sich nach einem solchen Schusse wieder vereinigen.

Bisweilen kommen die Todten an das Bette des Ueberbliebenen und stellen sich vor ihn hin und sagen zu ihm: Nun klage nicht mehr und höre auf mit deinem Weinen, weil ich doch die Gewißheit habe, einst selig zu sein.

In schweigender Nacht, wenn du auf deinem Bette sitzt und das traurige Herz dich nicht schlafen läßt, rufen oft die Todten deinen Namen: o Mari! — — o Josè! — — Bei Leibe, antworte nicht, rufen sie auch noch so kläglich, und will dir gleich das Herz zerbrechen. Antworte nicht! wenn du antwortest, so mußt du sterben. —

„Andate! Andate! der Sturm kommt! seht die Tromba dort, wie sie Elba vorbei treibt!“ Und mächtig zog das schwarze Meer-
gespenst über See, ein grauſig schöner Anblick; der Mond war erloschen, und Ufer und Meer lag in einem ſalben Wetterscheine. Gott Lob! da ſind wir am Turme von Baſtia. Die heilige Mutter Gottes hatte uns doch geholfen, und wie wir aus der Barke geſtiegen waren, begann das Wetter drein zu ſchlagen. Wir aber waren im Port.

Drittes Buch.

Erstes Kapitel.

Bescovato und die corsischen Geschichtschreiber.

Einige Meilen südwärts von Bastia liegt auf den Höhen der Ostküste der in der corsischen Geschichte vielberühmte Ort Bescovato. Wenn man an der Straße zum Turme Buttafuoco gelangt ist, so wandert man aufwärts in die Berge, durch die herrlichste Castanienwaldung, welche alle Hügel rings bedeckt. Das ganze schöne Ländchen heißt die Casinca und die Gegend um Bescovato ganz im besondern die Castagniccia oder das Castanienland.

Ich war gespannt darauf, dieses corsische Paradies zu sehen, in welchem der Graf Matteo Buttafuoco Rousseau einst ein Asyl angeboten hatte; ich vermutete einen Ort zu finden, wie ich deren in den Bergen genug gesehen hatte. Daher war ich überrascht, als ich Bescovato vor mir sah, in den grünen Bergen verloren unter den prächtigsten Castanienhainen, umkränzt von Orangen, Weinreben und Fruchtbäumen jeder Art, von einem Bergwasser durchrauscht, originell corsisch gebaut doch nicht ohne einige zierliche Architectur. Da gestand ich mir, daß unter allen Asilen, welche ein misanthropischer Philosoph wählen möchte, Bescovato nicht das schlechteste sei. Es ist selber eine Bergsiedelei in der schattigsten Waldeinsamkeit, mit köstlichen Spaziergängen, auf denen man ungestört träumen kann, bald im Gesteine am wilden Bergbach, bald unter einem blütenvollen Erikabusch an einem ephuegrünen Kloster, bald auf einem Berghange, von dem das Auge in die paradiesische Ebene des Golo und in das Meer hinabsteht.

Ein Bischof baute den Ort, und die Bischöfe des alten Mariana, welches unten in der Ebene lag, wohnten später hier.

Bescovato ist eine Dase von historischen Erinnerungen und Namen, und vor allem zieren es drei corsische Geschichtschreiber, alle

aus dem sechszehnten Jahrhundert, Ceccaldi, Monteggiani und Filippini. Ihre Häuser sind wol erhalten wie ihre Andenken. Der Curato des Orts führte mich in Filippinis Haus, welches ein armseliges Bauernhaus ist. Ich konnte mich eines Lächelns nicht erwehren, als man mir einen aus der Wand gebrochenen Stein zeigte, auf welchen der berühmteste Geschichtschreiber Corsicas in seiner Herzensfreude die Inschrift gegraben hatte: *Has Aedes ad suum et amicorum usum in commodiorem Formam redegit anno MDLXXV cal. Decemb. A. Petrus Philippinus Archid. Marian.* Führwahr die Ansprüche dieser wackern Männer waren höchst bescheiden. Ein anderer Stein zeigt das Wappen Filippinis, sein Haus nämlich und ein Pferd, das an einen Baum gebunden ist. Der Archidiaconus hatte die Gewohnheit, seine Geschichte in seinem Weinberge zu schreiben, den man noch in Pescovato zeigt. Wenn er von Mariana heraufgeritten kam, baute er sein Pferd unter eine Pinie und setzte sich zum Nachdenken oder zum Schreiben nieder, geschützt durch das hohe Gemäuer seines Gartens: denn er war seines Lebens vor den Kugeln seiner Feinde nie sicher, und so schrieb er die Geschichte der Corsen unter recht dramatischen und erregenden Eindrücken.

Filippini ist das Hauptwerk der corsischen Geschichte, ein ganz nationales Werk, auf welches die Corsen stolz sein können. Es ist ganz aus dem Boden des Volks herausgewachsen. Pieder, Chroniken, endlich bewusste Geschichtschreibung haben dieses Werk zusammengesetzt. Der Erste, welcher daran arbeitete, war Giovanni della Grossa, Lieutenant des tapfern Vincentello d'Istria und Schreiber. Er sammelte die alten Sagen und Traditionen und verfuhr wie Paul Diaconus in seiner Historie. Er brachte die corsische Geschichte bis auf das Jahr 1464. Sein Schüler Monteggiani setzte sie fort bis auf das Jahr 1525, ziemlich dürftig; dann führte sie Ceccaldi bis auf das Jahr 1559 und Filippini bis auf das Jahr 1594. Von den 13 Büchern des Ganzen hat er also nur die letzten vier geschrieben, aber das ganze Werk redigirt, so daß es nun seinen Namen trägt. Es erschien zum ersten Male in Tournon in Frankreich im Jahre 1594 italienisch unter diesem Titel:

Die Geschichte von Corsica, in welcher alle Dinge erzählt werden, die sich zugetragen haben seit dem sie anfang bewohnt zu werden, bis auf das Jahr 1594. Mit einer allgemeinen Beschreibung der ganzen Insel, eingetheilt in 13 Bücher, von denen die ersten neun

angefangen worden vom Giovanni della Grossa, welche Pier Antonio Monteggiani fortgesetzt hat, und hernach Marc' Antonio Ceccaldi, und gesammelt wurden sie und erweitert von dem hochgeehrten Antonpietro Filippini Archidiaconus von Mariana, und die letzten 4 von ihm selber gemacht. Durchgesehen mit Fleiß und an's Licht gegeben von demselben Archidiaconus. In Turnon. In der Druckerei des Claudio Michael, Drucker der Universität. 1594.

Obwol Filippini ein Gegner Sampieros war und aus Menschenfurcht oder Unwahrheit manches in seinem Buche unterdrückte, anderes verdrehte, so hat er doch den Genuesen so viel bittere Wahrheiten gesagt, daß die Republik dem Geschichtswerke eifrig nachstellte. Es war sehr selten geworden; da erwarb sich Pozzo di Borgo das große Verdienst um sein Vaterland, den Filippini neu herausgeben zu lassen. Die neue Ausgabe wurde von dem gelehrten Corsen Gregori besorgt und mit einer trefflichen Einleitung versehen: Sie erschien in 5 Bänden zu Pisa im Jahre 1827. Die Corsen sind dessen wol würdig, daß man ihre historischen Denkmäler pflege. — Ihre neueren Geschichtschreiber tadeln Filippini sehr, weil er alle Sagen und Fabeln des Grossa in sein Werk mit aufgenommen hat. Ich will ihn deshalb loben, denn man muß seine Geschichte nicht nach der strengen historischen Wissenschaft messen, und so wie sie ist hat sie gerade den hohen Wert eines volkstümlichen Gepräges. Auch darin stimme ich den Tadlern nicht bei, daß sie dem Manne das Talent verkleinern. Er ist ein wenig breit, aber reich und hat eine gesunde aus moralischen Lebensbetrachtungen geschöpfte Philosophie. Man muß den Mann in Ehren halten, er hat seinem Volke genug gethan, war er gleich ein unfreier Anhänger Genuas. Ohne Filippini wäre heute ein gutes Teil corsischer Geschichte gänzlich in Dunkel begraben. Er hat sein Werk dem Alfonso d'Ornano, Sampieros Sohne, gewidmet in der Freude, die er darüber empfand, daß der junge Held sich mit dem genuesischen Senate versöhnte und selbst Genua besuchte.

Als ich die Geschichte zu schreiben unternahm, sagte er, vertraute ich mehr auf die Gaben, welche mir die Natur verliehen hat, als auf die Kunst, welche von dem verlangt wird, der eine ähnliche Sache schreibt. Bei mir selbst dachte ich entschuldigt zu sein vor denjenigen, die mich lesen werden, wenn sie sehen wie groß der Mangel an allen Mitteln in dieser unserer Insel ist (in welcher es Gott einmal gefallen hat, daß ich lebe), so daß man nicht an

Wissenschaften, welcher Art sie immer seien, sich machen, geschweige dann in einem reinen und ganz makellosen Style schreiben kann. — Auch an andern Stellen beklagt sich Filippini bitter über die Unwissenheit der Corsen und ihre gängliche Ignoranz in den Wissenschaften. Selbst die Priester nimmt er nicht davon aus, unter denen es kaum zwölf gäbe, welche die Grammatik gelernt hätten, unter den Franciscanern, welche 25 Klöster hätten, sagt er, gäbe es kaum acht Literaten, und so wachse das ganze Volk in Unwissenheit auf.

Er verschweigt niemals die Fehler seiner Landsleute. Neben der Unwissenheit, sagt er, kann man nicht Worte finden, um auszusprechen, wie groß die Faulheit der Insulaner sei, wo es gilt das Erdreich zu bebauen. Selbst die schönste Ebene der Welt, die von Aleria und Mariana, ist verödet, und sie jagen nicht einmal die Vögel. Sondern wenn sie zufällig Herren von einem einzigen Carlin sind, so dünkt es ihnen, daß ihnen nun nie mehr etwas mangeln könne; und da versinken sie dann in Nichtsthun und Faulheit. — Dies bezeichnet ganz schlagend und treffend auch noch die heutige Natur der Corsen. — Warum pflöpft man den unzähligen wilden Diebster nicht? fragt Filippini; warum nicht die Castanien? Aber sie thun nichts, deshalb sind sie alle arm. Armut führt zu Lastern, und täglich gibts Räubereien. Man schwört auch Meineide. Ihre Feindschaften und ihr Haß, ihre wenige Liebe und ihre wenige Treue sind fast ewig; daher wird jenes Sprichwort wahr, welches man zu sagen pflegt: der Corse verzeiht nie. Und daher entsteht all' das Verläumben und all' das Hinterbringen, wie man's immer sieht. Die Völker Corsicas sind (wie Braccellio geschrieben hat) mehr als alle andern Völker neuerungsfüchtig und aufständisch, viele sind gewissem Aberglauben ergeben, welchen sie *Magonie* nennen, und dazu braucht man Männer wie Weiber. Es herrscht hier auch eine Art von Weissagung, welche man aus dem Betrachten von Schulterknochen tochter Thiere macht.

Dies ist in Kürze das moralische Schattenbild, welches der corsische Geschichtschreiber von seinem Volke entwirft, und er hat es so wenig geschont, daß er eigentlich nichts anderes von den Corsen gesagt hat, als was Seneca in folgendem Verse von ihnen gesagt haben soll:

Prima est ulcisci lex, altera vivere raptu.

Tertia mentiri, quarta negare Deos.

Dagegen verteidigt er in seiner Widmung an Alfonso mit großem Eifer die Tugenden seines Volkes, welches von Tomaso Porcacchi Aretino da Castiglione in seiner Beschreibung der berühmtesten Inseln der Welt angegriffen war. Dieser Mann, klagt Filippini, tractirt die Corsen als Meuchelmörder — das macht mich nicht wenig über ihn staunen und mich gar verwundern; weil man doch, so darf ich wohl sagen, in der Welt keine Nation findet, von welcher die Fremden mehr geliebt würden, und wo sie sicherer reisen könnten: denn in ganz Corsica finden sie die ausgesuchteste Höflichkeit, ohne daß sie für ihren Unterhalt nur den geringsten Quattrin ausgeben dürfen. — Dies ist wahr; ein Fremder beschmeißt es hier dem corsischen Geschichtschreiber noch nach dreihundert Jahren.

Da wir nun hier auf einer Oase der Geschichtschreiber stehen, will ich einen Blick auch auf die anderen corsischen Historiographen werfen. Ein Inselvolk von diesem Reichthum an geschichtlichen Ereignissen, Feldenkämpfen und großen Männern, und von dieser fast beispiellosen Vaterlandsliebe muß wol auch an Geschichtschreibern reich sein, und gewiß ist ihre Menge im Verhältniß zu der Kleinheit der Volkszahl ganz erstaunlich. Ich nenne nur die Namhaftesten.

Neben Filippini ist der trefflichste Historiograph Corsicas Peter von Corsica, oder Petrus Cyrnaeus, Archidiaconus von Alleria, der andern alten Colonie der Römer. Er lebte im fünfzehnten Jahrhundert, und schrieb außer seinem *commentarium de bello Ferrarienti* lateinisch auch eine Geschichte Corsicas unter dem Titel: *Petri Cirnaei de rebus Corsicis libri quatuor*, welche bis auf das Jahr 1482 reicht. Sein Latein gehört zum Besten jener Zeit, sein Styl ist salustisch oder taciteisch, kräftig, in großen Zügen; seine Stoffbehandlung aber ist ganz unkünstlerisch. Am längsten verweilt er bei der Belagerung von Bonifazio durch Alfonso von Arragon und bei seinen eigenen Schicksalen. Filippini hat sein Werk weder benutzt noch überhaupt gekannt, es existirte nur in einem Manuscripte, und wurde zuerst aus der Bibliothek Ludwigs XV. an's Licht gezogen. Muratori hatte dies Manuscript in sein großes Werk im Jahre 1738 aufgenommen, und Gregori hat dann auf Kosten Pozzo di Borgo's auch den Peter von Corsica in einer trefflichen Ausgabe besorgt, Paris 1834, und zugleich neben dem lateinischen Text eine italienische Uebersetzung gegeben.

Noch treffender und einsichtsvoller hat Peter von dem Character

seines Volkes gesprochen, und auch was er sagt, wollen wir nachsehen, um uns bei Gelegenheit zu überzeugen, ob die heutigen Corsen noch viel oder wenig von der Natur ihrer Vorfahren jener Zeit bewahrt haben.

„Sie sind begierig, eine Beleidigung zu rächen, und sich nicht gerächt zu haben, gilt für schimpflich. Wenn sie denjenigen, welcher gemordet hat, nicht erreichen können, dann strafen sie einen seiner Verwandten. Deshalb legen sobald ein Mord geschehen ist, alle Verwandte des Mörders augenblicks die Waffen an, um sich zu vertheidigen. Nur Kinder und Weiber werden verschont.“ — Die Bewaffnung der Corsen jener Zeit beschreibt er so: Sie tragen spitze Helme, *Cerbelleras* genannt, andere auch runde, ferner Dolche, vier Ellen lange Speere, deren jeder zweie hat; links ruht das Schwert, rechts der Dolch.

„Im Vaterlande sind sie uneins, außer dem Vaterlande auf's innigste verbunden. Ihre Seelen sind zum Tode bereit (*animi ad mortem parati*). Alle sind sie arm und verachten den Handel. Nach Ruhm sind sie begierig; Gold und Silber gebrauchen sie fast gar nicht. Trunksucht gilt für sehr schimpflich. Schreiben und Lesen lernen sie kaum; wenige hören die Redner und die Dichter; in Streitfachen üben sie sich aber so sehr, daß wenn es auf einen Streit ankommt man glauben möchte, sie seien alle treffliche Sachwalter. Unter den Corsen sah ich nie einen Kahlkopf. Die Corsen sind unter allen Menschen die gastfreisten. Den Landeshauptern selbst kocht das Weib die Speisen. Von Natur sind sie schweigsam, mehr gemacht zum Handeln als zum Reden. Auch sind sie die religiösesten Menschen.

Es ist Sitte die Männer von den Weibern zumal bei Fische zu trennen. An die Wasserquellen gehen die Frauen, die Töchter. Denn Dienstboten haben die Corsen fast keine. Die corsischen Weiber sind arbeitsam. Man kann sie sehen, wenn sie an die Quellen gehn, auf dem Kopfe das Gefäß tragen, das Pferd, wenn sie eins haben, am Arme nach sich führen, und die Spindel drehen. Auch sind sie sehr keusch und schlafen nicht lange.

Die Todten bestatten die Corsen mit Aufwand: denn sie beerdigen sie nicht ohne Requien, ohne Lamento, ohne Lobpreisung, ohne Trauergesang, ohne Gebet. Denn ihre Todtenfeier ist der der Römer sehr ähnlich. Einer von den Nachbarn erhebt den Ruf und ruft nach dem nächsten Dorfe: O du, rufe dorthin, denn eben ist er

gestorben. Dann kommen sie zusammen, Dorf-, Stadt-, Gemeindeweise, je einzeln in langem Zuge, erst die Männer dann die Weiber. Wenn diese ankommen, erheben alle ein Weinen und ein Klagegeschrei, und das Weib und die Brüder zerreißen die Kleider auf der Brust. Die Weiber, von Tränen entstellt schlagen sich die Brüste, zerfleischen ihr Gesicht, zerrausen sich die Haare. — Alle Corsen sind frei.

Man wird gefunden haben, daß dieses Gemälde der Corsen vielfach Aehnlichkeit mit dem Bilde hat, welches uns Tacitus von den alten Deutschen aufstellt. —

Das heroische 15. und 16. Jahrhundert war die Blütezeit der corsischen Geschichtschreibung. Sie schwieg im ganzen 17. Jahrhundert, weil das Volk in dieser Zeit in einer todesähnlichen Erschöpfung lag. Mit dem Aufschwunge des 18. Jahrhunderts begann sich auch die Geschichtschreibung der Corsen wieder zu regen. Da haben wir die Bücher von Natali: *Disinganno sulla guerra di Corsica*, und von Salvini: *Giustificazione dell' insurrezione*, brauchbare, doch nicht ausgezeichnete Schriften.

Eine Geschichte Corsicas schrieb der Dr. Imperani bis zum Ende des 17. Jahrhunderts, ein stofflich reiches, aber unendlich breitgezogenes Werk. Höchst brauchbar, ja unentbehrlich besonders durch die vielen Documente, ist die Geschichte der Corsen von Cambiaggi, welche 4 Quartbände umfaßt. Cambiaggi widmete sein Werk Friedrich dem Großen, dem Verehrer des Pasquale Paoli und des corsischen Heldennutts.

Nun die Freiheit des corsischen Volks verloren gegangen ist, haben sich die gelehrten Patrioten Corsicas — und Filippini hätte sich heute nicht mehr über den Mangel an wissenschaftlichen Männern zu beklagen — mit rühmlichem Eifer der Geschichte ihrer Nation angenommen. Meist sind es Advocaten. Pompei schrieb ein Buch: *l'état actuel de la Corse*; Gregori gab den Filippini und den Peter heraus und sammelte die Statuten Corsicas, ein höchst verdienstvolles Werk. Diese Gesetze entstanden aus alten corsischen Rechts- und Strafbestimmungen, welche schon die Demokratie Sambucuccios aufnahm, feststellte und ergänzte, und wurden unter den Genuesen nach und nach vermehrt und geordnet, endlich im 16. Jahrhundert von ihnen gesammelt. Sie waren sehr selten geworden. Ihre neue Ausgabe ist ein glänzendes Denkmal corsischer Geschichte, wie auch der Coder selbst den Genuesern zur hohen Ehre gereicht. Ein anderer

talentvoller Corſe Renucci ſchrieb ſeine *Storia di Corsica*, 2 Bände, Paſtia 1833, ſie berührt in Kürze die älteſten Zeiten und behandelt ausführlich das 18. und 19. Jahrhundert bis auf das Jahr 1830. Das Werk iſt an Stoff reich, aber als Geſchichtswerk ſehr ſchwach; Arrighi ſchrieb ein Leben Campiero's und ein Leben des Paſquale Paoli's. Die weiteste Verbreitung genießt Jacobi's zweibändige Geſchichte Corſicas, welche bis auf das Ende des Unabhängigkeitskrieges unter Paoli reicht, ein letzter Band ſoll noch nachfolgen. Jacobi hat das Verdienſt, aus allen gegebenen Quellen zueerſt eine überſichtliche Geſchichte der Corſen geſchrieben zu haben; ſein Buch iſt unentbehrlich, aber nicht von der beſten Kritik und gar nicht objectiv genug. Der jüngſte Verfaſſer eines kleinen vortrefflichen Compendiums corſiſcher Geſchichte iſt der Archivar Camillo Frieß in Ajaccio, welcher mir ſagte, daß er eine größere Geſchichte der Corſen zu ſchreiben beabſichtigt. Ich wünſche ihm Glück dazu, denn er iſt ein Mann von poſitivem Talent. Möchte er ſein Werk nicht wie Jacobi franzöſiſch, ſondern aus Pflicht für ſein Volk italieniſch ſchreiben.

Zweites Kapitel.

Rouſſeau und die Corſen.

Ich ging zu dem Hauſe des Grafen Matteo Buttafuoco, welches einſt die Wohnung Rouſſeaus ſein ſollte. Es iſt das ſtättlichſte in Beſcovato, ein anſehnlicher, ſchloßartiger Bau. Gegenwärtig beſitzt der Marſchall Sebaſtiani, deſſen Familie aus dem nahen Dorfe Porta zu Hauſe iſt, einen Theil deſſelben.

Der Graf Buttafuoco iſt derſelbe, gegen welchen Napoleon als junger Demokrat in Ajaccio ein feuriges Pamphlet geſchleudert hatte. Als jener noch Officier in franzöſiſchen Dienſten war, lud er Jean Jaques Rouſſeau nach Beſcovato ein. Im *Contrat Social* hatte nämlich der Genfer Philoſoph über Corſica ſich in folgender Weiſe prophezeiend ausgeſprochen: „In Europa iſt noch ein Land der Geſetzgebung fähig, das iſt die Inſel Corſica. Die Kraft und die Ausdauer, mit welcher dieſes tapfere Volk ſeine Freiheit zu erlangen und zu verteidigen gewußt hat verdient wol, daß irgend ein weiſer Mann

es lehrte, sie zu bewahren. Ich habe eine gewisse Ahnung, daß diese kleine Insel eines Tages Europa in Erstaunen setzen wird.“ Bei Gelegenheit der letzten französischen Unternehmung zur Unterdrückung Corsicas hatte Rousseau geschrieben: „Man muß gestehen, daß eure Franzosen ein sehr serviles Volk sind, ein Volk, das von der Tyrannei leicht zu erkaufen ist, sehr grausam und gleich Henkern gegen die Unglücklichen; wenn sie am Ende der andern Welt einen freien Menschen wüßten, ich glaube sie würden marschiren einzig um des Vergnügens willen ihn zu vertilgen.“

Ich will nicht behaupten, daß auch dies eine Prophezeiung Rousseaus war, jene aber war es und sie hat sich erfüllt, denn der Tag ist gekommen, an welchem die Corsen Europa in Erstaunen gesetzt haben. Der günstige Ausspruch Rousseaus über das corsische Volk war es nun, welcher auch Paoli bewog, ihn nach Corsica einzuladen, damit er sich den Verfolgern seiner Feinde in der Schweiz entziehen könne. Es war das Jahr 1764. Voltaire, der erbitterte Reider und Spötter Rousseaus, hatte das Gerücht ausgeprenzt, daß man diesem ein Asyl in Corsica anbiete, um ihm einen lächerlichen Streich zu spielen; darauf hatte Paoli selber an Rousseau eine Einladung geschrieben. Buttajucio war noch weiter gegangen, er hatte den Philosophen aufgefordert, für die Corsen eine Gesetzgebung zu verfassen, wie ihn auch die Polen um eine Constitution baten. Paoli scheint diesem Ansinnen nicht widerstrebt zu haben, vielleicht weil er eine solche Arbeit wenn auch für unnütz, so doch immer von gewisser Seite für dienlich dem Ruße der Corsen hielt. So sah sich der eitle Misanthrop in der schmeichelvollen Lage eines Pythagoras, und er antwortete mit Freuden, „daß die Idee allein sich mit dieser Aufgabe zu beschäftigen, seine Seele erhebe und begeistere, und daß er den Rest seiner unglücklichen Tage edel und tugendhaft verwendet glaube, wenn er sie zum Vortheile der tapfern Corsen verwenden könne.“ Alles Ernstes verlangte er nun Materialien. Sein Werk kam nicht zu Stande, weil ihn die Blafereien seines Lebens daran hinderten. Was wäre es auch geworden: und was sollten die Corsen mit einer Theorie, da sie sich ihre lebendige, volksmäßige und materiell begründete Constitution selber gaben?

Die Verhältnisse brachten indeß Rousseau von dem Entschlusse ab, nach Corsica zu gehen — schade! Er hätte hier eine Probe von seinen Theorien ablegen können — denn die Insel erscheint wie

das verwirklichte Utopien seiner Ansichten von dem normalen Zustande der Gesellschaft, wie er ihn namentlich in der Abhandlung: ob die Künste und Wissenschaften den Menschen heilsam gewesen seien, angepriesen hat. In Corsica hätte er was er wünschte, vollauf gefunden: Naturmenschen im wollenen Kittel, die von Ziegenmilch und wenig Castanien leben, weder Wissenschaft noch Kunst, Gleichheit, Tapferkeit, Gastfreiheit, und die Blutrache an allen Enden. Ich glaube, die kriegerischen Corsen hätten herzlich gelacht, wenn sie Rousseau unter den Castanien hätten herumwandeln sehn, seine Kage auf dem Arme, oder sein Flechtwerk wirkend. Nein! das Gebrüll vendetta! vendetta! und ein paar Schüsse aus dem Fucile hätten den armen Jaques schnell wieder verjagt. Aber immer denkwürdig und zum innern Wesen seiner Geschichte gehörend bleibt Rousseaus Beziehung zur Insel Corsica.

In dem Briefe, welcher dem Grafen Buttafuoco absagt, schreibt Rousseau: „Ich habe nicht das wahrhafte Verlangen in Ihrem Lande zu leben verloren; aber die gänzliche Erschöpfung meiner Kräfte, die Sorgen welchen ich mich unterziehen, die Fatiguen die ich leiden müßte, noch andere Hindernisse die aus meiner Lage entspringen, zwingen mich wenigstens für den Augenblick meinen Entschluß aufzugeben, auf den doch trotz dieser Schwierigkeiten mein Herz noch nicht ganz und gar verzichten kann. Aber, mein teurer Herr, ich werde alt, ich werde hinfällig, die Kräfte verlassen mich, der Wunsch reizt und das Hoffen schwindet. Wie es auch sei, empfangen Sie und erbieten Sie dem Herrn Paoli meinen lebhaftesten und zärtlichsten Dank für das Asil, welches mir anzutragen er mich gewürdigt hat. Tapferes und gastfreies Volk! nein, ich werde es so lange ich lebe nie vergessen, daß eure Herzen, eure Arme, eure Hände mir geöffnet gewesen sind in dem Augenblicke, als mir in Europa beinahe kein anderes Asil übrig blieb. Wenn ich nicht das Glück habe, meine Asche in eurer Insel zu lassen, so werde ich versuchen wenigstens ein Denkmal meiner Dauferkeit dort zurückzulassen, und in den Augen der ganzen Welt werde ich mich ehren, wenn ich auch meine Gastfreunde und meine Beschützer nenne. — — Das was ich Ihnen verspreche und worauf Sie von jetzt ab rechnen können ist, daß ich für den Rest meines Lebens mich nur mit mir oder mit Corsica beschäftigen werde: jede andere Angelegenheit ist gänzlich aus meiner Seele verbannt.“

Das Letzte will viel sagen — doch es ist die übertreibende rhetorische Sprache Rousseaus. Wie wundersam und fremd nimmt sich diese und das Rousseau-Wesen den schweigsam düstern, männlich starken, wild und kühn handelnden Corsen gegenüber aus. Rousseau und Corse scheinen zwei unendlich getrennte Begriffe, antipodische Naturen zu sein, und doch berühren sie sich wie Körperliches und Urförperliches, durch Zeit und Idee verbunden. Es ist merkwürdig, wie neben den prophetischen Träumen einer Menschendemokratie, welche Rousseau weisagte, der erzne Korybanten-Wassentanz der Corsen unter Paoli herklingt, die neue Zeit verkündend, die ihr Heldenkampf begann. Mit dem Erzgetöse wollten sie das Ohr der alten Despotengötter betäuben, dieweil auf ihrer Insel der neue Gott geboren wurde, Jupiter — Napoleon, der revolutionäre Gott des eisernen Zeitalters.

Drittes Kapitel.

Die Moreöca. Corsischer Wassentanz.

Die Corsen haben wie andere tapfere Völker von feuriger Natur und poetischem Sinne den Wassentanz, welchen man Moreöca nennt. Ueber seinen Ursprung herrscht Streit, da ihn Einige von den Mauren, Andere von den Griechen herleiten. Die Griechen nannten diese Tänze der kriegerischen Jugend mit Schwert und Schild Menschliche und Pyrrhische Tänze und schrieben ihre Erfindung der Minerva und dem Sohne des Achill Pyrrhus zu. Es ist ungewiß, auf welche Weise sie sich über das Abendland verbreiteten; genug, seit den Kämpfen der Christen und der Mauren nannte man sie Moreöca, und es scheint, daß sie überall da noch in Gebrauch sind, wo die Völker an Traditionen von dem alten weltgeschichtlichen Riesenkampfe zwischen Christ und Heide, Europa und Asien reich sind, wie in Griechenland, bei den Albanesen, Serben, Montenegroinern, Spaniern und andern Nationen.

Ich weiß nicht welcher Sinn sonst in die Moreöca gelegt wird, da ich den überaus herrlichen Tanz nur einmal in Genua tanzen sah; in Corsica hat er immer die Eigenheit eines kreuzritterlichen

Charakteres bewahrt, weil die Moreſca ſtets einen Kampf gegen die Saracenen darſtellt, ſei es die Befreiung von Jeruſalem, die Eroberung von Granada, oder die Einnahme der corſiſchen Städte Aleria und Mariana durch Hugo Graf Colonna. Dadurch hat die Moreſca einen profan-religiöſen Charakter, wie manche feierliche Tänze der Alten, und durch ihre geſchichtliche Vorſtellung ein merkwürdiges nationales Gepräge erhalten.

Die Corſen haben zu allen Zeiten das Schauſpiel dieſes Tanzes aufgeführt, beſonders in vielbewegter Zeit des Volkskampfes, wo ein ſolches Nationalſpiel in Waffen die Zuſchauer entflammete, indem es ſie zugleich an die großen Thaten der Väter gemahnte. Ich weiß kein edleres Vergnügen für ein freies und mannhafteſ Volk, als das Schauſpiel der Moreſca, die Blüte und die Poeſie des Schwachmutes. Sie iſt das einzige Nationaldrama der Corſen, welche da ſie keine anderen Genüſſe hatten, die Thaten ihrer Heldenväter ſich auf demſelben Boden vortanzen ließen, den ſie einſt mit ihrem Blute tränkten. Oſtmaß mochte es geſchehn, daß ſie von der Moreſca hinweg in die Schlacht zogen.

Beſcovato war häufig das Theater der Moreſca, und auch Filippini denkt deſſen. Man erinnert ſich noch, daß dem Sampiero zu Ehren ſie dort getanzt wurde, und auch zur Zeit Paolis wurde ſie aufgeführt. Die letzte Vorſtellung fand im Jahre 1817 ſtatt.

Ganz beſonders beliebt war die Darſtellung der Eroberung von Mariana durch Hugo Colonna. Ein Dorf ſtellte die Stadt vor. Die Schaubühne ſelbſt war ein freier Platz, die grünen Berge dienten als Amphitheater, worauf ſich Täuſende und aber Täuſende, aus der ganzen Inſel zuſammengeströmt, lagerten. Man denke ſich dieſes Publicum, dieſe rauhen, trohigen Männer alle in Waffen, unter den Caſtanieubäumen gelagert und mit Blick, Wort und Geberde den erzen Heldenanzug begleitend. Die Acteurs, bißweilen 200 an der Zahl, ſind in zwei Schaaren getheilt, alle tragen ſie die römischen Toga. Jeder Tänzer hält in der Rechten ein Schwert, in der Linken einen Dolch; die Farbe des Helmbuſches und des Panzers allein macht den Chriſten oder den Mauren kenntlich. Ein einziger Geigenſpieler regiert mit dem Fiedelbogen die Moreſca.

Sie beginnt. Ein mauriſcher Aſtolog kommt aus Mariana herausgeſchritten, im Kaſtan mit langem weißem Barte, er beſchaut den Himmel und befragt die Sterne, und beſtürmt weiſſagt er Unglück.

Mit Zeichen des Schreckens eilt er in das Thor zurück. Siehe! da kommt ein maurischer Bote, in Blick und Bewegung jähe Furcht, nach Mariana gelaufen und bringt die Kunde, daß die Christen bereits Aleria und Corte eingenommen hätten und im Anmarsch auf Mariana seien. Wie der Bote im Thor verschwunden ist, blasen die Hörner, und es tritt auf Hugo Graf Colonna mit dem Christenheere. Unendlicher Jubel schallt ihm von den Bergen entgegen.

Hugo, Hugo, Graf Colonna,
O wie herrlich er vor allen
Tanzt wie der Königstiger,
Wenn er tanzt die Felsen auf.

Graf Colonna hebt den Degen,
Küßt das Kreuz an seinem Griffe,
Und zu seinen Kriegerschaaren
Also spricht der edle Graf:

Auf zum Sturm in Gottes Namen,
Tanzt hinauf Marianas Mauern,
Lasset springen heut' die Mühren,
Alle springen über's Schwert.

Wisset, wer im Sturm gefallen,
Heute wird er noch im Himmel
Mit den Engelschören tanzen
Seinen seelgen Sphärentanz.

Die Christen stellen sich auf. Hörnerspiel. Aus Mariana kommt herausgezogen der Maurenkönig Rugalone und sein Heer.

Rugalone, o wie herrlich
Tanzen ihm die leichten Glieder,
Wie dem braungefleckten Panter,
Wenn er tanzt aus seinem Busch.

Rugalone dreht den Schnauzbart
Mit der goldbereiften Linken,
Und zu seinen Kriegerschaaren
Also spricht der stolze Mohr.

Nun wolauf, im Namen Allahs
In die Christienschlacht getanzt!
Durch den Sieg laßt uns bezeugen,
Allah ist der einzige Gott.

Wisset, wer im Kampf gefallen,
Heute wird er noch in Eden
Mit der schönsten Henri tanzen
Seinen Wollust-Taumeltanz.

Nun defiliren beide Heere — der Mohrenkönig gibt das Zeichen zur Schlacht, und es beginnen die Touren des Tanzes, deren es zwölf sind.

Fiedelstrich, ein scharfer, heller —
Kugalone und Colonna
Schweben tanzend sich entgegen,
Sich entgegen tanzt ihr Heer.

Zierlich in dem Tact der Töne
Wiegen sich die jungen Glieder,
Wie die schlaunten Blumenhalme,
Wenn das Abendlütchen geigt.

Kaum berühren sich der Kämpfer
Leichtgeschwungne Flimmerdegen;
Sind es Degen, sind es Stralen,
Sonnenstralen in der Hand!

Geigentöne, voller, voller —
Kling und Klang gekreuzter Degen,
Rückwärts, vorwärts leichte Glieder
Drehen sich zum Geigenpiel.

Und nun tanzen sie im Ringe,
Christ und Maure fest verschlungen,
Von dem Silberhall der Degen
Ihre Waffenkette klingt.

Kling und Klang gekreuzter Degen,
Neue Weise, neue Schwünge,
Jetzt zerbrochen ist die Kette,
Halber Bogen finds nun zwei.

Wilder, wilder die Moresca,
 Rauscht der Tanz sich wild entgegen,
 Wie die Meerewelle rauschet,
 Wenn der Sturm auf Felsen geigt.

Halte wacker dich Colonna,
 Tanz' sie nieder in den Boden!
 Heute gilt es unfre Freiheit
 Zu ertanzen mit dem Schwert.

Also wollen wir die Berge
 Bescovatos niedertanzen,
 Niedertanzen deine Heere,
 Gottverfluchtes Genua!

Immer neue Touren, endlich tanzen sie die letzte, welche die resa heißt, da ergibt sich der Saracen.“

Als ich die Moresca in Genua tanzen sah, führte man sie zu Ehren der sardinischen Constitution und an deren Jahrestage am 9. Mai auf, denn der schöne Tanz hat in Italien eine revolutionäre Bedeutung und ist deshalb in den unfreien Ländern verboten. Es war ein gar herrliches Schauspiel, da das Volk in seinen malerischen Trachten, zumal die Frauen in den weißen langen Schleiern, den Platz am Hafen bedeckte. Etwa 30 junge Männer, alle weiß und knapp gekleidet, grüne und rote Schärpen um den Leib gewunden, tanzten die Moresca mit Begleitung von Hörnern und Trompeten. Alle hielten sie in jeder Hand ein Papier; die verschiedenen Touren tanzend schlugen sie die Degen gegen einander. Eine geschichtliche Beziehung zeigte die Moresca nicht.

Die Corsen haben wie die Spanier auch noch die Passionschauspiele erhalten, welche indeß ebenfalls selten geworden sind. Im Jahre 1808 wurde unter andern ein solches Spiel vor 10,000 Menschen in Drezza gegeben. Zelte stellten die Häuser des Pilatus, des Herodes und des Caiphas dar. Da gab es Engel und Teufel, welche aus einer Fallthüre heraufstiegen. Das Weib des Pilatus war ein junger Mensch von 23 Jahren mit einem rabenschwarzen Barte. Der Commandant der Garben trug die Nationalgardenuniform der Franzosen mit Oberstepauletten von Gold und von Silber, der zweite Commandant eine Infanterieuniform, und beide hatten das

Kreuz der Ehrenlegion auf der Brust. Den Judas stellte dar ein Pfarrer, der Curate von Carcheto. Als nun das Spiel begann, gerieten die Zuschauer durch unbekannte Veranlassung in ein Handgemenge und bombardirten einander mit Felsstücken, die sie von dem natürlichen Amphitheater aufrafften. Hierauf wollte Jesus, welcher gerade aufgetreten war, nicht weiter spielen, und zog sich ärgerlich aus diesem irdischen Zammertale zurück. Aber zwei Gendarmen faßten ihn unter die Arme und führten ihn mit Gewalt auf die Scene, so daß er weiter spielen mußte. Diese spaßhafte Geschichte erzählt der Ingenieur Robiquet in seinen historischen und statistischen Forschungen über Corsica.

Viertes Kapitel.

Joachim Murat.

Espada nunca vencida!
Esfuerzo de esfuerzo estava.
Romanza Durandarte.

Da ist noch ein drittes, sehr merkwürdiges Haus in Bescovato, das Haus der Familie Ceccaldi, aus welcher zwei namhafte Männer Corsicas stammen, der genannte Geschichtschreiber und der tapfere General Andrea Colonna Ceccaldi, eins der Volkshäupter der Corsen und Triumvir neben Giafferi und Hyacint Paoli.

Aber mehr als solche Erinnerungen reizt eine andere, welche an diesem Hause haftet. Es ist das Haus des Generals Franceschetti, oder vielmehr seiner Gemalin Catharina Ceccaldi, und hier war es wo der unglückliche König Joachim Murat gastliche Aufnahme fand, als er auf der Flucht aus der Provence in Corsica landete, und hier faßte er den Plan, sein schönes Reich Neapel durch einen ritterlichen Handstreich wieder zu erobern.

Wieder zieht also das Lebensbild eines tapfern Caballero an uns vorüber auf dieser wunderfamen Märcheninsel, wo die Königskronen auf den Bäumen wild wachsen wie die goldenen Äpfel im Garten der Hesperiden.

Das Ende Murats ist so bewegend wie kaum das eines andern

Mannes, welcher als ein prächtiges Meteor eine Zeit lang durch die Welt fuhr, dann in kläglichem Fall verknallte.

Nach seinem letzten unüberlegten Kriege in Italien war Murat flüchtig nach Frankreich gegangen. Unter Todesgefahr, in den Weinbergen und Gebüsch umherirrend, hatte er sich eine Zeit lang an der Küste von Toulon verborgen gehalten; ein alter Grenadier hatte ihn gerettet und vor dem Hungertode geschützt. Derselbe Marquis von Rivière, welchem Murat nach der Verschwörung des George Cadoudal und Bichegru großmütig erhalten hatte, schickte Soldaten nach dem Flüchtling aus, ihn todt oder lebendig einzubringen. In seiner fürchterlichen Lage war Joachim auf den Gedanken gekommen, auf dem nahen Corsica Gastfreundschaft zu suchen. Bei einem edlen Volke, welchem das Gastrecht heilig ist, hoffte er Schutz zu finden.

Er floh also aus seinem Schlupfwinkel, erreichte glücklich den Strand und eine Barke, welche ihn trotz Sturm und Ungewitter und der höchsten Not, zu ertrinken, nach Corsica brachte. Er landete am 25. August 1815 bei Bastia, und hörend daß der General Franceschetti, der früher unter seiner Garde in Neapel gedient hatte, sich in Bescovato befinde, machte er sich dahin auf. Er klopfte an das Haus des Maire Colonna Ceccaldi, Schwiegervaters jenes Generals, und verlangte diesen zu sprechen. In seinen Memoiren über Murats Aufenthalt in Corsica und sein Ende erzählt Franceschetti: „Ein Mann stellt sich mir dar eingehüllt in einen Kapuzmantel, den Kopf begraben in eine Mütze von schwarzer Seide, mit dichtem Bart, in Pantalons, in Gamaschen und Schuhen eines gemeinen Soldaten; er war abgemagert von Elend. Wie groß war mein Erstaunen als ich unter dieser groben Verhüllung den König Joachim erkenne, diesen noch vor kurzem so glanzvollen Fürsten. Ein Schrei entfährt meinem Munde, und ich falle an seine Kniee.“

Auf die Nachricht von der Landung des Königs von Neapel bewegte sich Bastia, und viele corsische Officiere eilten nach Bescovato ihm ihre Dienste anzubieten. Der Commandant von Bastia, Oberst Verrière war in Furcht. Er schickte ein Detachement Gendarmen mit einem Officier nach Bescovato, Joachim auf der Stelle zu verhaften. Aber das Volk von Bescovato ergriff augenblicks die Waffen, das heilige Gastrecht und den Gast zu verteidigen, und der Trupp kehrte unverrichteter Sache um. Wie sich nun das Gerücht verbreitete, daß König Murat die Gastfreundschaft der Corsen angerufen habe und

daß man seine Person bedrohe, zog das Volk in Waffen aus allen Dörfern der Umgegend nach Vescovato und schlug hier ein Lager auf, den Gast zu schützen, so daß schon am folgenden Tage Murat über ein kleines Heer zu befehlen hatte. Der arme Joachim war entzückt von den Euvivas der Corsen. Es stand bei ihm sich zum Könige von Corsica zu machen, aber er hatte keine andern Gedanken als die auf sein schönes Neapel. Der letzte Anblick einer ihm zujauchenden Volksmenge gab ihm wieder das Gefühl eines Königs, und wenn diese Corsen, sagte er, welche mir gar nichts verdanken, schon so hingebend sind, wie werden mich erst meine Neapolitaner empfangen, welchen ich so viele Wohlthaten erwiesen habe.

Der Entschluß, Neapel wieder zu gewinnen, wurde unerschütterlich fest in seiner Seele; das Beispiel Napoleons, welcher von dem nahen Elba in abenteuerlicher Weise Frankreich überfallen hatte, schreckte ihn nicht. Der Sohn des Glücks mußte seinen letzten Wurf versuchen, und um die Königskrone oder den Tod werfen.

Das Haus Ceccaldi ward unterdeß der Sammelplatz vieler Officiere und Herren von nah und fern, welche Murat sehen und ihm dienen wollten. Er hatte seinen Plan gefaßt. Er berief aus Elba einen seiner alten Officiere der Marine den Baron Barbara, einen Malteser welcher sich nach Porto-Longone geflüchtet hatte, um mit ihm der die Küsten Calabriens genau kannte, bestimmte Maßregeln zu besprechen. Er schickte einen Corsen insgeheim nach Neapel, Verbindungen anzuknüpfen und Geld aufzunehmen. In Bastia kaufte er drei Fahrzeuge, welche ihn an der Küste von Mariana aufnehmen sollten, aber die Franzosen in Bastia wurden davon benachrichtigt und belegten sie mit Beschlag. Vergebens mahnten Murat verständige Männer von seinem tollkühnen Unternehmen ab. Die Idee war bei ihm unerschütterlich geworden, daß die Neapolitaner ihn liebten, daß er nur den Fuß auf die calabrische Küste zu setzen brauche, um im Triumfe nach seiner Hauptstadt geführt zu werden. Auch kamen Menschen von Neapel her und sagten ihm, daß der König Ferdinand dort verhaftet sei und daß man sich nach der muratistischen Herrschaft schmerzlich zurücksehne.

Es erschienen von Genua zwei englische Officiere. Sie begaben sich nach Vescovato und erboten sich dem Könige Joachim, ihn sicher nach England zu bringen. Aber Murat wies in edlem Zorne dies Anerbieten zurück, weil er daran dachte, wie England mit Napoleon

verfahren war. Unterdeß wurde seine Lage in Bescovato immer gefährlicher und für seine edlen Gastfreunde Ceccaldi und Franceschetti bedrohlicher, denn der bourbonistische Commandant hatte bereits eine Proclamation erlassen, welche alle diejenigen für Feinde und Verräter des Vaterlandes erklärte, welche Joachim Murat folgen oder ihm ein Asyl geben würden.

Murat entschloß sich daher, Bescovato so bald als möglich zu verlassen. Er unterhandelte noch wegen der Rückgabe seiner mit Sequester belegten Fahrzeuge; er wendete sich an den Commandanten der Valagna Antonio Galloni, dessen Bruder er einst mit Wohlthaten überhäuft hatte. Galloni ließ Murat sagen, daß er in dieser Angelegenheit nichts vermöge, daß er vielmehr von Verrière den Befehl bekommen habe, folgenden Tages mit 600 Mann gegen Bescovato zu marschiren um ihn gefangen zu nehmen. Aber aus Rücksicht für das Unglück des Königs wolle er noch vier Tage warten und gebe das feierliche Versprechen, daß er ihn nicht verfolgen werde, wenn er sich innerhalb dieser Frist aus Bescovato entfernt haben werde.

Als der Capitän Moretti mit dieser Botschaft und ohne Aussicht auf die Wiedererlangung der Fahrzeuge nach Bescovato zurückkehrte, vergoß Murat Tränen. Ist es möglich, rief er aus, daß ich so unglücklich bin! ich kaufe Schiffe um von Corsica abzureisen, und man belegt sie mit Beschlag, ich brenne vor Ungebuld die Insel zu verlassen, und man schließt mir jeden Weg. Wolan! ich will die Tapfern zurückschicken, welche mich so großherzig bewachen, ich will allein bleiben, ich will meine Brust dem Galloni entgegenhalten, oder ich werde das Mittel finden mich von dem bitteren und grausamen Schicksal zu erlösen, das mich verfolgt“ — dabei blickte er auf die Pistolen welche auf dem Tische lagen. Indem trat Franceschetti in das Zimmer; bewegt sagte er zu Murat, daß die Corsen uimmer leiden würden, daß ihm ein Leides geschehe. „Nein, eutgegneite Joachim, ich werde nie leiden, daß Corsica um meinetwillen irgend ein Unge- mach erfahre; ich muß hinweg!“

Die Frist von vier Tagen war verstrichen, und Galloni zeigte sich mit seinen Truppen vor Bescovato. Aber das Volk stand bereit, ihm eine Schlacht zu liefern. Man eröffnete ein Feuer, Galloni zog sich zurück. Denn eben hatte auch Murat den Ort verlassen.

Am 17. September war er von Bescovato gegangen, in Begleitung Franceschettis und einiger Officiere und Veteranen, und escortirt

von mehr als fünfhundert Bewaffneten. Er hatte sich entschlossen nach Ajaccio zu gehen, um sich dort einzuschiffen. Wo er sich zeigte, in der Casinca, in Lavagna, in Moriani, in Campoloro und jenseits der Berge, lief das Volk herzu und empfing ihn mit Erviva. Das Volk jeder Commune begleitete ihn bis zur Creuze der nächsten. In San Pietro di Venaco zog ihm der Priester Muracciolo mit einem zahlreichen Gefolge entgegen und brachte ihm als Geschenk ein schönes corsisches Pferd. Augenblicks bestieg es Murat und galoppierte auf ihm des Weges, stolz und feurig wie er einst in den Tagen seines Glanzes durch die Straßen von Mailand, von Wien, von Berlin, von Paris, von Neapel, und über so unzählige Schlachtfelder gesprengt war.

In Bivario lehrte er bei dem greisen Pfarrer Pentalacci ein, welcher seit 40 Jahren so vielen Flüchtlingen Gastfreundschaft gegeben, in wechselvollen Zeiten Engländer, Franzosen, Corsen aufgenommen, und einst auch den jungen Napoleon bei sich beschirmt hatte, als ihm die Paolisten nach dem Leben trachteten. Beim Frühstück fragte Joachim den Greis, was er von seiner Unternehmung auf Neapel denke? Ich bin ein armer Pfarrer, sagte der Geistliche, und verstehe mich nicht auf Krieg oder Diplomatie, aber doch möchte ich zweifeln, daß Ev. Majestät den Thron heute wieder gewinnen können, den Sie einst an der Spitze Ihrer Armee nicht behaupten konnten. Lebhaft entgegnete Murat: ich bin so sicher mein Königreich wieder zu gewinnen, als ich sicher bin dieses Tuch in meinen Händen zu halten.

Joachim schickte Franceschetti nach Ajaccio voraus, um zu sehen, wie es dort um seine Aufnahme stünde. Denn seitdem er in Corsica erschienen war, hatten Napoleons Verwandte in Ajaccio keine Notiz von ihm genommen, und so war er schon Willens in Rocognano zu bleiben und erst dann nach Ajaccio zu gehen, wenn zu seiner Einschiffung alles bereit wäre. Franceschetti schrieb ihm, daß die Bürgerschaft von Ajaccio vor Freude außer sich sei, den König Murat in ihren Mauern zu sehen, und daß sie ihn dringend einlade zu kommen.

Am 23. September um 4 Uhr Abends betrat Murat Ajaccio zum zweiten Male in seinem Leben, denn das erste Mal war er dort mit Ruhm bedeckt, von der Welt als Held gefeiert, mit Napoleon gelandet, als dieser von Egypten zurückkam. Bei seinem Eintritte läuteten nun alle Glocken, das Volk umjauchte ihn, Freudenfeuer

brannten auf den Straßen und die Häuser waren erleuchtet. Die Behörden der Stadt aber entfernten sich augenblicks aus ihr, und Napoleons Verwandte, die Ramolino, zogen sich gleichfalls zurück; nur die Signora Paravisini hatte den Mut und die Liebe zu bleiben, ihren Verwandten zu umarmen und ihm Gastfreundschaft in ihrem Hause anzubieten. Murat hielt es für gut in einer öffentlichen Locanda zu wohnen.

Die Besatzung der Citabelle von Ajaccio war corsisch, also Joachim ergeben. Der Commandant schloß sie in die Festung ein und legte den Belagerungszustand auf die Stadt. Murat traf nun die nötigen Vorkehrungen zur Abreise. Er verfaßte auch eine Proclamation an das neapolitanische Volk, von 36 Artikeln; sie ward in Ajaccio gedruckt.

Am 28. September erschien Maceroni ein englischer Officier und verlangte Audienz bei Joachim. Er brachte Pässe für ihn von Metternich, welche von diesem, von Carl Stuart und von Schwarzenberg gezeichnet waren. Sie waren ausgestellt auf den Grafen Ripona, unter welchem Namen, einem Anagramm von Napoli, ihm Sicherheit und ein Asil in Deutsch-Oesterreich oder Böhmen garantirt worden war. Murat nahm Maceroni zur Tafel, man sprach von den letzten Kriegsthaten Napoleons und von der Schlacht von Waterloo. Maceroni beschrieb sie umständlich und rühmte die kaltblütige Tapferkeit des englischen Fußvolkes, dessen Quarré's die Reiterei der Franzosen nicht hatte zersprengen können. Da sagte Murat: wäre ich dort gewesen, ich hätte sie sicherlich zersprengt. Maceroni entgegnete: Ew. Majestät hätten die Quarré's der Preußen und Oesterreicher zersprengt, aber niemals die der Engländer. Voll Feuer rief Murat: und ich hätte auch die der Engländer zersprengt; denn Europa weiß, daß ich noch nie ein Quarré getroffen habe, welches es auch war, das ich nicht zersprengt hätte.

Murat nahm Metternichs Pässe an und stellte sich erst, als wolle er auf das Anerbieten eingehen, dann aber erklärte er, daß er nach Neapel hinüber müsse, sein Reich zu erobern. Maceroni bat ihn unter Tränen, abzustehn so lange es noch Zeit sei. Der König aber entließ ihn.

Noch an demselben Tage, um die Mitternacht, stieg der unglückliche Murat in die Barke, und wie sein kleines Geschwader den Hafen von Ajaccio verließ, ließ der Commandant der Citabelle einige

Kanouenschiffe auf dasselbe feuern, welche wie man sagt, nur blinde Schiffe waren. Die kleine Flotte bestand aus 5 Fahrzeugen und der *Scorridora* einer schnellsegelnden Feluke, unter den Befehlen *Barbara's*, und mit sich nahm *Murat* ungefähr 200 Mann, eingerechnet die Unterofficiere und 22 Officiere, außerdem eine kleine Zahl von Matrosen.

Voll Unheil war seine Fahrt, unbegünstigt durch das Glück, welches *Napoleon* noch einmal begleitet hatte, als er mit seinen sechs Schiffen und 800 Mann von *Elba* hinwegsegelt war, seine Krone wieder zu erobern. Sieben Monate vor *Murats* Abfahrt von *Corsica*, war der Kaiser von jener nahen Insel unter Segel gegangen. Es ist ergreifend, *Murat* zu beobachten, wie er das Herz von Zweifel und Ungewißheit zerwühlt, an der Küste *Calabriens* hinschwebt, wie er von den Barken verlassen wird, wie ihn nun gleichsam die warnende Hand des Schicksals von der feindlichen Küste zurückstößt, wie er schon den Entschluß faßt, nach *Triest* zu segeln, nach *Oesterreich* zu gehen, und endlich die ritterlich phantastische Idee den Träumer, über dessen Haupte immer das Trugbild der Krone schwebte, dennoch ergreift, in *Bizzo* zu landen.

Murat, sagte der Mann, der mir von seinen Tagen in *Ajaccio* als Augenzeuge so Manches erzählte, war ein großer Ritter und ein kleiner Kopf. Das ist wol wahr. Er war der Held eines historischen Romans, ein ächter Paladin, und man legt das Buch seines Lebens nicht aus der Hand ohne noch lange nachher die Erschütterung im Gemüte zu empfinden. Er saß besser auf dem Pferde als auf dem Throne. Er hatte niemals regieren gelernt, er hatte nur, was geborne Könige oft nicht haben, den fürstlichen Anstand und den Mut König zu sein, und war es am meisten als er vom Throne herunterstieg; und dieser einstige Kellner in seines Vaters Schenke, *Abbé* und weggesagter Unterofficier, stand vor seinen Henkern königlicher als *Ludwig XVI.* aus dem Hause *Capet*, und starb nicht minder stolz als *Karl* von *England* aus dem Hause der *Stuart*.

Eine Dienerin öffnete mir die Zimmer *Franceschetti's*, in denen *Murat* gewohnt hatte. Die Schlachtszenen, in welchen er glänzt hatte, wie *Marengo*, *Eylau*, die Landschlacht von *Abusir*, *Borobino* schmückten die Wände. Mir fiel auf den ersten Blick sein Porträt ins Auge. Das schwärmerische Auge, die braunen gelockten Haare welche über die Stirne herabfallen, die weichen romantischen Gesichtszüge

jüge, die phantastische weiße Kleidung, die rote Schärpe, waren wol Joachim's. Unter dem Porträt las ich diese Worte: 1815. Tradito!!! abbandonato!!! li 13. Octobre assassinato!!! Berraten!!! Verlassen!!! Am 13. October ermordet!!! Schmerzensseufzer welche Franceschetti, der ihn nach Pizzo begleitete, ausgestoßen hatte. Das Porträt des Generals hängt neben dem Murats, eine hohe, kriegerische Gestalt mit einer eisenfesten Physiognomie und ein lebhafter Gegensatz zu dem Troubadourgesicht Joachim's. Franceschetti hatte sich für Murat geopfert, er hatte Weib und Kinder verlassen, und obwol er das Unternehmen seines früheren Königs gemißbilligt hatte, war er ihm doch gefolgt und bis zum letzten Augenblicke nicht von ihm gewichen. Man erzählte mir einen schönen Zug von Edelmut, und ich las ihn auch in den Memoiren des Generals, welcher sein Andenken ehrt; als die wütenden Banden von Pizzo auf Murat einbrangen, um ihn so schimpflich zu mißhandeln, sprang Franceschetti vor und rief: „ich, ich bin Murat!“ Ein Säbelhieb streckte ihn zu Boden, und in demselben Augenblicke war auch Murat vorgesprungen und hatte sich zu erkennen geben. — Alle Officiere und Soldaten, welche man mit Murat bei Pizzo gefangen nahm, warf man in ein Gefängniß, verwundet wie sie waren. Nach Joachim's Hinrichtung, führte man sie und Franceschetti in die Citadelle von Capri; lange Zeit saßen sie dort im Kerker, ihren Tod erwartend, bis unverhofft der König Ferdinand sie begnadigte. Franceschetti kehrte darauf nach Corsica zurück, aber kaum landete er hier, als die Franzosen ihn als Hochverräter festnahmen und nach der Citadelle von Marseille abführten. Der unglückliche Mann saß einige Jahre in den Kerkern der Provence, dann endlich wurde er in Freiheit gesetzt und durfte zu seiner Familie nach Bescovato zurückkehren. Sein Vermögen war durch Murat ruiniert worden — und dieser General, welcher für seinen König dem Tode entgegen gegangen war, sah sich leider in die Nothwendigkeit gesetzt, seine Frau nach Wien und zu Murats Gemalin Caroline reisen zu lassen, um einen Teil seiner Auslagen wieder zu erlangen, und da diese Reise vergebens war, einen langdauernden Prozeß mit Caroline Murat zu führen, den er in allen Instanzen verlor. Franceschetti starb im Jahre 1836. Seine beiden Söhne, zurückgezogene Officiere, gehören zu den angesehensten Männern Corsicas und haben sich um die Verbesserung der Agricultur anerkannte Verdienste erworben.

Seine Gemalin Catharina Ceccaldi lebt noch hochbetagt in dem Hause, wo sie einst Murat gastlich aufgenommen hatte. Ich fand die edle Greisin in einem Oberzimmer in der ländlichsten Beschäftigung und von Tauben umringt, welche bei meinem Eintritte aus dem Fenster flatterten — eine Scene die mir Augenblicks zeigte, daß die gesunde und schlichte Natur der Corsen nicht nur im Hause des Paesanen, sondern auch des Vornehmen sich erhalten habe. Ich dachte mir die glänzende Jugend, welche diese Frau in dem schönen Neapel und an dem Hofe Joachims verlebt hatte, und im Verlaufe des Gesprächs gedachte sie selber jener Zeit wo der General Franceschetti mit Coletta, der gleichfalls eine besondere Schrift über die letzten Tage Murats veröffentlicht hat, im Dienste Joachims gestanden war. Es ist erfreuend, eine starke Natur zu sehen, welche viele Lebensstürme siegreich überstand und sich gleich blieb, wenn die Schicksale wechselten; so betrachtete ich diese würdige Matrone mit Ehrfurcht, wie sie von den großen Dingen der Vergangenheit redend sorgsamlich die Bohnen schnitt zum Mittagemale für Kinder und Enkel. Auch der Zeit gedachte sie, wo Murat in diesem Hause lebte. Franceschetti, sagte sie, machte ihm die lebhaftesten Vorstellungen, er scheute sich nicht ihm zu sagen, daß er ein unmögliches Unternehmen vorhabe; dann rief Murat schmerzlich aus: auch ihr wollt mich verlassen! ach! meine Corsen wollen mich im Stiche lassen! Man konnte ihm nicht widerstehen.

Als ich von Bescovato weiter in die Casinca wanderte, wollte mich das Bild Murats nicht verlassen. Ich konnte an ihn nicht denken, ohne ihn mit dem abenteuerlichen Baron Theodor von Neuhoff zu vergleichen, welcher an eben dieser Küste 79 Jahre früher gelandet war, wunderbar und phantastisch costümiert, wie sich auch Murat phantastisch zu costümiren pflegte. Theodor von Neuhoff war in Corsica der Vorläufer aller jener Männer, welche sich die schönsten Kronen der Welt eroberten. Napoleon holte sich die Kaiserkrone, Joseph die Krone von Spanien, Louis die Krone von Holland, Jerome die Krone von jenem Westfalen, aus welchem Theodor der König der Corsen abstammte, und neben ihnen erabenteuerte sich Murat die normännische Krone beider Sicilien, Bernadotte die Krone der ritterlichen Scandinavier, der ältesten Ritter Europas. Cervantes hatte hundert Jahre vor dem Theodor das chevalereske Infessönigthum in seinem Sancho Panza verspottet — und siehe da nach hundert Jahren

wiederholt sich dieses Rittermärchen von König Artur und der Tafelrunde an den Grenzen Spaniens auf der Insel Corsica, und setzt sich fort am hellen lichten Tage durch das 19. Jahrhundert bis in den hellen lichten Tag unserer Gegenwart hinein.

Der Donquijote und die spanischen Romanzen sind mir oftmals in Corsica eingefallen, und mir ist als reitet wieder der edle Ritter von der Mancha durch die Weltgeschichte. Werden doch nun wieder spanische, uralte Namen historisch, welche der Welt gerade so romantisch unbekannt gewesen sind, wie Theseus der Herzog von Athen im Sommernachtsstraum.

Fünftes Kapitel.

Romantisch-christliche Versunkenheit.

Que todo se passa en flores

Mis amores,

Que todo se passa en flores.

Spanisches Liedchen.

Nähe bei Bescovato liegt der kleine Ort Benzolasca. Ein paradiesischer Gang über die Hügel und durch Castanienhaine führt dorthin. Ich kam an dem Capuzinerconvent von Bescovato vorbei, welches verlassen steht. Auf einer reizenden Höhe gelegen, mit schwarzem Schiefer gedeckt, aus braunem Granit gebaut erscheint es ernst, wie die corsische Geschichte, originell und im Grünen höchst malerisch.

Auf diesen Gängen durch das Castanienländchen vergißt man jegliche Ermüdung. Die Ueppigkeit der Natur und die lachenden Berge, der Blick in die Soloebue und auf das Meer machen das Herz froh, die Nachbarschaft vieler Dörfer unterhält und gibt manche Genrescenen. Ich sah viele gemauerte Fontänen, an denen Weiber und Mädchen in ihren runden Krügen Wasser schöpften, einige mit der Spindel, wie Peter von Corsica es gesagt hat.

Vor Benzolasca steht am Wege ein schön gelegnes Grabmal der Familie Casablanca. Auch diese ist aus Bescovato gebürtig und gehört zu den angesehensten der Insel. Die unmittelbaren Vorfahren des heutigen Senators Casablanca machten ihren Namen durch Waffen-

thaten berühmt. Raffaello Casabianca, Obercommandant Corsicas im Jahre 1793, Senator, Graf und Pair von Frankreich starb zu Bastia hochbetagt im Jahre 1826. Luzio Casabianca, Deputirter Corsicas beim Convent, war Capitän des Admiralschiffes der Orient in der Schlacht von Abukir. Als der Admiral Brucey von einer Kugel in Stücke gerissen war, übernahm Casabianca den Oberbefehl des Schiffes; das Schiff brannte; er ordnete die Rettung der Mannschaft an, so viel als möglich war, und wollte das Schiff nicht verlassen. Sein junger Sohn Giocante, ein Knabe von dreizehn Jahren, war nicht zu bewegen von des Vaters Seite zu weichen. Jeden Augenblick konnte das Schiff springen. Vater und Sohn hielten sich mit ihren Armen fest umschlungen und flogen so mit den Schiffstrümmern gen Himmel. Wo man auch wandern mag in Corsica, man atmet Hauch vom Heldegeiste.

Benzolasca ist ein kleiner Ort mit schmucker Kirche, wenigstens im Inneren. Man war eben dabei, den Chor auszumalen und klagte mir, daß der Meister, welcher die Holzschnitzerei vergolden sollte, das Dorf schimpflich betrogen habe; denn man hatte ihm Dukaten gold gegeben und er hatte dies eingesteckt. Der einzige Luxus, den die Corsen treiben, wird auf den Schmuck ihrer Kirchen verwandt, und es gibt kaum ein kleines Paese in der Insel, welches nicht einen Stolz darenin setzte, helle bunte Farben und Goldzieraten in dem Kirchlein zu haben.

Von dem Plateau, auf welchem die Kirche von Benzolasca steht, hat man eine wohnesame Fernsicht aufs Meer und sich umwendend die Ansicht des unbeschreiblich schönen Bergkessels der Castagniccia. Wenige Gegenden Corsicas haben mir eine solche Freude gemacht als diese Berge in ihrer Verbindung mit dem Meere. Die Castagniccia ist ein imposanter Circus, welchen fastig grüne Berge von den schönsten Formen umstellen. Alle sind sie bis gegen die Gipfel mit Kastanien bedeckt, zu Füßen tragen sie Olivenhaine, deren Silbergrau mit dem Tiefgrün des Castanienlaubes malerisch contrastirt. Aus dem Laube hervor sehen nun einzelne Ortschaften, Sorbo, Penta, Castellare und das hoch in Wolken stehende Dreto, dunkel, mit schlanken schwarzen Kirchentürmen.

Die Sonne ging zu Abend, als ich diese Berge hinaufstieg, und ich hatte frohe Stunden. Wieder kam ich an einem verlassnen Kloster der Franziscaner vorbei. Es lag ganz vergraben in Nebel und Laub,

und die Fruchtbäume wußten ihren Segen kaum zu bergen. Wie ich in den Hof und in die Klosterkirche trat, überraschte mich dieses wüste Bild der Zerstörung, welches die Natur mit ihrem Pflanzenwucher lachend zudeckte. Die Steinplatten der Gräber waren aufgethan, als hätten die Todten sie gesprengt, um gen Himmel zu fliegen, Schädel lagen im Grün, und die christliche Symbolik alles Schmerzes war versunken in ein Blumenmeer.

Im Kloster von Venzolasca.

Transfiguration.

Zu einem schattendunkeln Wald
Hat mich der Irrweg hin verschlagen,
Die Sonne ging zu Rüste bald,
Da sah ich Klostermauern ragen.

Der Epheu schlug um's graue Thor
Den wounesamsten Ehrenbogen,
Ein alter Delbaum stund davor,
War auf die Klosterwacht gezogen.

Der winkte mir mit stillem Ast
Wol in den Kreuzgang einzutreten,
Als wär' er Pförtner der den Gast
Zum Trinken ladet oder Beten.

Todt ist der Mönch, der hier gehaust
Und hier gekeltert hat die Traube,
Und mit den Brüdern hier geschmaust
In blütenduft'ger Gartenlaube.

Die Mäße schreibt mit leiser Hand
Inschriften liebesehn zu lesen
Mit grünen Lettern an die Wand,
Wes Ordens der Convent gewesen.

Der Crucifixus — wunderbar! —
Ein Christus schien's pfingsthimmeltraufen,
Vom Marterholz gefallen war,
Grad in das Nebenlaub gesunken.

Und eine Knebe sah ich da
 Des Herren FüÙe fest umschließen,
 Das war die blonde Magdala
 Mit ihrem KuÙ, dem sündig süÙen.

Johannes auch als Rose lag
 Dem Herrn zu Haupt auf seinen Knieen,
 Und schaut' verzückt empor und sprach
 Zur Trauerweide, zu Marien:

„D ring' die Hände nicht in Not!
 Was kann's auf Erden Bessres geben,
 Als einen heißbeweinten Tod
 Nach einem jungen Liebeleben?“

Die blonde Knebe lächelnd rief:
 Ergossen hab' ich meine Schmerzen,
 Die Lust die mir im Busen schlief,
 Ergossen voll aus vollem Herzen.

Still dacht' ich dem Mysterium nach,
 Dem Christentum das worden trübe,
 Die Rose sah mich an und sprach:
 O Mensch! Am Anfang war die Liebe!

Der bekränzte Schädel.

Im stillen Klosterhof ich saÙ,
 Ein Schädel lag zu meinen FüÙen,
 Der lachte lachend aus dem Gras,
 Und thät mich gastlich grüÙen.

Nichts that ihm an gemeiner Staub,
 Denn um die kahle Stirn gelinde
 Schlang schirmend das gekrauste Laub
 Die blühende Clematiswinde.

Mir war's, als ob der Schädel sprach:
 Ein Corseuabt bin ich gewesen,
 Ich hab den Brüdern allgemach
 Des Evangeliums Text gelesen.

Ein Gleichniß lag mir stets zum Grund:
 Ich bin der Weinstock, ihr die Trauben;
 Das Gleichniß führ' ich stets im Mund,
 Sein Sinn ist einfach, ohne Schrauben.

Und einfach war mein Sacrament,
 Vom Abendmal die tiefe Lehre:
 Das Höchste was die Erde nennt,
 Die Traube ist es und die Lehre.

Ich teil' sie aus an manchen Gast,
 Dem Armen gab ich Gottes Segen,
 War fröhlich diese Erdenrast,
 Und konnt' mich froh zur Grube legen.

Sieh' hier das junge Laub mein Schu —
 Des Lebens muß' ich mich entschlagen,
 Doch schmückt den Schädel mir zum Lohu
 Der grüne Kranz, den ich getragen.

Nun sei mein Gast, genieß' des Weins,
 Laß dir die Klostertraube munden.
 Sei einst dein Todtenhaupt wie meins
 Von einem grünen Zweig umwunden.

Sechstes Kapitel.

Öastliches Familienstilleben in Dreto.

Denn dem Zeus gehört ein jeder
 Bredling und Dorbender an; und die Gab ist klein auch erfreulich.
 Odyssee.

Zwischen Fruchtgärten, deren Gemäuer die schöne Clematiswinde
 ganz umkränzt hielt, ging ich denn noch zwei Stunden bergauf und
 durch Castanienhaine bis Dreto dem höchstgelegenen Paese der Casinca.

Oreto hat seinen Namen von dem griechischen Oros, welches Berg heißt; der Ort liegt hoch und pittoresk auf der Spitze eines grünen Berges. Ein mächtiger Granitblock ragt grauhäuptig mitten aus dem Dorfe hervor wie ein Fundament, geschaffen das Colossalbild eines Hercules darauf zu stellen. Um nach dem Paese zu gelangen, mußte ich mühsam auf einem engen Pfade emporklettern, auf dem an vielen Stellen zugleich ein Quell herabrauschte.

Oben angelangt trat ich auf den Platz, den größten, den ich noch in einem Paese fand. Er ist das Plateau des Berges, von anderen Bergen überragt, von Häusern umstellt, welche wie der Frieden selber aussehen. Der Pfarrer spazierte mit seinem Küster umher, und die Paesanen lehnten in der Sabbatrufe an den Gärten. Ich trat auf eine Gruppe zu und fragte, ob im Orte eine Locanda wäre. Nein, sagte der Eine, wir haben keine Locanda, aber ich biete euch mein Haus an, ihr sollt finden was wir haben. Das nahm ich mit Freuden an und folgte meinem Gastwirte. Ehe ich in sein Haus trat, wollte Marcantonio, daß ich zuvor den Stolz von Oreto, die Fontäne des Dorfes, in Augenschein nähme und das Wasser koste, das herrlichste in dem ganzen Lande Casinca. Trotz meiner Ermüdung folgte ich dem Gorden. Die Fontäne war köstlich, selbst architectonisch zierlich. Das eiskalte Wasser strömte in einem steinernen Tempelchen aus fünf Röhren in unerschöpfter Fülle.

In Marcantonios Haus gekommen, wurde ich von seinem Weibe ohne Phrase bewillkommet. Sie bot mir guten Abend und ging gleich in die Küche das Mal zu rüsten. Mein Wirt hatte mich in sein bestes Zimmer geführt, und ich war erstaunt dort einen kleinen Büchervorrat zu finden; es waren geistliche Dinge, die er geerbt hatte. Ich bin unglücklich, sagte Marcantonio, denn ich habe nichts gelernt und bin sehr arm. Deshalb muß ich hier auf dem Berge sitzen, statt auf das Festland zu gehen und ein Amt zu bekleiden. Ich betrachtete mir diesen Mann im braunen Kittel und der phrygischen Mütze genauer. Er hatte ein verschlossenes, von Leidenschaft durchfurchtes Gesicht von wahrhaft eiserner Härte, und was er sprach war kurz, entschieden und in einem bitterm Tone. Ich sah diesen Mann nicht ein einziges Mal lächeln und fand in den einsamen Bergen eine von Ehrgeiz gequälte hinausstrebende Seele. Solche Erscheinungen sind in Corsica nicht selten; mächtig lockt das Beispiel vieler Familien aus den Dörfern, wo man oft in der finsternsten

Capanna die Familienbildnisse von Senatoren, Generalen und Präfecten finden kann. Die Insel Corsica ist eben das Land der Emporkömmlinge und der natürlichen Gleichheit.

Marcantonios Tochter, ein junges hübsches Mädchen von blühend kräftiger Gestalt trat in das Zimmer. Sonst keine Notiz von der Anwesenheit eines Gastes nehmend fragte sie nur ganz laut und ganz naiv: Vater, wer ist der Fremde, ist es ein Franzos, was will er in Dreto? Ich sagte ihr, daß ich ein Deutscher sei, was sie nicht verstand. Giulia ging ihrer Mutter beim Male helfen.

Es ward aufgetragen und das reichste Mal eines Armen, eine Krautsuppe und dem Gaste zu Ehren ein Stückchen Fleisch, Brod, Pflirschen. Die Tochter trug die Speisen auf, aber nach corsischer Sitte nahm weder sie noch die Mutter am Essen Theil, sondern der Mann allein legte mir vor und aß neben mir.

Er führte mich darauf in die kleine Kirche von Dreto und auf den Rand des Felsens, um die unvergleichlich schöne Fernsicht zu genießen. Der junge Curate und eine nicht kleine Gefolgschaft von Paesanen begleiteten uns dahin. Es war ein sonnengoldiger, wonnig frischer Abend. Ich stand erstaunt ob solcher ungeahnten Herrlichkeit der Natur, denn zu meinen Füßen sah ich die castanienwaldbedeckten Berge in die Ebene hinabsinken, diese einem unermesslichen Garten gleich sich zum Strande dehnen, von dem Golosse und dem Fiumalto durchschlängelt, begrenzt von dem verklärten Meere, an dessen Horizonte die Inseln Capraja, Elba und Monte Chiato sich aufreiheten. Der Blick umfaßt die ganze Uferlinie bis nach Bastia und südlich bis San Nicolao — landhinein wieder Berg an Berg, mit Dörfern gekrönt.

Auf dieser Stelle war nun eine kleine Gemeinde um uns versammelt, und ich machte mir das Vergnügen, die Insel zu preisen, welche so merkwürdig sei durch ihre Natur wie durch die Geschichte ihres heroischen Volks. Der junge Curate setzte dieses Lob mit vielem Feuer fort, die Bauern stimmten mit ein und jeder wußte sein Vaterland zu ehren. Ich machte die Bemerkung, daß diese Leute in der Geschichte ihres Landes trefflich zu Hause waren. Der Curate erregte meine Verwunderung, er hatte Geist und einen witzigen Ausdruck. Von Paoli sprechend sagte er einmal: „seht, seine Zeit war eine Zeit der Thaten, die Männer von Drezza sprachen wenig, aber sie handelten viel. Hätte unsere Zeit einen einzigen Mann von der großen

und aufopfernden Seele des Pasquale hervorgebracht, so stünde es heute anders in der Welt. Aber heute ist es die Zeit der Chimären und der Federn, und doch ist der Mensch nicht gemacht zum Fliegen.“ Ich folgte dem Curaten mit Freuden in sein Presbyterium, ein ärmliches Haus von schwarzen Steinen. Aber sein Stübchen war schmuck und hatte eine saubere Bibliothek von ein paar hundert Bänden. Ich verlebte eine angenehme Stunde bei einer Flasche des köstlichsten Weines mit dem gebildeten und frei aufgeklärten Manne mich unterhaltend, während Marcantonio stumm und verschlossen dabei saß. Wir kamen auf Aleria zu sprechen und ich fragte nach römischen Altertümern in Corsica. Marcantonio nahm plötzlich das Wort und sagte sehr ernst und kurz: wir brauchen den Ruhm römischer Altertümer nicht, wir haben genug an dem unserer Väter.

In Marcantonios Haus zurückgekehrt, fand ich in dem Zimmer denn auch Mutter und Tochter, und wir setzten uns zum vertraulichen Familienkreise um den Tisch zusammen. Die Frauen besserten ihre Kleider aus, sie waren gesprächig, unbefangen, naiv wie alle Corsen. Die rastlose Thätigkeit der corsischen Frauen ist bekannt; den Männern untergeordnet und in der Gesellschaft bescheiden ein dienendes Loos hinnehmend, ruht die ganze Last der Arbeit auf ihnen; sie teilen dieses Schicksal mit den Weibern aller kriegerischen Völker, wie namentlich der Serben und Albanesen.

Ich beschrieb ihnen die großen Städte des Festlandes, ihre Feste und Gebräuche, wie einige Sitten meines Vaterlandes. Sie äußerten sie ein Erstaunen, obwol was sie hörten ihnen gänzlich fremd war und Giulia noch keine Stadt, nicht einmal Bastia gesehen hatte. Ich fragte das Mädchen nach ihrem Alter. Ich bin zwanzig Jahre alt, sagte sie.

Das ist unmöglich. Ihr habt kaum siebenzehn Jahre.

Sie ist sechzehn Jahre alt, sagte die Mutter.

Nun, wißt Ihr nicht Euren eigenen Geburtstag, Giulia?

Nein, aber er steht im Register und der Maire wird ihn schon wissen.

Der Maire ist also der einzige Glückliche, der den Geburtstag des hübschen Kindes feiern kann, wenn er nämlich seine große Hornbrille auf die Nase setzt und in dem großen Register nachschlägt.

Giulia, wie vergnügt ihr euch? Jugend will doch seine Freude haben.

Ich habe zu thun genug, den Brüdern fehlt auch alle Augenblick etwas; Sonntags gehe ich in die Messe.

Wie werdet Ihr Euch morgen auspuzen?

Ich werde die Falbetta anziehn.

Sie holte die Falbetta aus dem Schrauke und zog sie über, das Mädchen sah sehr hübsch darin aus. Die Falbetta ist ein langes Gewand, meist von schwarzer Farbe, dessen hinteres Ende über den Kopf geworfen wird, so daß es einem Nonnengewande mit Kapuze ähnt. Aeltlichen Frauen gibt die Falbetta Würde, junge Mädchen umwallt sie geheimnißvoll und reizend.

Die Frauen fragten mich, wer ich sei. Das war schwer zu beantworten. Ich zog mein sehr kunstloses Skizzenbuch hervor und indem ich ihnen einige Blätter zeigte, sagte ich, daß ich ein Maler sei.

Seid ihr in's Dorf gekommen, fragte Giulia, um die Stuben anzustreichen? Ich lachte laut auf, es war diese Frage eine geistvolle Kritik meiner corsischen Skizzen.

Marcantonio sagte sehr ernst: laßt nur, sie versteht es nicht.

Von schönen Künsten und Wissenschaften haben diese corsischen Frauen keine Kunde; sie lesen keine Romane; in der Dämmerstunde spielen sie die Ziter und singen einen schwermuthsvollen Vocero, eine schöne Lobtenklage, die sie vielleicht selber improvisiren. Aber in dem kleinen Kreise ihrer Anschauungen und Gefühle bleibt ihre Seele stark und gesund wie die göttliche Natur, keusch und fromm und lebensdäcker, und fähig aller Aufopferung und solcher heroischen Entschlüsse, welche die Poesie der Civilisation als die erhabensten Bilder menschlicher Seelengröße für alle Zeiten aufstellt, wie Antigone und Iphigenia.

Dieses Naturvolk der Corsen kann jeder einzigen heroischen That des Altertums eine gleiche an die Seite stellen.

Der jungen Corsin Giulia zu Ehren erzähle ich die folgende corsische Geschichte, welche historisch ist, wie jede andere Novelle, die ich mittheilen werde.

Die corsische Antigone.

Es war gegen das Ende des Jahres 1768. Die Franzosen hatten Oletta besetzt, ein ansehnliches Dorf im Lande Rebbio. Weil der Posten wegen seiner Lage höchst wichtig war, hatte Pasquale

Paoli mit den Einwohnern von Oletta heimlich Verbindungen angeknüpft, um die französische Besatzung zu überfallen und gefangen zu nehmen. Sie zählte 1500 Mann unter dem Befehle des Marquis von Arcambal. Aber die Franzosen waren auf ihrer Hut, sie verkündeten das Kriegsgefeß in Oletta und übten ein wachsam strenges Regiment, so daß die Männer des Dorfes nichts wagen durften.

Grabesstille herrschte nun in Oletta.

Da verließ eines Tages ein Jüngling Giulio Saliceti ohne Erlaubniß der französischen Wache sein Dorf, um auf die Campagna hinauszugehen. Als er wieder zurückkehrte, wurde er festgenommen und in den Kerker geworfen; doch gab man ihm nach kurzer Zeit die Freiheit zurück.

Der Jüngling ging aus dem Kerker nach dem Hause seiner Verwandten, den Groll im Herzen, daß ihm der Feind eine Schmach angethan. Er murmelte etwas vor sich hin, und das war wol ein Fluch gegen die verhaßten Franzosen. Ein Sergeant hörte was Giulio murmelte, er gab ihm einen Schlag ins Gesicht. Dies geschah vor dem Fenster des Hauses, und am Fenster stand eben der Abt Saliceti, Giulio's Verwandter, den das Volk Peverino nannte, das heißt spanischer Pfeffer, weil er ein hitziger und jähler Mann war. Wie Peverino den Schlag in's Antlitz seines Verwandten fallen sah, war es ihm als sollte ihm das Herz im Leibe verbrennen.

Als nun Giulio seiner Sinne nicht mächtig in das Haus stürzte, nahm ihn Peverino in seine Kammer. Nach einer Weile sah man beide Männer heraustreten, ruhig, doch unheimlich ernst.

Nachts, heimlich stiegen andere Männer in das Haus Saliceti und saßen zusammen und berieten sich. Was sie berieten war dies: sie wollten die Kirche von Oletta, welche die Franzosen in ihre Caserne verwandelt hatten, in die Luft sprengen. Sie wollten sich rächen und sich befreien.

Sie gruben eine Mine von Saliceti's Hause bis unter die Kirche, und nachdem sie sich dahin durchgewühlt hatten, füllten sie den Minengang mit all' dem Pulver, welches sie versteckt gehalten hatten.

Am 13. Februar des Jahres 1769 sollte die Kirche auffliegen, gegen die Nacht.

Dem Giulio war das Herz vor Ingrinun so klein geworden wie eine Flintenkugel. Morgen, sagte er zitternd, morgen! Laßt mich die Lunte anlegen. Sie haben mich ins Gesicht geschlagen, ich will

ihnen einen Schlag geben, der soll sie bis in die Wolken schlagen; ich will sie aus Oletta hinauswettern mit einem Schusse wie das Blei aus einer Tromba.

Aber die Weiber und Kinder, und die es nicht wissen? Die Explosion wird die nächsten Häuser mitreißen und die ganze Nachbarschaft.

Man muß sie warnen. Man muß ihnen unter irgend einem Vorwande befehlen, um die gewisse Stunde nach dem andern Ende des Dorfs zu gehen, und das in aller Stille.

So thaten die verschwornen Männer.

Als nun die fürchterliche Stunde des morgenden Abends kam, sah man Greise, Männer, Weiber, Kinder stumm und in ungewisser Furcht, scheu, heimlich und schnelle nach dem andern Ende des Dorfes gehen und dort sich sammeln.

Da schöpften die Franzosen Argwohn, und ein Bote vom General Grand-Maison kam herbeigesprengt; der gab jählings Kunde von dem was man diesem bereits gemeldet hatte. Denn Jemand hatte den Anschlag verraten. Augenblicks warfen sich die Franzosen auf Saliceti's Haus und die Pulvermine und verhinderten das höllische Unternehmen.

Saliceti mit einem kleinen Teile der Verschworenen hieb sich mit verzweifeltm Mute durch und entkam glücklich aus Oletta. Andere aber wurden ergriffen und in Ketten gelegt. Das Kriegsgericht verurtheilte vierzehn Tapfere zum Tode durch das Rad, und an sieben Unglücklichen wurde die Strafe wirklich vollzogen.

Sieben Leichname sah man auf dem Plage vor dem Kloster von Oletta öffentlich ausgestellt. Kein Grab sollte ihnen werden. Der französische Commandant hatte das Gebot erlassen, daß der des Todes schuldig sein solle, welcher einen der Todten vom Gerüste nehmen und begraben würde.

Auf dem Dorf Oletta lag das Entsetzen. Der Todeschauer hatte jedes Herz ergriffen. Keine menschliche Seele zeigte sich auf den Straßen; das Feuer auf den Heerden war erloschen, jede Stimme todt außer der des Weinens. Sie saßen in den Häusern, und ihre Gedanken flirrten unablässig nach dem Klosterplatze, wo die sieben Leichen auf dem Gerüste lagen.

Es kam die erste Nacht. Da saß auf ihrem Bette in der Kammer Maria Gentili Montalti. Sie weinte nicht, sie saß, das Antlig

auf die Brust gebeugt, die Hände im Schooße, die Augen geschlossen. Manchmal schluchzte ihre Seele auf.

Es war ihr, als rief durch die Stille der Nacht eine Stimme: O Mari!

Die Todten rufen manchmal in der stillen Nacht den Namen dessen, den sie geliebt haben. Wer antwortet, muß sterben.

O Bernardo! rief Maria, denn sie wollte sterben.

Bernardo aber lag vor dem Kloster auf dem Gerüste, und von den Todten war er der Jüngste und der Siebente. Er war Marias Geliebter, im folgenden Monate sollte die Hochzeit sein. Nun lag er todt auf dem Blutgerüste.

Maria Gentili stand in der dunkeln Kammer still, sie horchte gegen die Seite hin, wo der Klosterplatz lag, und ihre Seele hielt Zwiesprach mit einem Geiste. Bernardo schien sie zu bitten um ein christliches Begräbniß.

Der aber sollte des Todes schuldig sein, welcher einen Todten vom Gerüste nehmen und begraben würde. Maria wollte ihren Geliebten begraben und dann sterben.

Sie öffnete leise die Thüre ihrer Kammer, um das Haus zu verlassen. Sie schritt durch das Zimmer, in welchem ihre greisen Eltern schliefen. Sie trat an ihr Lager und lauschte den Atemzügen ihres Schlafes. Da fing ihr Herz an zu zittern, denn sie war das einzige Kind ihrer Eltern und ihr Stab, und wie sie bedachte, daß ihr Tod durch Heufershand Vater und Mutter in die Grube beugen würde, schwankte ihr die Seele in großem Leide, und sie that einen Schritt zurück nach ihrer Kammer.

Da hörte sie wieder die Todtenstimme klagen: — O Mari! — O Mari, ich habe dich so sehr geliebt, und nun willst du mich verlassen. In meinem gebrocheneu Leibe liegt das Herz, das in Liebe zu dir gestorben ist — begrabe mich, in der Kirche des Franciscus, im Grab meiner Väter . . . o Mari . . .

Maria öffnete die Thüre des Hauses und trat in die Nacht hinaus. Sie wankte nach dem Klosterplatze. Die Nacht war finster. Manchmal kam der Sturm und setzte die Wolken hinweg, daß der Mond hinunterschien. Wenn sein Stral auf den Klosterplatz fiel, war's als wollte das Licht des Himmels nicht sehn was es sah, und der Mond zog die schwarzen Wolfenscheier wieder vor. Denn vor dem Kloster lagen auf dem roten Gerüste sieben

Leichen, eine neben der andern, und die siebente war eines Jünglings Leiche.

Die Gule und der Rabe schrieten auf dem Turm, die sangen den Vocero, die Todtenklage. Ein Grenadier aber ging mit geschultertem Gewehr in der Nähe des Plazes auf und ab. Ihm grauste wol bis in das tiefste Mark, er hatte seinen Mantel über das Gesicht geschlagen, und wandelte langsam auf und nieder.

Maria hatte sich in die schwarze Falbetta gehüllt, daß in der Nacht ihre Gestalt leichter verschwände. Ein Gebet schickte sie zur heiligen Jungfrau der Schmerzensmutter, daß sie ihr helfen solle, und dann schritt sie rasch zu dem Gerüste. Der siebente Todte war's — sie löste Bernardo; ihr Herz und ein Schimmer von seinem Todtengesichte sagten ihr, daß er es war, auch in der dunkeln Nacht. Maria nahm den Todten auf ihre Arme, auf ihre Schulter. Sie war stark geworden wie von Manneskraft. Sie trug den Todten in die Kirche des heiligen Franciscus.

Da setzte sie sich erschöpft auf die Stufen eines Altars, über dem das Muttergotteslämpchen brannte. Der todte Bernardo lag auf ihren Knien, wie der todte Christus auf den Knien Marias lag. Pietà nennt man dieses Bild im Süden.

Kein Laut in der Kirche. Die Muttergotteslampe flimmert. Draußen ein Windstoß, der vorüberpfeift.

Da erhob sich Maria. Sie ließ den todten Bernardo auf die Stufen des Altars niedergleiten. Sie ging an die Stelle, wo das Grab von Bernardo's Vätern lag. Sie öffnete das Grab. Dann nahm sie den Todten. Sie küßte ihn und senkte ihn in das Grab hinunter, das sie wieder schloß. Maria kniete lange vor dem Bilde der Muttergottes und betete, daß Bernardo's Seele Frieden habe im Himmel, und dann ging sie still hinweg, in ihr Haus und in ihre Kammer.

Als der Morgen anbrach, fehlte von den Todten auf dem Klosterplaze Bernardo's Leiche. Die Kunde flog durch das Dorf, daß sie verschwunden sei, und die Soldaten trommelten Alarm. Man zweifelte nicht, daß die Familie Leccia ihren Verwandten Nachts von dem Gerüste genommen habe, und auf der Stelle drang man in ihr Haus, nahm sie gefangen und warf sie mit Ketten geschlossen in den Turm. Nach dem Gesetze des Todes schuldig sollten sie den Tod erleiden, ob sie gleich die That leugneten.

Was geschehn war hörte Maria Gentili in ihrer Kammer. Ohne ein Wort zu sagen, eilte sie aus dem Hause zu dem Grafen de Baur, welcher nach Oletta gekommen war. Sie warf sich ihm zu Füßen und bat um die Freilassung der Gefangenen. Sie bekannte sich zu der That. Ich habe meinen Geliebten begraben, sagte sie, ich bin des Todes schuldig, hier ist mein Haupt; aber laßt die in Freiheit, welche unschuldig leiden.

Der Graf wollte anfangs dem nicht trauen was er hörte, denn er hielt es für unmöglich, sowol daß ein schwaches Mädchen einen solchen Heldenmut besitzen, als daß es die Kraft haben könne, zu vollbringen was Maria vollbrachte. Als er sich nun von der Wahrheit ihrer Aussage überzeugt hatte, stand er tief erschüttert und zu Tränen gerührt. Gehe, sagte er, großherziges Mädchen und löse selbst deines Bräutigams Verwandte, und möge Gott deinen Heldenmut belohnen.

Am selbigen Tage nahm man die sechs Gerichteten vom Gerüste und gab ihnen allen ein christliches Begräbniß.

Siebentes Kapitel.

Ein Ritt durch das Land Drezza nach Morosaglia.

Ich wollte von Oretto durch das Land Drezza nach Morosaglia, dem Vaterlande Paolis. Marcantonio hatte mir versprochen mich zu begleiten und gute Pferde zu besorgen. Er weckte mich also des Morgens und machte sich bereit. Er hatte sich in seinen besten Staat geworfen, eine sammtne Jacke angezogen und sich sehr glatt rasirt. Die Frauen gaben uns noch ein gutes Frühbrod auf die Reise, und so schwangen wir uns auf die Corbenpferdchen und ritten stolz von dannen.

Mir wird noch die Seele froh, wenn ich an jenen Sonntagsmorgen denke und an den Ritt durch dieß romantisch schöne Land von Drezza über die grünen Berge, durch die kühlen Talschluchten, über rauschende Bäche, durch die dunkeln Eichenwälder. So weit das Auge reicht überall diese tiefschattigen duffigen Castanienhaine, diese gewaltigen Riesenbäume, wie ich sie nimmer noch gesehn. Die

Natur hat hier alles gethan, der Mensch so wenig. Die Castanien sind oft sein einzig Gut, und der Corse besißt manchemal nicht mehr als sechs Ziegen und sechs Castanienbäume, welche ihm seine Polleta geben. Die Regierung hatte bereits den Einfall gehabt, die Castanienwälder auszuhauen, um den Corsen zum Ackerbau zu zwingen, aber das hieß ihn verhungern lassen. Viele dieser Bäume haben zwölf Fuß dicke Stämme; das volle duffige Laub, die langen breiten und dunkeln Blätter mit den gefaserten hellgrünen Fruchtkapseln gewähren einen schönen Anblick.

Hinter dem Baese Casalta kamen wir in eine überaus romantische Schlucht, welche der Fiumalto durchrauscht — überall ist hier Serpentin und der köstliche Marmor Verde antico. Das Elysium der Geologie nennen die Ingenieure das Ländchen Drezza; die Wasser des Flusses rollen das edle Gestein mit sich. Immer fort durch balsamische Haine, bergauf, bergab, ritten wir weiter nach Piedicroce, dem Hauptorte von Drezza, berühmt durch seine Heilquellen. Denn wie an den Mineralien, so ist auch an mineralischen Wassern Drezza reich.

Francesco Marmocchi sagt in seiner Geographie der Insel: Die Mineralwässer sind überhaupt das charakteristische Zeichen der Länder, welche durch die innern Kräfte gehoben sind. Corsica, welches in einem kleinen Raume das überraschende und so mannigfaltige Schauspiel der tausend Wirkungen dieses alten Kampfes zwischen dem erhitzten Innern und der erkälteten Rinde der Erde darbietet, konnte von dieser allgemeinen Regel keine Ausnahme machen.

Corsica hat also seine kalten und warmen Mineralquellen, und obwohl die Quellen dieser Art, so weit man sie bisher gezählt hat, zahlreich sind, ist doch unbezweifelt, daß man sie noch nicht alle kennt.

Was die Naturgeschichte und im Besondern die Mineralogie betrifft, so ist diese schöne und große Insel noch lange nicht vollständig erforscht.

Bis heute kennt man nur genau und vollständig 14 Mineralquellen, warme wie kalte. Die Verteilung dieser wohlthätigen Wasser über die Oberfläche der Insel, besonders was ihre Wärmebeschaffenheit betrifft, ist sehr ungleich. Die Region des primären Granits zählt ihrer 8, alle warm und mehr oder minder schwefelhaltig bis auf eine; während die Region der primären ophyolitischen und calcären Terrains nur 6 besißt, von denen eine einzige warm ist.

Die Quellen von Trezza, an vielen Stellen vortretend, liegen auf dem rechten Ufer des Fiumalto. Man benützt nur die Hauptquelle, sie ist kalt, ein eisenhaltiger Sauerbrunnen. Sie sprudelt mit großer Macht in einem Berge unterhalb Piedicroce, aus einem Steinbecken. Man hat gar keine Anstalten getroffen, den Brunnengästen dort Erleichterung zu schaffen, sondern diese gehen oder reiten unter ihren Sonnenschirmen die Berge hinunter in den grünen Wald, wo sie ihre Zelte aufgeschlagen haben. Nach einem mehrstündigen Ritte in der brennenden Sonnenhitze und ohne Sonnenschirm schmeckte mir dies heftig moussirende Wasser gar köstlich.

Piedicroce liegt hoch. Sein schlanker Kirchturm sieht frei und lustig von dem grünen Berge herunter. Die Lage der corthischen Kirchen in den Bergen ist oft bezaubernd schön und kühn. Sie liegen eigentlich schon im Himmel, und wenn man die Kirchthüren aufthut, so können die Wolken und die Engel unter die Gemeinde hineinspazieren.

Ein majestätisches Gewitter stammte um Piedicroce und der Donner hallte starktönig rings in den Bergen. Wir ritten in das Paese, der Regenstut zu entgehn. Ein junger Mann in sauberer städtischer Kleidung sprang aus einem Hause und lud uns ein abzusitzen und in seine Locanda zu treten. Es waren da noch zwei Herren mit Cavalierbärten und von sehr gewandtem Benehmen, die sogleich nach meinen Befehlen fragten. Und stink waren sie dabei; der Eine rührte Eier zusammen, der Andere trug Holz aus Feuer, der dritte hatte ein Fleisch. Der Älteste unter ihnen hatte ein edel geschnittenes, doch sieberblasses Gesicht und einen langen starischen Schnauzbart. So viel Köche zu einem schlichten Male und so gar vornehme hatte ich noch nirgend gefunden. Ich war schier verwundert, bis sie sich mir entdeckten. Es waren zwei flüchtige Modenesen und ein Ungar. Während der Magyar das Fleisch briet, erzählte er mir, daß er sieben Jahre lang Oberlieutenant gewesen sei. Nun stehe ich hier und koche, setzte er hinzu; aber so gehts in der Welt, wenn man zum armen Teufel in der Fremde geworden ist, muß man sich nicht geniren. Wir haben hier eine Locanda aufgeschlagen für die Zeit der Brunnencur und haben fast nichts erübrigt.

Wie ich den bleichen Mann betrachtete — er hatte sich in Aleria das Fieber geholt — überkam mich ein Nühren.

Wir setzten uns zusammen Magyar, Lombarde, Gorke, Deutscher,

sprachen mancherlei von alten Dingen und nannten manchen Namen jüngster Vergangenheit. Wie werden viele dieser Namen so still vor dem einen großen Namen Paoli. Ich darf sie neben ihm nicht nennen, der edle Bürger und der starke Mann der That will allein sein.

Das Gewitter war hinweggezogen, aber die Berge standen noch tief vernebelt. Wir stiegen zu Pferde um über das Gebirg San Pietro weiter nach Ampugnani zu reiten. Es grollte und rollte noch in den Nebelschluchten und rings um flatterten die Wolken. Eine wilde, düstere Stimmung lag tränenschwer über den Bergen, bisweilen noch ein Blitz — Berge wie im Wolkenmeere versunken, andere sich herauswühlend gleich Giganten; wo die Schleier reißen eine fastige Landschaft, grüne Haine, schwarze Dörfer — und das fliegt gleichsam an dem Reiter vorüber, Gipfel und Tal, Klöster und Türme, Berg und Berg, wie Traumbilder in Wolken hangend. Die elementarischen wilden Gewalten, welche gefesselt in der Menschenseele schlafen, möchten da ihre Bande sprengen und hinausrasen. Wer erlebte nicht solche Stimmungen auf wilder See oder beim Wandern durch den Sturm. Was man da fühlt ist dieselbe elementarische Naturgewalt, welche wir Menschen Leidenschaft nennen, wenn sie sich in einer Form bestimmt. Vorwärts Marcauonio, und lassen wir die roten Pferdchen diesen Nebelberg entlang springen, weil wir noch jung sind, und so gilt's: alles was Federn hat fliegt hoch, Wolken fliegen, Berge fliegen, Klöster fliegen, Türme fliegen, Ross und Reiter fliegen. Ach! es ist eine Lust, zu fliegen! — Da hängt ein schwarzer Kirchenturm drüben hoch in den Nebeln und die Glocken läuten und läuten — Ave Maria, daß die Seele stille werde.

Die Dörfer sind hier klein, überall auf den Bergen materisch zerstreut, hoch gelegen und in reizenden grünen Tälern. Ich zählte deren von einem Punkte aus um mich her 17 mit ebensoviel schlanken, schwarzen Kirchentürmen. Viele Männer kamen uns entgegen, Männer aus dem alten historischen Lande Drezza und Rostino, starke, blühende Heldengestalten. Ihre Väter bildeten einst die Garde Paolis.

Bei Polveroso gab's einen herrlichen Blick in einen Talkessel, in dessen Mitte Porta liegt, der Hauptort des Ländchens Ampugnani, ganz umringt von Castanienbäumen, die nun abtropften. Hier lag ehemals das alte Accia, ein Bistum, welches nun spurlos verschwunden ist. Porta sieht ungemein sauber aus und viele seiner Häuschen gleichen zierlichen Villen. Die kleine gelbe Kirche hat eine schmucke

façade und ein überraschend grazioser Glockenturm steht ihr als einzelner Campanile nach toscanischer Art zur Seite. Vom Berge San Pietro hinunter sieht man in diese Häuserreihen und Gassen, die sich um die Kirche gruppieren, wie in ein schönes Theater. Porta ist das Vaterland des Sebastiani.

Nun werden die Berge kahler und lakonischer und verlieren den Schmuck der Castanien. Gewaltige Disteln fand ich auf dem Wege, mit den herrlichsten breiten, schöngerandeten Blättern und als baumartige Sträucher, deren Stämme schon hart verholzt waren. Marcantonio war ganz in Schweigen versunken. Die Corsen sprechen wenig wie die Spartaner, mein Wirt von Oreto war meist stumm wie Harpocrates. Ich war doch einen ganzen Tag von Morgen bis Abend mit ihm durch die Berge geühten und konnte kein Gespräch in Fluß bringen. Nur bisweilen warf er eine naive Frage hin: habt ihr Kanonen? habt ihr Glocken zu Hause? wachsen bei euch auch Früchte? seid ihr reich?

Nach Ave Maria erreichten wir endlich den Canton Rostino oder Morosaglia, das Vaterland der Paoli, die glorwürdigste Stelle corsischer Geschichte und den Mittelpunkt der alten demokratischen Terra del Commune. Auf der Campagna nahm Marcantonio von mir Abschied, er wollte in einem Hause auf dem Felde übernachten um morgenden Tags mit den Pferden heimzukehren. Er küßte mich brüderlich und wandte sich dann um, schweigsam und ernst, und ich, beglückt auf diesem Heldenlande freier Männer zu sehn, wanderte allein fort, um den Couvent von Morosaglia zu erreichen. Eine Stunde habe ich hier noch Zeit auf ziemlich öder Flur, und ehe ich nun in Paolis Haus komme, will ich sein und seines Volkes Geschichte fortsetzen; wo ich sie abgebrochen habe.

Achtes Kapitel.

Paquale Paoli.

Il cittadino non la città son io. ^o

Timoleon des Rifieri.

Nachdem Paquale Paoli mit seinem Bruder Clemens und seinen Genossen Corsica verlassen hatte, bemächtigten sich die Franzosen

leicht der ganzen Insel. Nur einzelne Guerillabanden setzten in den Bergen den Kampf fort. Unter ihnen verdient besonders ein edler Kämpfer für die Freiheit die Liebe und die Bewunderung der Nachwelt. Es war der arme Pfarrer von Guagno, Domenico Ieca, aus der alten Familie des Giampolo. Er hatte auf das Evangelium geschworen der Freiheit treu zu bleiben und eher zu sterben als vom Kampfe zu lassen. Wie nun alles Land sich unterworfen hatte und der Feind ihn aufforderte, die Waffen niederzulegen, erklärte er, daß er an seinem Eide sich nicht versündigen könne. Er entließ diejenigen von seiner Gemeinde, welche ihm nicht länger folgen wollten, und warf sich mit seinen Treuen in die Berge. Noch Monate hindurch kämpfte er hier, doch nur wenn man ihn angriff, und wenn verwundete Feinde in seine Hände gefallen waren, pflegte er sie aus christlicher Barmherzigkeit. Nie that er jemand ein Leidens anders als im ehrlichen Kampfe. Die Franzosen forderten ihn vergebens auf, herabzukommen, daß er ungekränkt in seinem Dorfe leben möge. Der Pfarrer von Guagno aber irrte in den Bergen, denn er wollte frei sein, und nachdem er von allen verlassen war, fristeten ihm die Ziegenhirten das Leben. Eines Tages aber fand man ihn todt in einer Höle, wo er zu seinem Herrn eingegangen war, müde und kummervoll und als ein freier Mann. — Ein Blutsverwandter Paolis und Freund Alfieri's, Giuseppe Ottaviano Savelli hat das Andenken des Pfarrers von Guagno in einem lateinischen Gedichte verherrlicht, welches heißt *Vir nemoris*, der Mann vom Walde.

Auch andere Corsen, welche in die Verbannung nach Italien gegangen waren, landeten hie und da, und versuchten wie ihre Väter Vincentello, Renuccio, Giampolo und Sampiero in alten Zeiten gethan, die Insel zu befreien. Es gelang ihnen nimmer. Viele Corsen schleppte man barbarisch in die Kerker, viele warf man in die Galeeren von Toulon, als wären diese Männer Heloten gewesen, die sich gegen ihre Herren empört hatten. Abbatucci, einer der letzten, welche in Waffen geblieben waren, durch falsche Anklagen des Hochverrats geziehen, wurde in Bastia zur Brandmarkung und zur Galeere verurteilt. Als nun Abbatucci auf dem Hochgerüste saß, wagte der Henker es nicht ihm das glühende Eisen anzulegen. Tue deine Pflicht! rief ein französischer Richter — der Henker lehnte sich zu diesem und streckte das Eisen gegen ihn aus, als wollte er den Richter brandmarken. Später ward Abbatucci freigesprochen.

Unterdeß war auf den Grafen de Baur der Graf Marboeuf im Commando Corsicas gefolgt. Seine Verwaltung war im allgemeinen wolthätig; die alten bürgerlichen Geseze der Corsen, ihre Statuten, blieben bestehn, die Zwölfsmänner wurden wieder eingesetzt und für eine bessere Gerichtsbarkeit gesorgt. Auch suchte man die Industrie und den Ackerbau des ganz verarmten Landes zu heben. Nachdem Marboeuf 16 Jahre lang Corsica regiert hatte, starb er in Bastia im Jahre 1786.

Sobald nun die französische Revolution ausgebrochen war, verschlang die ungeheure Bewegung alle besonderen Interessen der Corsen, und diese freiheitsliebenden Männer warfen sich mit Begeisterung in den Strom der neuen Zeit. Der corsische Abgeordnete Saliceti hatte den Vorschlag gemacht die Insel Frankreich einzuverleiben, daß sie an seiner Constitution Theil nähme. Das geschah durch ein Decret der gesetzgebenden Versammlung vom 30. November 1789, und allgemeine Freude erhob sich darüber in Corsica. Verwundersam war der Umschlag und der Widerspruch der Dinge. Dasselbe Frankreich, welches 20 Jahre früher seine Heere ausgesendet hatte, um die Freiheit und die Constitution der Corsen zu vernichten, hatte jetzt diese Constitution auf seinen Thron erhoben.

Die Revolution rief Pasquale Paoli aus seinem Exil. Er war zuerst nach Toscana gegangen und von dort nach London, wo ihn der Hof und die Minister mit Ehren empfangen hatten. Er lebte in London ganz zurückgezogen, und wenig verlautete von seinem Leben und seiner Beschäftigung. Paoli kam nach England geräuschlos; der große Mensch, welcher Europa auf der neuen Bahn vorgegangen war, verlor sich still in seinem Häuschen in der Drfordstraße. Er hielt keinerlei pomphaste Declamationen. Er wußte nur als Mann zu handeln, und wenn er es nicht mehr durfte, in stolzer Würde zu schweigen. Hatte doch selbst ein Schüler von Gorte einmal vor ihm gesagt: Wenn man die Freiheit durch bloße Reden gewönne, so wäre alle Welt frei. Von der Weisheit dieses Schülers läßt sich etwas lernen. Als Napoleon vom Bord des Bellerophon das Gastrecht Englands anrief als ächter Corse seine letzte Zuflucht in der Gastlichkeit suchend, verglich er sich mit dem Schutz suchenden Themistocles. Er hatte nicht das Recht sich mit dem großen Bürger Griechenlands zu vergleichen; jener Themistocles in der Fremde war allein Pasquale Paoli.

Hier sind ein paar Briefe aus jener Zeit.

Paoli an seinen Bruder Clemens
(welcher in Toscana geblieben war).

London, 3. October 1769. Ich habe keine Briefe von dir erhalten. Ich fürchte, sie sind unterschlagen, denn die Feinde sind slink dabei . . . Ich bin vom Könige und von der Königin wol empfangen. Die Minister haben mich besucht. Diese Aufnahme hat einigen fremden Ministern mißfallen: ich höre, daß sie bei diesem Hofe reclamirt haben. Ich habe versprochen Sonntag außs Land zu gehen den Herzog von Glocester zu besuchen, welcher uns sehr zuthan ist. Ich hoffe für den Unterhalt der Unfrigen dahier etwas zu erlangen, wenn Wien nichts thut. Diesen geht jetzt die Augen auf, sie erkennen nun die Wichtigkeit von Cordica. Der König hat mit mir angelegentlich von der Sache gesprochen: meine Person selbst betreffend hat mich seine Güte verwirrt. Der Empfang bei Hofe hat mir fast den Unwillen der Opposition zugezogen, so daß einige von ihnen angefangen haben, Satiren gegen mich zu schleudern. Die Feinde suchten sie zu ermutigen, indem sie mit geheimnißvoller Miene aussprengten, daß ich das Vaterland verkauft habe; daß ich mit französischem Gelde ein Gut in der Schweiz gekauft habe, daß unsere Güter von den Franzosen nicht angetastet würden; daß sie mit diesen Ministern im Einverständniß seien, weil auch sie an Frankreich verkauft wären. Doch glaube ich, daß jetzt jeder aufgeklärt sein wird; und jeder billigte meinen Entschluß in kein Parteigetriebe mich einzulassen; aber wol das zu fördern was mir geziemt, und worin sich alle in Combination setzen können ohne Einbuße an ihren persönlichen Rücksichten.

Schicke mir ein genaues Verzeichniß von allen Unfern, die in die Verbannung gegangen sind; man muß nicht Kosten scheuen: und schicke mir Nachrichten von Cordica. Die Briefe müssen unter der Adresse von Privatfreunden gehen, sonst erreichen sie mich nicht. Ich erfreue mich einer vollkommenen Gesundheit. Dieses Klima scheint mir bis jetzt sehr gelinde.

Die Campagna ist immer ganz grün. Wer sie nicht sieht kann keine Vorstellung von Frühling und Lieblichkeit haben: der Boden Englands ist gekräuselt wie die Meereswellen, wenn der Wind sie leicht bewegt. Die Männer leben hier, obschon sie von politischen

Factionen erregt sind, was Handel anbetrifft, als wären sie die innigsten Freunde: sie sind menschenfreundlich, verständig, generös in allen ihren Dingen; und sie sind glücklich unter einer Constitution, welche nicht besser sein kann. Diese Stadt ist eine Welt; und sie ist ohne Zweifel die schönste von allen zusammengenommen. Durch ihren Fluß scheint jeden Augenblick eine Flotte einzulaufen: ich glaube daß Rom weder größer noch reicher war. Aber was bei uns nach Paoli gerechnet wird wird hier nach Guineen, das ist Louisdor's gerechnet. Ich habe nach einem Wechsel geschrieben, ich habe nichts von Unterstützungen für mich hören wollen, bevor ich nicht weiß was sie über die Andern beschloffen haben; aber ich weiß daß sie gute Absichten haben. Im Falle daß man laviren muß wenn sie jetzt nicht können, wollen sie beim ersten Kriege bereit sein. Ich grüße alle; lebt glücklich und denkt nicht an mich."

Catharina von Rußland an Pasquale Paoli.

Mein Herr General von Paoli!

St. Petersburg, 27. April 1770. Ich habe Ihren Brief aus London vom 15. Februar erhalten. Alles was der Graf Aleris Drioff Sie von meinen guten Absichten für Sie mein Herr hat wissen lassen, ist eine Folge der Gefühle, welche mit Ihre Seelengröße und die hochherzig edle Weise eingestößt haben, mit der Sie Ihr Vaterland verteidigten. Das Detail Ihres Aufenthaltes in Pisa ist mir bekannt. Es enthält unter andern auch die Achtung aller derer, welche Gelegenheit hatten Sie kennen zu lernen. Das ist der Lohn der Tugend, in welcher Lage immer sie sich finden mag. Seien Sie versichert, daß ich stets die lebhafteste Teilnahme für die Ihrige empfinden werde.

Das Motiv Ihrer Reise nach England war eine natürliche Consequenz Ihrer Grundsätze gegen Ihr Vaterland. Es mangelt Ihrer guten Sache nichts als die günstigen Umstände. Die natürlichen Interessen unseres Reiches mit denen von Großbritannien so verbunden wie sie sind, die wechselseitige Freundschaft der beiden Nationen, die daraus folgt; die Aufnahme, welche meinen Flotten deshalb geworden ist; die welche meine Schiffe in dem Mitteleeere und der Handel Rußlands von einem freien Volke, das dem meinigen befreundet ist, würden zu erwarten haben, sind Beweggründe, welche

Ihnen nur günstig sein können. Also können Sie mein Herr versichert sein, daß ich die Gelegenheiten nicht außer Acht lassen werde, welche sich werden darbieten können, um Ihnen alle die guten Dienste zu leisten, welche die Conjuncturen erlauben werden.

Die Türken haben mir den ungerechtesten Krieg erklärt, der vielleicht je ist erklärt worden. Ich kann mich in diesem Augenblicke nur verteidigen. Der Segen des Himmels, welcher bis jetzt meine gute Sache begleitet hat, und welchen mir zu erhalten ich Gott bitte, zeigt hinlänglich, daß die Gerechtigkeit nicht für lange unterliegt, und daß die Geduld, die Hoffnung und der Mut in der Welt voll schwierigster Lebenslagen zum Ziele kommen. Ich empfangen mit Vergnügen mein Herr die Versicherungen der Anhänglichkeit, welche Sie mir schenken wollen, und ich bitte Sie der Achtung versichert zu sein, mit welcher ich bin

Catharina.

* * *

Zwanzig lange Jahre hatte Paoli in London als Verbannter gelebt, da rief man ihn in sein Vaterland zurück. Die Cordes schickten ihm eine Deputation und die französische Nationalversammlung lud ihn durch ein pomphaftes Schreiben zur Rückkehr ein.

Am 3. April 1790 kam Paoli zum ersten Male nach Paris. Als der Washington Europas wurde er hier gefeiert und Lafayette war stets an seiner Seite. Mit stürmischem Zuruf und prächtigen Declamationen empfing ihn die Nationalversammlung, in deren Mitte er sich begab. Er sprach zu ihr diese Worte:

„Meine Herren, dieser Tag ist der schönste und glücklichste meines Lebens. Ich habe es hingebraht im Streben nach der Freiheit, und ihr edelstes Schauspiel finde ich hier. Ich habe mein Vaterland in der Slaverei gelassen, jetzt finde ich es in der Freiheit. Was bleibt mir noch zu begehren übrig? Nach einer Abwesenheit von zwanzig Jahren weiß ich nicht, welche Veränderung die Unterdrückung unter meinen Landesleuten wird hervorgebracht haben: ach! sie hat nicht anders als verhängnißvoll sein können, weil die Unterdrückung schlecht macht. Aber da ihr, wie ihr gethan habt, den Cordes die Ketten nahmt, habt ihr ihnen die alte Tugend wieder gegeben. Indem ich in mein Vaterland zurückkehre dürft ihr an meinen Gesinnungen nicht zweifeln. Ihr seid hochherzig gegen mich gewesen und ich war

niewals ein Slave. Meine vergangene Handlungsweise, welche ihr durch eure Billigung geehrt habt bürgt auch für mein zukünftiges Handeln: mein ganzes Leben, ich darf es sagen, ist ein unverbrochener Schwur an die Freiheit gewesen: es ist darum als hätte ich schon der Constitution geschworen, welche ihr aufgestellt habt; aber mir bleibt noch übrig ihn der Nation zu leisten, welche mich adoptirt und dem Monarchen, den ich nun anerkenne. Das ist die Günst, welche ich von der hohen Versammlung begehre."

In dem Club der Constitutionsfreunde sprach Robespierre zu Paoli: Ach! es gab eine Zeit wo wir die Freiheit in ihren letzten Asilen zu unterdrücken suchten. Doch nein! dies war das Verbrechen des Despotismus . . . das französische Volk hat es getilgt. Welche große Sühne für das eroberte Corsica und für die beleidigte Menschheit! Edle Bürger, ihr habt die Freiheit in einer Zeit verteidigt, in welcher wir nicht einmal wagten sie zu hoffen. Ihr habt für sie geduldet; ihr triumpht mit ihr, und euer Triumph ist der unsrige. Vereinigen wir uns sie für immer zu wahren, und mögen ihre feilen Gegner bei dem Anblick dieses unseres heiligen Bundes vor Furcht erblaffen.

Noch ahnte Paoli nicht, in welche Stellung der Gang der Ereignisse ihn zu diesem Frankreich bringen würde, und daß er noch einmal als Feind ihm gegenüberstehen sollte. Er reiste nach Corsica ab. In Marseille empfing ihn wieder eine corsische Deputation, unter ihr die beiden jungen Clubführer von Ajaccio Joseph und Napoleon Bonaparte. Unter Thränen stieg Paoli auf dem Cap Corso ans Land und küßte die väterliche Erde; im Triumph führte man ihn von Canton zu Canton. Im ganzen Lande sang man das Te Deum.

Seitdem widmete sich Paoli ganz den Angelegenheiten seines Landes als Präsident der Landesversammlung und als Generallieutenant der corsischen Nationalgarde; im Jahre 1791 überahm er auch das Commando der Division und der Insel. Obwohl nun die französische Revolution die besondern Interessen der Corsen stumm gemacht hatte, gingen sie sich doch zu regen an, und zumeist mußten sie es in der Seele Paolis, dessen oberste Tugend der Patriotismus war. Paoli konnte nimmer in einen Franzosen sich verwandeln, noch es je vergessen, daß sein Volk nicht seine Selbstständigkeit und seine eigene Constitution gehabt hatte. Es bildete sich bald eine Spannung zwischen ihm und einigen Parteien; die einen waren aristokratisch

französisch gesinnt, wie Gaffori, Rossi, Peretti und Buttafuoco; die anderen waren leidenschaftliche Demokraten, welche das Glück der Welt nur in dem Strudel der französischen Revolution sahen, wie die Bonaparte, Saliceti und Arena.

Die Hinrichtung des Königs und das wilde Treiben der Volksmänner in Paris verwundete den Humanisten Paoli. Allmählig brach er mit Frankreich und mit der Revolution, und dieser Bruch war offen sichtbar, nach der verunglückten Unternehmung, welche Frankreich von Corsica aus gegen Sardinien unternahm und deren Scheitern man Paoli zur Last legte. Seine Gegner hatten ihn und Pozzo di Borgo den Generalprocurator förmlich angeklagt, daß er ein Particularist sei und die Insel von Frankreich losreißen wolle.

Das Convent lud ihn auf diese Anklagen vor, und schickte als seine Commissäre auf die Insel Saliceti, Lacombe und Delcher. Paoli aber gehorchte dem Decrete nicht, sondern sandte ein würdiges und festes Schreiben an den Convent, worin er seine Beschuldigungen zurückwies und sich beklagte, daß man einen hochbejahrten Mann und einen Märtyrer der Freiheit vor Gericht lade. Schreieren und Schauspielen gegenüber sollte ein Paoli sich stellen, um dann sein greises Heldenhaupt unter das Messer der Guillotine zu legen? sollte dies das Ende eines so thatenreichen und so edeln Lebens sein?

Die Weigerung dem Gebote des Convents Folge zu leisten führte den vollständigen Abfall Paoli's und der Paolisten von Frankreich herbei. Die Patrioten rüsteten sich und erließen solche Anordnungen, welche deutlich erklärten, daß sie Corsica von Frankreich als getrennt betrachtet wissen wollten. Die Commissäre reisten eilig ab, und auf ihre Berichte erklärte der Convent Paoli des Hochverrates schuldig und stellte ihn außerhalb des Gesetzes. Die Insel spaltete sich in zwei feindliche Heerlager, die Patrioten und die Republikaner, und man kam bereits zum Kampfe.

Unterdeß hatte Paoli den Plan gefaßt die Insel unter den Schutz und das Gouvernement von England zu stellen — nichts konnte ihm näher liegen und natürlicher sein — er hatte mit dem Admiral Hood, welcher die englische Flotte vor Toulon befehligte, bereits Abrede getroffen, und Hood machte sich mit seinen Schiffen gegen Corsica auf. Er landete bei S. Fiorenzo am 2. Februar 1794. Diese Festung fiel nach einem heftigen Bombardement, und ebenso ward Bastia eingenommen, nachdem der General Antonio Gentili capitulirt hatte.

Nur Calvi, das so viele Stürme in so vielen Jahrhunderten ausgehalten hatte, widerstand noch; schrecklich wütheten die englischen Bomben in dem kleinen Städtchen, welches fast ganz in Ruinen sank. Am 20. Juli 1794 ergab sich die Festung, ihr Commandant Casabianca capitulirte und schiffte sich mit seinen Truppen nach Frankreich ein. Da Bonifazio und Asaccio schon in den Händen der Paolisten waren, so hatten die Republikaner keinen Haltpunkt auf der Insel mehr. Sie wanderten aus, und Paoli und die Engländer waren unbestrittene Gebieter Corsicas.

Eine Landesversammlung der Corsen sprach hierauf die gänzliche Trennung der Insel von Frankreich aus und stellte sie unter die Protection Englands. Aber England begnügte sich nicht mit dem bloßen Schutzrechte, sondern sprach die Souveränität über Corsica an; und dies wurde die Veranlassung zu einem Bruche zwischen Paoli und Pozzo di Borgo, welchen Sir Gilbert Elliot für sich gewonnen hatte. Am 10. Juni 1794 erklärten die Corsen, daß sie ihr Land mit Großbritannien vereinigen wollten, daß es aber selbstständig bleiben und von einem Vicekönige regiert werden sollte nach der Landesconstitution.

Paoli hatte darauf gerechnet, daß der König von England ihn zum Vicekönige machen würde, aber er täuschte sich, denn Gilbert Elliot wurde in dieser Eigenschaft nach Corsica gesandt, und dies war ein großer Mißgriff, weil Elliot mit dem Zustande der Insel gänzlich unbekannt war, und man Paoli natürlich tief verwunden mußte.

Der greise Mann zog sich sofort in das Privatleben zurück, und da Elliot erkaunte, daß die Spannung zwischen ihm und den Engländern gefährlich werden mußte, schrieb er an Georg III., man möge Pasquale zu entfernen suchen. So geschah es. Der König von England lud Paoli in einem freundlichen Schreiben ein, sich nach London zu begeben, um den Rest seiner Tage in Ehren am Hofe zuzubringen. Paoli war in seinem Hause zu Morosaglia, als er das Schreiben empfing. Traurig machte er sich sofort nach S. Fiorenzo auf, schiffte sich hier ein und verließ so zum dritten und zum letzten Male sein Vaterland im October 1795. Der große Mann theilte daselbe Schicksal mit den meisten Gesetzgebern und Volksmännern des Altertums: er starb mit Undank belohnt, unglücklich und in der Fremde. Die größten Männer Corsicas Pasquale und Napoleon,

beide sich feind, sollten auf britannischem Gebiete sterben und begraben werden.

Die Herrschaft der Engländer in Corsica, aus Landesunkenntniß verkehrt und schlimm, dauerte übrigens nicht lange. Sobald Napoleon in Italien Sieger geworden war, schickte er die Generale Gentili und Gasalta mit Truppen auf die Insel, und kaum erschienen diese, als die Corsen, ohnehin erbittert über die Verbannung Paolis, sich gegen die Engländer erhoben. Diese gaben in fast unerklärlicher Hast die Insel auf, von dessen Volke sie eine unausfüllbare Kluft nationalen Widerspruches trennte; und schon im November 1796 war kein Engländer mehr in Corsica. Die Insel kehrte unter Frankreichs Herrschaft zurück.

Paquale Paoli erlebte noch das napoleonische Kaisertum. Diese Genußthuung wenigstens, einen Landsmann an der Spitze der Geschichte Europas stehen zu sehn, vergönnte ihm das Schicksal. Nachdem er nochmals zwölf Jahre im Exile zu London gelebt hatte, starb er am 5. Februar 1807, im Alter von 82 Jahren, einen ruhigen Tod, einschlafend in Gedanken an sein Volk, das er so heiß geliebt hatte. Er war der älteste Befesgeber der europäischen Freiheit gewesen und ihr Patriarch. In seinem letzten Briefe an seinen Freund Padovani sagt der edle Greis sein Leben überblickend in Demuth: Ich habe genug gelebt, und wenn es mir vergönnt wäre, mein Leben noch einmal zu beginnen, würde ich das Geschenk ausschlagen, wenn es nicht begleitet wäre von der vernünftigen Erkenntniß des vergangenen Lebens, um die Irrtümer und Torheiten zu verbessern, die es begleitet haben.

Seinen Tod meldete einer der corsischen Exilirten in diesem Briefe nach der Heimat:

Giacomoni an den Herrn Padovani.

London, 2. Juni 1807. Es ist leider wahr, daß die öffentlichen Blätter nicht die Unwahrheit sagten in Betreff des Todes des armen Generals. Er legte sich nieder am 2. Februar, Montags, um 8½ Uhr Abends; und um 11½ Uhr Nachts am Donnerstage starb er in meinen Armen. Er hinterläßt für die Schule zu Corte oder für die Universität, für vier Professoren eine Besoldung von 50 Pfund Sterling aufs Jahr für jeden; und eine andere Lehrstelle für die Schule von Rostino, welche in Morosaglia soll gegründet werden.

Am 13. Februar wurde er in S. Pancrazio begraben, wohin man fast alle Katholiken bringt. Sein Leichenbegängniß wird nahe an 500 Pfund gekostet haben. Gegen die Mitte des vergangenen April ging ich und der Doctor Barnabi nach der Westminster-Abtei um dort eine Stelle auszufuchen, wo wir ihm ein Denkmal mit seiner Büste setzen werden. —

Sterbend sagte Paoli: Meine Neffen haben wenig zu hoffen, aber ich will ihnen zum Gedächtniß und zum Trost diesen Bibelspruch vermachen: „Niemals sah ich einen Gerechten verlassen, noch seine Kinder bitten um Brod.“

Neuntes Kapitel.

Aus dem Heimatsorte der Paoli.

Es war schon spät geworden, als ich Rostino oder Morosaglia erreichte. Mit diesem Namen bezeichnet man nicht ein einzelnes Paese, sondern einen Verein von Ortschaften, welche in den ernsten rauhen Bergen zerstreut sind. Mit Mühe fand ich mich durch mehre dieser kleinen Nachbardörfern nach dem Convente von Morosaglia zurecht, auf schwierigen Felspfaden steigend und wieder zu Thal hinunter gehend unter riesigen Castanien. Dem Convente gegenüber liegt eine Locanda, eine Seltenheit in corbischen Landen. Ich fand dort einen jungen aufgeweckten Mann, welcher sich als der Director der Paoli-Schule zu erkennen gab und mir für den folgenden Tag seine Unterstützung versprach.

Morgens ging ich dann nach dem kleinen Dorfe Stretta, wo die drei Paoli geboren sind. Man muß diese Casa Paoli sehn um die Geschichte der Corsen erst recht zu begreifen und diese seltenen Menschen noch mehr zu bewundern. Das Haus Paoli ist eine ganz elende, ganz schwarze Dorfschanne, welche auf einem Granitfelsen steht. Ein frischer Bergquell rieselt unmittelbar vor der Türe vorüber. Das Haus ist aus Steinen kunstlos zusammengesetzt, schartig wie ein Turm, durchlöchert und hat wenige und unsymmetrisch angebrachte Fenster ohne Glas, mit Holzladen wie zur Zeit des Pasquale. Als dieser von den Corsen zu ihrem General berufen worden war und man ihn von Neapel her

erwartete, ließ sein Bruder Clemens Rauten in die Fenster des Wohnzimmers setzen, um seinem Bruder die väterliche Stätte wohnlicher zu machen. Aber Pasquale war kaum eingetreten und hatte kaum die luxuriöse Veränderung bemerkt, als er mit seinem Stocke sämtliche Fensterscheiben zerschlug indem er sagte, daß er in seines Vaters Hause nicht wie ein Graf, sondern wie ein Landeskind wohnen wolle. So wie damals sind auch heute die Fenster rautenlos geblieben. Man übersieht aus ihnen das erhabene Panorama der Berge von Niolo bis zu dem himmelhohen Monte Rotondo.

Eine Verwandte Paoli's, ein schlichtes Landmädchen aus der Familie Tommasi führte mich in das Haus. Alles trägt hier das Gepräge einer Bauerwohnung. Auf einer hölzernen steilen Stiege steigt man zu den ärmlichen Zimmern, in denen noch Paoli's hölzerner Tisch und hölzerne Sessel stehn. Ich stand voll Freude in dem kleinen Stübchen, wo Pasquale geboren wurde, und ich war froher bewegt an dieser Stelle als in dem Geburtszimmer Napolcons.

Noch einmal trat mir hier plastisch, ernst und würdevoll das schöne Menschenbild entgegen, vereinigt mit der Gestalt eines edlen Vaters und eines Heldenbruders. In diesem Stübchen kam Pasquale im April des Jahres 1724 zur Welt. Seine Mutter war Dionisia Valentina, eine wackere Frau aus einem Orte nahe bei Pontenuovo, das ihrem Sohne so verhängnißvoll werden sollte. Seinen Vater Hyacint kennen wir schon. Er war Arzt gewesen und wurde General der Corsen neben Ceccaldi und Giasseri. Hohe Tugenden zeichneten ihn aus, und er war des Ruhmes würdig, seinem Vaterlande solche zwei Söhne gegeben zu haben. Hyacint war ein ausgezeichnete Redner und auch als Dichter genannt. Im Lärme der Waffen hatten diese kräftigen Geister noch Zeit und Schwung genug, ihre Seele über den Dingen frei zu halten und gleich dem Ixriäus eherner Sonnete zu singen, wie dieses geharnischte, welches Hyacint an den tapfern Giasseri auf die Schlacht von Borgo dichtete, im Jahre 1735.

An Don Luis Giasseri.

Mars kröne Cyrenus' Held, der unbezungen
 Und vor ihm soll das Fatum tief sich neigen;
 Die Seufzer, die sich Genua entrungen,
 Läßt Fama hell in die Trommete steigen.

Kaum war er über'n Holo vorgedrungen,
 Spielt' er dem Feinde auf den Todesreigen,
 An Zahl gering, war ihm der Sieg gelungen;
 Er siegte, wo das Schwert er mochte zeigen.

Den großen Kampf, worauf Europa schauet,
 Hat seinem Arm und seinem Helvendegen
 Das Schicksal und der Corse anvertrauet.

Und jähe Furcht will Genna bewegen,
 Wie ihm sein Schwert am Haupt das Haar verhauct —
 In Ehrms' Hand wird er das Scepter legen.

Wie aus griechischem Erze gegossen sind alle diese Männer. Sie waren auch Menschen des Plutarch und gleichen dem Aristides, dem Epaminondas und dem Timoleon. Sie konnten entbehren und sich aufopfern, sie waren schlichte und starke Bürger ihres Vaterlandes. Sie waren an den Dingen groß geworden, nicht an den Theorien, und der hohe Adel ihrer Grundsätze hatte die positivste Grundlage der Handlungen und der Erfahrungen. Will man das ganze Wesen dieser Männer mit einem Worte nennen, so heißt dies Wort: die Tugend, und deren reinste Blüte: die Freiheit.

Da fällt mein Blic auf das Porträt des Pasquale. Nicht anders möchte ich ihn mir denken. Sein Kopf ist machtvoll und klar; hoch gewölbt und frei seine Stirne, das Haar lang und frei. Dichte Augenbrauen, etwas in die Augen hinunter, wie schnell zum Zusammenziehen und zum Zürnen. Aber die blauen Augen hell, groß, frei, voll klarer Vernunft; über dem bartlosen offenen Antlitz Würde, Würde, Menschlichkeit.

Es gehört unter meine schönsten Freuden, Porträts und Büsten großer Menschen zu betrachten. Vier Menschenperioden reizen und beschäftigen da die Betrachtung am meisten, die Köpfe Griechenlands, die Römertöpfe, die Köpfe des großen fünfzehnten und sechszehnten Jahrhunderts, die Köpfe des achtzehnten Jahrhunderts. Man würde kein Ende finden, wollte man die Büsten großer Menschen aus dem achtzehnten Jahrhundert neben einander stellen; solches Museum sollte sich wol belohnen. Wenn ich deren nun eine gewisse Gruppe beisammen sehe, will es mich dünken, als waltete in ihnen eine gewisse Familienähnlichkeit, die eines und desselben geistigen Principis:

Pasquale, Washington, Franklin, Vico, Genovesi, Filangieri, Herder, Pestalozzi, Lessing.

Pasquales Kopf ähnt auffallend dem Kopfe Alfieri's. Wiewol Alfieri, aristokratisch stolz und straff egoistisch wie Byron, weit hinweg steht von seinem Zeitgenossen Pasquale, dem ruhigen menschenliebenden Bürgermann, so war er doch eine Seele voll bewundernswürdiger Energie und voll Tyrannenhaß. Besser als Friedrich der Große vermochte er eine Natur wie Paoli eine war, zu verstehen. Friedrich der Große schenkte Paoli einst in dieses Haus einen Ehrendegen mit der Aufschrift: *Libertas, Patria*. Im fernen Preußen hielt der große König Pasquale für einen ungewöhnlichen Soldaten. Er war kein Soldat, sein Bruder Clemens war sein Schwert; er war der denkende Kopf, ein Bürger und ein starker und edler Mensch. Alfieri begriff ihn mehr, er dichtete ihm seinen Timoleon und sandte ihm das Stück zu.

Dies ist Alfieri's Brief an Paoli:

An Herrn Pasquale de Paoli, dem großherzigen Kämpfer der Corsen.

Freiheitstragödien in der Sprache eines unfreien Volkes zu schreiben, wird vielleicht mit Recht dem eine reine Dummheit scheinen, welcher nichts sieht als das Gegenwärtige. Aber wer von dem beständigen Wechsel der vergangenen Dinge auf die Zukunft schließt, darf so aufs Geratewohl nicht urtheilen. Deshalb widme ich diese meine Tragödie an Sie als an Einen jener Wenigsten, der, weil er die richtigste Idee anderer Zeiten, anderer Völker und hoher Gedanken besitzt, auch würdig gewesen wäre in einem minder weichlichen Jahrhundert als das unfrige ist, geboren und thätig zu sein. Wie es Ihnen nun nicht vergönnt war Ihr Vaterland in Freiheit zu setzen, beurteile ich nicht (wie der Hause zu thun pflegt) die Menschen nach dem Glücke, sondern wol nach ihren Werken, und halte Sie für vollkommen würdig, die Gesinnungen des Timoleon anzuhören, als solche welche Sie ganz verstehen und empfinden können.

Vittoria Alfieri.

Auf das Exemplar, welches Alfieri dem Pasquale zusendete, hatte er diese Verse geschrieben:

Dem edlen Corsen, der zum Meister sich
Und zum Genosß des jungen Frankreichs machte.

Du mit dem Schwert und mit der Feder ich
 O Paoli, versuchten fruchtlos wir
 Vom Schlaf Italien eines Tags zu wecken.
 Nun schau, ob deines Herzens Sinn zu deuten
 Hier meine Hand vermochte.

B. A.

Paris, den 11. April 1790.

Einen feinen Sinn legte Alfieri an den Tag, da er Paoli den Timoleon widmete, die Tragödie eines Republikaners, welcher in dem nahen Sicilien einst dem befreiten Volke weise demokratische Gesetze gegeben hatte und dann als einfacher Privatmann gestorben war. Pasquale las gerne den Plutarch, wie die meisten jener großen Menschen des achtzehnten Jahrhunderts. Epaminondas war sein Lieblingsheld; beide waren verwandte Naturen, beide verschmähten die Pracht und den Aufwand und lebten bürgerlich in der Liebe zu ihrem Vaterlande. Pasquale las gern. Seine Bibliothek war erlesen und sein Gedächtniß hielt aus. Mir erzählte ein bejahrter Mann, daß er einst als Knabe mit einem Schulgefährten des Weges gegangen sei, eine Stelle aus dem Virgil recitirend; zufällig sei Pasquale hinter ihm hergekommen, der habe ihm auf die Schulter geklopft und sei in jener Stelle weiter fortgefahren.

Vieles von Einzelheiten aus Paolis Leben lebt hier im Munde des Volks. Die Alten sahen ihn noch unter diesen Castanienbäumen herumgehen, im langen grünen Rock mit Goldstreifen, den corsischen Farben, und in einer Weste von braunem corsischem Tuche. Wenn er sich zeigte war er stets von seinen Bauern umringt, die er wie seines Gleichen behandelte. Allen war er zugänglich, und lebhaft erinnerte er sich eines Tages aus dem letzten Freiheitskampfe, wo er bitter hatte bereuen müssen, eine Stunde lang sich verschlossen gehalten zu haben. Er war einst in Sollacaro, mit Geschäften überhäuft; er hatte den Schildwachen befohlen, Niemand vorzulassen. Nach einer Weile erschien ein Weib mit einem Jünglinge in Waffen. Das Weib war in Trauer, sie war in die Falbetta gehüllt und trug um den Hals ein schwarzes Band mit einem silbernen Rohrentopfe, dem Wappen Corsicas. Das Weib begehrte Einlaß, die Wache aber stieß sie zurück. Auf das Geräusch öffnet Pasquale die Thüre und lebhaft und herrlich fragt er, was sie begehre. Jene sagte in trauervoller Ruhe: Mein Herr, wollest mich anhören. Ich war Mutter

zweier Söhne, der eine fiel am Turme von Girolata, der andere steht hier und ich komme ihn dem Vaterlande zu bringen, daß er seines todtten Bruders Stelle ersetze. Siekehrte sich zu dem Jünglinge und sagte zu ihm: Mein Sohn, vergiß nicht, daß du eher der Sohn des Vaterlandes als der meine bist. Das Weib ging. Paoli blieb einen Augenblick wie angedornert stehn, dann sprang er der Hinweggegangenen nach, umarmte gerührt sie und ihren Sohn und stellte sie den Officieren und Beamten vor. Paoli sagte nachher, daß er nie so verwirrt gewesen sei, als vor jenem großherzigen Weibe.

Er war niemals verheiratet; sein Volk war seine Familie. Seine einzige Nichte, die Tochter seines Bruders Clemens, verheiratete er an einen Corsen Barbaggi. Doch fehlte ihm, der alle Tugenden eines Freundes besaß, nicht ein freundschaftlich zartes Verhältniß zu einem edlen Weibe, einer geistvollen, glühenden Patriotin, welcher die größten Männer des Landes ihre politischen Pläne und Gedanken vertrauten. Diese Roland Corsicas aber hielt keinen Salon, sie war eine Nonne, eine Edelkame aus dem Hause Rivarola. Wie eifrig diese Nonne an dem Freiheitskampfe Theil nahm, zeigt der eine Zug, daß sie nach der heldenfühnen Eroberung Caprijas durch Achill Murati in ihrer Herzensfreude selbst auf die Insel hinüberging, um sie gleichsam im Namen Paolis in Besiß zu nehmen. Viele Briefe Pasquales sind an die Signora Monaca gerichtet und ganz und gar politischen Inhalts, als wären sie an einen Mann geschrieben.

Wie ungeheuer Paolis Thätigkeit war, geht schon aus der Sammlung seiner Briefe hervor. Die wichtigsten hat der geistvolle Italiener Tommasèo (jetzt im Exil zu Corfu lebend) zu einem starken Bande vereinigt. Sie sind höchst interessant diese Briefe und voll eines männlich starken, klaren Geistes. Pasquale schrieb ungern, er dictirte wie Napoleon; er saß ungern, sein Geist ließ ihm nicht Ruhe. Man sagt von ihm, daß er niemals das Datum des Tages gewußt habe, aber daß er in der Zukunft habe lesen können, und daß er oftmals Visionen hatte.

Paolis Andenken ist heilig in seinem Volke. Napoleon füllt die Seele des Corsen mit Stolz, weil er sein Bruder war; aber nennt man den Namen Paoli, so verklärt sich sein Auge wie das eines Sohnes, dem man den Namen eines edlen heimgegangenen Vaters nennt. Es ist unmöglich, daß ein Mensch nach seinem Tode von einer ganzen Nation mehr geehrt und mehr geliebt werden könne,

als Pasquale Paoli, und wenn Nachruhm noch ein zweites Leben ist, so lebt dieser größte Mensch Corsicas und Italiens im achtzehnten Jahrhundert, tausendfach, ja in jedem corsischen Herzen vom Greise an, der ihn noch kannte, bis zu dem Kinde herunter, dem man sein großes Beispiel in die Seele legt. Es gibt keinen größeren Namen als den „Vater des Vaterlandes“. Die Schmeichelei hat ihn oft gemißbraucht und lächerlich gemacht; in dem Lande der Corsen erkannte ich daß er auch eine Wahrheit sein konnte.

Paoli ist das schöne Gegenbild zu Napoleon, Menschenliebe zur Eigenliebe — kein Fluch der Todten steht hinter ihm auf, seinen Namen zu verwünschen. Auf Napoleons Wink wurden Millionen Menschen gemordet um des Ruhmes und des Besizes willen. Das Blut, welches Paoli vergießen ließ, floß um die Freiheit, und das Vaterland gab es hin wie der Pelikan, welcher seine Brust zerreißt, um die verschmachtende Brut zu tränken.

Kein Schlachtenname ziert Pasquales Andenken, aber hier schmückt ihn die Stiftung einer Volksschule zu Morosaglia, und dieser Ruhm dünkt mich menschlich schöner als der Ruhm von Marengo und von den Pyramiden.

Ich besuchte diese Schule, das Vermächtniß des edlen Patrioten. Sie ist im alten Convente eingerichtet. Sie besteht aus zwei Classen; die unterste enthält 150 Schüler, die erste etwa 40. Aber zwei Lehrer reichen für die große Zahl nicht aus. Der Rector der untersten Classe war so freundlich, in meinem Beisein ein kleines Examen abzuhalten. Auch hier lernte ich die corsische Unbefangenheit schon in den Knaben erkennen. Es waren deren über hundert beisammen von 6 Jahren aufwärts bis zu 14 Jahren, in Corps abgeteilt, braune Wildlinge, zerlumpt, zerrissen, ungewaschen, und alle nach der Reihe ihre Mützen auf dem Kopfe. Einige trugen Ordenskreuze am roten Bande; sie machten sich auf der Brust so eines kleinen schwarzen Teufels possierlich genug, der den Kopf auf beide Häufte gestemmt, mit den schwarzen Augen frank und frei vor sich hinblickte, stolz vielleicht auf den Ruhm ein Paoli-Schüler zu sein. Jeden Sonnabend werden solche Ehrenzeichen ausgeteilt und eine Woche lang von dem Schüler getragen, eine alberne und zugleich schädliche französische Sitte, welche schlechte Leidenschaften nähren, und die von Natur mit einer ungewöhnlichen Sucht sich auszuzeichnen begabten Corsen schon frühe zu falschem Ehrgeize treiben kann. Diese jungen

Spartaner laien den Telemaque. Auf meine Bitte, der Rector möchte das Französische auch in das Italienische übersezen lassen, damit ich erkennen möge, wie die Kinder in ihrer Muttersprache zu Hause seien, entschuldigte er sich mit dem ausdrücklichen Verbote der Regierung, welche „das Italienische in den Schulen nicht duldet.“ Die Lehrartikel waren Schreiben, Lesen, Rechnen, die Anfänge der Geographie und biblische Geschichte.

Die unterste Classe hat ihr Local in dem Capitelsaale des alten Conventes, in welchem Clemens Paoli sein Leben verträumte. Die große lustige Aula, in der corsische Jungen studiren, der Blick zum Fenster hinaus auf die gewaltigen Berge von Riolo und die Schlachtfelder ihrer Ahnen, möchte von mancher deutschen Universität gewünscht werden. Die heroische Natur Corsicas scheint mir neben den Erinnerungen der Geschichte das größte Bildungsmittel des Volks zu sein; und viel wert ist schon der Blick des corsischen Jungen, welcher auf dem Porträt dort an der Wand des Saales haftet, denn dies ist das Porträt des Pasquale Paoli.

Zehntes Kapitel.

Clemens Paoli.

*Geprieien sei der Herr, welcher meine Hände lehret
zur Schlacht und meine Finger zum Gefechte.*

Psalm 143.

Der Convent von Norosaglia ist vielleicht das ehrwürdigste Denkmal der corsischen Geschichte. Wie eine ergraute steinerne Sage sieht er aus, braun und düster mit einem hochaufragenden finstern Campanile zur Seite. Zu allen Zeiten wurden in diesem ehemaligen Franciskanerkloster Parlamente des Landes gehalten. Pasquale hatte hier seine Zimmer, seine Bureaus, und des Sommers sah man ihn oft unter den Mönchen, welche dann, so oft es Not that, das Crucifix in die Schlacht vorauf trugen. In demselben Convente lebte gern sein tapferer Bruder Clemens, und er starb auch hier in einer Zelle im Jahre 1793.

Clemens Paoli ist ein hoch merkwürdiger Charakter. Er gleicht

ganz einem Maffabäer oder einem von religiöser Inbrunst glühenden Kreuzesritter. Er war der älteste Sohn des Hyacinth. In Neapel hatte er als Soldat mit Auszeichnung gedient, dann war er einer der Generale der Corsen geworden. Aber die Staatsgeschäfte sagten seinem fanatischen Geiste nicht zu. Nachdem sein Bruder an die Spitze des Landes getreten war, zog er sich in das Privatleben zurück, legte das Gewand der Tertiärer an und versank in religiöse Betrachtungen. Gleich Josua lag er verzückt im Gebete vor dem Herrn, und vom Gebete stand er auf und stürzte sich in die Schlacht, denn der Herr hatte die Feinde in seine Hand gegeben. Er war der Gewaltigste im Kampfe und der Demüthigste vor Gott. Sein düstres Wesen hat etwas Prophetisches, Flammendes, in die Kniee werfendes, wie das des Ali.

Wo die größte Gefahr sich zeigte, erschien er wie ein Racheengel. Seinen Bruder befreite er aus dem Kloster Bozio, als ihn Marius Matra dort belagerte; aus dem Lande Drezza warf er die Genuesen nach einem fürchterlichen Kampfe. Er bezwang San Pellegrino und San Fiorenzo; in ungezählten Kämpfen blieb er Sieger. Als die Genuesen mit aller ihrer Macht das feste Lager von Furiani stürmten, blieb Clemens durch 56 Tage unerschüttert in dem Schutthaufen, obwohl der ganze Ort zusammengestürzt war. Tausend Bomben waren um ihn her gefallen, er betete zu dem Gott der Heerschaaren und wankte nicht, und sein war der Sieg.

Corsica verdankte dem Pasquale seine Freiheit durch den leitenden Gedanken, dem Clemens allein aber durch das Schwert. Auch nachdem die Franzosen seit dem Jahre 1768 zum Angriff geschritten waren, vollführte er die glänzendsten Waffenthaten. Er gewann die glorreiche Schlacht von Borgo, er kämpfte verzweifelt bei Ponte Nuovo, und nachdem alles verloren war, eilte er seinen Bruder zu retten. Er warf sich mit einem Haisstein Tapferer nach Niolo und dem General Narbonne entgegen, um seinem Bruder die Flucht zu sichern. Sobald es ihm gelingen war, flog er zu Pasquale nach Bastelica und dann schiffte er sich mit ihm trauernd nach Toscana ein.

Er ging nicht mit nach England. Er blieb in Toscana, denn die Sprache der Fremde hätte ihm das Herz betrübt; dort versank er in dem reizenden, einsamen Kloster von Ballombrosa unter den Mönchen wieder in das inbrünstige Gebet und in ein strenges Büßen, und wer da diesen Mönch betend auf den Knien liegen sah,

hätte in ihm nimmer den schrecklichen Kriegsmann und den gewaltigen Freiheitshelden zu erkennen vermocht.

Nach zwanzigjährigem Klosterleben in Toscana kehrte Clemens kurz vor seinem Bruder nach Corsica zurück. Noch einmal erglühete er in Hoffnung für sein Vaterland, aber die Ereignisse ließen den greisen Helden bald erkennen, daß Corsica für immer verloren sei. Büßend, trauernd starb er im December desselben Jahres, in welchem der Convent seinen Bruder Pasquale als Hochverräter vorgeladen hatte.

In Clemens war die Vaterlandsliebe ein Cultus und eine Religion geworden. Eine große und heilige Leidenschaft in ihrer höchsten Erregung ist schon an sich religiös; wenn sie ein Volk ergreift, zumal in fürchterlicher Bedrängniß, wird sie wie ein Gottesdienst. In jenen Tagen hörte man die Priester den Kampf predigen von allen Kanzeln; die Mönche zogen mit in die Schlacht, und die Crucifixe vertraten die Stelle der Fahnen. In den Klöstern zumeist wurden die Parla- mente gehalten, wie unter Gottes eigenem Vorsitz, und ehemals hatten ja auch die Corsen ihr Land durch Volksbeschluß unter den Schutz der heiligen Jungfrau gestellt.

Auch Pasquale war religiös. Ich sah in seinem Hause die Capelle, welche er sich dort in einem dunklen Stübchen eingerichtet hatte; man hat sie unangetastet gelassen. Täglich betete er dort zu Gott. Clemens aber lag täglich sechs oder sieben Stunden im Gebete. Selbst mitten in der Schlacht betete er, und er war schrecklich anzusehn, wenn er da stand in der einen Hand den Rosenkranz, in der andern die Flöte, gekleidet wie der gemeinste Corsen und allein keuntlich an den großen feurigen Augen und den dichten Augenbrauen. Man erzählt, daß er sein Gewehr mit rasender Schnelligkeit zu laden verstand und daß er, stets seines Schusses sicher, die Seele dessen, den er erschießen wollte, vorher segnete und ausrief: arme Mutter! Dann opferte er den Feind dem Gott der Freiheit. Nach der Schlacht war er sanft und milde, aber immer ernst und tief melancholisch. Sein Wort war: mein Blut und mein Leben sind meinem Vaterlande; meine Seele und meine Gedanken sind alle meinem Gotte.

Die Vorbilder des Pasquale muß man bei den Griechen suchen, die Vorbilder des Clemens aber bei den Makkabäern. Er war nicht ein Held des Plutarch, er war ein Held des alten Testaments.

Fünftes Kapitel.

Der alte Einsiedel.

Man hatte mir in Stretta gesagt, daß ein Landsmann von mir dort wohnhaft sei, ein Preuße, ein Mann auf Krücken, ein alter, wunderlicher. Und dem hatte man auch gesagt, daß ein Landsmann von ihm angekommen sei. Wie ich nun aus dem Sterbezimmer des Clemens Paoli zurückkehrte, in Gedanken versunken an diesen alten Gotteshelden, kam der alte Landsmann auf Krücken angehinkt und gab mir einen deutschen Handschlag. Ich ließ ein Frühstückstischchen decken; wir setzten uns nieder und ich horchte stundenlang auf des alten Augustin aus Nordhausen sonderbare Geschichten.

Mein Vater, erzählte er, war ein protestantischer Prediger und wollte mich zum Luterum erziehen, aber schon als Kind mochte mir die protestantische Kirche nicht behagen, und ich erkannte daß die Luterei eine Verschöpfung der einzigen und wahren Kirche sei, wie sie nämlich im Geist und in der Wahrheit ist. Es ging mir durch den Kopf Missionär zu werden. In Nordhausen besuchte ich die lateinische Schule, und kam bis zur Logik und Rhetorik. Und nachdem ich die Rhetorik gelernt hatte, ging ich in das schöne Land Italien nach Casamari unter die Trappisten und schwieg elf Jahre lang.

Aber, Freund Augustin, wie haben Sie das aushalten können?

Ja, wer nicht lustig ist, der hält es nicht aus. Wer die Melancholie hat, der wird in der Trappe verrückt. Ich konnte tischlern, und tischlerte den ganzen Tag und sang dazu im stillen.

Was habt Ihr zu essen gehabt?

Krautsuppen, zwei Teller voll, Brod nach Belieben und eine halbe Flasche Wein. Ich habe wenig gegessen, aber nie habe ich einen Tropfen in der Flasche gelassen. Gott sei gepriesen um das schöne Weinchen. Mein Bruder zur Rechten war immer hungrig, er aß immer zwei Teller voll Krautsuppe und fünf Brode dazu.

Haben Sie den Papsi Pio Nono gesehen?

Ja, auch gesprochen habe ich mit ihm, wie mit meinem Freunde. Er war als Bischof in Rieti, und ich ging dahin in meiner Kutte, da ich in einem andern Kloster war, am heiligen Charfreitag das heilige Del zu holen. Ich war damals schon sehr krank. Der Papsi küßte meine Kutte wie ich Abends zu ihm kam, mich zu verabschieden

Fra Agostino, sagte er, Ihr seid krank, Ihr müßt was essen. Herr Bischof, sagte ich, ich habe noch nie einen Bruder am heiligen Freitag essen sehen. Thut nichts, Ihr seid dispensirt, denn Ihr seid krank; und da ließ er mir aus dem vornehmsten Gasthause ein halbes Huhn holen, eine Fleischbrühe, Eingemachtes und Wein, und ich saß an seinem Tische.

Wie? hat der heilige Vater damals auch gegessen?

Er aß nur drei Nüsse und drei Feigen. Nun wurde ich immer kranker, und ich ging nach Toscana. Da gefielen mir eines Tages die Menschenwerke nicht mehr und wurden mir grundhäßlich. Ich beschloß Einsiedler zu werden. Ich nahm also meine Werkzeuge, kaufte mir das Nötige und fuhr auf das Inselchen Monte Cristo. Das ist ein Inselchen von neun Miglien Umfang; niemand wohnt darauf als die wilden Ziegen, die Schlangen und die Ratten. In der alten Zeit hat der Kaiser Diocletianus den heiligen Mamillan, welcher Erzbischof von Palermo war, dahin verbannt gehabt. Der hat sich oben auf den Steinen eine Kirche gemacht, und darauf wurde ein Kloster gebaut. Es waren da einst 50 Mönche, zuerst Benedictiner, dann Cistercienser, dann die Carthäuser vom heiligen Bruno. Die Mönche von Monte Cristo haben viele Hospitäler in Toscana errichtet und viel Gutes gethan, auch das Hospital der Maria Novella in Florenz haben sie gestiftet. Nun sehen Sie, die Saracenen haben die Mönche von Monte Cristo hinweggeführt mit sammt ihren Ochsen und Knechten; die Ziegen konnten sie nicht fangen, die sprangen auf die Steine und dann sind sie wild geworden.

Haben Sie im alten Kloster gewohnt?

Nein, das ist zerfallen. Ich lebte in einer Grotte. Die hatte ich mir mit meinem Handwerkszeuge eingerichtet und auch eine Mauer davor gemacht.

Wie haben Sie die langen Tage hingebbracht? Sie haben wol immer gebetet?

Ach! nein, ich bin kein Pharisäer. Man kann nicht viel beten. Was Gottes Wille ist, das geschieht. Ich hatte meine Flöte. Ich ging auch die wilden Ziegen schießen, oder suchte Steine und Pflanzen, oder sah zu wie das Meer gegen die Felsen geschwommen kam. Ich hatte auch Bücher zu lesen.

Was für welche?

Die sämmtlichen „Operrn“ des Jesuiten Paul Vater Segneri.

Was wächst auf der Insel?

Lauter Haidekraut und Marienkräuter. Es gibt auch kleine Täler die hübsch grün sind, sonst ist alles Stein. Ein Sardinier kam an die Insel und gab mir Pflanzensamen, da habe ich Gemüse gepflanzt, auch Bäume habe ich gesetzt.

Sind gute Steine auf der Insel?

Ja, schöner Granit und schwarzer Turmalin, der wächst in dem weißen Steine, und von schwarzen Granaten habe ich drei Sorten gefunden. Am Ende wurde ich todkrank auf Monte Cristo, da kamen zum Glück die Toscaner und haben mich ans Land geholt. Nun bin ich elf Jahre hier auf dieser verfluchten Insel unter den Spizbuben, denn es sind lauter Spizbuben. Die Aerzte haben mich hergeschickt; aber wenn ein Jahr um ist, so hoffe ich das Land Italien wiederzusehen. So ein Leben wie in Italien gibt es auf der ganzen Welt nicht mehr, und die Menschen sind artig. Ich werde alt und gehe auf Krücken, und weil ich alt bin und mir gedacht habe: du wirst bald dein Tischlern aufgeben müssen und willst doch nicht betteln gehn, so bin ich in die Berge gegangen und habe das Negroponte entdeckt.

Was ist das Negroponte?

Das ist die Erde, wovon sie in Negroponte die Pfeifen machen; zu Hause sagen sie Meerschäum. Es ist die reine Blüte von einem Stein. Dies Negroponte hier ist so gut wie das in der Türkei, und wenn ich es erst heraus habe, so bin ich der einzige Christ der es gemacht hat.

Der alte Augustin wollte durchaus daß ich in sein Laboratorium ging. Er hat es sich im Convente unter den Zimmern des armen Clemens eingerichtet; dort zeigte er mir fröhlich sein Negroponte und die Pfeifenköpfe, die er bereits gemacht und in die Sonne zum Trocknen gelegt hatte. —

Ich glaube, jeder Mensch hat einmal im Leben eine Stunde, wo er in den grünen Wald gehen und ein Siedel werden möchte; und jeder hat einmal eine Stunde, wo er schweigen möchte wie ein Trappist.

Des alten Augustin kleines Lebensbild habe ich hier aufgezeichnet, weil es mich so sehr anregte, und ich glaube, es ist ein ächtes Stück deutscher Natur.

Zwölftes Kapitel.

Das Schlachtfeld von Ponte nuovo.

Gallia vicisti! profuso turpiter auro,
Armis pauca, dolo plurima, juro nihil!
Die Götzen.

Vor Ave Maria machte ich mich von Morosaglia auf, um die Berge hinab nach dem Schlachtfelde von Ponte nuovo zu gehen. Da liegt auch das Stationshaus von Ponte alla Leccia, wo die Post von Corte nach Mitternacht eintrifft, und mit ihr wollte ich dann nach Bastia zurückkehren.

Der Abend war schön und klar, die stille Bergeinsamkeit zu Gedanken anregend. Kurz ist hier die Dämmerung; kaum ist's Ave Maria vorüber, so kommt die Nacht.

Wie oft fallen mir, wenn ich die Glocken Ave Maria läuten höre, die schönen Verse des Dante ein, mit denen er die Abendstimmung auf Wasser und Land ausgesprochen hat:

Die Stunde war es, die zu stillem Weinen
Dem Schiffer zwingt das Herz und still ihn rühret
Am Tag, da er verließ die holden Seinen,
Und wo der Wandrer Sehnsuchtsleid verspüret,
Hört fern herüber er das Glöckchen schallen,
Als weint' es, weil der Tag sich still verlieret.

Eine einzelne Cypresse dort auf dem Berge, vom Abendrot angezündet, wie eine Pyserkerze. Das ist ein wahrer Ave-Mariabaum, monumental wie ein Obelisk, schwarz und trauernd. Es ist schön, wie in Italien Alleen von Cypressen auf die Klöster und die Kirchhöfe führen. Wir haben die Trauerweiden. Beide sind wahrhaft Gräberbäume, aber wie gegensätzlich verschieden. Die Weide weist mit ihren Hängezweigen hinab zur Gruft, die Cypresse steigt kerzengerade auf und weist vom Grabe in den Himmel. So sprechen sie trostloses Leid um den Verlust und gläubiges Hoffen aus. Die Symbolik der Bäume ist ein sinnvolles Zeichen von der Einheit des Menschen und der Natur, die er immer in das Bereich seines Gemütes zieht, um an seinen Empfindungen Teil zu nehmen oder sie zu deuten. Da haben nun wieder die Fichte, der Lorbeer, die Eiche,

der Delbaum, die Palme ihren menschlichen Sinn und ihre poetische Sprache.

Wenig und nur kleine Cypressen sah ich auf Corsica, und doch sollten sie dieser Insel des Todes zukommen. Der Baum des Friedens aber wächst dort überall; die Kriegsgöttin Minerva, welcher die Olive geheiligt ist, ist zugleich auch die Göttin des Friedens.

Fünfzehn Miglien hatte ich von Morosaglia zu wandern, immer in wilden schweigenden Bergen, und stets den Blick auf die himmelhohen Berge von Riolo dort drüben, den weißbeschnittenen Cinto, den Artiga und den Monte Rotondo, den höchsten 9000 Fuß hohen Berg Corsica's. Er stand jetzt violett im Abendglühn, und rosig schimmerten seine Schneefelder. Ich war bereits auf seinem Gipfel gewesen und erkannte deutlich die äußerste Felsenrinne, auf welcher ich mit einem Ziegenhirten gestanden war. Diese zu sehn machte mir ein großes Vergnügen. Als nun der Mond über dem Berge zu stehn kam, gab es ein bezauberndes Bild.

So im Mondenschein wandert es sich schön in der stillsten Bergwildniß. Da ist kein Laut, wenn nicht das Riefeln eines Quells — die Felsen glänzten an einigen Stellen und das Gestein schien dann gediegenes Silber. Nirgends ein Dorf, noch eine menschliche Seele. Auf gut Glück ging ich in der Richtung hin, wo ich tief unten im Thal den Golo dampfen sah. Doch schien es mir, als hätte ich einen falschen Weg eingeschlagen, und ich war eben im Begriffe durch eine Schlucht nach der andern Seite überzugehen, als Maulkretreiber kamen und mir sagten, ich hätte nicht nur den richtigen, sondern den allernächsten Weg gewählt.

Da kam ich denn endlich an den Golo. Der Fluß strömt durch ein weites Thal, die Luft ist voll Fieber und wird gestochen. Es ist Schlachtfeldluft von Ponte nuovo. In Morosaglia warnte man mich durch die Nachtnebel des Golo zu gehn, oder lange in Ponte alla Leccia zu bleiben. Wer da herumgeht, hört leicht die Todten die Geißertrommel schlagen oder seinen Namen rufen, wenigstens bekommt er das Fieber und Visionen. So was von dem lezten glaube ich, verspürt zu haben. Denn ich sah die ganze Golo Schlacht vor mir, auch den schrecklichen Mönch Clemens Paoli mit den großen feurigen Augen und den dichten Augenbrauen, den Rosenkranz in der einen, das Fucile in der andern Hand, die Seele dessen segnend, den er eben erschießen will. Wilde Flucht — Sterbende. — Die Corsen,

sagt Peter Cyrnäus, sind Menschen zum Sterben bereit. Charakteristisch ist folgender Zug: Ein Franzose fand einen todt-wunden Corsen, der ohne Klagelaut den Tod erwartete. Was macht ihr, wenn ihr verwundet seid, fragte er ihn, ohne Aerzte, ohne Hospitäler? Wir sterben, sagte der Corse, lakonisch wie ein Spartaner. Ein Volk, dessen Charakter so plastisch und so männlich groß ist wie der des cordischen, gewinnt nichts mehr, wenn man es mit den antiken Heldenationen vergleicht. Aber doch schwebt mir hier ungerufen immer Lacedämon vor Augen. Wenn es erlaubt ist zu sagen, daß in dem italienischen wunderbar begabten Volke der Geist der Hellenen noch einmal aufgelebt sei, so trifft dieß meiner Ansicht nach hauptsächlich diese Nachbarländer Toscana und Corsica. Jenes zeigt ganz den idealen Reichtum des jonischen Geistes, und während seine Dichter vom Dante und Petrarca bis auf die Zeit des Ariosto in der melodischen Sprache saugen, seine Künstler in Malerei, Sculptur und Architectur die Tugde des Pericles erneuten, während seine großen Geschichtschreiber den Ruhm des Thucydides erreichten und die Philosophen seiner Akademie die Welt mit platonischen Ideen erfüllten, stand hier in Corsica der rauhe dorische Geist wieder auf und wurden hier Spartanerkämpfe gekämpft.

Im Jahre 1790 besuchte der junge Napoleon dieses Goloschlachtfeld. Er war damals 21 Jahre alt, doch sah er es wol schon als Knabe. Es hat etwas dämonisches. Napoleon auf dem ersten Schlachtfelde, das er mit Augen sah, als Jüngling, noch schicksallos und schuldlos, er, welcher die halbe Erde vom Ocean bis an die Wolga und von den Alpen bis an die Wüste Lybiens von Schlachtenblut röten sollte.

Es war eine solche Nacht, wie diese, als der junge Napoleon hier auf dem Golosfelde umherstreifte. Er setzte sich an den Fluß, welcher an jenem Schlachttage, wie das Volk erzählt, 24 Miglien weit bis zum Meere blutig rot gewesen war und Leichen gewälzt hatte. Der Fiebernebel machte ihm den Kopf schwer und traumschlafend. Ein Geist stand hinter ihm, ein rotes Schwert in der Hand. Der Geist rührte ihn an und entführte ihm die Seele durch die Lüste. Sie schwebten über einem Felde; da ward eine blutige Schlacht geschlagen; ein junger General sprengt über Leichen hinweg. Montenotte! rief der Dämon, und du bist es, der diese Schlacht schlägt. — Weiter geht der Flug. Sie schweben über einem Felde;

da wird eine blutige Schlacht geschlagen, ein junger General stürmt im Pulverdampf, die Fahne in der Hand, über eine Brücke. Lodi! rief der Dämon, und du bist es, der diese Schlacht schlägt. — Und weiter geht der Flug von Schlachtfeld zu Schlachtfeld. Da halten die Geister über einem Strome: Schiffe breunen auf ihm, Blut und Leichen wälzt er fort, rings endlose Wüste. Die Pyramiden! ruft der Dämon, auch diese Schlacht wirst du schlagen! — Und so fliegen sie weiter und immer weiter, von einem Schlachtfelde zum andern, und hinter einander ruft der Geist die schrecklichen Namen: Marengo! Austerlitz! Eylau! Friedland! Wagram! Smolensk! Borodino! Beresina! Leipzig! Bis er über dem letzten Schlachtfelde schwebt und mit donnernder Stimme ruft: Waterloo! Kaiser, deine letzte Schlacht, und da wirst du stürzen! —

Der junge Napoleon sprang am Goloßuß auf, ihm schauderte, in einem fürchterlichen Traume hatte er Dinge des Wahnsinns geträumt. —

Nun aber war diese ganze Leichenphantasie eine Folge von dem bösen Goloßebel, welcher mich selbst umwitterte. Auf diesem dunstigen Corsenschlachtsfelde und in solcher salben Mondnacht ist es wol verzeihlich, wenn man Visionen hat. Und welche wüste, dunstige grauenvoll schöne Mondnacht. Ueber jenen schwarzen urgranitnen Riesbergen hängt der rote Mond — nein! es ist der Mond nicht mehr; es ist ein großes, leichenblaßes, blutig entsetzliches Haupt, welches über der Insel Corsica schwebt und stumm auf sie hernieder schaut, ein Medusenhaupt, ein Wendetahaupt, ein schlangenhaariges, graunvolles. Wer dieses Haupt anzublicken wagt, der wird nicht zu Stein, sondern wie Drestes packt ihn die Furie, die gedoppelte, daß er in rasender Leidenschaft morden, und dann von Berg zu Berg, von Höle zu Höle irren muß, hinter sich die Blutrache und das Gesetz, die sich an seine Solen heften . . . Ich sah den Rachegeist in den Lüften fahren, auf geflügeltem Roß, das graußige Medusen-Wendetahaupt bei den Haaren gefasst; so stürmt er einher und ruft: Wendetta! Wendetta! . . .

Welche Phantasieen, und sie wollen nimmer enden! Aber Gottlob! da ist das Stationshaus von Ponte alla Leccia und die Hunde schlagen an. In dem großen wüsten Zimmer sitzen einige Menschen am Tische um die schmauchende Dellampe, haben die Köpfe auf die Brust hängen und sind schlaftrunken. Ein Priester im schwarzen

Rote und schwarzem Hute nachtwandelt im Zimmer. Er wartet auf die Post. Mit diesem heiligen Manne will ich ein Gespräch von geistlichen Dingen anknüpfen, daß er alle Geistertrommeln und Dämonenwirtschaft aus mir austreibe.

Aber obwohl dieser Mann von einer felsenfesten Rechtgläubigkeit war, so konnte er doch den bösen Gologeist nicht aus mir bannen; sondern mit dem schmerzvollsten Kopfe kam ich nach Bastia. Ich klagte meiner Wirtin, daß mir die Sonne und der Nebel es angethan, und ich glaubte nun auf fremder Erde unbeklagt sterben zu müssen. Die Wirtin sagte, es hülfe hier nichts als daß eine weise Frau über mir die Drazion mache. Ich lehnte die Drazion ab, und begehrte einzuschlafen. Ich schlief einen ganzen Tag und eine Nacht den tiefsten Schlaf. Wie ich erwachte, stand die heilige Sonne hoch und preiswürdig am Himmel.

Corsica.

Von

Ferdinand Gregorovius.

Zweiter Band.

Reisen und Länderbeschreibungen.
42.

Stuttgart und Cöbingen.

J. G. Cotta'scher Verlag.

1854.

Buchdruckerei der J. G. Gotta'schen Buchhandlung in Stuttgart.

Erstes Buch.

Erstes Kapitel.

Durch das Land Rebbio nach Isola Rossa.

Wenn man von Bastia aus die Serra übersteigt, welche von dem Cap Corso herauf kommt, so gelangt man auf die andere Seite des Meers in das Land Rebbio. Der treffliche Weg steigt zuerst eine Stunde den Monte Vello an. Man blickt zur Linken in die Ebne von Biguglia und von Furiani und in den großen Teich hinunter, in welchen der Fluß Bevinco mündet. Sobald man nun die Höhe erreicht hat, sieht man das Meer zu beiden Seiten. Nun fällt die Straße nach dem westlichen Gestade hinab, das östliche ist verschwunden, und vor den Augen entfaltet sich plötzlich das zauberische Gemälde des Golfes von San Fiorenzo. Rötliche Felsenufer, fast ohne Vegetation und niedrig sich absenkend, wunderbar ausgezackt, umschließen die tiefblaue Meeresbucht. Der Anblick war groß, fremd und süßlich.

Am Abhange des Bergrückens liegt das finstere Dorf Barbiguano; die Straße führt an ihm vorbei durch Haine von Castanien und von Delbäumen. Diese Straße ist von dem Grafen Marboeuf gebaut, und hier war es, wo Bernabotte am Wege arbeitete. In gewaltigen Krümmungen beschreibt sie ein M, worauf mich der Conducteur der Diligenza aufmerksam machte.

Wir näherten uns nun dem herrlichen Golfe von S. Fiorenzo, der aus dem Kranze der einsamen, monotonen und roten Ufer hervorlachte. Es ist ein altes und sehr treffendes Bild, daß man vom stralenden Meeresswasser sagt, es lache. Ich erinnerte mich an eine Stelle des Aeschylus, wo er einmal sagt: „O du im Wellenspiel des Meers unzählig Lachen!“ — Dieser Golf lachte aber nun gar

aus unzähligen kleinen purpurblauen Wellen und Wellchen, und es lachte dazu ein Thal, durch welches ein Bach sich schlängelte, aus tausend und aber tausend Lorbeerrosen oder Oleandern, welche mit ihren roten Blüten bedeckt weit und breit umherwucherten. Zu unsem Vaterlande ist der Bach froh, wenn er sich mit Erlengebüsch und Weiden behängen kann, hier im schönen Süden prangt er in prächtigem Oleander.

Die Gegend ist wenig oder fast gar nicht cultivirt. Ich sah oft einzelne verlassene oder halb zerfallene Häuser. Sie sahen malerisch genug aus, denn der Epheu hat sie ganz umzogen und in seinen Ranken, welche Thüre und Fenstern überspannen, ganz und gar begraben. In solchem Epheuhäuschen wohnen jezt wol die Elfen und sichern, wenn ein Sonnenstral oder das Mondlicht durch die grünen Raufengitter sich schiebt, um zu sehn, was die Wichtchen drinnen für Schelmerereien vorhaben. Die Geschichte der Menschen, die einst dort wohnten, mag sehr blutig und sehr grausig sein. Vielleicht vertrieb sie schon der Barbareßte, oder der mörderische Krieg gegen Genua oder die Blutrache.

Am Ufer steht hie und da ein alter Genuesenturm.

Immer malerischer wurde die Gegend in der Nähe von S. Fiorenzo. Zur Rechten breitete sich um der Golf in seiner ganzen Größe aus, und zur Linken weit im Hintergrunde überschaute der Blick das ragende Amphitheater der Berge, welche in einem Halbkreise gegen das Meeresbecken sich neigen. Es sind die stolzen Berge des Col di Tenda, an deren Fuße einst die Römer von den Corsen geschlagen wurden. Sie umstellen das Ländchen, welches Rebbio genannt wird. Denn dies ist das Landgebiet um den Golf von S. Fiorenzo, wohinaus allein das Bergamphitheater sich öffnet. Es ist eine bergige Provinz von großer Dürre, aber reich an Wein, an Früchten, an Oliven und Castanien. Seit den ältesten Zeiten galt das Rebbio für eine natürliche Festung, weshalb alle Eroberer von den Römern bis auf die Franzosen hier einzudringen und festen Fuß zu fassen strebten, und unzählige Schlachten hier geschlagen wurden.

Vier Cantons oder Pieves enthält heute das Rebbio, S. Fiorenzo, Oletta, Murato und Santo Pietro di Tenda. S. Fiorenzo ist der Hauptort.

Wir erreichten das Städtchen von wenig Häusern und 580 Einwohnern um die heiße Mittagszeit. Es ist ein Hafentort von

überaus herrlicher Lage an einem der schönsten Golfe Corsicas. Das einzige größere Thal des Nebbio, das Thal Aliso, welches von dem Flusse gleichen Namens durchschnitten wird, liegt vor dem Städtchen. Der Fluß schleicht durch den Sumpf, der die ganze Gegend verpestet. An seinem Rande sah ich eine einzelne Fächerpalme stehn; sie gab der ganzen Landschaft in der flimmernden Mittagsluft einen tropischen Charakter. Weiber und Kinder lagen um eine Cisterne und schwasteten, die ehernen Wassergefäße neben sich — ein Genrebild, das zu der Fächerpalme reizend stimmte. Durchgehend ist der Charakter des corsischen Strandes an den Golfen idyllisch, halb homerisch und halb alttestamentlich.

Eine Viertelstunde reicht hin, das Dertchen zu durchschreiten. Ein kleines Fort mit einem bekuppelten Turme, der eher nach einer Capelle von Meffa als nach einem Castell ausieht, schützt den Hafen. Wenige Fischerkähne ankerten in ihm. Die Lage von San Fiorenzo ist so herrlich, der Golf, einer der schönsten des Mittelmeers, so lockend zu einer großen Hafenufsiedlung, daß man über seine Uebe staunen muß. Napoleon gedenkt in den Memoiren des Automarchi des Ortes mit diesen Worten: „S. Fiorenzo ist eine der glücklichsten Situationen die ich kenne. Sie ist die günstigste für den Handel. Sie berührt Frankreich, sie grenzt an Italien; ihre Landungspunkte sind sicher, bequem, ihre Rheden können große Flotten aufnehmen. Ich hätte dort eine große, schöne Stadt gebaut, welche eine Hauptstadt hätte sein sollen.“

Nach dem Ptolemäus muß in der Gegend am Golfe die alte Stadt Gerdunum gestanden haben. Im Mittelalter aber lag hier die ansehnliche Stadt Nebbio, deren Ruinen eine halbe Miglie von dem heutigen San Fiorenzo entfernt sind. Auf einem Hügel erhebt sich noch die alte Kathedrale der Bischöfe von Nebbio, stark verfallen, doch noch immer ansehnlich. Sie zeigt den Basilikenstyl der pisauischen Structur und läßt auf das zwölfte oder elfte Jahrhundert schließen. Die Kirche war der Santa Maria dell' Assunta geweiht. Daneben sieht man die Ruinen des alten bischöflichen Hauses. Die Herren Bischöfe, welche dort gewohnt haben, waren nicht minder kriegerisch als die tropigsten der Signoren Corsicas. Sie selber nannten sich Grafen von Nebbio, und man erzählt, daß sie in der corsischen Volksversammlung der Terra del Comune mit dem Schwert an der Seite erschienen, und daß sie, wenn sie Messe lasen stets

zwei geladene Pistolen auf dem Altar liegen hatten. Die Stadt verfiel, wie die andern ansehnlichen Städte und Bistümer Corsicas Accia und Sagone. Heute findet man dort viele römische Münzen, und viele Graburnen wurden dort ausgegraben.

Das spätere San Fiorenzo war einer der ersten corsischen Orte, welche sich an die Bank von Genua gaben, im Jahre 1483. Deshalb hatte die Stadt viele Freiheiten und Gerechtigkeiten. Jährlich schickte die Bank einen Castellano und einen Podesta, welcher das Recht mit vier Consuln verwaltete. In späteren Kriegen ist das Castell von S. Fiorenzo oftmals von Bedeutung gewesen.

Vortreffliche Fische gab es in dem Orte, frisch aus dem Golf gekommen und geröstet. Kaum waren sie verzehrt, so ging es auch weiter. Auf einige Zeit verläßt nun die Straße die Meeresküste und steigt eine Bergkette an, welche den Blick auf das Meer nicht immer freiläßt. Bis in die Provinz Balagna und nach Isola Rossa hinein ist's ein unfruchtbares Uferbergland. Die plutonischen Gewalten haben große Felsenstücke umhergeschleudert. Oft bedecken sie in gigantischen Blöcken oder zu kleinen Trümmern zerschlagen die Abhänge; Schiefer, Kalk, Granit sieht man überall.

Sparsam wird nun auch die Cultur der Olive und der Castanie, dagegen überküpft der wilde Delstrauch (Cleaistro) die Hügel und der Arbutus, Rosmarin, Myrte und die Erica haben ihre Freude. Die Sonne hatte diese Gesträuche versengt; die rötlich braune Farbe ihrer Zweige, das Grau des Delgestrüpps und die verwitterten Steine gaben der Gegend so weit nur das Auge reichte einen melancholischen Ton. Die Luft allein regt sich flimmernd in dieser Stille, kein Vogel singt, nur die Grille zirpt. Bisweilen sieht man eine schwarze Ziegenheerde unter einem Delbaume gelagert, oder von dem panischen Schrecken ergriffen über die Felsen setzen.

Von Zeit zu Zeit kamen wir an eine kleine einsame Straßenschenke, wo die Maulthiere der Diligenza gewechselt wurden, oder an eine in Stein gefaßte Quelle, über welche Menschen und Thiere jubelnd herfielen.

Ich sah an einigen Stellen kleine Getreidefelder, Gerste und Korn. Das Getreide war bereits geichelt und wurde auf dem Felde ausgestampft. Die Vorrichtung ist sehr einfach. Mitten auf dem Felde ist eine kreisrunde Tenne aus Steinen aufgemauert, darauf schüttet der Corse das geichelte Getreide und läßt es von Ochsen

zertreten, welche einen schweren Stein hinter sich schleppen. Ich fand, daß man überall den Ochsen das Maul verbunden hatte, also wider das Gebot der Bibel. Ungezählte Tennen dieser Art waren auf den Feldern zerstreut, dabei kein Dorf sichtbar; aber in der Nähe der Tennen standen kleine Scheuern, viereckige Würfel von Steinen, mit platter Bedachung. Die kreisrunden Tennen und diese grauen Häuschen, welche weit und breit umher standen, sahen in der öden Gegend ganz wunderbar aus, wie Wohnungen von grauen Erdmännchen. Der Corse lacht, wenn man ihm erzählt, wie bei uns das Getreide gebroschen wird; eine solche Galeerenclavenarbeit würde er um keinen Preis verrichten.

Auf der ganzen Fahrt sah ich kein Fuhrwerk. Dann und wann kam ein Corse geritten, das Doppelgewehr umgehängt und den Sonnenschirm über sich. Sie schießen hier viel wilde Tauben und Menschen.

Endlich näherten wir uns dem Meeresufer wieder, nachdem wir über den kleinen Fluß *Ditriconi* gefahren waren. Die Küste ist oft nur hundert Fuß erhoben, dann steigt sie wieder zu den schroffsten Formen auf. Je mehr man sich nun *Isola Rossa* nähert, desto mächtiger werden die Berge. Es sind die romantischen Gipfel der *Balagna*, des gelobten Landes der Corsen, weil dort in Wahrheit Honig und Del fließt. Einige der Berge trugen Schneekappen und glänzten von kristallreiner Schöne.

Da liegt *Isola Rossa* vor uns am Meeresstrande! Da die beiden grauen Türme der *Bisaner*! Da die blutroten Inselflippen, welche dem Städtchen den Namen geben. Welche kleine, reizende Meeresstrandibylle im Abendlichte. Schweigsame Berge drüben, stille Flut hier, graue Delbäume, die dem Pilger ihre Friedenszweige still entgegenhalten, ein gastlicher Rauch aus den Heerden aufsteigend — wahrlich, ich schwöre, daß ich zu dem zaubervollen Strande der *Topphagen* gekommen bin.

Zweites Kapitel.

Strandidylle von Isola Rossa.

Sondern sie trachteten dort in der Kopenhagener Gesellschaft
 Zeit zu verbringen zu bleiben, und abzusagen der Heimat
 Dbyllie.

Ein großer ländlicher Platz liegt am Eingange des Städtchens und noch in den Stadtmauern eingeschlossen, welche Gartenmauern gleich sehn. Da erhebt sich in der Mitte eine Fontäne, auf deren Granitwürfel die Marmorbüste des Pasquale Paoli steht. Sie war vor zwei Monaten dort aufgestellt. Paoli ist der Gründer von Isola Rossa. Im Jahre 1758 mitten im Kriege mit den Genuesen, welche das benachbarte feste Algajola behaupteten, gründete der große Mann dieses Städtchen. Er sagte dabei, ich habe den Galgen aufgezflanzt, an welchem ich Algajola hängen will. Die Genuesen kamen mit Kanonierboten, den Bau zu stören, aber er erstand unter ihrem Kugeltregen und heute ist Isola Rossa ein Ort von 1860 Einwohnern und der wichtige Hafen und Stapelplatz der ökreichen Valagna.

Ich fand um den Brunnen einige Kinder spielen, darunter war ein schönes Kind von sechs Jahren, mit den schwärzesten Locken und großen schwarzen, tief sinnigen Augen. Das Kind war lieblich wie ein Engel. Wißt ihr auch, fragte ich, wer der Mann ist, welcher hier vor uns auf der Fontäne steht? Ja, wir wissen es, sagten sie, das ist der Pasquale Paoli. Die Kinder fragten mich, aus welchem Lande ich zu Hause sei, und da ich sie raten ließ, rieten sie auf alle Länder, endlich auf Egypten, aber Deutschland kannten sie nicht. Seitdem begleiteten sie mich hier auf allen Wegen: ich kann sie gar nicht los werden. Sie singen mir Lieder vor, und bringen mir Corallenstaub und bunte Muscheln vom Strande; überall sind sie da und mit ihnen viele andere. Wie der Rattenfänger von Hameln ziehe ich eine Kinderschaar hinter mir her, und sie folgen mir selbst bis in die See. Der Erberschütterer Poseidaon, Nereus auch und die blaufüßigen Doriden dulden uns alle, und manchen Delfphin sehe ich hier in krystallner Welle fröhlich spielen.

Hier ist auch ganz der Ort, unter Kindern ein Kind zu sein.

Diese Weltverlorenheit an dem weißen Strande und im Grünen thut dem Gemüte wol. Das Städtchen liegt still wie ein Traum.

Die Häuschen mit den platten Dächern und grünen Jalousieen, die zwei schneeweißen Türme der kleinen Kirche, alles sieht so zierlich und so heimlich aus. Im Meere stehen die drei roten Klippen, ein alter Turm hält auf ihnen Wache und erzählt in stillster Abendruhe die alten Geschichten von dem Saracen. Wilde blaue Tauben und Mauererschwalben umflattern ihn. Ich bestieg diese Klippen des Abends. Man kann jetzt zu ihnen auf dem Lande gelangen, weil sie mit ihm durch einen Damm verbunden sind. Sie sind rauhe und schroffe Felsen. Die Meeresswellen bringen in eine Grotte, welche schwer zugänglich ist. Nahe an diesen Klippen wirft man jetzt einen neuen Molo ins Meer; französische Arbeiter waren gerade damit beschäftigt, die großen Molowürfel, welche aus Steinen zusammengebacken sind, mit Schrauben aufzuwinden, fortzuschieben und in die Fluten zu stürzen.

Schon ist die Abendlandschaft von diesen roten Inseln aus betrachtet. Zur Rechten das Meer und die ganze Halbinsel des Cap Corso im Dufte verschleiert; zur Linken eine rote Landzunge, um welche die See biegt; das kleine Städtchen im Borgrunde, Fischerbarfen und ein paar Segelboote im Hafen. Im Hintergrunde drei herrliche Berge, der Monte di Santa Angiola, die Santa Susanna und der raufhellige Monte Feliceto. An ihren Abhängen Olivenhaine und viele schwarze Dörfer. Hin und wieder glühen die Feuer der göttlichen Ziegenhirten.

Es gibt keinen Ort, dessen Völkchen patriarchalischer und stiller leben könnte. Das Land gibt seine Früchte, und das Meer auch. Sie haben genug. Abends sitzen sie am Molo und schwärzen, oder angeln in dem stillen Wasser, oder lustwandeln in den Olivenhainen und Orangengärten. Tags rüstet der Fischer seine Neze und der Handwerker sitzt vor der Thüre unter dem Maulbeerbaum und arbeitet emsig. Hier darf das Lied und die Guitarre nicht fehlen. Ich hatte mich in einem kleinen Caffeehause eingeheimt. Die junge Kotoöwirthin konnte schöne Lieder singen; auf meinen Wunsch kam Abends eine kleine Gesellschaft zusammen und waidlich wurde auf den Guitarren geklimpert und manches reizende Liedchen gesungen.

Auch die Kinder sangen mir, wo sie hinter mir her liefen, Lieder, die Marseillaise, den Girondistenmarsch und Bertrams Abschied mit untergelegtem Texte als Loblied auf den Präsidenten von Frankreich. Der Refrain schloß immer mit der Apostrophe vive Louis Napoleon! Der kleine Camillo sang am schönsten die Marseillaise.

Wir suchten Muscheln am Strande. Deren gibt es da die Fülle, wenn man dem kleinen Nonnenhäuschen vorbeigeht, das am Meere im Garten steht, und worin die Schwestern der Madonna alle Grazie wohnen. Die Marienschwestern haben in dieser Villa die köstlichste Aussicht auf das Meer und die Berge, und manche mag ihrem versunkenen Liebes-Lebensromane nachträumen, wenn die goldne Mondschel über dem Berge Reparata glänzt so wie heute. Der Strand ist weit hin schneeweiß. Sein sandiges Ufer ist ganz von rotem Corallenstaub und von den allerschönsten Muscheln durchsetzt. Der kleine Camillo half mir wacker suchen, aber mehr noch reizten ihn die lebendigen kleinen leppere, Muscheln, welche sich an den Steinen festsaugen. Er brach sie aus dem Wasser, aß das Thierchen mit vielem Behagen und wunderte sich, daß ich nicht mitessen wollte. Abends ergösten wir uns an den phosphorescirenden Meereswellen und badend schwammen wir in Millionen Funken.

Schöne Kinderwelt! Es ist gut wenn manchmal ihre verlorenen Stimmen wieder zu reden anfangen. — Die Lotophagen wollen mich nicht fortlaffen, sie bildeten sich ein, daß ich ein reicher Baron sei und haben mir den Vorschlag gemacht, mich in Isola Rossa anzukaufen. Hier verloren zu gehen, wäre nicht übel. —

„Ja! die Blutrache bringt uns um!“ sagte mir ein Bürger der roten Insel. Sehet dort den kleinen Mercato, unsere Kaufhalle da mit den weißen Säulen. Im vorigen Jahre spazierte eines Tages ein Bürger dort auf und ab; auf einmal fiel ein Schuß, und der Mann stürzte todt zusammen. Am hellen lichten Tage war der Massoni in das Städtchen gekommen, der hatte seinem Feinde dort in Mercato eine Kugel in die Brust geschossen, und weg war er wieder in die Berge, und das alles am hellen lichten Tage.

Da ist das Haus, in welchem Paoli überfallen wurde, als der berühmte Dumouriez einen Anschlag auf ihn angezettelt hatte. Und hier landete zum letzten Male Theodor von Neuhoff, der Corsenkönig, und ging wieder in See, da sein Königstraum ausgeträumt war.

Eines Tages ging ich mit einem Elsäßer vom zehnten Regimente, welches gegenwärtig in Corsica verteilt ist, auf den Berg Santa Reparata und in den Paese gleichen Namens. Es ist schwer, das Bild eines solchen corsischen Dorfes in den Bergen mit Worten zu malen. Man wird ihm am nächsten kommen, wenn man sich Reihen von schwärzlichen Thürmen denkt, welche in der Mitte

durchschnitten sind und Fenster, Lücken und Scharten haben. Die Häuser sind aus oft gar nicht behauenen Grauwsteinen errichtet, meistens nur mit einem Estrich von Lehm bedeckt, auf welchem bisweilen Pflaunzen wachsen. Sehr schmale und steile Treppen von Stein führen zur Thüre hinauf. So wohnten die Bergcorseu wohl schon zur Zeit der Etrusker und der Carthager. Allenthalben fand ich Armut und Unsauberkeit; Menschen und Schweine bei einander, in hölenartigen Stuben, in welche das Licht durch die Thüre fiel. Und doch leben diese armen Menschen hoch auf den Bergen in einem Oceane von Luft und Licht, aber sie haufen wie die Troglodyten. Aus einer dieser Hölen trat mir ein junges bleiches Weib entgegen, ein Kind auf dem Arme. Ich fragte sie, ob sie sich hier wol fühlen könne, da sie doch immer im Finstern säße. Sie sah mich an und lachte.

In einem andern Hause fand ich eine Mutter, welche ihre drei Kinder eben zur Ruhe bringen wollte. Alle drei standen sie nackt auf dem Erdboden und sahen krank und verkommen aus. Die Betten, auf denen die armen Kleinen schlafen, waren rechte Armutswinkelfchen. Im Elende wächst dies starkmutige Bergvolf auf. Sie sind Jäger, Hirten und Ackerbauer zugleich. Ihr einziger Reichtum ist die Olive, deren Del sie in den Städten verkaufen. Aber nicht Jeder ist an Oliven reich. Hier ist also das Leben nicht elend durch die Uebel der Cultur, sondern durch die des stehen gebliebenen Naturzustandes.

Ich ging in die Kirche, deren schwarze Façade mich reizte. Der weiße Glockenturm ist neu. Die Kirchentürme Corsicas haben keine Spitzen, sondern enden in einem durchgebrochnen und geschweiften Glockenstule. Das Innere der Kirche hatte eine Tribuna mit einem Hauptaltare, einem wunderbarlich barocken Dinge aus getünchten Steinen mit vielen Ausschweifungen. Ueber dem Altare stand die lateinische Inschrift: Heilige Reparata, bitte für dein Volk. Populus, das ist recht altdemokratisch. An den Wänden Anfänge der Malerei, einige Nischen mit halbrunden Säulen eingefaßt, die theils corinthische, theils Phantastie-Capitälcr hatten. Es liegt jetzt ein Interdict auf der heiligen Reparata und keine Messe wird dort gelesen. Nach dem Tode des Pfarrers hatte sich die Gemeinde geweigert den Nachfolger, welchen der Bischof von Ajaccio schickte, anzunehmen. Sie hatte sich in zwei Parteien gespalten, welche sich blutig befehdeten. Das in Folge dessen auf die Kirche gelegte Interdict hat den Streit noch nicht geschlichtet.

Ich ging durch die engen, schmutzigen Gassen nach dem Talrande, von wo man die weite Aussicht in die Bergreihe hat, welche die Balagna weiterhin schließt. Viele braune Ortschaften stehen in dem Bergcirkel und viele Olivenhaine. Die Felsendürre contrastirt kräftig mit dem Grün der Gärten und der Haine. Ein Corse hatte mich dahingeführt, ein Stammler, der das Feuer im Gesicht hatte; ich glaube, er war geisteschwach. Ich ließ mir die Namen der Orte des Balagnatales von ihm nennen. Er erzählte mir in einem gurgelnden Tone allerlei was ich nur halb verstand, aber ich verstand wol, daß er hier und dort hinwies und gurgelte: ammazzato, ammazzato col colpo di fucile. Er wies mir Orte in den Felsen, wo Menschenblut vergossen worden war. Mir graute, und ich machte, daß ich von dem Unheimlichen hinwegkam. Ichehrte über den Paese Oggilione zurück in Olivenhainen auf schmalen Hirtenpfaden absteigend. Bewaffnete Corsen kamen heraufgeritten, und schnell kletterten ihre Pferdchen von Fels zu Fels. Da wurde es Abend, der öde Felicitoberg erschwimmerte in den sanftesten Farben, ein Glöckchen läutete in den Bergen Ave Maria und an einem Hange blies ein Ziegenhirte auf der Schalmey. Das stimmte alles schön zusammen, und wie ich Isola Rossa erreichte, war mir außs neu idyllisch zu Mute geworden.

Fürchterlich grell stießen hier die Gegensätze gegen einander, Kinderwelt, Hirtenwelt und der blutrote Mord.

Drittes Kapitel.

Vittoria Malaspina.

Ed il modo ancor m'offense.

Francesca da Rimini.

In Bastia hatte ich einen angesehenen Mann der Balagna kennen gelernt, den Signor Mutius Malaspina. Er ist ein Abkomme der toscanischen Malaspina, welche im elften Jahrhundert Corsica regiert haben. Durch seine Gattin wurde er mit der Familie Paoli verwandt, denn Vittoria Malaspina war eine Urenkelin

des Hyacinth Paoli aus der Nachkommenschaft des berühmten Clements, und die Tochter des allgemein beliebten Staatsrats Giovanni Pietri, eines der verdienstvollsten Männer Corsicas.

Signor Malaspina hatte mir in seinem Hause zu Monticello, einem Paese, welcher oberhalb Isola Rossa und wenige Miglien davon entfernt liegt, Gastfreundschaft angeboten, und ich dessen froh hatte zugesagt sein Gast zu sein in einem Hause, das einst Pasquale bewohnt und von wo er so viele seiner Briefe datirt hatte. Malaspina gab mir eine Adresse an sein Haus mit, das ich offen finden würde zu jeder Zeit, auch ehe er selbst zurückgekommen wäre.

Ich war also nach Isola Rossa gefahren mit dem Vorsatze, nach Monticello hinaufzugehen und dort einige Tage zu verleben. Aber unterwegs erzählte man mir, was ich nimmer geahnt und was Malaspina mir verschwiegen hatte, das grausige Schicksal, welches seine Familie vor noch nicht drei Jahren dort erlitten hatte, so daß ich nicht wußte, was mich mehr erstaunen sollte, das Ungeheuer jenes Geschehens oder der Charakter des Corsen, welcher trotz ihm einem ungekannten Fremdlinge die Gastfreundschaft bot. Ich brachte es nicht mehr über mich, sie in einem Hause zu genießen, wo sie gemordet worden war. Aber ich ging nach Monticello hinauf, das Unglück durch menschliche Theilnahme zu ehren.

Das Haus Malaspina liegt am Eingange des Paese, auf dem Plateau eines umgrüntten Felsen, ein großes, ernstes und castellartig festes Haus aus der ältesten Zeit. Traurige Cypressen umstehn seine Terrasse. Schon von ferne rufen sie dem Wandrer die Tragödie zu, die hier gespielt worden ist. Ein kleiner wüster Platz liegt vor dem Eingange des Hauses. Junge Platanen stehn darauf und umgrünen eine Todtenkapelle.

Ich stieg durch den gewölbten Eingang eine schmale und finstre Steintreppe hinauf und sah mich nach den Bewohnern um. Das Haus schien mir ausgestorben und wüßt. Ich ging durch unheimliche leere Zimmer, aus denen der Geist der Wohnlichkeit gewichen war. Endlich fand ich eine in Trauer gekleidete Alte, die Schaffnerin des Hauses, und ein Kind von acht Jahren, die jüngste Tochter. Es kostete mir Mühe, der Alten ein freundliches Gesicht abzugewinnen, bis sie nach und nach mir Vertrauen schenkte.

Ich fragte nicht. Aber die kleine Felicina forderte mich von selbst auf, die Zimmer der Mutter zu sehn, und sie sagte mir in ihrer Unschuld mehr als zu viel.

Die alte Marcantonia hatte sich zu mir gesetzt, und was sie mir erzählte, will ich treulich nacherzählen, nur den Zunamen und die Vaterstadt des Unglückseligen will ich verschweigen.

„Im Sommer (1849) kamen viele Italiener nach Corsica, die sich hinübergelüchtet hatten. Unter ihnen war Einer, den man ausliefern wollte. Da erbarmte sich sein der Signor Pietri, welcher allen Menschen wolthat; er wirkte es aus, daß er bleiben konnte, und er nahm ihn in sein eignes Haus nach Isola Rossa. Der Fremde — er hieß Giustiniano — blieb einen Monat bei dem Herrn Pietri unten in Isola Rossa, und weil der Herr gerade nach Ajaccio zum Rat mußte, nahmen den Giustiniano der Herr Mutius und meine Herrin Vittoria hier ins Haus. Da hatte er alles Vergnügen, was er nur wünschen konnte, Jagd und Pferde, eine gute Tafel und Gäste vollauf, die zu seinem Gefallen in das Haus kamen. Der Italiener war sehr angenehm und sehr leutselig, aber er war traurig, weil er in der Fremde lebte. Die Signora Vittoria war von allen Menschen geliebt, und am meisten von den Armen. Sie war auch wie ein Engel.“

War sie schön?

„Sie hatte eine zarte Farbe, noch schwärzere Haare als die Felicina, und zum Verwundern schöne Hände und Füße. Sie war groß und voll. Der Italiener, statt in unsrem Hause sich wol zu fühlen, wo er alle Freundlichkeit und Güte genoß, wurde immer trauriger. Er fing an wenig zu sprechen, wenig zu essen, und sah so blaß aus wie der Tod. Er ging stundenweit in den Bergen herum und saß oft wie verstört und ohne ein Wort zu sprechen.“

Hatte er niemals seine Liebe zur Signora verraten?

„Einmal war er ihr in's Zimmer nachgegangen, aber sie hatte ihn hinausgestoßen und dem Mädchen befohlen, zu schweigen, dem Herrn nichts zu sagen. Einige Tage vor dem 20. December (es sind jetzt bald drei Jahre) wurde Giustiniano so elend, daß wir glaubten, er würde sehr krank werden. Er sollte Monticello verlassen und nach Bastia, um sich zu zerstreuen. Und auch er selbst hatte es gewünscht. Er aß in dreien Tagen keinen Bissen. Eines Morgens wollte ich ihm wie gewöhnlich den Kaffee bringen, aber die Thüre war verschlossen. Ich kam nach einer Weile wieder und rief ihn bei Namen. Er öffnete mir. Ich war erschreckt über sein Aussehen. Ich fragte ihn, Signor, was fehlt euch? Er legte seine Hand

so auf meine Schulter, wie ich sie hier auf die eure lege, und sagte zu mir: Ach! Marcantonietta, wenn du wüßtest, wie mir das Herz weh thut. — Mehr sagte er kein Wort. Auf seinem Tische sah ich eine Pistole liegen und Pulver in Papier geschüttet, wie auch Kugeln. Das hatte er sich am vorigen Abend durch die ältere Schwester der Felicina aus der Bottega holen lassen. Nun wollte er nach Bastia zurück und sich dort in ein anderes Land einschiffen. Er nahm auch Abschied von Allen und ritt nach Isola Rossa hinunter. Das war am 20. December. Am Morgen dieses Tages hatte die Signora Vittoria zu mir gesagt: Ich habe heute Nacht einen bösen Traum gehabt. Mir schien als wollte meine kranke Compagne (Gevatterin) sterben. Heute will ich gehn und ihr eine Erfrischung bringen. — Denn das war ihre Art. Sie ging oft zu den Kranken und brachte ihnen Del, Wein oder Früchte.“

Hier weinte die alte Marcantonia bitterlich.

„Der Herr Malaspina war nach Speloncato geritten, ich war fortgegangen, und Niemand war im Hause als die kranke Madamigella Matilde, die war eine Verwandte der Herrin, die jüngsten Kinder und ein Mädchen. Es war Nachmittag. Wie ich nach dem Hause zurückkehre, fällt ein Schuß. Ich glaubte, sie jagen in den Bergen oder sprengen die Steine. Aber bald darauf fiel noch ein Schuß, und mir war's als ob er im Hause gefallen sei. Mir zitterten die Glieder, wie ich in's Haus kam, und in der großen Angst fragte ich das Mädchen: wo ist die Herrin? sie sagte auch zitternd: Ach! Gott, sie ist ja oben auf ihrem Zimmer, sich umzukleiden, denn sie will zu der Kranken gehn. Lauf, sagte ich, und sieh nach ihr.“

„Das Mädchen kam wieder die Treppe herabgestürzt, ganz leichenblaß. — Da muß was vorgegangen sein, sagte sie, denn die Stube der Herrin steht sperrweit offen, da ist Alles über einander geworfen, und die Stube des Fremden ist verschlossen. Ich lief hinauf, das Mädchen, die Felicina, ihre Schwester . . . es sah gräßlich aus in meiner armen Herrin Stube . . . Die Thüre am Zimmer des Italieners war verschlossen . . . Wir klopfen, wir schreien, wir rissen sie endlich aus den Angeln — da, Herr, sahen wir es vor uns — — aber ich sage euch nun nichts mehr.“

Nein, kein Wort mehr, Marcantonia! Ich stand erschüttert auf und ging hinaus. Die kleine Felicina und die Schaffnerin kamen mir nach. Sie führten mich in die Todtenkapelle. Das Kind und

die Alte knieten vor dem Altare nieder und beteten. Ich nahm einen Myrtenzweig vom Altare und warf ihn auf die Stelle, unter welcher Vittoria begraben liegt. Und traurig wanderte ich nach Isola Rossa hinunter.

So Ungeheures zu fassen wird dem Gedanken schwer, und das Wort sträubt sich es zu sagen. Giustiniano war, nachdem er Monticello verlassen hatte, plötzlich umgekehrt. Heimlich stieg er die Treppen des Hauses wieder hinauf. In demselben Obergeschosse liegen die Zimmer, welche Vittoria und er bewohnten. Sie sind durch einen Saal getrennt. Vittoria war in ihrem Zimmer eben beschäftigt, sich anzukleiden. Giustiniano stürzte zu ihr, mit einer Pistole und einem Dolche bewaffnet. Er war sinnlos durch die Liebeswut. Er rang fürchterlich mit dem starken Weibe. Er warf sie auf den Boden, er schleppte sie in sein Zimmer; sie war schon sterbend, von seinen Dolchstichen durchbohrt. Ihre schönen Haarlocken fand man zertraut am Boden hingestreut und das Zimmer durch den Kampf verwüstet. Giustiniano warf die Unglückliche auf sein Lager — er erschoss sie mit der Pistole durch die Schläfe — ihre Ringe zog er von ihren Fingern und steckte sie an die seinen — dann legte er sich an ihre Seite — mit dem Gewehre zerschmetterte er sich den Kopf.

So fanden sie jene Alte und die arme Felicina, damals ein fünfjährig Kind, das weinend rief: Das ist das Blut von meiner Mutter — ein fürchterlicher Anblick, ein grausames Schicksal der Kindesseele für die Lebenszeit aufgepreßt. Das Volk von Monticello wollte Giustinianos Leiche zerreißen. Malaespina, welcher ahnungslos von Speloncato zurückgekehrt war, wehrte dem. Man verscharrte sie in den Felsen des Bergs von Monticello. Vittoria war 36 Jahre alt und Mutter von sechs Kindern. Giustiniano zählte kaum 25 Jahre.

Ich fand an Mutius Malaespina einen Mann von schlichtem Wesen, von ehernen Zügen und von einer ehernen Ruhe. Ich hätte mich geschämt die traurige Geschichte hier zu erzählen, doch ist sie in aller Munde und auch in einem Büchlein mit Sonnetten auf Vittoria erzählt, welches in Bastia gedruckt ist. Das Andenken der Vittoria Malaespina wird dauern, so lange die Insel besteht. Nach Jahrhunderten wird das traurige Schicksal des edlen Weibes, welches ich jetzt aus dem Munde eines Familiengliedes und in ihren Zimmern vernahm, eine Volkssage geworden sein. Schon jetzt erkannte ich, wie schnell das wirkliche Ereigniß im Volke sich in's Sagenhafte

unzubilden beginnt. Denn dieselbe alte Schaffnerin erzählte mir, daß der Geist der armen Vittoria einigen Kranken im Paese erschienen sei. Und bald wird man auch hören, daß ihr Mörder nächstens aus seinem grauen Felsengrabe steigt, bleich und ruhelos wie er im Leben war, und nach dem Hause wandt, wo er die Schreckensthat verübte.

* * *

Grollend mit der menschlichen Natur ging ich die Berge hinunter und erwog die kleine Grenze wo die edelste Leidenschaft, die Liebe, in die gräßlichste Furie sich verwandeln kann, wenn sie jene um ein paar Linien überschreitet. Wie nah grenzt in der menschlichen Seele Gott und Teufel, und wie geschieht es, daß aus dem Stoffe eines und desselben Gefühles beide werden? Ich sah weder die Berge noch das heiter ruhige Meer, ich verwünschte ganz Corsica und daß ich meinen Fuß auf seine blutige Erde gesetzt hatte. Da kam an meine Seite gesprungen das schöne Kind Camillo. Der kleine war mir über alle Felsen nachgelaufen. Er hatte eine Hand voll Brombeeren gepflückt, und mit freundlichen Augen hielt er sie mir entgegen, daß ich sie essen sollte. Der Ausblick dieses unschuldigen Kindes erheiterte mich augenblicks. Es war mir, als hätte er sich mir in den Weg gestellt, nur um mir zu zeigen, wie schön und unschuldig der Mensch aus den Händen der Natur hervorgehe. Camillo lief nun immer neben mir her und sprang von Stein zu Stein, bis er plötzlich sagte: ich bin müd' und will ein wenig sitzen. Nun saß er auf einem Felsstück still. Ich sah nie ein schöneres Kind. Als ich das seinem älteren Bruder sagte, entgegnete der: ja! alle Leute haben den Camilluccio lieb, bei der Procession zu Corpus Domini war er auch ein Engel, hatte ein schneeweißes Hemd an und hielt einen großen Palmengweig in der Hand. Mit Freude betrachtete ich den Knaben, wie er auf dem Felsen saß, die schönen Kabenlocken wild über's Gesicht und aus den großen Augen still vor sich herausschauend. Sein Kleidchen war zerrissen, denn er war armer Leute Kind. Auf einmal hub er an, aus freien Stücken die Marsellaise zu singen: *Allons enfants de la patrie . . . contre nous de la tyrannie l'étendard sanglant est levé.* Es war seltsam die Marsellaise aus dem Munde eines so lieblichen Knaben zu hören und sein ernstes Gesicht dabei zu sehn. Aber im Munde eines Corsenknaben, wie geschichtlich klingt da dieses blutige Lied, und als der kleine Camillo sang: „Gegen

und hat die Tyrannei ihre Blutfahne erhoben," dachte ich: armes Kind, mag dich der Himmel schützen, daß du nicht einst von der Rachevogel fällst, oder nicht als Bluträcher in den Bergen irren mußt.

Als wir Isola Rossa nahe waren, erschreckte uns ein roter Blutschein in der Stadt. Ich eilte hineinzukommen, glaubend, Feuer sei dort ausgebrochen. Aber es war ein Freudenfeuer. Auf dem Plage Paoli hatten die Kinder, kleine Mädchen und Buben, ein mächtiges Feuer angezündet, hatten sich alle in einem Ringe an den Händen gefaßt und umtanzten die Flamme mit Lachen und Singen. Sie sangen aber unzählige kleine Verschen, welche sie selber erfanden; einige davon habe ich noch behalten:

Amo un presidente, Sta in letto senza dente.	Ich liebe einen Präsidenten, Er liegt im Bett und hat keine Zähne.
Anno un ufficiale, Sta in letto senza male.	Ich liebe einen Offizier, Er liegt im Bett und es fehlt ihm nichts.
Amo un pastore, Sta in letto senz' amore.	Ich liebe einen Hirten, Er liegt im Bett und hat nichts zu lieben.
Amo un cameriere, Sta in letto senza bere.	Ich liebe einen Kammerdiener Er liegt im Bett und hat nichts zu trinken.

Diese Verschen rissen gar nicht ab, indem sich das kleine Volk dabei lustig um das Feuer schwenkte. Die Melodie war reizend, naiv, kindlich. Mir machte dies Kinderfest aus dem Stegreife so großes Vergnügen, daß ich auch ein paar Verschen zum Besten gab, worauf das kleine Volk in ein so lautes Jubelgelächter ausbrach, daß es durch ganz Isola Rossa schallte.

Tags drauf fuhr ich mit einem Char-a-banc nach Calvi. Der kleine Camillo stand am Wagen und sagte traurig: Non mi piace che tu ci abbandoni. Der Wanderer zeichnet vieles auf, Berge und Flüsse, Städte und Ereignisse aus der schönen und häßlichen Welt, warum nicht auch einmal das Bild eines schönen Kindes? Noch nach Jahren erfreut es die Erinnerung, wie ein liebliches Lied, wenn es wieder ins Gedächtniß kommt.

Viertes Kapitel.

Von Isola Rossa nach Calvi.

Mein Betturin erzählte mir gleich zum Willkomm, daß ich die Ehre hätte, auf einem außerordentlichen Wägelchen zu fahren. Deun, sagte er, auf diesem Wägelchen habe ich im vorigen Jahre die drei großen Banditen, Arrighi, Massoni und Faver gefahren. Wie ich des Weges fuhr, kamen sie gerade die Straße, alle bis an die Zähne bewaffnet und befahlen mir, sie nach Calvi zu bringen. Das that ich denn auch ohne weiteres und darnach ließen sie mich ungekränkt umkehren. Jetzt sind sie alle todt.

Der Weg von Isola Rossa nach Calvi führt immer der Küste entlang. Auf den Bergen sieht man manche Ruine von Orten, die der Saracen zerstört hat. Oberhalb Monticello liegen auch die Trümmer eines Schlosses des berühmten Giudice della Rocca, des Lieutenants der Pisaner. Dieser gerechte Richter seines Volkes lebt noch im Andenken der Corsen. Er war gerecht, sagt man, auch gegen die Thiere. Eines Tages hörte er in der Balagna die Lämmer einer Heerde kläglich schreien; er fragte die Hirten, was den Lämmern fehle; die Hirten gestanden, daß sie aus Hunger schrien, weil man den Mutterschafen die Milch genommen habe. Da befahl der Giudice, daß fortan die Schafe nicht eher sollten gemelkt werden, bis nicht die Lämmer getränkt seien.

Ich kam zuerst nach Algajola, einem alten Orte am Meere, der jetzt ganz verlassen ist und kaum 200 Einwohner zählt. Viele Häuser stehen unbewohnt und in Trümmern, von den Bomben der Engländer zerschossen. Denn wie sie vor 60 Jahren der Krieg verwüstet hatte, so hat man sie bis auf den heutigen Tag als Ruinen stehen lassen, ein trauriges und augenfälliges Zeugniß von dem Zustande Corsicas. Auch die bewohnten Häuser gleichen schwarzen Ruinen. Ein freundlicher Alter, welchen der napoleonische Krieg einst nach Berlin geführt hatte, zeigte mir die Merkwürdigkeiten Algajolas und nannte einen großen Steinhaufen den palazzo della communita. Zur Zeit der Genuesen war Algajola der Mittelpunkt der Balagna, und weil es so gelegen war, daß aus jedem Dorfe der Balagna die Bewohner an einem Tage nach dem Orte und von

ihm in ihre Heimat zurück gehen konnten, erhoben ihn die Genuesen zum Siege eines der Lieutenants der Insel und befestigten ihn.

Die ausgezeichnetste Merkwürdigkeit dieses Städtchens ist die Volkssage von Chiarina und Tamante, zwei treuen Liebenden. Tamante war von den Franzosen zum Tode verurtheilt, seine Geliebte aber bewaffnete sich und mit Hülfe ihrer Freunde entriß sie ihn der Execution. Das Volk ehrt die schönen Thaten der Liebe überall und macht sie als Sagen unsterblich; die Geschichte der Chiarina und des Tamante ist in ganz Italien populär, und ihre fliegenden Blätter habe ich auch in Rom gefunden.

Bei Algajola wird nahe am Meere ein überaus herrlicher blau-grauer Granit gebrochen. Ich sah in dem Bruch eine Säule liegen, welche einem iudischen oder ägyptischen Tempel Ehre machen würde. Sie ist 60 Fuß lang und hat 12 Fuß im Durchmesser. Sie liegt schon seit Jahren auf dem Felde verlassen und vom Wetter geschlagen, und höchstens nimmt von ihr Notiz ein Wandrer, welcher sich auf ihr niederläßt, oder der Adler, der auf ihr ausruht. Ursprünglich für Ajaccio, zu einem Denkmale Napoleons bestimmt, blieb sie liegen, weil man die Kosten des Transports nicht aufbrachte. Wahrscheinlich wird sie nun nach Paris gebracht werden. Von demselben köstlichen Granite Algajolas ist der ungeheure Block, welcher die Vendomesäule in Paris trägt. Mit welchem berechtigten Stolze kann also der Corsic vor jener Säule von Austerlitz stehn, auf die Franzosen herablicken und ihnen zurufen: mein Vaterland hat beides hervorgebracht, den großen Mann dort oben und auch den herrlichen Granit, auf welchem er steht.

Ich kam nun nach Lumio, einem hoch gelegenen Paese, dessen schwarzbraune, turmartige Häuser aus der Augenweite gar nicht von den Felsen zu unterscheiden waren. An grünen Jalousien merkt man sie und da das Wohnhaus eines angesehenen Mannes. Die Abkommen der alten Signorens wohnen noch in allen diesen Dörfern, und Männer von den stolzeften Namen und ungezählten Ahnen leben in den finstern Paesen Corsicas mitten unter dem Volke und in seiner Gesellschaft. Nirgend in der Welt möchte eine so große demokratische Gleichheit des Lebens angetroffen werden als auf dieser Insel, wo Standesunterschiede kaum sichtbar werden und der Bauer mit dem Herrn als freier Mann verkehrt, wie ich oftmals davon Augenzeuge gewesen bin. Oberhalb Calvi wohnt in dieser Gegend Peter Napoleon,

Lucians Sohn, der einzige Bonaparte, welcher damals auf der Heimatsinsel seiner Familie sich aufhielt. Die Balagnesen lieben ihn und rühmten es, daß er ein guter Jäger sei, daß er sich oft unter die Hirten mische und nicht vergessen habe, wie seine Vorfahren den Gorden angehört. Die Erwählung Louis Napoleons erfüllt das cordische Volk natürlich mit Stolz und Freude. Ich fand auf der Insel überall das Porträt dieses Mannes und hörte seine Energie rühmen als cordische Energie. Weiter Blickende waren nicht ganz so vom Patriotismus befangen, und ich hörte auch aus cordischem Munde das Urtheil, daß die Napoleons Tyrannen seien und zwar die letzten Tyrannen der Freiheit.

Lumio hat viele Orangengärten und eine erstaunliche Menge von Cactushecken, die ich in solcher Fülle nur noch in Ajaccio antreffen sollte. Der Cactus wächst hier zu Baumstämmen auf. Von den Bergen Lumios ist der Blick auf das Thal und den Golf von Calvi schön. Calvi liegt zu Füßen der Berge von Calenzana auf einer Landzunge. Mit seinen dunkeln platten Häusern, zwei Kuppeln welche über sie hinwegragen, und mit den Mauern des Forts, das auf der äußersten Spitze der Landzunge steht, gleicht sie auffallend einer maurischen Stadt.

Calvi ist der Hauptort des kleinsten der Arrondissements Corsicas, welches in 6 Cantons mit 34 Communen ungefähr 25000 Einwohner zählt. Es umfaßt beinahe den ganzen Nordwesten der Insel, Berge und Küsten, von denen noch nicht einmal die Hälfte cultivirt ist. Denn der große Küstenlandstrich von Galeria ist gänzlich wüst. Nur die Balagna ist in guter Cultur und am zahlreichsten bevölkert.

Die kleine Stadt Calvi, heute ungefähr 1680 Einwohner zählend, verdankt ihren Ursprung dem Giovanniuolo, Herrn von Rebbio, dem erbitterten Feinde des Giudice della Rocca und Anhänger Genuas. Darauf gab sich die Stadt an Genua und blieb der Republik immer treu. Wie die Bonifaziner erhielten auch die Calvesen viele Freiheiten und Gerechtsame. Zur Zeit des Filippini zählte die Stadt 400 Feuerstellen, und er nennt sie eine Hauptstadt sowohl wegen ihres Alters als wegen der Schönheit der Häuser, wobei er aber hinzusetzt „im Verhältniß zum Lande.“ Die Bank von Genua, sagt er, ließ die Festung bauen und nach der Meinung Einiger hat diese Festung allein 1850 Scudi gekostet.

Calvi liegt auf der Landzunge, in welche die eine Reihe der

Berge ausgeht, die das große Thal um den Golf umcirceln. Diese Berge sind kahl und bestehen aus Granit und Porphyr. Sie bilden ein imponantes Amphitheater. Viel Del und Wein gedeiht an den Abhängen und die Füße der Höhen bedeckt Tarus und anderes Gesträuch von Myrten, Albatro und Linus, aus dessen Blüten die Biene den Honig saugt. Davon kommt die Bitterkeit des corsischen Honigs, von welchem schon Ovid und Virgil gewußt haben. Calenzana namentlich ist an Honig reich. Ein Wasser durchfließt das Thal dieser Berge und bildet in der Nähe von Calvi einen Sumpf, dessen Ausdünstungen gefährlich sind. Man nennt den Sumpf *la vigna del vescovo*, den Weingarten des Bischofs, und erzählt sich von seiner Entstehung eine jener sinnvollen Sagen, welche in Corsica den Wanderer ergötzen. Es war nämlich der Bischof von Sagona nach Calvi übergesiedelt und hatte dort einen schönen Weingarten. Er verliebte sich in ein Mädchen, und indem er es in seinen Weinberg nahm, gestand er der Schönen seine Liebe und beschwor sie ihn zu erhören. Der Bischof schloß das schöne Kind in seine Arme, bedeckte es mit Küssen und war ganz des Teufels. Das Mädchen sah den bischöflichen Siegelring an dem Finger des heiligen Mannes, und lachend sagte es: „Ei! wie gar schön ist der Ring eines Bischofs. Ich will euch lieben um diesen Gottesring.“ Da seufzte der Bischof tief, aber seine Liebe war so heiß, daß sie ihn verzehren wollte; er zog den Gottesring vom Finger und steckte ihn an den Finger der schönen Jungfrau, daß sie ihn erhöre. Wie sie ihn nun erhörte und den heiligen Mann in ihre Arme schloß, sprang der Ring von ihrem Finger und fiel zu Boden. Er war nicht mehr zu finden. Am folgenden Tage ging der Bischof wieder nach seinem Weinberge, um den Ring zu suchen; aber siehe! da war kein Weinberg mehr, sondern er war verschwunden, und an seiner Stelle lag ein Sumpf.

Fünftes Kapitel.

Calvi und seine Männer.

Die Sumpflust machte den Borgo von Calvi, die kleine Vorstadt, ungesund. Besser ist die Luft in der Festung oben, welche die

eigentliche Stadt umschließt. Ich ging zu dieser alten genuesischen Citadelle hinauf, der festesten Corsicas nächst Bonifazio. Ueber dem Tore las ich die Worte: *Civitas Calvis semper fidelis*. Stets getreu war Calvi den Genuesen. Treue ist immer schön, wenn sie nicht knechtisch ist, und Calvi war ja eine genuesische Colonie. Jener Spruch der Treue ist in mehr als einem Sinn historisch geworden. Als der republikanische General Casabianca, nach der heldenmütigen Vertheidigung Calvis gegen die Engländer, im Jahre 1794 capituliren mußte, war es eine der Capitulationsbedingungen, daß die alte Inschrift über dem Tore nicht angetastet werden solle. Treulich hat man die Bedingung gehalten, wie es auf dem Tore zu lesen ist.

Nur in einem Punkte haben Genua und das immer treue Calvi mit einander. Denn die Calvesen behaupten, daß Columbus bei ihnen geboren sei. Sie behaupten, daß seine allerdings genuesische Familie von Alters her in Calvi sich niedergelassen habe. Wirklich erhob sich ein Streit über dieses Geburtsrecht, wie ehemals um Homers Wiege sieben Städte sich stritten. Man behauptet, daß Genua die Familienregister der Colombo von Calvi in Beschlag nahm, und daß es eine Strafe der Stadt, die Colombostraße in die Straße del filo umtaufte! Auch finde ich die Notiz, daß die Einwohner von Calvi die ersten Corsen waren, die nach Amerika schifften. Man sagte mir ferner, daß der Name Colombo noch heute in Calvi lebe. Auch heutige corsische Schriftsteller nehmen den großen Entdecker als ihren Landsmann in Anspruch, wie denn auch Napoleon während seines Aufenthaltes in Elba damit umging, historische Nachforschungen über diese Frage anstellen zu lassen. Lassen wir den Streit auf sich beruhen; in seinem Testamente nennt sich Columbus einen gebornen Genuesen. Die Welt könnte neidisch werden, wenn das Geschick dem kleinen Corsica auch noch den Mann gegeben hätte, welcher größer war als Napoleon.

Tapfere Männer genug zieren Calvi, und betrachtet man dies Städtchen innerhalb der Festung, wie es nichts ist als ein Haufen schwarzer und durchlöcherter Ruinen, in welche die Bomben der Engländer es verwandelt haben, so liest man in dieser Trümmerchronik die Geschichte alter Helden. Verwundersam ist der Anblick einer Stadt, die vor fast hundert Jahren zerschossen, noch heute in Ruinen steht. Hier in Corsica scheint die Zeit stille gestanden zu sein. Eine eiserne Hand hat die Vergangenheit festgehalten, ihre alten

Volksſitten, die Todtenklagen der Etrusker, die Familienkriege des Mittelalters, die Barbarei der Blutrache, die alte Lebensweisheit und den alten Heroismus; und wie in grau gewordenen Ruinen von Städten das Volk lebt, lebt es noch in grauen, für den Culturmenschen sagenhaft gewordenen Lebenszuständen.

In der Hauptkirche Calvis, deren maurische Kuppel von den Kugeln der Engländer durchlöchert ist, zeigt man das Grab einer Familie, welche den kostbarsten und begehrtesten Namen der Welt trägt, den Namen Libertà, Freiheit. Es ist die alte Heldenfamilie Baglioni, welche diesen Namen führt. Es war im Jahre 1400, als einige Aristokraten in Calvi sich zu Tyrannen der Stadt aufwarfen und im Begriffe waren, sie den Aragoniern auszuliefern. Da erhob sich ein junger Mann Baglioni, überfiel mit seinen Freunden die beiden Tyrannen in der Burg, wie einst Pelopidas die Tyrannen Thebens, hieb sie zusammen und rief das Volk zur Freiheit. Von seinem Rufe libertà! libertà! schreibt sich nun sein Zuname, welchen das dankbare Volk ihm beilegte und den seine Familie fortan getragen hat. Baglioni's Nachkommen waren drei Heldenbrüder Piero Libertà, Antonio und Bartolommeo. Sie waren nach Marseille übersiedelt. Diese Stadt befand sich in den Händen der Liga und trotzte allein Heinrich dem Vierten, nachdem er bereits in Paris eingezogen und die Guisen ihm Gehorsam geschworen hatten. Der Consul der Liga Casaur war der Tyrann von Marseille; er ging damit um sie in die Hände der spanischen Flotte zu geben, welche der berühmte Andreas Doria befehligte. Da verschwor sich Piero Libertà mit seinen Brüdern und andern kühnen Männern von Marseille die Stadt zu retten. Er nahm sie alle zusammen in sein Haus, und nachdem sie den Plan entworfen hatten gingen sie kühn an seine Ausführung. Sie drangen in das Castell von Marseille, und mit eigner Hand stieß Piero Libertà dem Consul Casaur eine Lanze durch den Hals, und nachdem er die Wachen alle niedergemacht oder entwaffnet hatte, schloß er die Tore des Castells, und das blutige Schwert in der Hand eilte er in die Stadt und rief: Libertà! Libertà! Das Volk erhob sich auf diesen Ruf und griff zu den Waffen, worauf man die Türme und Schanzen von Marseille stürmte und die Stadt befreite. In das befreite Marseille zog hierauf der Herzog von Guise im Namen Heinrichs des Vierten ein, und dieser schrieb ein ehrendes Dentschreiben an Piero Libertà, datirt aus dem Lager

von Rodny den 6. März 1596. Er machte ihn zum Großrichter von Marseille, zum Capitan der Porta Reale, zum Gouverneur der nostra Donna della guardia und überhäufte ihn mit andern Ehren. Das geschah in derselben Zeit, als ein zweiter Corde Alfonso Ornano, der Sohn Sampieros, dem Könige von Frankreich Lyon gewann, und damals rief Heinrich der Vierte aus: „jetzt bin ich König.“

Wenige Jahre nach der Befreiung Marseille's starb Piero Libertà. Die Stadt begrub ihn auf das Prachtvollste und stellte seine Statue im Gemeindepalaste auf. Auf das Piedestal der Statue aber ließ sie die Worte eingraben:

Petro Libertae Libertatis assertori, heroi, malorum averrunco, pacis civiumque restauratori etc.

Wahrlich bemerkenswert ist die Vegetationskraft, welche die corsischen Geschlechter auszeichnet. Wer auf die Geschichte dieser Nation geachtet hat, wird gefunden haben, daß beinahe durchgehend die Kraft der Väter auf Söhne und Enkel sich forterbte.

Schwer wird es mir, von den Gräbern der Libertà nun auf jenes Feld von Calenzana hinüberzugehen, wo die Gräber liegen der Schiavitù, der Slaverei. Gräber sind es von 500 tapfern, verkauften Deutschen, Söhnen unsers Vaterlandes, welche dort bei Calenzana fielen.

Ich habe es in der Geschichte der Corsen erzählt. Der Kaiser Carl VI. hatte den Genuesen ein deutsches Hilfscorps verkauft und die Genuesen schifften es nach Corsica über. Am 2. Februar 1732 geschah es, daß die Corsen unter ihrem Generale Ceccaldi die deutschen Truppen bei Calenzana angriffen. Diese standen unter dem Befehle des Camill Doria und des Devins. Nach einem fürchterlichen Kampfe wurden die Kaiserlichen geschlagen und 500 Deutsche blieben todt bei Calenzana. Die Corsen begruben die Fremdlinge, welche in ihr Land gekommen waren gegen die Freiheit zu kämpfen, auf dem schönen Berghange zwischen Calvi und Calenzana. In fremder Heldenerde ruhen dort die Gebeine unserer armen Brüder. In ihrer Nähe steht blutigdunkles Porphyrgestein. Ihre Gräberdecke grünt von Myrten und blühenden Kräutern. Und jedes Jahr bis auf den heutigen Tag kommen am heiligen Samstage die Geistlichen von Calenzana auf diese Gräber ihrer Feinde, auf den Camposanto dei Tedeschi wie das Feld von Calenzana vom Volke genannt wird, und besprenzen die Stätte, wo die armen Söldner gefallen sind, mit Weihwasser.

So rächt sich der Gorse an den Feinden, welche ihm seine Unabhängigkeit zu morden kamen. Mir ist's als hätte ich, der einer der wenigen Deutschen war, welche auf den Söldnergräbern von Calenzana standen, und wol der Einzige, der ihrer noch gedachte, hier die Pflicht dem edlen Volk der Gorses für dieses großmütige und menschlich schöne Mitgefühl im Namen Deutschlands zu danken. Es ist ein edler Zug mehr in der Geschichte seiner Tugenden. Meinen Landesleuten aber setze ich diese Grabchrift:

Grabchrift

auf die fünfhundert deutschen Söldner von Calenzana.

Fünfhundert arme Söldner kamen wir,
 Vom Kaiser weh! an Genna verkauft,
 Dem Gorsevolk die Freiheit zu erschlagen.
 Wir fielen all' in unsres Frevels Blute;
 Im Grab der Fremde büßen wir die Buße.
 Nicht schuldig nenn' uns, doch bejammeru'swert,
 Deckt uns erbarment doch die Feindeserde.
 Schmääh', Wandrer, nicht die Kinder dunkler Zeit!
 Ihr die ihr lebt, sollt uns der Schmach entschühen.

Jene Zeiten, als man unsre Väter wie eine willenlose Heerde hieher nach Corsica und dorthin nach Amerika verkaufte, waren dunkel. Da erhoben sich hier Pasquale Paoli und dort Washington, und jenseits des Rheins die Menschenrechte. Die Schmach jener Zeiten wurde getilgt, und auch die Schmach von Calenzana; denn die Enkel dieser, die hier in ihren Slavengräbern liegen, kämpften als freie Männer für Weib und Kind und für die Unabhängigkeit des Vaterlandes in Völkerschlachten und in Freiheitschlachten, und überwandten auch den corsischen Despoten.

Die Sonne geht unter, der Golf erglänzt, und die Felsenberge von Calenzana stehn in Farbenglut. Wie zauberisch ist dieser südlische Duft der Ferne, und wie fein sind diese Farbentöne. Es ergreift die menschliche Seele nichts so tief als alles Uebergehen. Auf dieser Grenze sei es vom Sein zum Nichts, oder von dem Nichts zum Sein steht die schönste und die tiefste Poesie des Lebens. Nicht anders ist es in der Völkergeschichte. Ihre wunderksamsten Erscheinungen stehen immer auf der Grenze, wo sich zwei Culturperioden berühren, und eine in die andere übergehen will, wie ja auch eine Jahreszeit

oder eine Tageszeit in der Natur die herrlichsten Erscheinungen zeigt, wenn sie in eine andre übergehn will. Mich dünkt, es ist auch nicht anders in der Geschichte des einzelnen Menschenlebens. Auch da sind diese Uebergänge von einer Culturperiode in die andre, von einer Bildungsform in die andre voll von Zauber und so fruchtbar, daß hier allein die Keime der Poesie oder des Schaffens sich entwickeln.

Es ist auch hier in Galvi eine fast märchenhafte Weltverlassenheit. Die stille Spiegelstut des Golfs regt sich nicht — kein Schiff in meilenweiter Ferne — kein Vogel der sich aufschwingt — der schwarze Turm ragt dort auf schneeweißem Straude wie eine dunkle Traumgestalt. Doch, hier sitzt ein Adler, ein prächtiges Geschöpf, ernst und königlich ruhend — nun fliegt er auf und mit mächtigem Flügelschlage strebt er nach den Bergen. Er ist satt von Blute. Da störe ich noch einen Fuchs auf, den ersten den ich in Corsica sah, wo die Füchse auffallend groß sind und statt der Wölfe die Lämmer überfallen. Er saß vergnüglich am Ufer und schien sich über das Rosenrot der Wellen zu freuen, denn er war ganz in Naturbetrachtungen vertieft und so sehr in Gedanken verloren, daß ich ihn bis auf fünf Schritte beschleichen konnte. Plötzlich sprang Herr Keineke auf, und da der Strand schmal war, so hatte ich die Freude ihm den Weg zu verrennen und ihn einen Augenblick außer Fassung zu bringen. Herr Keineke that hierauf eine gentile Schwenkung und lief mit großem Humor in die Berge. Es geht ihm sehr gut in Corsica, wo ihn die Thiere zum Könige gemacht haben, weil es hier keine Wölfe gibt.

Da es Nacht wurde, setzte ich mich in eine Barke und ruderte in dem Golfe umher. Welch' ein Vergnügen, welche Nachtbilder! Der Himmel Italiens mit funkelnden Sternen besät, magisch und transparent die Küste, fern auf der Landspitze ein leuchtender Fanal — Lichter in dem Castell von Galvi — Hirtenfeuer in den dunkeln Bergen droben — ein paar schlafende Schiffe auf dem Wasser — die Wellen um den Kahn funkelnd, die Wassertropfen die vom Ruder fallen, Funken — in der tiefen Stille die Klänge einer Mandoline, die vom Ufer herüberschallen.

Sechstes Kapitel.

Ein Meißerfängerfest.

Die Poesie dieser Nacht sollte sich noch fortsetzen. Denn kaum war ich in meiner kleinen Locanda eingeschlafen, als mich Citerklänge und ein viestimmiger Gesang weckten. Sie spielten und sangen wol eine Stunde lang in stiller Nacht vor meinem Hause. Es galt einem jungen Mädchen, welches dort wohnte. Sie sangen zuerst eine Serenata, dann Voceros oder Todtenklagen. Wie sonderbar, das Ständchen, welches einem jungen Mädchen gebracht wurde, war eine Todtenklage, und auch die Serenata klang so traurig wie ein Vocero. Es ist nicht zu sagen, wie in der Stille der Nacht diese psalmoidischen Klänge in die Seele bringen und sie tief ergreifen. Die Töne sind so klagend, so einförmig, so gedehnt. Die erste Stimme sang Solo, dann fiel die zweite und die dritte ein und der ganze Chor. Der Vortrag war Recitativ in Weise des italienischen Ritornello. Und auch im Ritornello wird ein an sich nicht trauriges Gefühl fast klagend gesungen; ist es nun aber ein Vocero, so durchgittert es die Seele und stimmt sie zu Weh. Ich hatte wol schon in andern Orten Corsicas solche Nachtgesänge gehört; doch nicht so voll und so feierlich wie hier. Und nimmer kann ich die Klagelieder jener Nacht von Calvi vergessen. Ich vernehme noch oft ihr Echo, und namentlich ist es das eine Wort und der eine Klang: speranza, dessen klagender Ausdruck mir noch oftmal hörbar ist.

Am Morgen geriet ich durch Zufall in die Bude eines alten Schuhmachers, welcher sich mir als den Citerspieler von gestern Nacht zu erkennen gab. Bereitwillig langte er sein Instrument hervor. Die corsische Cetera hat sechszehn Seiten; sie hat beinahe die Form der Mandoline, nur daß sie größer und der Resonanzboden nicht ganz rund, sondern ein wenig abgeflacht ist. Die Saiten werden mit einem flachen und spitzzulaufenden Widderhörnchen geschlagen. Ich fand also auch hier die allgemeine Erfahrung bestätigt, wie das Geschlecht der Schuster in aller Welt denkend, musikalisch und poetisch sei. Der Haus Sach von Calvi holte auf meinen Wunsch einige der besten Sänger herbei. Die Schuhe und der Leisten wurden in den Winkel gelegt, und die kleine Sängergesellschaft versammelte sich in dem Hinterstübchen, dessen blumenunkrautes Fenster auf den Golf

hinausging — die Sänger rückten die Stule zusammen, der Meistersanger nahm die Citer, drückte die Augen ein und schlug in vollen Tönen. Doch will ich sagen, wer die Sänger waren. Es war vor allen der alte Schuster als der Meistersanger, dann sein junger Geselle, der bei ihm Stiefeln und die holde Musica machen lernte, dann ein feingekleideter junger Mann, ein Herr vom Gerichte, und endlich ein silbergrauer Greis von 74 Jahren. So alt er war, so sang er doch aus Herzenslust, wenn auch nicht ganz so wacker mehr als in seiner Jugend, und weil die Noten der corsischen Voceros so langgedehnt sind, verlor der liebenswürdige Greis oft den Odem.

Nun hub das allerschönste Sangerfest an, das je gehalten worden ist. Sie sangen, was mein Herz begehrte, Serenaden und Voceradi oder Lamente, aber zu meist Lamente, weil mich deren hohe Originalität und Schönheit am meisten reizte. Sie sangen nach vielen andern auch einen Vocero auf den Tod eines Soldaten. Der Inhalt war dieser. Ein junger Mensch aus den Bergen verlast Mutter, Vater und Schwester und geht auf das Festland in den Krieg. Nach vielen Jahren kehrt er als Officier heim. Er steigt zu seinem Paese hinauf; Niemand der Seinen erkennt ihn hier. Nur der Schwester gibt er sich zu erkennen, deren Freude unsäglich ist. Dann sagt er dem Vater und der Mutter, denen er sich noch nicht entdeckt hat, sie mögen auf Morgen ein herrliches Mal rufen, er wolle es gut bezahlen. Abends nimmt er die Flinte und geht auf die Jagd. In seinem Zimmer hat er seinen Ranzen gelassen, in welchem viel Gold enthalten ist. Der Vater sieht den Reichtum und beschlieszt den Frembling Nachts zu ermorden. Die schreckliche That wird vollbracht. Wie nun der Tag kommt und der Mittag kommt und sich der Bruder nicht zeigen will, fragt die Schwester nach dem Fremdlinge; in der Angst ihres Herzens entdeckt sie den Eltern, daß es der Bruder sei. Sie stürzen in die Kammer, Vater, Mutter, Schwester — da liegt er in seinem Blute. Nun folgt das Lamento der Schwester. Die Geschichte ist wahr, wie überhaupt was die corsischen Volkslieder singen, ein wirkliches Ereignis ist. Der Schuster erzählte mir die Begebenheit sehr dramatisch, und der Greis unterstützte ihn dabei mit den ausdrucksvollsten Geberden, dann ergriff jener die Citer und sie sangen das Lamento.

Die freundlichen Sänger, denen ich sagte, daß ich ihre Gesänge in meine heimische Sprache übersetzen und auch ihrer und dieser

Stunde gedenken würde, baten mich noch diesen Abend in Calvi zu bleiben, da wollten sie die ganze Nacht versingen und mir Freude machen. Wenn ich aber durchaus fort wolle, so solle ich ja nach Zilla gehen, da seien die besten Sänger von ganz Corsica. Ach! sagte der Schuster, der allerbeste ist todt. Er sang wie ein Vogel mit heller Stimme, aber er ging in die Berge und wurde Bandit, und weil er so schön sang, so wehrten die Paesanen lange den Häschern, ihn zu fangen. Doch sie fingen ihn und in Corte haben sie ihm das Haupt herunter geschlagen.

So war mir denn Calvi eine Oase des Gesanges in diesen stillen und menschenarmen Gegenden. Mir war's nun auch merkwürdig, daß ein paar der besten Dichter Corsicas aus Calvi zu Hause gewesen sind, ein geistlicher Dichter Giovanni Battista Agnese, geboren im Jahr 1611, und Vincenzo Giubega, welcher 39 Jahre alt im Jahre 1800 als Tribunalsrichter in Ajaccio starb. Man nennt Giubega nicht mit Unrecht den Anacreon Corsicas. Ich las von ihm einige schöne Liebeslieder, Sonnette, welche sich durch Grazie und Empfindung auszeichnen. Es gibt nur wenige Lieder von ihm, da er die meisten selbst verbrannt hat. Weil Sophocles sagt, daß Gedächtniß sei die Königin der Dinge, und weil auch die Muse der Poesie ein Kind der Mnemosyne ist, so nenne ich hier noch einen einst weltberühmten Corsen aus Calvi, Giulio Guidi, im Jahre 1581 daß Wunder von Padua wegen seines unglücklichen Gedächtnisses. Er war im Stande 36,000 Namen nach einmaligem Hören wiederzusagen. Man nannte ihn Guidi della gran memoria. Er producirte nichts, sein Gedächtniß hatte seine schöpferischen Kräfte getödtet. Vico von Miranda, der vor ihm lebte, producirte; doch starb er jung. So ist's auch bei der köstlichen Gabe des Gedächtnisses, wie bei allen andern Geschenken, ein Fluch der Götter, wenn sie zu viel geben.

Ich nannte schon einmal den Namen Salvatore Viale. Dieser Dichter, in Bastia zu Hause, wo er noch hochbetagt lebt, ist der fruchtbarste Poet, welchen die Insel hervorgebracht hat. Er hat ein komisches Gedicht »la Dinomachia« im Charakter der *Socchia rapita* des Tassoni geschrieben, den Anacreon übersezt und auch Einiges von Byron übertragen. Byron also doch in Corsica! — Viale hat große Verdienste um sein Vaterland durch eine unermüdliche wissenschaftliche Thätigkeit, und auch um die Beleuchtung corsischer Sitten hat er sich Verdienste erworben. Auch einen Uebersetzer des Horaz hat

Corsica, Giuseppe Ottaviano Savelli, einy Freund Alfieri's, von dem ich schon gesprochen habe. Manchen Namen corsischer Poeten könnte ich noch nennen, wie den des Lieberdichters Biadelli von Bastia, welcher im Jahre 1822 gestorben ist. Doch werden ihre Lieder nicht weiter in die Welt dringen. Die schönsten, welche Corsica hervorgebracht hat, sind immer die Lieder des Volkes, und der größte Dichter der Corsen ist der Schmerz.

Siebentes Kapitel.

Die corsischen Todtenklagen.

Der Charakter der corsischen Todtenklagen begreift sich aus den Todtengebräuchen dieser Nation, welche uralt sind. Bei einem Volke, unter welchem der Tod mehr als anderswo als Würgeengel umhergeht, und dem seine blutige Gestalt beständig vor Augen tritt, müssen die Todten auch einen auffallenderen Cultus haben als sonst wo. Es hat etwas Dunkles und Ergreifendes, daß die lieblichste Poesie der Corsen die Poesie des Todes ist, und daß sie dichten und singen fast nur in der Trunkenheit des Schmerzes. Die meisten dieser seltsamen Blumen der Volkspoesie sind aus dem Blute aufgegangen.

Wenn der Tod eingetreten ist, beten die um das Todtenbett stehenden Verwandten den Rosenkranz, dann erheben sie ein Klagegeschrei (*grido*). Die Leiche wird nun auf einen Tisch an die Wand gelegt, welcher die *Tola* genannt wird. Das Haupt des Todten liegt auf einem Kopfstücken und trägt eine Kappe. Damit die Gesichtszüge und der Kopf nicht ihre Haltung verlieren, wird ihm um Hals und Kinn ein Tüchlein oder ein Band gebunden und auf dem Scheitel unter der Kappe festgeknüpft. Ist's ein junges Mädchen, so zieht man ihm ein weißes Leichenhemde an und bekränzt die Todte mit Blumen; ist's eine Frau, so trägt sie in der Regel ein buntes Kleid, eine Greisin ein schwarzes. Der Mann liegt im Leichenhemde und mit der phrygischen Mütze, und möchte dann wol einem Todten der Etrusker gleichen, wie ich ihn im etruskischen Museum des Vatican abgebildet fand, von Klagen den umgeben.

An der Tola wird gewacht und geklagt, oft die ganze Nacht hindurch, und es brennt ein Feuer. Die große Klage aber erhebt man am Frühmorgen vor dem Leichenbegängnisse, wenn der Todte in den Sarg gelegt wird, und ehe die Todtenbruderschaft kommt, um die Bahre aufzuheben. Zum Leichenbegängnisse kommen aus den Dörfern der Umgegend die Freunde und Verwandte. Diese herbeikomrende Schaar heißt das *corteo* oder Geleite oder die *scirrata*, ein Wort, welches unserem deutschen „Schaar“ ähnlich klingt, dessen Ursprung aber kaum zu ermitteln ist. Eine Frau, und dies ist immer die Dichterin oder Sängerin, was hier zusammenfällt, führt einen Chor der Klageweiber. Man sagt also in Corsica: *andare alla scirrata*, wenn die Weiber im Zuge nach dem Leichenhause gehen; ist der Todte ein Erschlagener so sagt man: *andare alla gridata*, das heißt zum Geheule gehen. Sobald der Chor in das Haus tritt, begrüßen die Klageweiber die Leidtragende, sei es die Wittwe, die Mutter oder die Schwester, und sie neigen Kopf an Kopf wol eine halbe Minute lang. Dann ladet ein Weib der trauernden Familie die Zusammengekommenen zum Klagen ein. Sie machen um die Tola einen Kreis, den *cerchio* oder *caracollo* und schwingen sich heulend um den Todten, den Kreis lösend oder wieder schließend, immer mit Klageruf und den wildesten Zeichen des Jammers.

Nicht überall sind diese Pantomimen gleich. An vielen Orten sind sie überhaupt durch die Zeit verdrängt, an anderen sind sie gemildert, in den Bergen tief im Innern, zumal im Niolo bestehen sie in ihrer altheidnischen Kraft und gleichen den Todtentänzen Sardiniens. Ihre dramatische Lebendigkeit und furiöse Ekstase ist erschütternd und grauenvoll. Es sind nur Weiber, welche tanzen, klagen und singen. Die Haare aufgelöst und manadenhaft um die Brust fliegend, die Augen voll sprühendem Feuer, die schwarzen Mäntel flatternd, so schwingen sie sich um, stoßen ein Klagegeheul aus, schlagen die flachen Hände zusammen, schlagen sich die Brüste, raufen sich an den Haaren, weinen, schluchzen, werfen sich an der Tola nieder, bestreuen sich mit Staub — dann schweigt das Klagegeheul, und diese Frauen sitzen nun still, Sibyllen gleich auf dem Boden der Todtenkammer, tiefausatmend, sich beruhigend. — Schrecklich ist dieser grelle Gegensatz zwischen dem wilden Todtentanze unter heulenden Klagen und dem Todten selber, welcher starr und still auf der Bahre liegt und doch diesen Furientaumel regiert. In den Bergen zerreißen

sich die Klageweiber auch das Gesicht bis aufs Blut, weil nach uralter heidnischer Vorstellung das Blut den Todten angenehm ist und die Schatten versöhnt. Dann nennt man dies *raspa* oder *scalfitto*.

Das Wesen dieser Klageweiber hat etwas dämonisches, und muß fürchterlich erscheinen, wenn ihr Tanz und ihre Klage einem Gemordeten gilt. Dann werden sie wahrhaft zu den Furien, den schlangenhaarigen Rächerinnen des Mordes, wie sie Aeschylus gemalt hat. So schwingen sie sich um grausenhaft, die Haare los, die Hände in einander schlagend, heulend, Rache singend, und so gewaltig ist oft die Wirkung ihres Liedes auf den Mörder der es hört, daß es ihn mit allen Schauern des Entsetzens und der Gewissensangst erfasst, und er sich selber verrät. Ich las von einem Mörder, welcher verhüllt in den Kapuzenmantel der Todtenbrüder die Todtenkerze an der Bahre dessen zu halten sich erdrechte, den er mit erschlagen hatte, und der wie er das Rachelied anstimmen hörte, so heftig zu zittern begann, daß ihm die Kerze aus der Hand fiel. Bei den Criminalprocessen gelten die Zeugenaussagen, daß Jemand bei den Todtenklagen gezittert habe, als Schuldbeweise. Ja! mancher Mann auf dieser Insel gleicht dem Orest des Aeschylus, und die Seherin kann von ihm sagen:

Und sitzen sah' ich einen gottverfluchten Mann
Am Erdennebel, schutzgewärtig, frisch von Blut
Die Hände triefend, noch das bloße Schwert zur Hand — —
Um diesen Mann her eine wunderbare Schaar
Von Weibern schlafend auf die Sessel hingestreckt;
Doch nicht von Weibern — nein, Gorgonen nenn' ich sie,
Und wieder nicht den Bildern der Gorgonen gleich;
Einst sah ich die gemalt, welche mit Phineus Mal
Von dannen fliegen; aber ungeflügelt sind
Die dort und schwarz und völlig ekelhaft zu schau'n.

Todtenstille herrscht also in der Kammer. Man hört nur das tiefe Atmen der umherkauernden Klageweiber, welche in ihre Mäntel gehüllt dasitzen, den Kopf auf die Brust gesenkt, tiefsten Schmerz ausdrückend nach althellenischer Weise, wie der Künstler das Haupt dessen verhüllt darstellt, dessen Schmerz über das Maß groß ist. Die Natur selbst hat dem Menschen nur zwei höchste Ausdrucksweisen des Schmerzes gegeben, den Aufschrei des hervordrechenden Gefühls, in dem die Lebenskraft gleichsam alle ihre Geister entfesselt, und das

tiefe Verstommen, in welchem die Lebenskraft in Ohnmacht verstirbt. — Plötzlich springt aus dem Kreise der Frauen eine empor, gleich einer begeisterten Seherin hebt sie ein Lied auf den Todten an. Recitativisch trägt sie das Lied vor, Strofe für Strofe, und eine jede endigt mit einem Weh! Weh! Weh! welches der Klagechor wiederholt, nach Weise der Tragödie bei den Griechen. Die Sängerin ist auch die Chorführerin, welche das Lied gebichtet hat oder improvisirt. In Sardinien pflegt sie das jüngste Mädchen zu sein. In der Regel werden diese Gesänge, Loblieder oder Rachelieder, in denen der Preis des Todten mit der Klage um ihn oder mit der Aufforderung zur Rache wechselt, auf der Stelle improvisirt.

Wie wunderbar groß ist der Widerspruch der Cultur in diesem Lande, welches solche Scenen noch lebend erhalten hat, die von unserer Gesellschaft durch eine Kluft von 3000 Jahren getrennt zu sein scheinen. Man sehe also den Todten auf der Tola, die kauern den Klageweiber am Boden; ein junges Mädchen erhebt sich, das Antlitz flammend von Begeisterung improvisirt sie wie Mirjam oder wie Sappho Verse voll von unerreichbarer Anmut, voll von den kühnsten Bildern, und unerschöpflich strömt die hingerissne Seele rhythmisch, in Dithyramben fort, welche das Tiefste und das Höchste menschlichen Schmerzes melodisch sagen. Der Chor heult hinter jeder Strofe Deh! Deh! Deh! — Ich weiß nicht, ob irgend wo ein Bild im Leben aufgefunden werden kann, in welchem sich das Grausige mit dem Lieblichen zu so tiefinniger Poesie verbindet als in solcher Scene, da ein Mädchen vor einer Bahre singt, was die jungfräuliche Seele ihr augenblicks zu singen eingegeben hat, und da der Chor der Furien das Lied heulend begleitet. Und wieder ein Mädchen, welches flammenden Augs und mit glühender Wange über dem gemordeten Bruder, der in seinen Waffen auf der Tola liegt, aufsteigt als Erinnye, in Versen Rache fordernd, deren blutgwillde Sprache selbst Mannesmund nicht grausender sagen könnte. In diesem Lande hält das niedrig dienende Weib das Gericht, und vor das Tribunal seiner Klage, die hier recht eigentlich Anklage ist, wird der Schuldige geladen. So singt auch der Chor der Mägde in den Grabespendertinnen beim Aeschylus:

D Kind, bewältigt
Wird des Todten Denken nicht
Durch den blendenden Bahn der Glut;
Spät einst zeigt er sein Zürnen.

Und bejammert wird der Todte: —
 Und erkannt wird, der ihn todtschlug;
 Um den Vater und Erzeuger
 Die gerechte Todtenlage,
 Gericht heischt sie mit lautem Schmerzschrei.

Einige dieser Seherinnen, der germanischen Wellea möchte ich sie vergleichen, machten sich wegen ihrer Inspirationen berühmt; so im vorigen Jahrhundert Mariola delle Piazzole, die Führerin der Todtenchöre, deren Improvisationen aller Orten begehrt wurden, und wie Clorinda Franceschi aus der Casinca. In Sardinien heißen die Klageweiber *Piagnoni* oder *presiche*, in Corsica *vecoratrici* oder *ballatrici*. Nicht immer sind es die hergebrachten Chorführerinnen, welche singen, vielsach auch die Verwandten des Todten, Mutter, Gattin, besonders die Schwestern. Denn das vom Schmerz erfüllte Herz strömt in kunstlos bereedte Klagen über und macht die Sprache erhaben und den Gedanken genial auch ohne Dichtertalent. Außer dem ist die Form der Todtenklagen eine bestehende, und wenn der Trauerfall eintritt, hat sich das corsische Weib schon lange vorher in den Lamenten geübt, welche von Mund zu Munde gehen, wie andere Lieder bei uns. So schwebt hier überall ein düsterer Hauch über dem Menschen. Wenn die corsischen Mädchen beisammen sitzen, stimmen sie wol einen Lamento an, als wollten sie sich zuvor auf das Herzenslament üben, welches einst vielleicht jedes von ihnen singen wird an der Tola des Bruders, des Mannes, des Kindes.

Zener pantomimische Klagetanz nun heißt im Corsischen die *ballata* (*ballo funebre*), die Ballade. Man sagt *ballatare sopra un cadavere*, über einer Leiche tanzen. Das Klagen heißt *vocerare*, das Klagelied *Vocero*, *Compito* oder *Ballata*. Im Sardinischen heißt jene *Cerenomie Titio* oder *Attito*. Man leitet dieses Wort von dem Beheausruf *ahi! ahi! ahi!* ab, womit die Chorführerin jede Strophe schließt und welchen die Klageweiber wiederholen. Die Lateiner riefen statt dessen *Atat*, die Griechen wie man in den Tragödien finden kann *otototoi*, und auch bei uns Deutschen ist der heftige Schmerzensruf *ahatata* gebräuchlich, was der au sich erfahren kann, welcher darauf achtet, was er ruft, wenn er sich den Finger verbrannt hat und ballatirend, vor Schmerz springend, mit dem Finger in der Luft schmalzt.

Sobald endlich die Todtenbrüderschaft vor das Haus kommt,

um die Bahre zu heben, wird noch einmal ein Klagegeschrei erhoben, dann bringt das Gefolge den Todten mit Lamento in die Kirche, wo er eingesegnet wird, und von der Kirche wiederum mit Klagegesang auf den Kirchhof. Die Feier schließt das Todtenmal, der *convito* oder *conforto*. Schon vorher wird denen, welche an der Leiche wachen, ein Essen gegeben, was man die *voglia* nennt, und jeder Todtenbruder pflegt einen Kuchen zu bekommen. Der *Conforto* selbst wird den Verwandten und Freunden des Todten entweder in dem Todtenhause oder in der Wohnung eines Sippen gegeben, wohin die Gäste mit ungestümmter Dringlichkeit geladen werden. Es ehrt den Todten, wenn das Mal so groß als möglich gerüstet ist, und war er im Leben eine geachtete Person, so erkennt man das an der Menge der Gäste. Oft wird bei diesem Todtenbankett (*banchetto*) ein großer Aufwand getrieben, und auch in die Häuser des Dorfs wird Brod und Fleisch gesandt. Schwarz ist die Kleidung der Nachtrauer, der trauernde Mann läßt oft lange Zeit den Bart wachsen. Kehrt die Jahresfeier des Begängnisses wieder, so wird das Bankett bisweilen wiederholt.

Dies nun ist der cordische Todtencultus, wie er sich noch im Innern und im Süden des Landes bis auf den heutigen Tag erhalten hat, der wunderbare Rest uralter Heidengebräuche mitten im Christentume und mit dessen Gebräuchen vereinigt. Wie alt diese Ballata sei, wann und woher sie in dieses Land getragen worden, ist schwer zu wissen und hier will ich keine Untersuchungen darüber wagen. Nur einige Beziehungen wollen wir nicht entbehren.

Der Schmerzausdruck an der Leiche eines Geliebten ist überall derselbe, das Weinen, die Klage, die redende Erinnerung an das, was er im Leben gewesen war, und an die Liebe, mit der man ihn liebte. Das leidenschaftliche Gemüt bricht in gewaltsame, dramatisch lebendige Zeichen des Jammers aus. Doch hemmt die bändigende Macht der Bildung, welche die Menschenseele auch in ihren Empfindungen regelt, den Culturmenschen und wehrt dem Naturgeföhle die maßlose Geberde. Nicht so bei dem Naturmenschen, bei dem Kinde und dem sogenannten gemeinen Manne, welcher die epische Zeit des Menschengeschlechts mitten in unserer Civilisation noch widerspiegelt. Will man sich überzeugen, daß die epischen Menschen, Könige, Helden, Volkshäupter sich im Schmerze ebenso leidenschaftlich geberdeten, wie heute die Corsen bei der Ballata, so muß man die Gefänge des

Firdust, den Homer und die Bibel lesen. Esau schreit laut und weint um den gestolnen Segen, Jacob zerreißt seine Kleider um Joseph, Hiob zerreißt sein Kleid und rauft sein Haar und fällt zur Erde und so thun seine Freunde, sie hoben auf ihre Stimme und weinten und ein jeglicher zerriß sein Kleid und sprengeten Erde auf ihr Haupt gen Himmel. David fast seine Kleider und zerreißt sie um Saul und Jonathan und trägt Leid und weinet und klagt, ebenso weint er auf der Flucht vor Absalom, und sein Haupt war verhüllet und er ging barfuß.

Noch leidenschaftlicher und zügelloser sind die Schmerzausbrüche der homerischen Menschen. Achill jammert um Patroclus, die finstre Wolke der Schwermut umhüllt ihn, mit beiden Händen überstreut er mit schwärzlichem Staube sein Haupt,

Aber er selber, groß, auf großem Bezirk, in dem Staube
Lag, und entstellte raufend mit eigenen Händen das Haupthaar.
Mägde zugleich, die Achilleus erbeutete sammt Patroklos,
Innig im Herzen betrübt, aufschriean sie; all' aus der Thüre
Rannten sie vor um Achilleus, den feurigen, und mit den Händen
Schlugen sie alle die Brust, und jeglicher wankten die Kniee.

Als Hector fällt rauft Hekuba ihr Haar, und kläglich weint Priamos und jammert, und später sagt er zu Achill, als er ihn um ein Lager zum Ausruhen bittet, daß er stets geseufzt habe voll unendlichen Jammers,

Im Gehege des Hofes auf schmutziger Erde mich wälzend.

Ebenso rauft im Firdust der Held Rusem sich das Haar um seinen Sohn Sohrab, brüllt vor Schmerz und weint Blut; Sohrabs Mutter wirft sich Feuer auf's Haupt, zerreißt das Gewand, sinkt immer von neuem in Ohnmacht, erfüllt den Saal mit Staub, weint Tag und Nacht und stirbt nach einem Jahre. Die Leidenschaft hat hier ein Riesenmaß von Ausdruck, wie die Heldengestalten selber kolossalisch sind.

In den Nibelungen, der größten Tragödie der Blutrache, drückt sich die Leidenschaft des Schmerzes nicht minder kolossalisch aus. Um den tohten Siegfried erhebt Chrimhild das Jammergeächrei, Blut dringt aus ihrem Halse, sie weint Blut an seiner Leiche, und alle Weiber helfen ihr mit Klagen.

Fast an allen jenen Stellen finden wir die Todtenklage als lyrischen Erguß des Schmerzes und zum Liebe sich bildend. Um der corthischen Lamente willen stehe hier das erhabenste Lament von allen, die Todtenklage Davids um Saul und Jonathan:

Weine Israel um die welche durch's Schwert fielen auf deinen Bergen, die Helden Israels sind erschlagen auf den Bergen. Weh! wie fielen die Helden?

Schweiget! Sagt es nicht an zu Gath, verkündigt's nicht auf den Gassen von Acalon, daß nicht frohlocken die Töchter der Phüister, daß nicht tanzen die Töchter der Unbeschnittenen.

O ihr Berge von Gilboa! nicht Tau, nicht Regen falle auf euch. Nicht soll man Acker haben auf euch, die Hebopter zu opfern. Denn zer schlagen ist auf euch der Schild der Helden, der Schild Sauls, als wäre er nicht gesalbet mit Oel.

Der Bogen von Jonathan hat nie gefehlet, noch ist das Schwert von Saul leer wieder gekommen von dem Blut der Erschlagenen, und von dem Fette der Helden.

Saul und Jonathan, holdselig und lieblich in ihrem Leben, sind auch im Tode nicht geschieden, leichter denn die Adler, stärker denn die Löwen.

Ihr Töchter Israels, weint über Saul, der euch Kleidete mit Rosinfarbe säuberlich, und schmückte euch mit goldnen Kleinodien an euren Kleidern.

Wie sind die Helden so gefallen im Streit! Jonathan ist auf deinen Höhen erschlagen.

Es ist mir Leid um dich, mein Bruder Jonathan; ich habe große Freude und Wonne an dir gehabt; deine Liebe war mir sonderlicher denn Liebe der Frauen.

Weh! wie sind die Helden gefallen, und die Streitbaren umgekommen!

Ganz dramatisch ist das Lament um den Leichnam des Hector im letzten Gesange der Iliade und möchte ganz und gar einer Ballata an der Tola gleichen. Auch diesen Vocero wollen wir noch hören.

Als sie den Leichnam jezo geführt in die prangende Wohnung, Legten sie ihn auf ein schönes Gestell, und ordneten Sänger, Daß sie die Klage anstimmten; und nun mit jammernden Tönen Sangen sie Trauergefang, und rings noch seufzten die Weiber.

(Antromache hebt das Lament an:)

Mann, du verloreſt dein Leben, du Blühender; aber mich Wittwe
 Päſſeſt du hier im Palaſt, und das ganz unmißliche Söhnelein,
 Welches wir beide gezeugt, wir Elenden! Ach wol ſchwerlich
 Blüht er zum Jüngling heran! Denn zuvor wird Troja vom Gipfel
 Umgeſtürzt, da du ſtarbſt, ihr Bertheidiger, welcher die Mauern
 Schirmte, die züchtigen Frau'n und ſammelnden Kinder errettend.
 Bald nun werden hinweg ſie geführt in geräumigen Schiffen,
 Und mit jenen ich ſelbſt! Doch du, mein trauteſter Sohn, wirſt
 Dorthin geh'n mit der Mutter, um Schmach zu erdulden und Arbeit,
 Unter des Frohnherrn Zwang, des graufamen; oder es ſchmettert
 Dich ein Achäer, am Arme gefaßt, von dem Turm ins Verderben,
 Zürnend, daß Hector den Bruder ihm tödtete, oder den Vater,
 Ober den blühenden Sohn: denn ſehr viele Männer Achäa's
 Sanken durch Hector's Hände, den Staub mit den Zähnen zerkuirſchend.
 Denn kein Schonender war dein Vater im Grau'n der Entſcheidung;
 Drum wehklagen ihn nun die Völker umher in der Beſte.
 Unauſprechlichen Gram der Verzeiſtung ſchuſt du den Eltern,
 Hector; doch mich vor Allen betrübt nie endender Jammer!
 Denn nicht haſt du mir ſterbend die Hand aus dem Bette gereicht,
 Noch ein Wort mir geſagt voll Weiſheit, deſſen ich ewig
 Dächte bei Tag und Nacht, wehmüthige Tränen vergießend.

Alſo ſprach ſie weinend, und rings nach ſeufzten die Weiber.

(Hekuba nimmt das Lament auf:)

Hector, du Herzenskind, mir geliebt vor allen Gebornen!
 Ach und weil du mir lebteſt, wie lieb auch warſt du den Göttern,
 Welche ja dein wahrnahmen noch ſelbſt in des Todes Verhängniß!
 Denn die anderen Söhne, die mir der ſchnelle Achilleus
 Rahm, verkauft' er vordem jenseits der verödeten Salzflut,
 Hin gen Samos und Imbros und zur unwirthbaren Lemnos.
 Aber da dich er entſeelt mit ragender Spitze des Erzes,
 O wie ſchleift' er dich oft um das Mal des geliebten Patroklos,
 Seines Freund's, den du ſchlugſt; und erweckte jenen auch ſo nicht!
 Dennoch jezt wie betaut und friſch noch mir in der Wohnung
 Ruheſt du, jenem gleich, den der Gott des ſilbernen Bogens
 Unverſeh'n's hinstreckte, mit lindem Geſchoß ihn ereidend.

Alſo ſprach ſie weinend, und weckt' unermesslichen Jammer.

(Helenen nimmt das Lament auf:)

Hector, o Trauteſter du, mir geliebt vor des Mannes Gebrüderu!
 Ach mir Germal iſt jezt der göttliche Held Alexandros,
 Der mich gen Troja geführt! O wär' ich zuvor doch geſtorben!

Denn mir entfloh'n seitdem schon zwanzig Jahre des Lebens,
 Seit von daunen ich ging, die heimischen Fluren verlassend;
 Doch nie hört' ich von dir nur ein Wort im Bösen, noch Unglumpf.
 Ja, wenn ein andrer im Hause mich anfuhr unter den Brüdern
 Oder Geschwistern des Manns, und stattlichen Frauen der Schwäger,
 Oder die Schwägerin auch, denn der Schwäger ist mild wie ein Vater:
 Immer besänftigtest du, und redetest immer zum Guten,
 Durch dein freundliches Herz und deine freundlichen Worte.
 Drum beweint' ich mit dir mich Glende, herzlich bekümmert!
 Denn kein Anderer nun in Troja's weitem Gesilde
 Ist mir Tröster und Freund; sie wenden sich Alle mit Abscheu!
 Also sprach sie weinend; es seufzt unzählbares Volk nach.

Pelasger, Griechen, Phönizier, die Egypter zumal, die alten Völker
 Italiens, die Etrusker, die Römer, alle haben sie die Todtenklagen
 gehabt; nicht minder die Celten, wie die Iren, die Germanen, und
 dasselbe gilt von den heutigen Naturvölkern in America wie in Africa,
 wie von den Indern. Auch in Italien finden sich außerhalb Sar-
 dinien's und Corsicas ähnliche Todtengebräuche, namentlich im Nea-
 politanischen.

Schon Vater Gyrnåus findet den corsischen Todtencultus dem
 der alten Römer, welcher unzweifelhaft pelasgisch-etruskisch ist, sehr
 ähnlich. Wer die Gebräuche der alten Römer kennt, wird das be-
 stätigen. Auch sie hatten die Klageweiber, welche, wie heute in
 Sardinien, praeficae genannt wurden und hatten die Klagelieder
 Naeniae. Ich habe eine solche römische Nanie schon mitgeteilt, da-
 mit man sich ihrer hier erinnere, es ist dies der freilich parodistische
 Vocero des Seneca auf den Claudius. Beim Leichenbegängnisse des
 Germanicus spricht auch noch Tacitus von den Feierlichkeiten als
 Gebräuchen der Vorfahren, Lob- und Gedächtnisliedern seiner Tugenden,
 Tränen und Schmerzaufstachlung. In dem römischen Gesetze der
 zwölf Tafeln wurde jene ballata lessus genannt und als ein bar-
 barischer Gebrauch bestraft, wie ihn schon das Solonische Gesetz ver-
 boten hatte: „Es sollen die Weiber ihre Wangen nicht zerfragen,
 noch soll der Lessus beim Begängniß gehalten werden; die Weiber
 sollen ihr Gesicht nicht zerfleischen.“

Auch die Sitte das Todtenmal zu feiern ist uralte heidnisch. Ich
 leite mir ihren Ursprung aus drei Dingen ab: das Bedürfniß nach
 der Erschöpfung durch den Traueract sich zu erquicken; die Ehre

welche dem Todten durch ein letztes Festmal erwiesen wird, dessen Geber er gleichsam ist; endlich das religiöse und mystische Symbol des Essens von Speisen, welches die Rückkehr von dem Tode zum Leben ist und ausdrücken soll, wie nun die Trauernden wieder an der Welt der Lebendigen Theil haben. Das Todtengericht bei den Phöniziern, Pelasgern, Egyptern, Etruskern bestand hauptsächlich in Bohnen und in Eiern. Beide Speisen sind mystische Symbole der activen und der passiven Zeugungs- und Lebenskraft, nach der altorientalisch-pythagoräischen Mystik. Noch heute ist man beim Todtenmale in Sardinien an manchen Orten Bohnen und Eier; daß dies auch in Corsica gebräuchlich ist, habe ich nicht gehört. Bei den Römern hieß das Todtenmal Silicernium. Zum stattlichen Festschmaus in Priamos Hause kehren auch die leidtragenden Trojaner vom Begängnisse des Hector heim.

Die corsischen Vocero's von denen ich nun einige mittheile, sind alle im Dialecte gedichtet. In der Regel herrscht das trochäische Maß vor, doch wird es nicht selten durchbrochen. Ebenso ist der dreifache Reim die Regel, doch kreuzt er sich bisweilen. Dieses Maß und die Monotonie der Reime sind von der tiefsten melancholischen Wirkung, und schwerlich ließe sich ein Rhythmus finden, welcher dem Schmerze anpassender wäre. Die Vocero's selbst scheiden sich in die mildere Klage um den Tod eines Dahingegenommenen, oder in das wilde, fürchterliche Rachelied. In das Wesen der Corsen werfen diese Lieder ein helles Licht. Sie zeigen, wie rachsüchtig und heißblütig das corsische Gemüt und wie stark seine Leidenschaft ist. Bedenkt man, daß diese Lieder fast alle von Frauen gedichtet sind, so muß man erschrecken, weil doch das Weib durch die Natur bestimmt ist, die milderen Empfindungen der Seele auszusprechen und die rohe Kraft des Männlichen zu erweichen. Ich weiß kein Beispiel in aller Poesie der Völker, wo das Grausige und Furchtbare in gleicher Weise der Stoff des Volksliedes geworden wäre, und hier zeigt sich die wunderbare Gewalt der Poesie überhaupt, welche auch noch das Schrecklichste mit einem Hauche von wehmütiger Schönheit zu mildern vermag. Denn auch der zartesten Empfindungen ist wieder die corsische Poesie im höchsten Maße fähig. Man wird in diesen Liedern die Bildersprache des Homer und wieder die der Psalmen und des Hohenliedes finden. Kunstlos wie sie sind, tragen sie nur das Gepräge von Improvisationen, welche sich beliebig ausdehnen lassen;

und weil sie Improvisationen sind, lebt in ihnen der geniale Augenblick des trunkenen Herzens. Die ganz unsägliche Unschuld in manchen Voceros und ihre rührende Natureinsalt entrücken ganz aus unserer Welt in die Kinderwelt, Hirtenwelt und Patriarchenwelt. Kein Genie des Dichters kann dergleichen Naturlaute erfinden. Daß unter den Stimmen der Völker, welche wir Deutsche zu erlauschen wissen, die Klagestimme nicht fehle, habe ich einige dieser cordischen Lamente übertragen, mit der möglichsten Treue in ihrer Form wie in ihrem Tone. Schöne Lieder nennt man wol wie Tränen, die von einem edlen Schmerze geweint werden, Perlen; ich nenne diese Todtenklagen blutrote Corallen aus Corsica.

Vocero.

Gordische Lobtenklagen.

E come i gru van cantando lor lai —
Dante.

Weihe.

Rufet ihr, geliebte Beide,
Deren Gräber frisch mir ragen?
Wenn am stillen Inselstrande
Sänger faust die Eitern schlagen,
O wie weckt dann ihr Lamento
Meiner Seele Todtenklagen!

Schwäne, mir vorausgeflogen,
Genien meiner Wanderreise,
Auf den Bergen, auf den Meeren
Grüßt ihr mich mit Stimmen leise,
Grüßt mich hier auf dem Eiland
Mit der Todtenklageweise.

Was hier rührt im Klageliede
Mitgeföhlt ist's, mitgeklingen,
Eigner Seele ist's nun Echo,
Eignem Schmerze ist's entsprungen;
Klagend hab ich meinen Todten
Einen Vocero gefungen.

Vocero

auf den Tod eines Mädchens von Pietra di Verde.

(Die Mutter singt:)

Kast mich gehn zu meiner Tochter,
Nah gehn zu meinem Kinde,
Denn mir scheint, daß auf der Tola
Ich sie ausgestreckt hier finde,
Und daß um den Hals sie banden
Ihr von Bändern schon die Binde.

O Maria, Mutterwonne,
 Ach! Du Schatz von meinen Freuden,
 Ach! Du Blume deines Vaters
 Seine Augen dran zu weiden,
 Heute muß es nun geschehen,
 Daß zum letzten Mal wir scheiden.

O wie hast du Tod so grausam
 Um mein Hoffen mich betrogen,
 Meine Blume mir geknicket,
 Mir mein Herzenspfand entzogen,
 Diesen Morgen mir das Herz
 So versenkt in Jammers Wogen.

Und wer möchte wol, o Tochter,
 Ein so großes Weh ertragen —
 Ach! es will mir schon den Odem
 In der Brust mein Herz versagen....

(Bauft.)

Willst du die Gespielen nimmer,
 Deine Trauesten nicht sehen,
 Wie sie alle dich im Kreise
 So zum Tod betrübt umstehen?
 Ach! gib einmal ihnen Antwort,
 Laß sie ohne Trost nicht gehen.

Biehe an doch deine Kleider,
 Lust der Mutter o Marie,
 Sieh' die Jungfrau all zusammen
 Wollen mit dir diese Fröhe
 In die heilige Messe gehen
 Nach der Kirche Sant Eliä.

(Eine Gespielin der Todten nimmt den Gesang auf.)

In die Messe laß uns gehen,
 Weil die Lichter schon erprangen
 Und die Kerzen am Altare;
 Ganz mit Schwarz ist er behangen.
 In die Kirche ist dein Vater
 Mit der Mitgift heut' gegangen.

Diesen Morgen in der Kirche
Wird man sehn ein großes Prangen,
Denn da ist Maria's Mitgift
Al' in Kerzen aufgegangen.

(Eine andere Gespielin nimmt den Gesang auf.)

O mein Fräulein, eure Krankheit
Wöcht' ich wol mit Namen sagen,
Weiß nicht, ob es war das Fieber,
Oder soll ich's Schwindtsucht klagen.
Oder war's ein fremdes Leiden,
Das sich sonst nicht zugetragen.

Ach! wo mochte doch, mein Fräulein,
Euch der schnelle Tod erspären?
Immer saßt ihr ja im Lehnstul,
Oder giengt im Tal spazieren.
Ließ euch doch bei Tisch die Mutter
Niemals nur den Finger rühren.

(Die Mutter nimmt den Gesang auf.)

Heute früh will Sant Elia
Einen schönen Strauß ich bieten,
Eine Blume zum Geschenke,
Die da steht in vollen Ästlen,
Und ich glaub, er wird so schönes
Weihgeschenk mit Dank behüten.

Beten will ich zur Maria,
Will zum Herren Jesu sprechen,
Denn heut' Morgen will ich gehen,
Meine Blume will ich brechen —
O Mar!, du Herz der Mutter,
Denn mir will das Herz zerbrechen.

(Paus.)

O du Blume aller Jungfrau,
Wer ach! wer wird sich erlauben
Nun an deinen zwölf Betten,
Wer wird deine Ringlein haben?
Brüder hast du nicht noch Schwestern,
Alles wird mit dir begraben.

Wie so blaß sind nun geworden
 Deine purpurhellen Wangen,
 Ihre Rosen, ihre klaren,
 Ach! wohin sind sie gegangen?
 Ach! der Tod ist es gewesen,
 Hat sie alle fortgefangen.

Tod, o woll' denn zu mir kommen,
 Mach' daß gänzlich es sich ende;
 Hab' Erbarmen, denn ich leg' dir
 Nun mein Leben in die Hände,
 Daß vereint mit meiner Tochter
 Ich mich heut' von hinnen wende.

(Pause.)

Heute ist das Dorf von Petra
 Mit Verzweiflung ganz geschlagen,
 Alle Leute stehn voll Jammer,
 Schluchzen bitterlich und klagen.
 Und die Schuld davon, mein Liebling,
 Du alleine mußt sie tragen.

Siehst du nicht wie die Freundinnen
 Zärtlich schmiegend an dir lehnen,
 Wie sie so dein liebes Antlitz
 Dir benetzen all' mit Tränen?
 Und du willst sie also lassen,
 Also traurig und voll Sehnen!

Ein'ge gingen schon nach Rosen,
 Andre gingen Blumen binden,
 Denn sie flechten die Quirlande,
 Wollen dich als Braut umwinden.
 Und du willst uns also lassen,
 Willst im dunkeln Schrein verschwinden!

Wenn du tratest aus dem Hause,
 Lieblichkeit ist von dir kommen,
 Und geglänzt hat deine Milde
 Wie ein Stern von Licht umschwommen.
 Dich hat in der schönsten Blüte
 Nun der Tod dahingenommen.

O was gibt es dann für Klagen,
Seufzer dann aus Herzensgrunde,
Wenn erst unsre Blutsverwandten
Alle hören diese Kunde . . .

Doch nun enden wir das Weinen,
Wollen uns vom Gram erheben;
Wird doch unsre Mariutscha
Nun als Braut des Herren leben.
Heute früh wird ihr Maria
Einen Platz im Himmel geben.

(Die Todtenbrüder kommen.)

Ach! ich hör': Ora pro ea
Rufen rings zu der Maria,
Denn die Todtenbrüder kommen
Auf den Platz schon — ach! Maria —
Und sie wollen dich schon tragen
In die Kirche Sant Elia.

Auf den Kirchhof mit den andern
Wollt' zu gehn ich mich entschließen;
Doch ich kann so weit nicht kommen,
Kann nicht stehn auf meinen Füßen.
Nur ein Bach aus meinen Augen
Kann allein hinunterfließen.

Docero

eines Mädchens an der Leiche des ermordeten Vaters.

(Dialekt von diesem der Berge.)

(Das Mädchen kommt mit einer Fackel.)

Bon Calanca bin ich gekommen,
Mitternacht war im Verschwinden,
Hab' gesucht mit meiner Fackel
In den Gärten und in den Gränden,
Wo mein Vater sei geblieben —
Todt, im Blute must' ich ihn finden.

(Es kommt eine andere Jungfrau, welche auch einen ermordeten Blutverwandten sucht; den Toten erblickend hält sie ihn für den Verwandten, bleibt stehen und will das Lament anheben. Die Erste aber singt:)

Weiter aufwärts mußt du steigen,
Denn dort liegt Mattè erschlagen,
Aber dies hier ist mein Vater,
Und an mir ist's hier zu klagen.

Hebet mir auf die Lederschürze,
Seinen Hammer und seine Kelle.
Vater, willst du nicht zur Arbeit
Wieder gehen an die Capelle?
Auch aus meines Bruders Wunden
Fließt vom Blute die rote Welle.

Laufet und holet mir schnell eine Scheere,
Schneiden will ich mir vom Zopfe
Einen Büschel meiner Haare,
Daß die Wunden ich ihm verstopfe.
Denn von meines Vaters Blute
Klebt am Finger mir ein Tropfe.

Färben will ich ein Mandile,
Rot vom Vaterblut es machen;
Das Mandile will ich tragen,
Wenn ich Muße hab' zum Lachen.

Nach der Kirche Santa Croce
Will ich gehen mein Leid zu klagen;
Immer ruf ich deinen Namen,
Antwort wirst du einst mir sagen,
Denn sie haben dich gekreuzigt,
Wie den Christ ans Kreuz geschlagen.

Vocero

der Kunziola auf den Tod ihres Mannes.

(Dialekt von jenseits der Berge.)

(Kunziola singt:)

O du mein Petro Francesco,
O du Haupt von meinen Klagen,
Meine Rose ohne Dornen,
Die mir Blumen hat getragen.
Von den Bergen bis zum Meere
Warst mein Held du ohne Verzagen.

Ich umschlinge dich mit den Armen,
Ich umstricke dich mit den Füßen,
Bist mein Ehgemal gewesen,
Hoffnungstern mit Segensgrüßen.
Und du hast von meinem Unglück
Nun die Quelle werden müssen.

Du mein Schiff auf hohem Meere,
Das da segelt um anzulanden,
Doch nicht kann zum Hafen kommen,
Weil im Sturme die Wellen branden.
Und mit seinen schönen Schätzen
Treibt es weiter um zu stranden.

O du meine Laubcypresse,
Brod aus Manna so süß bereitet,
Meine Muscatellertraube
Grün mit Ranken überspreitet.
Ach! wie hast du mir doch, o Schicksal,
Auf das Herz den Bliß geleitet.

Komm o Grisicio, meine Tochter,
Wo dein Vater liegt in Frieden,
Sag' ihm daß im Paradiese
Für sein einzig Kind hinieden
Er ein besser Loos erbitte,
Als der Mutter ward beschieden.

O du warest meine Säule,
 Meine Stütze meine ganze,
 O du warst mein eigner Bruder,
 Meine Wehr und meine Schanze.
 O du warst mein Schatz mein schönster,
 Meine Perle du voll Glanze.

O du meine Goldorange,
 Kleinod sorgsamlich verschlossen,
 Du mein Becher blank von Silber
 Und mit Golde ausgegossen.
 Du mein Herren-Speiseteller,
 Mir wie Blei ins Herz geschossen.

O du Del von höchster Klarheit,
 O du Weingeist höchster Reine,
 O du lieblich Angefichte,
 Ganz gemischtet von Milch und Weine,
 Du mein Spiegel widerstralend,
 Immer hell in seinem Scheine.

Eher will ich meine Augen
 In zwei Duellen mir zerweinen,
 Als ich je dein Angebenken
 Sollte zu vergessen scheinen.
 Immer will ich dich, o Francesco,
 Klagend nennen noch den Meinen.

Bist mein feines Schwert gewesen,
 Meine starke Wehr und Gewaffen,
 O du mein unseliges Schicksal,
 Trümmer die mich stürzend trafen.
 Du bist meinem Aug' erschienen
 Als ein Segel in dem Hasen.

Hätte mich wol für dich gelobet,
 Von dem Tode dich zu erlösen,
 Aber mir, mein Petro Francesco,
 Ist das nicht vergönnt gewesen.
 O mein Großer du von Mute,
 Schirm und Schutz mir vor den Bösen.

Du mein Hahn so hochgemutet,
 Mein Fasan im blumigen Hügel,
 Du mein Vogel so wunderherrlich,
 Meines Glückes mir ein Spiegel,
 Nimmer mehr darf ich mich ducken,
 Ducken unter deinen Flügel.

Du mein Petro Francesco
 Unsern Herrgott will ich bitten,
 Daß dich seine Engel tragen
 In des Paradieses Mitten.
 Dies wird mir das Herze trösten,
 Weil es keinen Tod erlitten.

Vocero

eines Mädchens auf den Tod ihrer zwei Brüder, welche an einem Tage
 erschlagen wurden.

(Gemischter Dialekt von diesseits und jenseits der Berge.)

(Die Schwester singt:)

O das Pralen nun von Piero,
 O das Großthun von Drazio!
 Eine große Wüste machten
 Sie bis hin nach San Brancazio.
 Satt ist nun von unfrem Blute
 Der Michele und der Drazio.

Tod, o Tod, wie bist du so schwarz doch,
 Weil dies Leiden uns überkommen,
 Denn ein Haus ein volles hast du
 Bis aufs Rest-Ei ausgenommen.
 Haupt des Hauses nun zu bleiben,
 Soll das mir Verwaisten frommen?

Ich alleine von allen Frauen
 Bin am Feuerherde gefessen,
 Ueber meine fünf Gebrüder
 Hab' ich Herrenrecht besessen —
 Aber nun ist ja die Herrschaft
 All verloren, all besessen.

Anzichn will ich die Falbetta,
 Will mich ganz mit Schwarz betrüben,
 Weil kein Hauch von keiner Freude
 Mir im Herzen mehr ist blieben,
 Wegen meiner fünf Gebrüder,
 Vater und Mutter, das sind sieben.

Und nach Asco will ich schicken,
 Schwarzen Riemruß will ich haben,
 Ganz in Schwarz will ich mich färben,
 Wie die Federn sind vom Raben;
 Steigen und sinken soll mein Leben,
 Wie die Regenflut im Graben.

Sehet ihr nicht wie meine Augen
 Als zwei Quellen mir überwallen?
 Um die zwei vielsüßen Brüder,
 Die in einer Stunde gefallen.
 Nun zu thun die Glocken haben
 Für zwei Todte zu erschallen.

Du mein Ball von rotem Golde,
 Du mein Ring von Demantsteine,
 O Pieru, du meine Bonne,
 Und Dra um den ich weine.
 In die Kirche von Tassanu
 Gehet keiner mehr so feine.

Und um euch, o Herr Curate,
 Muß ich bitter mich beklagen,
 Weil ihr euch zu meinem Hause
 Also undankbar betragen.
 In drei Jahren waren es sieben,
 Die aus ihm ihr fortgetragen.

Bis an's Ende von der Gassen
 Will ich gehen mit euch hernieder,
 Und die Augen senk' ich weinend,
 Kehr' nach Hause weinend wieder.
 Und das sind die letzten Gänge
 Für die todten fünf Gebrüder.

Vocero

der Maria Felice von Calactuccia auf den Tod des Bruders.

(Dialekt von Nolo.)

(Die Schwester singt:)

Als ich spann an meiner Spindel
Hört' ich einen Donner erschallen,
War's ein Schuß aus einer Flinte.
That durchs Herze mir wiederhallen,
War mirs doch, als ob er sagte:
Laufe, dein Bruder ist gefallen.

Auf die Kammer bin ich gesprungen
An das Fenster, das stand offen.
Hab im Herzen den Schuß empfangen,
Schrie: Er: fiel zu Tod getroffen.
Starb ich da nicht auf der Stelle,
War es um ein einziges Hoffen.

Will mir kaufen eine Pistole,
Will in Hosen mich verkleiden,
Zeigen will ich nun dein Bluthemd.
Weil mir doch zu diesem Leiden
Niemand blieb, der seinen Bart sich
Nach der Rache könnte schneiden.

Sprich, wen willst du dir erwählen,
Deine Bendetta zu erwerben?
Deine Mutter? Die liegt am Tode;
Schwester Mari? Die will sie erwerben.
Läge Lariu nicht im Grabe,
Wärd' er ohne Blut nicht sterben.

Dir ist blieben vom großen Stamme
Eine einzige Schwester nur Eine,
Ohne Bettern leiblichen Blutes,
Eine Waise, Arme und Kleine.
Aber deine Bendetta zu nehmen,
Sei ruhig, genügt auch die Eine.

Ducero

einer Hirtin von Talavo auf den Tod ihres Mannes, eines Kinderhirten.

(Die Hirtin singt:)

An dem Strand ist er gestorben,
Wo die zwei Korleichen stehen.
O Francesco Hirt der Heerde,
Grausam ist's dich todt zu sehen.
Weh! wie wird es im dunkeln Buschwald
Mir Verlassnen nun ergehen?

Will entäften nun den Balo,
Jenen dort mit sieben Aesten,
Keinen Schlauch und keine Kappe
Soll man weiter daran befesten.
Will die Ohren auch beschneiden
Seinem Schäferhunde dem besten.

O, O, O! wie bin ich traurig,
Nun erhebet ein helles Klagen,
Meine Brüder und Schwestern alle;
Dieses Leid ist schwer zu tragen.
Todt ist nun das Haupt des Hauses,
O mein Gott der mich geschlagen!

(Nachdem der Leote beerdigt ist, kehrt die Hirtin in ihre Capanne zurück und beschreibt der Familie und den Nachbarn die Beerdigung.)

Auf die Bahre sie ihn legten,
Nach Brunelli sie ihn brachten.
Da vor bitterem Herzeleide
Kühe und Lämmer alle klagten,
Auch die Zicklein in der Hürde
W, w, w, vor Gram sie machten.

In der Kirche zu Sanct Marien,
In der heiligen Parochiale,
Sang der Pfarrer der Curate
Mit den Priestern allhumale,
Wie um einen vornehmen Herren
Sangen sie alle das Missale.

Als sie nun das Amt beendigt,
 Wie sie stink und dienstbar waren,
 Thäten eine Grube öffnen,
 Den Francescu zu verwahren,
 Eine große Menge Leute
 Trugen ihn auf einer Bahren.

Ach! was wollen sie doch machen,
 Weh! weh! weh! thät ich da denken —
 Sah in das Grab, ob drin ein Fenster,
 Das ihm Licht noch möchte schenken;
 Doch ich sah ihn von den Männern
 In ein finstres Grab versenken.

Vocero

auf den Tod des Canino des Banditen.

(Dialekt aus dem Pieve von Ghisani.)

(Die Schwester singt:)

Ich wollt', daß meine Stimme
 Wie der Donner könnte erklingen,
 Daß sie den Schlund von Bizzavona
 Schallend sollte durchdringen,
 Von allen, die dich gemordet
 Der Welt die Kunde zu bringen.

Alle von Luco di Razza
 Nachgierig zusammen sie traten,
 Mit jenen grimmen Schaaren,
 Den Banditen und den Soldaten.
 Und des Morgens in der Frühe
 Plötzlich abmarschirt sie waren.

Plötzlich abmarschirt sie waren
 Mit Schalmeien die erklangen,
 Wie die Wölfe die im Rudel
 Auf die Lämmer mordend drangen.
 Als sie in den Engpaß kamen,
 An die Kehle sie dir sprangen.

Wie ich hörte solche Kunde
 Thät an's Fenster ich mich wagen,
 Und ich rief: was gibt es da? —
 Ach! dein Bruder wird getragen,
 Todt im Engpaß ist er geblieben,
 Von dem Mörder ist er erschlagen.

Nicht gefrommt hat dir die Flinte,
 Nicht gefrommt die Pistolette,
 Nicht gefrommt die Dolchesslinge,
 Nicht gefrommt dir die Terzette,
 Nicht gefrommt hat dir der Freispruch,
 Nicht geweihte Amulette.

Grimmig wachsen meine Schmerzen
 Bei dem Anblick deiner Wunden.
 Warum ach! willst du nicht reden?
 Wel hält Tod dein Herz gebunden.
 Gani, Herz du deiner Schwester,
 Deine Farbe ist geschwunden.

O du mein Breiter von Schultern,
 O du mein Schlanker von Leben,
 Du warst ein Ast voller Blumen,
 Einen wie du hat's nimmer gegeben.
 Gani, Herz du deiner Schwester,
 Gemordet haben sie dein Leben.

Einen Dornstrauch will ich pflanzen
 In dem Dorf zu Nazza bräuben,
 Weil von unsres Vaters Hanse
 Keiner mehr ist leben blieben.
 Weiß nicht waren drei oder viere,
 Gegen Einen waren es sieben.

Unter den Dornstrauch will ich tragen
 Mein Bettchen, da will ich schlafen.
 Weil sie hier, o du mein Bruder,
 In das Herz dich mitten trafen.
 Lassen will ich meine Spindel,
 Greifen will ich zu den Waffen.

Will mich gürtten mit Kartuschen,
 In den Gurt thun die Terzetta,
 Cani, Herz du deiner Schwester,
 Nehmen will ich die Bendetta.

Vocero.

auf den Tod der Romana, Tochter der Dariola Danesi von Juani.

(Die Mutter singt:)

Seht, nun liegt sie auf der Tola,
 Ach! mein Kind von sechszehn Jahren,
 Meine Tochter, die so lange
 Schmerz-und Leiden hat erfahren,
 Ach! in ihrem schönsten Kleidchen,
 In dem weißen, schleierklaren.

Ach! in ihrem schönsten Kleidchen
 Will sie nun von himmen gehen,
 Weil der Herre sie nicht länger
 Läßt auf dieser Erde stehen.
 Wer geschaffen ist zum Engel
 Soll nicht lang auf Erden gehen.

Ach! wo sind auf deinem Antlitz
 Nun die Rosen, meine Bonnen?
 Seine Klarheit, seine Schöne
 Ist im Tode all zerronnen.
 Schau ich's an, will es mir scheinen
 Eine Finsterniß der Sonnen.

Ach! du warest zwischen Jungfrau
 Und den allerschönsten Schönen
 Wie die Rose zwischen Blumen,
 Wie der Mond, den Sterne krönen,
 Und so mußten dich, o Tochter,
 Alle Schönsen noch verschönen.

Wenn vom Dorf die jungen Leute
 Vor dein Angesicht gekommen,
 Schienen sie wie Fackelbrände
 Die von Feuer sind erglommen,
 Und zu allen warst du höflich,
 Dir zu nah durst' keiner kommen.

In der Kirche thäten alle
 Nur alleine nach dir spähen,
 Von dem Ersten bis zum Letzten;
 Aber du thatst keinen sehen.
 War die Messe kaum zu Ende
 Sprachst du: Mutter, laß uns gehen.

Ach! du warst so hoch gehalten,
 Ach! du warst so hochgeehrt,
 In den Lehren von dem Herren
 Warst du auch so hochgelehret.
 Alles andre als zu beten
 Hast dem Herzen du verwehret.

Wer wird je mich trösten können,
 Du mein Stolz und du mein Prangen,
 Da der Herr dich hat gerufen,
 Und zu ihm du bist gegangen.
 Ach! warum trug auch Herr Jesu
 Nach dir also heiß Verlangen!

Doch du ruhst jetzt in dem Himmel
 Lächelnd aus von den Beschwerden.
 War ja auch dein liebes Antlitz
 Viel zu schön auf dieser Erden.
 O! wie wird das Paradies nun
 Um so vieles schöner werden.

Doch für mich wird diese Erde
 Voller sein von schweren Plagen,
 Und zu tausend Jahren wird mir
 Schon ein Tag von meinen Klagen,
 Wann ich dann nach dir, o Tochter,
 Alle Leute werde fragen.

Tod, warum hast du vom Busen
 Meine Tochter mir gerissen,
 Und warum läßt du alleine
 Mich in diesen Klümmernissen!
 Weiß ich doch nicht, was ich lebe
 Wenn ich ihren Trost soll missen.

Bei Verwandten ohne Liebe,
 Bei den Nachbarn ohne Pflege,
 Wer wird mir das Antlitz trocken,
 Wenn ich krank mich niederlege?
 Wer wird mir zu trinken geben,
 Wenn im Fieber ich mich rege?

Ah! du herzgeliebte Tochter,
 Denke dran was mir beschieden;
 Wenn ich alt und ganz verlassen
 Bin von Hilf' und Trost gemieden,
 Wenn ich nimmer Labsal habe,
 Keinen Augenblick von Frieden.

Wenn ich doch nur sterben könnte,
 So wie du der Welt enthoben!
 O du meiner Seelen Hoffnung,
 Die im Jammer ist zerstoßen.
 Ah! dann würd' ich dich noch finden,
 Mit dir leben noch dort oben.

Bitte drum den Herren Jesu,
 Laß er mich von hinnen jagen,
 O du meiner Seelen Hoffnung,
 Denn so kann ichs nicht ertragen,
 Und so kann ich ja nicht enden,
 Ah! nicht enden meine Klagen.

Vocero

eines Weibes von Niolo auf den Tod des Abbate Varione.

1740.

(Das Weib singt:)

Angerichtet ist der Kuchen,
 Kommen sind die Kindtaufsgaben,
 Denn er wollte doch, so sagt' er,
 Mich zu seiner Pathe haben.
 Jetzt, wer vermag es zu denken,
 Jetzt wird man ihn begraben.

(Das Weib sieht im Fenster des gegenüberstehenden Hauses den Totfeind des Verstorbenen, welcher über den Vocero lacht, und singt zu ihm die folgende Strofe:)

Lache du nur an deinem Fenster,
 Spotte du nur der Furcht und Neue;
 Gehe nur nach Feliceto
 Und nach Muru geh' aufs neue;
 Aus dem Blute des Varione
 Auf den Weg ich Gift dir streue.

An das Herz ist mir ein Tropfe
 Seines Blutes hingefunken.
 Und ich will ins Dorf von Muru
 Werfen einen Nachefunken.
 Denn ein Blut ein also edles
 Hat die Erde nun getrunken.

O mein Großer du von Geiste,
 O du meines Hoffens Krone,
 Du mein Hektor, du mein Löwe,
 Ach sie schlugen dich mit Hohne,
 Würigten dich mit falscher Tücke,
 Du mein liebster Varione.

Vocero

auf den Tod des Cesario und des Cappato.

(Dieses milde Nachspiel, welches vom Volke gesungen wird, ist unter dem Namen eines Weibes von einem ungenannten Brute (!!), einem Freunde Cesario's gerichtet. Wie es das Lied gemeinhin sagt, rächte die Befallnen später ein gewisser Paolo, ihr Blutverwandter; er ging darauf in den Buschwald und nachdem er einige Jahre als Wandt gelebt hatte, fiel er in die Hände der Justiz.)

Jesuf, Josef und Marie
 Und das heilige Sacramente,
 Alle nun in Companie
 Helfet mir bei dem Lamente.
 Allerorten soll es erschallen:
 Die zwei Helden sind gefallen.

So ihr gehet durch alle Gauen,
 So ihr gehet durch alle Reiche:
 Einen der Cesariu gleiche
 Werdet nimmermehr ihr schauen;
 Keinen der wie er gewesen
 In der Rede so auserlesen.

Hat der Mörder von Mastini
 Wie ein Hund sich da gerochen,
 In dem Dornbusch sich verkrochen,
 Aufgehört von den Mastini.
 Als er kam in sein Versteck
 Fällte er ihn mit einem Streiche.

Nah hatte er zum Ziele
 Den Chiucchinu sie nennen,
 Thät in das Herz den Schuß ihm brennen,
 Wars Pistole, war es Fucile,
 Daß durchs Herz das Blei ihm bringe
 Wie ein Stoß von einer Klinge.

Cappatu ist aufgesprungen
 Gleich dem wunden Löwen im Walde,
 Auf Tangone eingedrungen,
 Der — um's Leben hat er balde.
 Keinig hub er an zu klagen,
 Daß er tödtlich ihn erschlagen.

Todt sind nun die Helden beide,
 Aber Paulu blieb auf Erden,
 Wird im Duschwald Klausner werden,
 Wird sich nennen Racheleide.
 Wird zum Felde er niedersteigen,
 Wird außs Feld er manchen neigen.

Wartet nun bis auf dem Laude
 Ist der Winterschnee zerflossen,
 Rache wird dann ausgegossen
 Von den Bergen bis zum Straude.
 Rache ist wie Flammenbrände,
 Allerorten faßt es behende.

Wenn ein Duzend wird erstochen
 Von den Ersten und von den Reichen,
 Sind mit diesem Duzend Leichen
 Seine Stiefeln kaum gerochen.
 Und des Cappatu des Armen
 Muß sich Rache auch erbarmen.

Will's Lamento nun beschließen,
 Weiter habe ich nichts zu sagen.
 Wehe, Wehe allen diesen,
 Die mit Ratschlag sie erschlagen.
 Nun gebt Acht, wenn's euch gelingt;
 Dem wo nicht — der Priester singet.

Vocero

eines jungen Mädchens auf den Tod ihrer Gespielin, welche im Alter von vierzehn Jahren starb.

(Dialekt von Vico.)

(Das Mädchen singt:)

Heute früh ist meine Gespielin
 Mit dem schönsten Staate gezieret,
 Denn vielleicht wird sie verlobet,
 Vater und Mutter sie verlieret.
 Ist sie schon bereit und fertig,
 Daß man sie zum Bräutigam führet?

Allbeisammen ist der Pieve,
 Und man höret nichts als Klagen;
 Traurig läuten alle Glocken,
 Kreuz und Fahne wird getragen.
 Und wie ist doch deine Feier
 So in Trauer umgeschlagen!

Scut' verreißet meine Gespielin,
 Reiset nach entfernten Landen,
 Meinen Vater will sie besuchen,
 Wo sich unsre Vorfahren fanden,
 Wo ein Jeder muß verweilen,
 Wo man gehet Hand in Handen.

Weil du Land und Luft willst ändern,
 Deiner Heimat dich entschlagen,
 Ist es gleich noch viel zu frühe,
 Sich so jung hinaus zu wagen —
 Hör' ein bißchen deine Gespielin,
 Dir so lieb in früheren Tagen.

Ein klein Briefchen will ich schreiben,
 Alsogleich und will es dir geben,
 Gar nicht will ich es versiegeln,
 Weil ich kann der Hoffnung leben,
 Daß du gleich nach deiner Ankunft
 Meinem Vater es wirst geben.

Und dann sage ihm auch mündlich
 Neuigkeiten von den Seinen,
 Daß die kleine, die am Heerde
 Er verlassen in bitterm Weinen
 Wol gedeihet und groß ist worden
 Und sich aufnimmt, wie sie meinen.

Und daß seine älteste Tochter
 Einem Manne wurde zu eigen,
 Daß ein Söhnchen sie geboren,
 Einen Ast voll Blumenzweigen,
 Daß er schon den Babu kennet,
 Mit dem Finger ihn kann zeigen;

Daß er seinen Namen führet,
Den ich hoch in Ehren halte,
Und er hat so schöne Glieder
Zierliche und wolgestalte.
Alle die das Jungchen sahen
Sagen gleich: ganz wie der Alte.

Sage auch dem lieben Onkel,
Daß sein Dorf ist wol geborgen,
Seit er mit so vielen Kosten
Jenen Brunnen ließ besorgen.
Und daß alle an ihn denken,
Wie den Abend so den Morgen.

Wenn wir in die Kirche kommen,
Wenden wir uns zu der Stelle,
Wo wir ihn bestattet haben,
Dort an jener Altarschwelle;
Dann thut gleich das Herz uns wehe,
Und die Tränen fließen helle.

Sehet! nun kommt der Herr Curate,
Dich mit Wasser einzuweihen;
Alle stehen mit bloßem Haupte —
Um den Sarg sich andre reihen —
Geh' nun ein zum Himmel, Liebste,
Mit dem Herren dich zu freuen.

Docero

auf den Tod des Giovanni von Bescovato.

(Eine Frau singt:)

Bin ein Vogel aus dem Busche,
Schlunne Mähre komm ich sagen;
Steiget schnell herab zur Kammer,
Müßet schnelle den Tisch aufschlagen.

(Santia des Verstorbenen Weib singt:)

Aufgeschlagen ist die Tola
Für fünfhundert Speisegäste;
Herr Zuvanni läßt euch bitten,
Daß ihr alle kommt zum Feste.

Eine Tafel also kostbar,
Froh die Gäste und unverdrossen —
O Zuvà, Zuvà, was hast du
Mir ein solches Leid beschlossen,
Einen Pfeil mir in die Seele
Mitten durch das Herz geschossen!

Nein! nach oben laßt uns gehen,
Dies ist ja das Fremdenzimmer,
Und du weißt es wol Zuvanni,
Hier verweilet sind wir nimmer.
Wie ist doch dein Haus gefallen,
Hingefunken nun in Trümmer!

Ach! daß du kein Wort sollst sagen,
Wer Zuvà hat's dich geheißt?
Aus dem Leibe will ich mein Herz
Mir mit allen Wurzeln reißen,
Weil du solche Jammertage
Hinzuleben mich geheißt.

Nimm den Ring zurück von Demant,
Den du mir zum Pfand gegeben.
Weißt du nicht, daß ich dein Weib bin,
Du mit mir als Mann sollst leben?
Ach! du warst wie Nebelwolken,
Die in blauer Luft verschweben.

Willst im Dorfe du nicht mehr wohnen,
Kannst du nach Bastia gehen,
Und dort wird an deiner Seite
Deine Annunziata stehen.
Denn vielleicht, bist du mir böse,
Willst dein Weib nicht gerue sehen.

Wo sind Felix und Filina,
 Unsre Kinder hingetragen?
 Will das Herz in meinem Leibe
 Mit der eignen Hand zerschlagen,
 Wenn es wahr ist was die Leute
 In dem Dorfe von dir sagen.

(Eine Frau von Benzolasca fällt ein:)

Gebt zufrieden euch Signora,
 Herren Iuvà Ade zu sagen,
 Und das Volk von Bescovato
 Wird ihn ewiglich beklagen.
 Wollen ihn nach Benzolasca
 Heute früh hinübertragen.

(Santia nimmt den Gesang auf:)

Doch ich glaube Bescovato
 Läßt ihn nicht von dannen tragen.

Ah! drei Dörfer sind gekommen,
 Daß sie dich zur Gruft geleiten;
 Ah! Iuvà, willst du nicht sehen,
 Wie sie Stride um dich breiten?

O ihr Herren von Benzolasca,
 O ihr Sieger nun, ihr großen,
 Habt genommen mir Iuvanni,
 Mich in Einsamkeit gestoßen.

Abthun will ich meinen Schleier;
 Will in der Faldetta wandern,
 Und so will ich weiter gehen,
 Wie die Armen gehn, die andern.

Vocero

auf den Tod des Matteo.

(Die Schwester singt:)

Fluch komm' über seinen Stamm,
 Ueber alle, die daran hangen;
 Meinen Bruder schluget ihr todt,
 Der dem Frieden ist nachgegangen.

Wo ihr ihn zur Stelle locktet,
 Hakt im Netz ihr ihn gefangen.
 Aber alles was gesät ist,
 Früh oder spät ist's aufgegangen.

Was er war will ich nicht sagen,
 Noch wie sehr ich ihn fand;
 Jeden laß ich in seinem Hause,
 Jeden laß ich in seinem Stand.
 Du allerhöchster Jesu,
 Alles geb' ich in deine Hand.

Zum Flußrand will ich mich wenden,
 Dort wo im blutigen Staube
 Seine Federn und Flügel sieh
 Meine liebliche Taube.
 Auf der Straße ist sie gewandelt,
 Sorglos fiel sie Falken zum Raube.
 Gemein ist der Tod, es ist wahr,
 Doch dieser ist einzig, wie ich glaube.

Weiter kann ich nichts mehr sagen,
 Mich thut Schmerz zu sehr verwunden,
 Weil doch meine fünf Gebrüder
 Alle bis auf zwei geschwunden.
 Das Blut vom Petracchiolo
 Wie habt ihrs doch so süß erfunden.

Wir sind umrungen von Gendarmen,
 Von Sergeanten, die stehn auf der Hut;
 Ihre Zähne sie uns weisen,
 Meine Brüder triefen von Blut.
 Wenn Gelegenheit ist kommen,
 Wird sich zeigen, wie uns zu Mut.

Wer doch war's, der dich, o Jammer,
 Ausgeblasen, o meine Kerze?
 Daß ich an ihn kommen könnte,
 Ihm zerdolchen doch sein Herze!

O Matteju, wirst meinem Herzen
Blutegel sein nun immerdar.
Wie so oft sagt' ich's, o Bruder,
Mehr als zwanzig Male fürwahr,
Daß im Herzen dieser Grimmigen
Nichts als Gift von Schlangen war.

O du gottverfluchte Neidschaft,
Möchtest du durch Pest doch enden,
Immer stehn sie auf der Wache,
Passen uns nicht aus den Wänden.
Aber Zeit ist's sich zu rächen,
Und zur Hölle sie zu senden.

O Mattè, wie grimme Stiche
In der Nacht mein Herz durchdringen!
Neunmal haben sie geschossen,
Oh' die Mordthat wollt' gelingen.
Helfet mir, o meine Schwestern,
Weil die Ader mir zerfspringen.

Docero

auf den Tod des Matteo eines Arztes.

(Dieses alte Lament aus dem Jahre 1745 wurde gesungen von einer Blutsverwandten des Toten. Als Chorführerin an der Spitze der Scirrata zur Klage gehend, kommt sie an eine Brücke und begegnet hier denen, welche den Toten nach seinem heimischen Dorfe tragen, worauf sie das Lament beginnt:)

Wie ich an die Brücke kommen,
War es wie Wolken, die dort stunden:
Doch nicht Priester mit der Stola,
Noch das Kreuz hab' ich gefunden.
Das Mantile nur alleine
Um den Hals ihm war gebunden.

(Indem sie den Zeichenzug zu grüßen sich weigert, noch irgend einem ein Zeichen der Kreuzschaft geben will, fährt sie fort:)

Setzet nieder hier Matteju,
Daß ich ihm die Hand mag reichen,
Andern will ich sie nicht geben,

Deun sie sind nicht Seinesgleichen.
 O Matteju, meine Taube,
 Du bist todt von ihren Streichen.

Ach! erhebe dich doch, Matteju,
 Deine Krankheit wolle uns klagen.
 Fieber ist es nicht gewesen,
 Noch hat Schlagfluß dich erschlagen.
 Deine Krankheit heißt Negretti
 Und Natale muß man sagen.

Wenn die Not es hatte geboten,
 Tint' und Feder zu beeilen,
 Wenn nicht italienisch genügte,
 Schrieb lateinisch er die Zeilen.
 Ach! du konntest gehen nach Sorru,
 Einen Raim selbst zu heilen.

(Eine andere Blutverwandte des Todten kommt herbei und fällt ein:)

Wenn ich denke an meinen Vetter,
 Fühl' die Erde ich zerspringen;
 Wenn ich denke daß er gestorben,
 Will mich Schauder all durchdringen.
 Geh'n wir weiter, liebe Nachbaru,
 Daß wir heim die Leiche bringen.

Dieser war die Turkeltaube,
 Einem Bruder gleich geachtet,
 War ein Schatz begehrt von Fremden,
 Labfal dem der arm verschmachtet.
 Wo er ging, von den Balconen
 Hat im Dorfe man ihn betrachtet.

Wütender bist du gewesen,
 Deun ein Hund, o Hund Natale;
 Weil er seinen Arzt verraten,
 Wie der Judas nach dem Male.
 Weil er wähnte, daß aus dem Blute
 Man den Beuteteil ihm zahle.

Doch das Blut von dem Matteju
 Ugerochen darf es nicht fließen.
 Schuldlos habt ihr ihn erschlagen,
 Und sein Blut sollt ihr nun küssen.
 Ehe will ich zur Mohrin werden,
 Als es ugerochen wissen.

(Die Chorführerin nimmt den Gesang auf:)

Ja! das Blut von dem Matteju
 Wird in Bälde schon gerochen;
 Denn es sind schon seine Brüder
 Und die Bettern aufgebrochen.
 Und wenn diese nicht genügen,
 Hatß der ganze Stamm versprochen.

(Während der Leidenschaft durch ein Dorf von Sero zieht, kommt ein Patian dieses Dorfes und bietet allen eine kleine Erfrischung, aber die Chorführerin singt:)

Nein, von euch in Sorru droben
 Sei uns Labe nicht geboten.
 Wir erwiesen euch nur Gutthat,
 Uebles habt ihr uns entboten.
 Den wir lebend euch gegeben,
 Gebt zurück ihr uns als Todten.

Esset nur von eurem Brode,
 Trinket nur von eurem Weine.
 Denn wir wollen das nicht haben,
 Wollen euer Blut alleine.
 Einen schickten wir zum Buschwald,
 Daß der Rächer uns erscheine.

Ist das nicht das Dorf da droben,
 Wo mein Better mußte erblassen?
 Möge Feuer es verschlingen,
 Lieg' es verödet und verlassen!

(Eine Alte fällt ein:)

Stille, stille, o ihr Schwestern,
 Hört nun auf mit diesem Toben.
 Denn Matteju will nicht Rache,
 Er ist nun im Himmel droben.

Schwestern sehet auf diese Bahre,
 Sehet das Kreuz darüber schweben.
 Jesus Christus will uns lehren,
 Unsern Feinden zu vergeben.
 Stachelt nicht die Männer weiter,
 Sturm genug hat ja das Leben.
 Heute stehn wir noch in Gnaden,
 Morgen ach! schon fluchbeladen.

Vocero

auf den Tod der Chilina von Carcheto d'Orezza.

(Die Mutter singt:)

Ach! sie sagten schon das Awe,
 Und ich lag hier an der Bahre;
 Schon gekommen sind die Frauen,
 Dich zu sehn den Kranz im Haare —
 O Chilina, Mutterwonne,
 Meine schöne, demantklare.

Weißer warst du denn der Bergschnee,
 Mehr denn Reis warst du erlesen;
 Ach! dein Leib ist auf der Tola,
 Doch dein Geist im Herrn genesen.
 O Chilina, Mutterwonne,
 Bist so eilig mir gewesen.

O mein Hahn du in den Nächten,
 Meine Taube du am Morgen,
 Nimmer wirst du heut' erwachen,
 Meine Lust du und mein Sorgen.
 Ach! Chilina, deine Augen
 Haben all' ihr Licht verborgen.

Niemals schickt' sie mich zum Brunnen,
 Niemals ließ sie Holz mich spalten,
 Denn es hat mich meine Tochter

Einer Herrin gleich gehalten.
 Ach! der Tod hat ihr die Flügel
 Nun mit einem Mal entfalten.

Wo ist blieben meine Schönhand,
 Die Schmalfingerlein die raschen,
 Wenn die Fäden sie geknüpft hat
 Und die Knoten und die Maschen.
 Ach! der Dieb der Fußzeßschleicher
 Ruffte sie so plötzlich haschen.

Nimmer konnt' ich das mir denken,
 Alsobald zu sein alleine.
 O wie wird nun Annadea
 Stralen dort im Freudenscheine,
 Wenn die Schwester sie empfanget,
 Ach Chila, Chila du Meine.

Ach! was willst du doch Chilina
 In so bösem Ort verschwinden!
 Nimmer geht dort auf die Sonne,
 Feuer kann man da nicht zünden.
 O Chilina, Mutterwonne,
 Nirgend mehr werd' ich dich finden.

Du wirst nicht mehr in die Messe,
 Zu dem Awe nicht mehr gehen,
 O Chilina, Mutterwonne,
 Nimmermehr werd' ich dich sehen.
 Ach! das will mir nicht gefallen,
 Daß ich soll verlassen stehen.

(Ein Märchen tritt in die Todtenkammer und singt:)

Nun steh auf, steh auf, Chilina,
 Weil dein Pferdchen ist bereitet,
 Und wir wollen nach Carcheto,
 Wo die Hochzeitglocke läutet;
 Denn du bist schon aufgeboden,
 Und der Brautzug dich geleitet.

Du bewegst dich nicht, du sagst nichts,
 O Thill willst keinen sehen —
 Deine Händchen sind gebunden,
 Deine Füßchen sind gebunden —
 Schwestern, lösen wir die Binden,
 Weil sie gern will mit uns gehen.

(Eine Frau fällt ein:)

Stille, still o Magdalena,
 Denn ich will sie etwas fragen;
 Ey' vielleicht als ihrer Mutter
 Wird sie mir die Antwort sagen,
 Weil zu Haupt ihr doch die Mutter
 Also weint und schluchzt in Klagen...

Text des zweiten Vocero's in dieser Reihe.

Eo partu dalle Calanche
 Circa quattr' ore di notte:
 Mi ne falgu cu la teda
 A circa per tutte forte,
 Per truvallu lu mio vabu:
 Ma li avianu datu morte.

Cullatevene più in su,
 Chi truvarete a Matteju;
 Perchè questu è lu mio vabu,
 E l'aghiu da pienghie eju.
 Via, pigliatemi u scuzzale
 La cazzola e lu martellu.
 Nun ci vulete andà, vabu,
 A travaglià a San Marcellu?
 Tombu m'hann lu miò vabu,
 E feritu u miò fratellu.

Or circatemi e trisore,
 E qui prestu ne venite:
 Vogliu toudemi i capelli

Per tuppalli le ferite;
Chi di lu sangue di vabu
N'achiu carcu le miò dite.

Di lu vostru sangue, o vabu,
Bogliu tiugliemi un mandile;
Lu mi vogliu mette a collu
Quandu avrachiu oziu di ride.

Eo collu per le Calanche
Falgu per la Santa Croce,
Sempre chiamand uvi, vabu:
Risponditemi una voce.
Mi l'hanu crucifissatu
Cume Ghesù Cristu in croce.

Ich habe den Text dieses Vocero's mitgeteilt, damit sich aus einem Ganzen ein Urtheil über den corsischen Dialect bilden lasse und der Kundige im Stande sei, das Corsische mit dem Italienischen zu vergleichen. Ich finde eine nicht geringe Aehnlichkeit zwischen dem Dialecte Corsica's und dem römischen Volksdialecte, wie er in Trastevere gesprochen wird. Aber überhaupt ist den italienischen Volksmundarten die Eigenschaft gemein, die Verbalendungen are und ire abzuschleifen oder abzuplatten, ferner oft das l in r zu verwandeln. Der Corse sagt auch soretra statt sorella. Durchgehend ist die Neigung der corsischen Mundart, den Vocal o in das u abjudämpfen. Sprachkenner haben es ausgesprochen, daß der corsische Dialect einer der reinsten unter den Dialecten Italiens sei, und besonders rühmt ihn Tommaseo in seiner Sammlung toscanischer, corsischer und griechischer Volkslieder, in welcher er auch die corsischen Vocero's, aber ziemlich verstümmelt, aufgenommen und erläutert hat. Er nennt in diesem Buche das Corsische eine mächtige Sprache und einen der am meisten italienischen Dialecte Italiens. Mich dünkt sie ächtes Gold gegen das Patois der Piemontesen und Lombarden und die Mundarten von Parma und Bologna. Schon aus dem mitgetheilten Klageliede wird man erkannt haben, daß die corsische Sprache, wiewol eine platte Mundart, doch weich und grazios ist.

Bweites Buch.

Erstes Kapitel.

Durch die Balagna nach Corte.

Ich gab eine Wanderung längs der Küste von Calvi bis Sagone auf, wo die Golfe von Galeria, von Strolata, die großen Golfe von Porto und von Sagone in das Land einschneiden. Die Gegenden sind größtenteils uncultivirt, die Wege fürchterlich.

Mit der Dilligenza, welche von Calvi nach Corte geht, machte ich mich auf, durch das herrliche Tal der Balagna zu fahren. Wie ich schon erwähnt habe nennt man dieses große, schöne und bestens cultivirte Tal den Garten von Corsica. Himmelhohe Berge umschließen dasselbe, Schneehäupter wie der Tolo und der gewaltige Grosso, Höhen von den prächtigsten Formen, welche den Landschaftsmaler entzücken würden. An den Abhängen der Berge stehen Ortschaften in großer Zahl, welche der Blick überlaufen kann, S. Reparata, Muro, Belgodere, Costa, Speloucato, Feliceto, Nessa, Dchiantana, alle ehemals Sitze des Adels und der Caporali und voll von Erinnerungen alter Zeiten. Einst herrschten hier die toscanischen Markgrafen Malaspina, die aus Massa und der Lunigianischen Mark zu Hause waren, ein mächtiges Herrengeschlecht, welches auch Dante in seiner göttlichen Comödie verherrlicht. Im Fegefeuer findet er den Currado Malaspina und sagt zu ihm:

Ich bin in euer Land noch nie gekommen,
 Doch wo man in Europa mag verkehren,
 Wo hätte seinen Ruf man nicht vernommen.
 Man hört den Ruf von eures Hauses Ehren
 Von Herr'n und Land aus jedem Munde kommen.

Die Malaspina bauten in der Balagna den Ort Speloncato. Fünf Grafen ihres Hauses Guglielmo, Ugo, Rinaldo, Isuardo und Alberto Ruso waren seit dem Jahre 1019 nach Corsica gekommen. Ihr zahlreiches Geschlecht ist in vielen Zweigen über die italienischen Lande verbreitet.

Später verloren die Barone ihre Macht in der Balagna durch die demokratische Verfassung der Terra del Comune. Man hielt hier häufig die corsischen Volksversammlungen (veduta) wie auf dem Felde von Campiolo. Der corsische Geschichtschreiber erzählt einen Zug von Heroismus, welchen der tapfere Renuccio della Rocca auf einer dieser Veduten an den Tag legte, und der wol verdient angestaunt zu werden. Renuccio stand gerade auf der Veduta vor dem Volke, als sein junger vierzehnjähriger Sohn über das Feld ritt, und von dem wild gewordenen Rosß in die Lanze geschleudert wurde, welche sein hinter ihm reitender Schildknappe vor sich hin hielt. Man brachte den sterbenden Jüngling zu dem Vater. Aber Renuccio fuhr, ohne die Miene zu ändern, in seiner Rede vor dem Volke fort, es zu einem Aufstande gegen Genua zu entflammen. Dieser spartanische Zug, der Heroismus Gafforis, jener Heldensinn des Leoni aus der Balagna vor dem Turme von Ronza, an welchem sein Sohn gefallen war, erinnert mich immer an die unerschütterte Männlichkeit des Xenophon. Als Xenophon beim Opfern war, brachte man ihm die Nachricht, daß sein Sohn Gryllus gefallen sei. Der Vater nahm bestürzt den Opferkranz vom Haupte; da man ihm aber sagte, sein Sohn sei tapfer kämpfend gefallen, setzte er den Kranz augenblicks wieder auf und opferte ruhig den Göttern. Doch noch spartanischer als selbst die Spartaner scheinen diese Heldencorsen.

Ich fand in der Balagna viele schon gesichelte Getreidefelder, ein lieblicher Anblick in corsischen Landen. Ueberall, zumal in der Nähe der Dörfer, gibt es die üppigsten, wahrhaft paradiesischen Gaine von Castanien, Wallnußbäumen und Mandeln, Gärten von Drangen und Citronen und Delwald an Delwald. Die gute Straße führt immer am Fuße des Bergcircels hin, und von allen Punkten genießt man der reizendsten Fernsichten in die Berge oder auf das Meer. Die größten Orte der Balagna sind Muro und Belgobere, namentlich das letztere, welches seinen Namen seiner schönen Lage verdankt. Um Belgobere her ist das rechte palladische Land der Olivenhaine.

Man behauptet, daß es in ganz Italien keinen Ort gebe, wo der Delbaum zu so ungeheuren Dimensionen erwachse, wie in der Valagna. Sein Wuchs, seine Fülle von Gezweig und sein Fruchtsegen ist auch ganz erstaunlich. Er ist mächtig wie eine Buche, und im heißen Mittage ruht man beschirmt unter seinem Frieden. Wie muß man den Delbaum lieb gewinnen! Er ist nicht prächtig anzuschauen wie die Platane oder die Eiche, sein Stamm, seine graulich grünen, langen, schmalen Blätter erinnern an die heimische Weide, aber außer dem Reichthum, den er trägt, das wahre Fett der Erde ist es, haftet an ihm die Poesie der menschlichen Cultur. Wenn man unter einem grauen Delbaum am Meeresstrande sitzt, wird man in das fromme, sonnige Morgenland entückt, wo unsre Phantasie zu Hause ist, seitdem uns die Mutter die Bilderbibel aufschlug und uns vom Delberg in Jerusalem erzählte. Wie oft haben wir uns nicht jene Olivenhaine gedacht! Und wieder rauscht aus dem Baume die Poesie der Hellenen und die Weisheit der Minerva, und versetzt uns in das sonnenschöne Land des Homer, des Pindar und des Aeschylus und unter die Musen und Götter des Olymp. Ein christlich hellenischer Baum ist der Delbaum, ein doppelheimischer, sein Zweig köstlicher als der des Lorbeers, das schönste Sinnbild des Glücks und des Friedens, und der Mensch sollte die ewigen Götter zu allererst bitten: schenkt mir in's Leben einen grünen Delzweig. Sie schenken allerlei in's Menschenleben, den Lorbeerzweig, den Wirtenzweig und auch den Cypressenzweig. Mit Demut soll's der Mensch hinnehmen. —

Es gibt in der Valagna mehrere Gattungen von Delbäumen, die sabinischen sabinacci, die saracensischen saraceni, die genuessischen genovesi, so nennt man sie nach ihrer Abkunft gleich edlen Signorenfamilien. Die dritte Familie ist die häufigste. Man schreibt sie den Genuesen zu, welche unter der Regierung des Agostino Doria die Corsen zwangen, die Olive reichlich zu pflanzen. Das ist denn ein schönes, friedevolles Denkmal der Genuesenherrschaft in Corsica. Wann die Olive überhaupt in Corsica heimisch geworden ist, weiß ich nicht zu sagen. Im Epigramme des Seneca wird noch geklagt, daß der Pallas Geschenk auf der Insel nicht zu finden sei. Doch scheint es mir kaum glaublich, daß man nicht schon vor Seneca den Delbaum auf Corsica sollte kultivirt haben. Heute gilt von den corsischen Delbäumen der Ruhm, daß sie unter allen Delbäumen

der Welt den Witterungsveränderungen am kräftigsten trogen, und dieses Lob hat ihnen der große Humboldt gespendet. Sie bedürfen weniger Pflege. Man schneidet, um sie zu kräftigen, ihre ältesten Aeste ab, umgräbt den Baum, ihn rings um lockernd, oder trägt etwas Dünger um den Stamm auf. Wenn die Oliven abfallen, sammelt man sie. Zwanzig Pfund Oliven geben fünf Pfund klares Del. Das thut man in große Steinfrüge, worin es bis zum Monat Mai stehen bleibt. Der Delbaum producirt alle drei Jahre sehr reichlich.

Es kommen die Vögel und tragen die Olivenkerne nach allen vier Winden und streuen sie aus. Da bedeckt sich die Insel mit wilden Delgebüschchen, welche in Berg und Thal lustig grünen und der Berebelung warten. Im Jahre 1820 hat man sie zu zählen unternommen und man will ihrer zwölf Millionen rechnen. Heute sind die reichsten Delländer Corsicas die Balagna, das Nebbio und die Gegend von Bouisazio.

Ich verließ die Provinz Balagna bei dem Orte Novella. Von dort geht es in das bergige Innere hinein, und stundenweit rollt das Fuhrwerk durch enge Täler und zwischen ganz unfruchtbaren Felsenhügeln hin, ohne daß sich eine Ortschaft zeigt, bis man nach Ponte alla Leccia in dem Golotal gelangt, wo die Hauptstraßen Corsicas von Calvi, von Ajaccio und von Bastia sich treffen. Man fährt nun längs des Golo fort in einem anmutigen Tale. Zur Rechten liegt das Hirtenland Riolo, der heutige Canton Calacuccia, ein merkwürdiges Land, muschelförmig von den höchsten Bergen umgeben, in denen die beiden Seen Reno und Ereno liegen. Das Ländchen ist eine natürliche Festung, denn nur an vier Stellen öffnet es sich, nach Bico, Venaco, Calvi und nach Corte. Ein steiler Weg die scala di santa Regina führt nach Corte. In jenem Ländchen wohnen die stärksten Männer Corsicas, patriarchalische Hirten, welche die Sitten der Altvordern treu bewahrt haben.

Mancher merkwürdige Ort liegt nun auf der Straße nach Corte, wie zuerst Soveria, der Heimatsort der tapfern Familie Cervoni. Thomas Cervoni war es, welcher den Pasquale Paoli aus dem Kloster von Alando befreite, als der wütende Matra ihn dort belagerte. Man wird sich erinnern, daß Cervoni Pasquales Feind war, daß aber seine Mutter ihm selbst die Waffen in die Hand gab und unter der Drohung, ihn zu verfluchen, ihn forttrieb, Pasquale zu retten.

Cervoni eilte nach dem bestürmten Kloster, und Matra ward erschlagen. Durch ein Land zu reisen wie diese Insel ist, wo überall heroische Thaten den Wandrer mahnen, aus Stadt und Dorf, aus Berg und Thal, ist eine Herzensfreude.

Cervoni's Sohn war der tapfere General, welcher als Officier bei Toulon neben Napoleon die ersten Waffenehren davontrug. Er glänzte bei Lodi; im Jahre 1799 war er Commandant von Rom. Er war es, welcher dem Pabst Pius VI. ankündigte, daß seine Herrschaft zu Ende sei und daß er Rom verlassen müsse. Er war das Schrecken von Rom. Valery erzählt, daß derselbe Cervoni in den Tuileries an der Spitze der Generale vor den Pabst Pius VII. trat und ihn becomplimentirte. Sein schönes Organ und seine schöne italienische Aussprache setzten den Pabst in Erstaunen, so daß er ihn Schmeicheleien sagte. Santo padre, sagte hierauf Cervoni, sono quasi italiano — Oh! — Sono Corso — oh! oh! — »Sono Cervoni!« — oh! oh! oh! und bei dieser schrecklichen Erinnerung wich der Pabst voll Entsetzen bis an das Kamin zurück. Im Jahre 1809 riß dem Marschall Cervoni eine Kanonenkugel bei Regensburg den Kopf hinweg.

Nähe bei Soveria sieht Alando, berümt durch den Namen Sambucuccio, jenen ältesten Gesetzgeber und Lykurg der Corsen, welcher die demokratische Verfassung dieses Volkes gründete. Man zeigt kaum kenntliche Trümmer seines Schlosses auf einem der Felsen. Einer der Nachkommen Sambucuccio's war vierhundert Jahre später, im Jahre 1466, Vicarius der corsischen Nation. Caporali wohnten hier, namentlich in dem nahen Omessa. Erst Tribune des Volks und durch die Demokratie Sambucuccio's dazu berufen, die Rechte der Communen zu vertreten, erlagen sie dann dem allgemeinen Uebel, welches die besten Verfassungen der Menschen untergräbt und vernichtet, dem Ehrgeiz und der Herrschsucht, und machten sich ebenso wie die Signoren zu fürchterlichen Dynasten im Kleinen. Noch zu seiner Zeit klagt Filippini, daß die Caporali die schrecklichste Geißel Corsicas seien.

Rings um Alando gedeihen Castanien, aber das Land ist arm. Auf den Bergheidgen haben die schwarzen Schaaf und Ziegen ihre Nahrung. Ihre Wolle wird hier zu dem corsischen pelone verwirkt.

Sobald man über das Gebirge des Muraja gekommen ist, welches sich hoch zwischen dem Golo und dem Tavignanoflusse erhebt, steigt man auf der vortrefflichen Straße nach Corte nieder.

Zweites Kapitel.

Die Stadt Corte.

Das Arrondissement von Corte, das centrale Gebiet der Insel, umfaßt in 15 Cantons und 113 Communen eine Einwohnerzahl von 55000 Menschen. Die kleine Hauptstadt selber zählt etwa 5000 Seelen.

Corte ist ein Binnenstädtchen von einer nicht minder imposanten Lage, als die corsischen Seestädte haben. Das Panorama der braunen Berge, in deren Mitte sie liegt, die Citabelle auf einem unersteiglich schroffen Felsenriffe, geben der Stadt eine männliche und bronzene Physiognomie. Von allen Seiten erheben sich die Berge und in den mannigfachsten Formen. Nach Norden hin sind sie niedriger und meist kuppelförmige Höhen, welche bebüschet oder mit Getreidefeldern bedeckt sind. Der Sommer hat diese Hügel in ein tiefes Braun gekleidet, und so geben sie der Gegend das ernsteste Ansehn. Es sind dies die letzten Absenkungen der Bergreihen, welche die Wasserscheide zwischen dem Golo und dem Tavignanoflusse bilden und zwei Täler trennen, das Hirtental Niolo und das Thal des Tavignano. An der Oeffnung des letzteren, wo der Tavignano mit der Restonica zusammenströmt, liegt Corte. Drei hohe und ganz mit Felsen gepanzerte Berge beherrschen den Eingang in dieses Gebirgstal; beide Flüsse haben sich durch tiefe Schluchten ihre Wege gebahnt und rauschen über Trümmergestein in einander. Zwei steinerne Brücken führen über sie hinweg.

Die kleine Stadt hat nur Eine Hauptstraße, welche neu ist, den sogenannten Corso, dem eine Allee von Ulmenbäumen ein ungemein ländliches Ansehn gibt. Und auch hier überraschte mich die Stille, die Weltabgeschlossenheit und die idyllische Stimmung, welche den corsischen Orten ein so eigentümliches Gepräge verleiht. Man glaubt sich wahrlich in dem fernsten Teil der Welt und von allem Verkehr abgeschlossen.

Ehrwürdig ist die Stadt durch Erinnerungen corsischer Geschichte. Zur Zeit des Paoli war sie der Mittelpunkt seiner demokratischen Regierung, und in ältesten Zeiten Sitz maurischer Könige, in allen Jahrhunderten als Mittelpunkt der Insel wichtig und ihre Festung oftmals entscheidend für den Gang der Kriegsergebnisse.

Die Citabelle hat ein sonderbares Ansehn. Sie ist die Akropolis von Corsica. Sie steht auf einem schwarzen, ganz schroffen, zackigen Felsen, welcher über dem Flusse Tavignano aufsteigt. Mauern, Thürme, die alte Stadt, welche sie umschließt, Alles sieht schwarz, verwittert, grauvoll wüst aus und von unablässigem Kampf zerhauen. Deister als Belgrad ist dieses Schloß von Corte bestürmt und verteidigt worden. Den Grund zu seiner jetzigen Gestalt legte der tapfere Vincentello d'Istria im Anfange des fünfzehnten Jahrhunderts.

Man zeigt hier noch die Schießscharte in der Mauer, aus welcher die Genuesen den jungen Sohn Gafforis herausgingen, um den Vater vom Sturme abzuhalten. Ist schon der Ort so grauvoll und so schwindelnd, wie wild muß jene heroische Scene selbst gewesen sein. Sie ist einer der erhabensten Züge der corsischen Geschichte, welche, wie ich schon sagte, jedem einzigen klassischen Zuge von Seelengröße bei Römern und Griechen einen gleichen an die Seite zu setzen im Stande ist. Dieses corsische Volk ist wahrlich von demselben heroischen Geiste befeelt gewesen, den wir an Brutus und Timoleon bewundern; aber seine Thaten, und zumal so viele einzelne, lagen im Dunkel der Zeit und des Locals begraben.

Gafforis Name ist die schönste Zierde von Corte, und sein kleines von Kugeln noch heute durchlöcheretes Haus in der Stadt ihr glänzendstes Monument. Es verwahrt noch eine andere heroische Erinnerung, die an sein heldengroßes Weib. Die Genuesen benützten einst die Abwesenheit Gafforis, um sein Haus zu überfallen und seines Weibes sich zu bemächtigen, wie es ihre Politik war, die Familien der gefürchteten Corsen als Geißeln zu gebrauchen und die Vaterlandsliebe der Männer durch die natürliche Liebe zu bekämpfen. Aber Gafforis Weib verschanzte sich augenblicks in ihrem Hause, und nachdem sie Thüre und Fenster fest verbarricadirt hatte, verteidigte sie sich mit den wenigen Freunden, die ihr zugesprungen waren, die Flinte in der Hand, Tage lang gegen die Genuesen, welche das Haus mit einem Hagel von Kugeln überschütteten. Als nun die Not immer höher stieg, rieten ihr die Feinde zu capituliren. Sie aber brachte ein Pulverfaß in ein unteres Zimmer und indem sie eine Lunte ergriff, schwor sie das Haus augenblicks in die Luft zu sprengen, wenn man aufhöre auf die Stürmenden zu feuern. Die Freunde kannten den verzweifeltsten Mut von Gafforis Weibe

und hielten auf's neue Stand, bis endlich Gaffori selber mit einer Cordenschaar herbeikam und sein Weib befreite. Als Gaffori gemordet worden war, nahm dasselbe Weib seinen jungen Sohn, den man einst an jene Mauer des Castells gebunden hatte, und ließ ihn schwören, die Genuesen zu hassen und seinen Vater zu rächen. So that auch Hasdrubal mit seinem Sohne Hannibal in alten Zeiten.

In demselben Hause Gafforis wohnte im Jahre 1768 Carl Bonaparte mit seinem Weibe Lätitia; es war würdig einem Napoleon die Entstehung zu geben.

Viele Erinnerungen an Paoli haften an einem Hause, welches den Namen des Palazzo de Corte trägt, und Sitz der Regierung Paolis wie seine eigne Wohnung war. Da ist sein kleines Zimmer, in welchem er arbeitete, ärmlich und schlecht, wie es dem Gesetzgeber der Corsen wohl geziemte. Man weiß zu erzählen, daß der große Mann, nicht sicher vor den Mörderkugeln, das Fenster dieses Zimmers stets verbarrikadirt hielt; und in der That sieht man noch die Fensterläden, wie sie damals waren, mit Kork ausgefütert. Die Nationalversammlung hatte ihm eine Garde von 24 Männern bewilligt, wie ehemals Demokratien Griechenlands ihren Volksmännern Garden bewilligten; stets hatte er in seinem Zimmer sechs corsische Hunde, welche ihm Wache waren. Ich muß hier an seinen Zeitgenossen und Bewunderer Friedrich den Großen denken, wie auch er in seinem Cabinet stets von Hunden umgeben war; doch waren es Spielhunde, die reizende Alcmene und die zierliche Biche und andere Windhunde. Die Scene ist charakteristisch verschieden. Wollte man Paoli in dieser Hundegesellschaft malen, wie man Friedrich den Großen in der seinen so oft dargestellt hat, so würde es ein ziemlich wildes Bild geben: der corsische Held in seinem ärmlichen Cabinet am Kaminfeuer schreibend, in einen groben Wollenrock gehüllt, hinter einem verbarrikadirten Fenster, auf den Boden kauern grimme, zottige Wolfshunde — da hat man ein corsisches historisches Genrebild.

Ein anderes Zimmer, ehemals der Sitzungsaal des Staatsrates der Neun, bewahrt eine nicht minder interessante Merkwürdigkeit. Da sieht man nämlich noch die Stangen, welche den Tronhimmel über einem Throne Paolis tragen sollten. Paoli und ein Tron? das ist unglaublich — hat dieser große Volksmann Gelüste nach königlichen Emblemen getragen? Man will es behaupten und erzählt davon Folgendes. Eines Tages sah man im Nationalpalaste einen Tron

aufstellen. Er war von carmoisiröthem Damast, ganz mit goldenen Fransen verziert und trug über dem Wappen Corsica's eine goldene Krone, welche so angebracht war, daß wenn Paoli auf dem Stule saß, sie über seinem Haupte stand. Zu diesem Trone gehörten neun kleinere carmoisiröthe Sessel für die Neummänner. Als nun der Rat der Neun in dem Saale sich versammelt hatte, sagt man, öffnete sich die Thüre des Zimmers Paolis, und Paoli trat herein, in einem prächtigen Staatsgewande, das Haupt bedeckt, den Degen an der Seite, und schritt auf den Tron zu. Im Augenblicke erhob sich ein Murmeln des Erstaunens und des Unwillens unter den Neummännern, und dann folgte eine tiefe Stille. Paoli stuzte, und nie hat er sich auf den Tron gesetzt.

Ich finde diese Erzählung so oft bestätigt, daß sie zu bezweifeln mir fast gewagt scheint. Wenn sie nun wahr ist, wäre das ein merkwürdiger Zug in der Seele des großen Menschen, wenigstens ein Beweis, daß die menschliche Schwachheit überall eindringt, und daß kein Sterblicher vor dem Augenblicke sicher ist, wo ihn einmal der Schein und die Eitelkeit beschleicht. Paoli und ein Tron — es gibt kaum einen größeren Widerspruch. War doch das corsische Volk und die Freiheit der höchste Tron für den edlen Mann, und wohl nie hat Einer auf einem herrlicheren gesessen als der hölzerne Schemel war, auf welchem Paoli der Gesetzgeber und der Befreier eines Volkes saß.

Seine Feinde haben ihm vorgeworfen, daß er nach der Königskrone strebte, doch thaten sie ihm Unrecht, und jener Vorwurf wird durch Paolis Geschichte Lügen gestraft. Wollte er vielleicht durch königliche Embleme nach außen und vor dem Volke seinem Staate ein erhöhtes Ansehen geben, da dieser stets den althergebrachten Titel des Königreichs Corsica führte? Soust hat er niemals einen fürstlichen Prunk zur Schau getragen. Er, wie alle Glieder der Regierung, ging in der Kleidung des Landes, in das wollene Tuch Corsica's gekleidet, und lebte nach der schlichsten Landesart. Die Häupter des Staates unterschieden sich nur durch ihre Intelligenz von dem Volke, und nur um den Franzosen auch äußerlich den Schein einer geregelten Regierung zu geben, bestimmte Paoli für den Staatsrat eine auszeichnende Kleidung, einen grünen Rock mit Goldstreifen, den Farben Corsica's. Er selbst legte ihn an und ließ dieses Staatsgewand von den Räten tragen, als die französischen Officiere zum

erstemale nach Corte kamen. In würdiger Weise sollten die Landesregenten erscheinen. Dies war ein Zugeständniß an die französische Eitelkeit, das schon bedauerlich ist, weil sich Paoli hier nicht mehr frei von dem Scheine erhielt, und jene schöne demokratische Gleichheit, welche sich auch äußerlich in dem Kleide zeigte, durch ein paar Goldtressen aufhob; und doch durften die Corsen ihren wollenen Kittel mit größerem Stolze tragen, als die Franzosen ihre prunkenden Uniformen. So geringfügig und in der Betrachtung untergeordnet diese Dinge an sich erscheinen mögen, so geben sie doch zu denken. Denn die Zeit macht unwesentliche Unterschiede zu wesentlichen und das Äußere auch zum Innern. Es liegen in der Zeit unsichtbare Einflüsse des Schlechten, welche alles Reine mäßig trüben, alles Große verkleinern und alles Edle verunehren. Die Menschenwelt ist einmal so, daß ihre erhabensten Erscheinungen nur da zu finden sind, wo nach einem schönen Ziele erst gerungen wird. Es hat mich in Corsica manchmal traurig gemacht, wenn ich daran dachte, daß alle diese heroischen Anstrengungen des Volkes und jene Kämpfe um die Freiheit fruchtlos gewesen sind, daß nun im Lande Sampieros, Gafforis und Paolis die Nation der Eitelkeit die Herrschaft führt. Doch schmerzlicher noch wäre die Erfahrung, wenn der Staat Paolis in sich selber erkrankte und dem menschlichen Eigennutze erlag. Ich glaube wenigstens, daß er diesem gemeinsamen Schicksale nicht entgangen wäre. Denn die wahre Freiheit lebt nur in Utopien. Die Menschheit scheint ihrer nur in geweihten Augenblicken fähig zu sein.

Einmal empfing Paoli in diesem Palazzo nationale auch eine pomphafte Gesandtschaft. Ein tunesisches Schiff war nämlich an den Küsten der Balagna gestrandet, und Paoli hatte den schiffbrüchigen Barbaren nicht allein all' ihr Hab und Gut, das ihnen die Strandbewohner abgenommen hatten, zurückstellen, sondern sie gastlich versorgen und wolausgerüstet von zwei Officieren zum Bey von Tunis heimwärts geleiten lassen. Der Bey sandte deshalb eine Gesandtschaft an Paoli, welche ihm seinen Dank und die Versicherung bringen sollte, daß er ewig sein und seines Volkes Freund bleiben wolle, und daß in seinen Staaten keinem Corsen je ein Leid zugesügt werden dürfe. Der Gesandte von Tunis kniete vor Paoli nieder, und die Hand an die Stirne führend sagte er auf italienisch: *il bey ti saluta e ti vuol bene*, der Bey läßt dich grüßen und will dir wol. Er brachte ihm zum Geschenke ein schönes, kostbar bedecktes Pferd,

zwei Strauße, einen Tiger, einen mit Diamanten besetzten Säbel; und nachdem er einige Tage in Corte gewohnt hatte, kehrte er wieder nach Afrika zurück.

In der unmittelbaren Nähe Corte's liegt der alte Franciscanerconvent, eine aufsehuliche Ruine. Hier versammelte sich zu Paolis Zeit das corsische Parlament in der Klosterkirche, von dessen Kanzel herab so mancher edle Patriot seine feurige Rede erhob. Der Freiheit wurde in dieser Kirche viel geopfert, und ihr Name klang hier nicht als wesenslose Phrase. Die ihn anriefen, starben auch dafür. Im Jahre 1793 waren auf dem Plage vor diesem Kloster die Corsen zu einer Versammlung vereinigt; die Zeit war stürmisch, denn der französische Nationalconvent hatte den greisen Paoli des Hochverrats angeklagt. Da kletterte hier Pozzo di Borgo, jener unerbittliche Feind Napoleons, gleich ihm ein Bürger aus Ajaccio, auf einen Baum und hielt eine begeisterte Rede vor dem Volke, eine Verteidigungsrede Paolis; und für insam wurden hier erklärt Paolis Ankläger, die wütenden Clubbisten Arena und die Bonaparte.

Wenn man heute in dem grabesfüllen Städtchen umherwandert, unter dessen schattigen Ulmen ärnlich aussehende Corsen umherstehn, als wollten sie den Tag und die Welt verträumen, so will's einem gar nicht in den Sinn, daß vor kaum hundert Jahren die aufgeklärteste Staatseigenschaft in solchen verborgnen Erdenwinkel ihren Sitz aufgeschlagen hatte.

Auch eine Universität hatte Paoli in Corte gegründet, wie er hier auch die erste corsische Druckerei und die erste Zeitung ins Leben rief. Von dieser hohen Schule sollte sich Aufklärung und Wissenschaft als ein Lichtstrom über die Berge und in alle Täler Corsicas verbreiten, und vor ihm sollte die mittelalttrige Barbarei der Corsen schwinden. Ich habe schon in der Geschichte der Corsen dieser Universität gedacht und gesagt, welch ein patriotisches Institut sie war. Viele wackere Männer Corsicas gingen aus ihr hervor, tüchtige Advocaten, welche auf dieser Insel meist auch die Schriftsteller sind. Auch Carl Bonaparte, Napoleons Vater, studirte auf dieser Universität. Die junge Anstalt aber ging mit dem Verluste der Freiheit unter. Sene wiederherzustellen, setzte Paoli auf seinem Todtenbette ein Legat aus, und mit Hilfe dieses Capitals wurde im Jahre 1836 eine Art Hochschule neu errichtet. Sie begreift heute einen Director und sieben Professoren für Wissenschaften, doch erfreut sie sich keiner großen

Blüte. Vielleicht auch möchte eine Anstalt akademischer Art den Bedürfnissen Corsicas weniger entsprechen, als tüchtige Realschulen.

Ich habe unter den Corsen viele wolgebildete und gelehrte Männer getroffen, und auch hier in Corte machte ich die Bekanntschaft eines Mannes, dessen große Belesenheit in den romanischen Literaturen mich in Erstaunen setzte. Der Mann war der Sohn eines der tapferen Capitäne, welche nach der Schlacht von Ponte Nuovo bis zum letzten Augenblicke die Waffen hielten, und den ich namentlich genannt habe. Sein Gedächtniß ist so groß, daß er die besten Stücke aus Italienern, Franzosen und Lateinern auswendig kannte, und es ihm nicht darauf ankam, ganze Seiten aus dem Tasso oder dem Ariost, lange Stellen aus dem Voltaire oder Macchiavelli, oder aus dem Livius, Horaz, Boileau und Rousseau herzusagen. Mit ihm über Literatur sprechend, fragte ich ihn einmal: lesen Sie je etwas von Göthe? Nein, sagte der wohlbelesene Mann, von den Engländern kenne ich nur den Pope.

Meine freundlichen Tischgenossen, unter ihnen der einzige corsische Maler, den ich auf der Insel kennen lernte, führten mich zu den Marmorbrüchen in der Nähe Corta's. In den Felsen über der Restonica hat man vor nicht langer Zeit einen reichen Marmorbruch entdeckt. Der Stein ist von bläulicher Farbe mit rötlichweißem Geäder und brauchbar für Architectur und Ornamente. Man war in der Grube eben beschäftigt, einen großen Säulenblock den Berg hinunter zu schaffen. Man hatte ihn auf Walzen gelegt und schob ihn mit der archimedischen Schraube bis an den Rand des abschüssigen Weges, der von dem Bruch an die Stelle führte, wo die Blöcke behauen werden. Der mächtige schöne Stein fuhr den Weg hinunter, wühlte sich durch, hüllte sich in eine schwarze Staubwolke, und so hinabgleitend erklang er hell und rein wie eine metallne Kugel. Am Fuße dieses marmorreichen Berges treibt die Restonica eine Mühle, in welcher Marmorplatten geschnitten werden. Man braucht eine Zeit von 7 Tagen, um einen Block in 30 Platten zu zerschneiden. In Corte also wird Senecas Ausspruch über Corsica zu Schanden: *non pretiosus lapis hic caeditur*; hier wird kein köstlicher Stein gehauen. — Sonst besteht übrigens Senecas Wort noch in Kraft, und die köstlichen Steine Corsicas sind ein todtes Kapital geblieben.

Drittes Kapitel.

Unter den Ziegenhirten des Monte Rotondo.

— tomo un puño de bellotas en la mano, y mirandolas atentamente sotto la voz a semejantes razones: Dichosa edad y siglos dichosos aquellos a quien los antiguos pusieron nombre de dorados —

Don Quijote.

Ich hatte mir vorgenommen, den höchsten Berg der Insel Corsica, den Monte Rotondo zu besteigen, welcher eine halbe Tagereise südwestlich von Corte liegt und fast als Mittelpunkt der Insel betrachtet werden kann. Obwol man mir die Mühe als sehr groß schilderte, meinte ich doch einen klaren Tag und hinreichende Entschädigung zu finden. Am meisten aber war mir daran gelegen, einen Blick in das noch ganz ursprüngliche Naturleben der Hirten zu thun.

Ich mietete einen Führer und ein Maulthier, und ausgerüstet mit ein wenig Brod und einigen Kürbisflaschen voll Wein, ritt ich am 28. Julius in der Morgenfrühe in die Berge. Der Weg, ein Hirtenpfad, führt immer durch ein und dasselbe Thal der wilden Restonica, von ihrer Mündung in den Tavignano hart an der Stadt bis hinauf zum Gipfel des Rotondo, über den ihre Quellwasser hinabströmen. Das Bette dieses schönen Bergstroms ist jene tiefe und schauerliche Talschlucht. In der Nähe Corte's öffnet sich das Thal zu ziemlicher Breite, und da gedeihen Castanien- und Wallnußbäume am Wasser. Weiter hinauf wird es enger und enger, die Uferwände türmen sich schwarz und gigantisch zu beiden Seiten und tiefgrüne Urwälder von alten Pinien und Lärchenbäumen umschatten sie.

Das Maultier kletterte sicher auf den schmalsten Hirtenpfaden an den Abgründen hinauf, und oft war der Blick in die Tiefe, durch welche die milchweiße Restonica schäumt, schön und furchterregend. Wie die Sonne empor war, nahm mich ein prächtiger Wald von Pinien und von Lärchen auf. Herrlich sind diese Riesenbäume und malerisch, die Pflanze mit ihrem grünen breiten Dach, der Lärchenbaum gleich einer libanouischen Cedre suorrig, mächtig aufgestrebt und vielästig. Die ungeheuren Stämme umbuscht der wilde Waldgarten von blütenweiß überschneiten Mirten, von hochaufgeschossener Erica und Burus. Erquickend und labfam war der Waldduft von all' dem medicinalen Kraut, woran die Berge Corsicas so reich sind.

Mein Führer schritt rasch voran. Manchmal überfiel mich doch ein Grauen, wenn ich mich in dieser dunkeln Felsen- und Waldwildniß mit ihm allein sah und er einen Blick nach mir zurück warf. Er war ein häßlicher Mensch und in seinen Augen lag nichts Gutes. Ich sollte erst nachher erfahren, daß an seiner Hand Blut klebte, daß er ein Mörder war. Denn vor einem Jahre hatte er auf dem Marke von Corte einen Lucchesen erdolcht, mit einem einzigen Stöße, wie man mir sagte.

In dieser romantischen Bergwildniß stundenweit reitend, hört man nichts als das monotone Rauschen der Wasser, das Schreien der Falken und bisweilen den hellen Pfiff eines Ziegenhirten, der seinen Ziegen ruft.

Die Hirten wohnen zerstreut in Hölen oder in Capannen an den Abhängen des Monte Rotondo, bis zu dessen Kamm hinauf ihre Heerden klettern. Die letzten Hirtengemeinden hausen in einer Höhe von mehr als 5000 Fuß über dem Meeresspiegel. Ihre wunderlichen Stationen haben ihre Namen.

Nach einem dreistündigen Ritte kam ich an die erste Hirtenstation, die Rota del Dragone. Vom Ufer der Schlucht ans Wasser hinreitend, sah ich eine schwarze rufige Höle vor mir, tief in den Fels gebogen, aus ungeheuren Grauitblöcken aufgewölbt. Wenige Schritte vor ihrem Eingange tobte die Neostonica vorüber, zwischen Felsgerümmern hinwegrasend — ringsum Felsen über Felsen, und dichter Wald. Um den Eingang der Grotte waren als Umfriedung Steine aufgeschichtet. Ein Feuer brannte in der Höle, und um dasselbe lauerte die Hirtenfamilie. Ein elend aussehendes Weib saß daran und besserte an einem Kleide, neben ihr ein fieberkranker Knabe in eine braune Decke von Ziegenwolle eingehüllt, aus der sein bleiches Gesicht und seine flackernden Augen fragend herauschauten.

Der Hirte war aus der Höle getreten und lud mich freundlich ein, abzustiegen und frische Milch und frischen Käse zu essen. Ich nahm das mit Dank an und besah das Innere dieser wunderlichen schwarzen Felsenklaus. Die Grotte zog sich tief in den Berg hinein und hatte Raum für eine Heerde von 200 Ziegen und Schafen, welche der Hirte jeden Abend dort hinein treibt, sie zu melken. Es war das so wahrhaft die Höle des Polyphem, daß Homers Beschreibung nach ihr gemacht zu sein scheinen konnte. Denn alles fand ich hier wörtlich wieder, selbst die Reihen von Gefäßen voll Milch und mehr als hundert Stück plattrunder Käse auf frischem Blätterwerk

gelegt. Nur den Polyphemos selber fand ich nicht, denn mein Gastwirt, so räuberisch und wild er in seinen zottigen Kleidern aussah, war die Gastlichkeit selbst.

Kommen bisweilen die Banditen vom Berge zu euch? fragte ich den Troglodyten. — Die kommen wol, sagte der Mann, wenn sie hungrig sind. Seht hier diesen Stein, auf dem ich sitze — vor zwei Jahren versteckten sich hier in meiner Höle zwei Banditenjäger, die wollten den Serafin erlauern. Aber der kam Nachts herbeigeschlichen, und mit zwei Stichen hat er die Beiden auf diesem Steine stumm gemacht, dann ging er wieder in die Berge.

Der Führer mahnte zum Aufbruch. Ich sagte dem Hirten Dank für seine Labe, und ritt hinweg, nicht ohne Schauern.

Der Pfad, der nun durch die Restonica aufs andere Ufer führte, wurde immer steiler und beschwerlicher. Endlich erreichte ich nach zwei Stunden, vom Nebel durchnäßt, während eines prächtigen Gewitters die letzte Hirtenstation auf den Unterbergen des Rotondo, wo ich übernachten sollte. Sie heißt Co di Mozzo.

Ich hatte von den Capannen auf dem Monte Rotondo viel gehört, und dachte sie mir in den wilden Bergen originell genug, vielleicht gar idyllisch, kleine Hütten im grünen Pinienwalde oder auf duftigen Alpenhängen in schäferlichster Natur. Wie ich nun bei Donner und Blitz und im Sprühregen hinaufritt, sah ich nichts als wüßes Gestein, titanisch zertrümmert, durcheinandergeworfene Granitklippen auf dem Hange eines großen grauen, trostlos öden Felsenfelsens. Aus dem Gesteine stieg ein leichter Rauch empor. Das Grau der Regenwolken, die matten Blitze, das Rollen des Donners, das Rauschen der Restonica und die tiefe Melancholie der grauen Berge umher stimmte die Seele traurig.

Einige vom Sturme zerzauste Lärchenbäume standen auf dem steilsten Rande einer nackten Schlucht, durch die in Wellenstürzen von Block zu Block die Restonica herabschäumte. Rings umher nichts als die ödesten Klippen und ein großer Blick in das vernebelte Tal, aus dem ich heraufgekommen war. Ich suchte mit den Augen lange die Capannen, auf die mein Führer hinwies. Endlich sah ich sie im Gesteine und den seltsamsten Hirtenstaat vor mir, bestehend aus vier Wohnungen im ursprünglichsten Baustile der Welt errichtet, ja vielleicht mit weniger Kunst gebaut als Termiten oder Biber an ihre Häuser zu wenden wissen.

Jede dieser Capannen besteht aus vier Wänden von einfach über einander gelegten Steinen. Sie sind etwa 3 Fuß hoch. Auf ihnen liegt ein Dachgiebel von schwarzberuhten Baumstämmen und Brettern, welche mit großen Steinen beschwert sind. Eine Oeffnung in der Vorderwand dient als Thüre. Der Rauch sucht durch diese seinen Ausgang und quillt aus dem Dache oder aus den Wänden, wo er immer eine Ritze findet. Vor der Hütte umschließt eine Umfriedung von Steinen einen kleinen Raum, in welchem Gefäße stehn. In dessen Ecke erhebt sich der palo, ein Pfahl mit wenigen Nesten, an welchen Kessel, Kleidungsstücke und Striemen von Ziegenfleisch hängen.

Ein paar zottige Hunde sprangen mir entgegen als ich auf die Capanne zuritt, und die Hirtengemeinde, Männer und zerlumpte Kinder, krochen aus den Hütten heraus und betrachteten neugierig den Fremdling. Sie sahen malerisch genug aus in diesen wüsten Steinen, den pelone, ihren zottigen braunen Mantel umgeschlagen und das rote beretto auf dem Kopfe, die Gesichter bronzten und dunkelbärtig. Ich rief den Hirten zu: Freunde, gebt einem Fremden Gastfreundschaft, der über Meer gekommen ist die Hirten von Co di Mozzo zu besuchen. — Sie riefen freundlich Evviva! und Benvenuto!

Tretet in die Capanne, sagte der Eine, und trocknet euch am Feuer; drinnen ist es warm. Ich zwängte mich sogleich durch die Thüre, neugierig, das Innere der Hütte zu sehen. Ich fand einen dunklen Raum von etwa 14 Fuß Länge und 10 Fuß Breite — da war kein Gerät, kein Stuhl, kein Tisch, nichts als der nackte schwarze Steinboden, die nackten schwarzen Steinwände und ein Rauch des Kienfeuers, welcher mir unerträglich schien. An der Wand brannte auf dem Boden ein mächtiger Holzstamm, ein Kessel hing darüber.

Angelo, mein Wirt, breitete die Decke, die ich mitgebracht hatte, auf dem Boden aus und gab mir den Ehrenplatz so nahe am Feuer als möglich. Bald kauerte darum die ganze Familie, das Weib, drei kleine Mädchen und ein Pube, der Wirt, ich und mein Führer. Die Capanne war voll. Unterdeß warf Angelo einige Striemen von getrocknetem Ziegenfleisch in den Kessel, und Santa sein Weib holte Käse und Milch. Das Gedeck war originell hirtentmässig, die Tafel nämlich bestand aus einem 3 Fuß langen abgerandeten Brette, welches auf die Erde gelegt wurde. Darauf stellte die Hirtin ein hölzernes Gefäß voll Milch, einen platten Käse und ein Brod. Güt, sagte sie, und denkt daß ihr bei armen Hirten seid; zu Abend geben

wir euch Truten (Forellen), denn mein Sohn ist gegangen sie zu fischen.

Hole den Broccio, sagte der Hirte, das ist das Beste was wir haben, und es wird euch schmecken. Ich war auf den Broccio neugierig; ich hatte ihn schon in Corte als den größten Leckerbissen der Insel und als die Plume der Hirtenindustrie preisen hören. Santa brachte ein bedecktes rundes Korbgeflecht, stellte es vor mich hin und that es auseinander. Da drinnen lag denn der Broccio, weiß wie der Schnee. Es ist eine Art geronnener süßer Ziegenmilch. Mit Rum und Zucker genossen ist's allerdings ein Leckerbissen. Die armen Hirten verkaufen einen Broccio-Kuchen in der Stadt für 1 oder 2 Franken.

Wir langten mit den Holzlöffeln wacker in den Broccio — nur das Weib und die Kinder durften nicht mit essen. So am Feuer auf dem Boden kauernd in der engen, ganz von Rauch erfüllten Capanne, um mich her wilde und neugierige Gesichter, den Holzlöffel in der Hand, überkam mich die Laune, und ich hub an das Leben der Hirten auf den Bergen zu preisen, welche sich genügen lassen mit dem was ihre Heerden geben, und das Elend von Wein und Wein und die goldne Sorge des Palastes nicht kennen.

Aber der wackere pastore schüttelte den Kopf und sagte: *vita povera, vita miserabile!*

Und so ist es in der That. Diese Menschen führen ein sehr elendes Leben. Vier Monate lang, den Mai, den Junius, den Julius und den August hausen sie in diesen Capannen, alles entbehrend was das Leben menschlich macht. In ihrer Welt gibt es keinen andern Wechsel als den der Elemente, von Sturm, Wolken, Regensflut, Hagel und Sonnenswärme; Abends ein trauriges Lied, ein Lamento zur Schalmei, eine Bauditeugeschichte am Feuer, ein Jagdstück vom Muffro und vom Fuchs, und hoch über sich und um sich die Riesepyramiden des Urbergs und die gestirnte Herrlichkeit des Aethers, in der Brust vielleicht, trotz der *vita povera*, ein bescheiden genügsames, heiteres, gottergebenes und ehrliches Menschenherz. •

Wenn der Morgen graut, erheben sich diese armen Menschen von dem harten Boden, auf dem sie in ihren Kleidern und ohne Decke geschlafen haben und jagen die Heerden auf ihre Weideplätze. Dort verzehren sie ihr dürftiges Mal, den Käse, das Brod und die Milch.

Die Alten, welche zu Hause bleiben, liegen in der Capanna am Feuer oder beschäftigen sich mit der notdürftigsten Hausarbeit. Abends kehrt die Heerde heim und wird gemolken, und dann bricht wieder die Nacht an, und es ist Zeit sich niederzulegen.

Der Schnee und die Regengüsse des September vertreiben die Hirten aus ihren Bergcapannen. Dann steigen sie mit den Heerden nach der Küste und in den Paese hinunter. Dort haben sie in der Regel ihre wohllicheren Hütten, in denen oft auch das Weib mit den Kindern den Sommer über bleibt. Meine Wirtin Santa war das einzige Weib in dem Hirtenstaate von Co di Rozzo, welcher aus sechs Familien besteht. Warum, fragte ich sie, seid ihr vom Paese in diese düstre Capanne heraus gezogen? Seht, fiel Angelo ein, sie ist heraufgekommen sich zu erfrischen. Ich hätte beinahe aufgelacht, wie er dies sagte, denn der Rauch in der Capanne preßte mir Tränen aus und die Atmosphäre war infernalisck. Ich sollte also den elenden Steinhaufen gar als Sommervilla betrachten, wohin eine Familie gekommen war sich zu erquicken. Ja, sagte Angelo, wie ich ein bedenkliches Gesicht machte, unten ist es warm und hier oben weht der Bergwind, und das klare Wasser kommt herunter, das ist frisch wie Eis. Wir leben so wie es uns Gott gesegnet. — Mir aber war, wie Angelo sprach, und ich die lachenden braunen Kindergesichter um mich her sah, als wäre ich auf den wunderbaren Berg der Brahmanen gekommen, und als wäre Angelo Zarchas aller Brahmanen und Bergphilosophen Weisester. Er sprach ernst, kurz, war schweigsam wie einem Philosophen ziemt.

Angelo besaß 60 Stück Ziegen und 50 Stück Schafe. Der Ertrag der Milch ist gleichwol nicht groß. Im Sommer reicht er hin die Familie notdürftig zu nähren. Der Broccio und der Käse wird unten verkauft, aus dem Erlös wird das Brod und das schlechte Kleid beschafft. Im Winter gibts wenig, denn die Milch geht drauf die jungen Lämmer und Ziegen zu füttern. Mancher Hirte hat einige hundert Stück in seiner Heerde. Wenn es an die Teilung unter die Kinder kommt, gilt es dann das Glück der Patriarchen zu haben und die Heerde zu mehren. Die Aussteuer einer Hirtentochter besteht in 12 Ziegen wenn sie arm ist, wenn sie reich ist, nach dem Vermögen.

Die Nebelwolke hatte sich verzogen. Ich trat aus der Capanne in die frische Luft und schöpfte Odem. Die Hirten saßen auf den Steinen umher und rauchten aus ihren hölzernen Pfeiscken. Sie

wählen unter sich den Ältesten oder den Angesehensten zu ihrem Vorstande und Friedensrichter. Mich überraschte diese Bemerkung, die ich zufällig machte; denn sie ließ mich in dieser kleinen Hirtendemokratie einen Blick gleichsam in den Urzustand der menschlichen Gemeinschaft und in die Anfänge der Staatenbildung thun. So können denn nicht sechs Menschen neben einander leben ohne daß ihre Gesellschaft zu einer Regel wird, aus der sich Gesetze entwickeln. Ich grüßte den kleinen stämmigen Robespière voll Ehrfurcht, und indem ich ihn schweigend betrachtete, dünkte er mir noch ehrwürdiger zu sein als Desjaces, der erste und weiseste aller Könige der Nieder.

Neben den Capannen bemerkte ich kleinere überdeckte Steinhütten von runder oder von länglicher Form. Das waren die Vorrathskammern. Angelo öffnete eine kleine Thüre in der seinigen, und in das Innere hineinkriechend winkte er mir zu folgen. Ich begnügte mich hineinzusehn. Da lagen auf grünen Zweigen die platten Käse und in kleinen Körbchen Kugeln von weißlicher Ziegenbutter.

Nun setzte ich mich auf einen Stein und zeichnete die Capannen. Die ganze Gemeinde umringte mich und drückte ihr höchstes Vergnügen aus. Es wollte nun ein jeder gezeichnet sein, um nachher in Paris gedruckt zu werden, wie sie sagten. Sie blieben dabei daß ich aus Paris sei, und ich konnte ihnen gar nicht begreiflich machen daß es außer Paris noch ein Land gebe, welches Germania heiße. Germania also, sagte mein Wirt, heißt euer Paese, und dieses Paese hat Könige, und es gehört zu Paris. Dabei blieb es denn.

Die Nachmittagssonne schien warm und lockte mich in die Berge. Ich nahm die Hirtenkinder mit mir, Antonio einen Jungen von 13 Jahren, der wie ein zottiger Bär aussah, Paola Maria und Fior-dalifa. Fior-dalifa heißt auf deutsch Lilienblume. Man denke sich diese 12jährige Lilienblume vom Monte Rotondo in einem zerfetzten Kleide, die dunklen Haare wild um das braune Gesicht hängend, und mit nackten Füßen sink wie eine Gemse auf den Felsen kletternd. Ihre Augen waren munter wie die Augen des Bergfalken und ihre Zähne weiß wie Elfenbein. Wir botanisirten an der Restonica. Ich sah schöne rote Nelken auf einer mir schwer erstieglichen Felsentante und wies darauf hin. Aspettate! rief die Lilienblume, und wie ein Blitz war sie hinweg und oben hinauf gesprungen, und nach kurzer Zeit mit einer Handvoll Nelken wieder unten. Nun wetteiferten die Kinder im Klettern und tanzten auf den gefährlichen Felsblöcken gleich den

Kobolden, furchtlos, denn es waren die Kinder des Berges. Als wir wieder nach Hause zurückkehrten und über die *Restonica* hinüber mußten, sprang die Lilienblume ins Wasser und machte sich das tolle Vergnügen, mich waidlich zu taufen. Ich fand in den Bergen unsern rotblühenden Zingerhut in großer Zahl. Die kleinen Teufel brachten mir davon die Menge, und heimkehrend umkränzten wir die rauchende Capanne mit einer Guirlande der schönen Giftblumen — ein Schmuck, welcher ihr schwerlich noch widerfahren war. Und dies sollte das Festzeichen an der Capanne sein, denn für gute Menschen ist es immer ein Festtag, wenn ein Gast in ihr Haus einzieht.

Die Lilienblume hatte eine närrische Freude an der Guirlande. Morgen, sagte sie, wenn ihr oben auf dem Berge sein werdet, da werdet ihr eine blaue Blume finden, die ist die allerschönste Blume in ganz Corsica. — Wenn du es sagst, Fiordalife, so wird es wahr sein und ich werde morgen die blaue Wunderblume finden.

So kam der Abend in der großen stillen Wildniß. Müde von dem Tage setzte ich mich vor den Capannen nieder und betrachtete das wechselvolle Schauspiel der Wolkenbildung. Die Nebel stiegen aus den Schlünden, und von den Bergen angezogen und abgestoßen ballten sie sich in den Tälern zusammen, oder zerfloßen und zergingen in die Gewölke, welche sich langsam über die Berggipfel von oben herunterwälzten. Die Heerden kamen heim. Ich betrachtete mit Vergnügen diese langen Züge von schwarzen zierlichen Ziegen und von schwarzen Schafen, denen die armen Hirten ihre Existenz verdanken. Jeder Hirte trieb oder lockte sie durch einen hellen Ruf in eine Umzäunung neben seiner Capanne, wo er sie melkte. Diese Arbeit geht erstaunlich schnell von statten. Der Hirte sitzt unter der Heerde und greift eine Ziege nach der andern bei den Hinterbeinen. Alle Thiere ruft er bei ihrem Namen, jedes kennt er genau, und irgend eine Marke, hauptsächlich am Ohre ist das Zeichen, welchem Besitzer das Thier gehört. Vierzig Stück Ziegen meines Hirten gaben einen nur mäßigen Eimer voll Milch.

In der Umzäunung bleiben nun die Heerden bei Nacht. Die zottigen Hunde beschirmen sie, nicht vor dem Wolfe, der in Corsica nicht zu finden ist, aber wol vor dem Fuchs, welcher in den Bergen auffallend stark und mutig ist und gleich dem Wolfe die Lämmer überfällt. Der *Rosso* und der *Mustaccio* meines Wirtes waren ein paar prächtige Hunde.

Unterdeß kam der älteste Sohn mit seiner Beute von schönen Forellen heim, und Angelo rüstete die Abendmalzeit. Es fiel mir auf daß stets der Mann kochte und nicht das Weib. Wollte er vielleicht seinen Gast ehren? Denn soust steht das Weib in Corsica in niedrigem und dienendem Verhältnisse. Wie ich nun das bedachte, fiel mir ein, daß ja auch beim Homer die Männer alles selber verrichten, das Fleisch an den Spieß stecken, braten und vortragen; und da hatte ich denn den Menschen der epischen und einfachen Culturepoche leibhaftig vor mir. Es gibt in Corsica Menschen des Homer und Menschen des Plutarch.

Es gab eine Brodsuppe, Käse und Milch und zur Auszeichnung des Gastes gebratenes Ziegenfleisch. Denn der wolgeborne und göttliche Ziegenhirte nahm das Fleisch vom palo und nach uralter Menschenweise steckte er es an einen Spieß, und am Feuer knieend hielt er es über die glühenden Kohlen. Sorgsam aber wurde das abtropfelnde Fett von Zeit zu Zeit auf ein Stück Brod gedrückt, auf daß von dem duftigen Lendenstücke das Köstlichste nicht verloren gehe. Die Forellen kochte er in einer Brühe von Ziegenfleisch, und als sie nun gehörig gesotten waren, stellte er sie vor mich hin, schöpfte mir aus dem großen Löffel und gab mir aus demselben Löffel zu essen, so viel als das Herz begehrt. Ich sah es den Kindern an den Augen an, daß dies ein ungewöhnliches Mal war, und noch vorzüglichlicher hätte es mich erquickt, wenn jene auch hätten mitessen dürfen.

Nun die Nacht in der Capanne. Ich war gespannt darauf, wie wir uns in dem engen Raume einrichten würden. Doch war es schnell geschehn. Die Decke ward für mich auf die Erde gebreitet, ich streckte mich an der innersten Wand darauf hin, und des Menschen Sohn hatte nichts worauf er sein Haupt legen sollte. Ich sah Angelo an. Göttlicher und weiser Angelo, sagte ich, mögest du diese meine Rede hören und in deinem Herzen wol erwägen. Niemals, so schwöre ich dir, war Schwelgerei meine Gewohnheit, immer aber ein Kopfkissen. Wenn du mir also ein kissenartiges Ding geben willst, so wird das eine der edelsten Thaten deines Lebens sein. Hierauf sann Angelo der Ziegenhirte nach, und nachdem er nachgesonnen und alles reichlich erwogen hatte, reichte er mir den Zaino seinen Ziegenschlauch und sprach die geflügelten Worte: nun schläfst, und felicissima notte!

Nach und nach legten sich auch die Andern nieder, Weib und Kinder auf nackter Erde, den Kopf an die Wand gelehnt. Angelo

aber legte sich neben die Schwelle, neben sich das kleinste Kind Maria, dann Santa sein Weib, die Lilienblume, Paola Maria und ich. So lagen wir friedlich beisammen, alle die Füße gegen das Feuer hingedreht. Es dauerte nicht lange, so waren sie in Schlaf gesunken, und ich betrachtete mit Freude diese glücklich schlummernde Gynnosophisten-Familie und gedachte des tiefjünnigen Sancho, wie er den zu preisen anhub, welcher den Schlaf erfunden hat, „den Mantel, der alle menschlichen Sorgen zudeckt, das Essen, das den Hunger stillt, das Wasser, das den Durst vertreibt, das Feuer, das die Kälte erwärmt, die Kälte, die die Hitze mildert, und kurz das allgemeine Geld, für welches alle Dinge gekauft werden können, die Wage und das Gewicht welches den Schäfer und den König gleich macht.“ Die rote Blut übergoss die wunderliche Gruppe mit ihrem Scheine. Ich bedauerte, daß ich nicht Maler war. Aber die entsetzliche Hitze des Harzbrandes und sein Rauch ließen mich nicht schlafen. Ich stand von Zeit zu Zeit auf und stieg über die Schlafenden durch die Thüre ins Freie. Ich kann sagen, ich stieg aus der Capanne geradezu in eine Wolke, denn diese hatte Berg und Hütten bedeckt, und so stieg ich aus der Hölle in den Himmel, und wieder zurück aus dem Himmel in die Hölle.

Die Nacht war kalt und nebelseucht; doch verzogen sich die Wolken, und der unendliche Himmel warf seine Myriaden Lichter auf die Nebel, die Felsenzaden und die dunkeln Lärchenbäume. Ich saß lange an der brausenden Redonica, deren wildes Rauschen diese erhabene, ätherreine Nacht durchbrach. Nimmer noch war mir der schauerliche Geist der Einsamkeit so nahe gekommen, als in dieser Nacht unter schwarzen Felsenbergen, am Wellensturze eines rasenden Baches, so hoch in den Wolken, auf der Urstätte der Natur, auf fremder Insel mitten im Meer verloren. In solchem Augenblicke möchte das Gefühl der Vereinsamung das Gemüt erschrecken und der plötzliche Gedanke kränkt die Seele, wie das menschliche Wesen doch nur ein Atom sei — vielleicht auch könnte dies Geistesatom seine Beziehung zu allen ihm verwandten auf einmal verlieren, vergessen, im leeren Raume bleiben. Aber siehe da! die Seele breitet von dem einsamen Inselberge ihre Schwingen aus, und heiter schwingt sie sich zu dem Heimischen und durchfliegt wandernd das Geistesreich, und ist nimmer allein. — Ich horche in die Berge: manchmal ist als stoßen sie ein wildes Gelächter aus — es ist die Redonica,

welche so rast. Diese Steine sind stumme Zeugen von alten, fürchterlichen Schöpfungsqualen, Kinder von feurigsten Umarmungen des Uranus und der Gaa.

Die kalte Luft trieb mich wieder aus Feuer. Endlich vor Müdigkeit eingeschlafen, weckte mich plötzlich die helle Stimme Santa's, welche mehrmals rief: spettacoli divini, spettacoli divini! Sie legte ihre Kinder zurecht, die sich in komischen Stellungen umhergeworfen hatten. Es waren allerdings göttliche Schauspiele. Die Lilienblume lag wie eine Schlange zusammengeringelt halb über ihrer Mutter, die kleine Paola aber hatte ihren Arm um meinen Hals geschlungen. Das Kind hatte vielleicht eine Gule im Schlafe gehört oder den Vampyr im Traum gesehen, welcher kommt das Herzblut auszusaugen.

Ich verbrachte den Rest der Nacht sitzend und in die Flamme blickend, und unterhielt mich damit mit die Rezer zu vergegenwärtigen, welche die heilige römische Kirche zu Ehren Gottes verbrannt hat. Das aber ist in Wahrheit eine unendliche Unterhaltung.

Viertes Kapitel.

Der Berggipfel.

Der Morgen graute. Ich ging hinaus und erfrischte mich an den Wellen der schlummerlosen Restonica, welche jung und frisch vom Felsen sprang und in das Tal hinunterstürzte. Der junge Quell hat ein schönes Leben. Nach zwölf Stunden eines wonnesamen Laufes durch die immergrünen Wälder stirbt er in den Wassern des Tavignano. Ich gewann die Restonica lieb. Ich kenne ihre ganze Lebensgeschichte, denn von ihrem Ursprunge an habe ich sie an einem Tage bis an ihr Ende begleitet, und manchen herrlichen Trunk hat sie mir kredenzt. Ihr Wasser ist so klar, so frisch und so leicht wie der Aether, und im ganzen Lande Corsica ist es weit und breit berühmt. Nie trank ich besseres Wasser, es hat mich mehr gelabt als der köstlichste Wein. Dieser unvergleichliche Quell besitzt eine solche Schärfe, daß er Eisen in kürzester Zeit spiegelblank reinigt und es vor Rost bewahrt; schon Bodwell weiß, daß die Corsen zur Zeit Paolo's ihre rostigen Flintenläufe in die Restonica steckten, um sie

zu reinigen. Alle Kiesel und Steine, welche der Duell überflutet, macht er schneeweiß, und bis zu seiner Mündung in den Tavignano ist sein Bette oder sein Ufer mit diesem milchweißen Gestein geziert.

Als ich meinen Führer aufforderte, nunmehr auf den Gipfel des Rotondo zu steigen, gestand er, daß er den Weg nicht wisse. Es wurde nun Angelo mein Führer auf den Berg. Nach 3 Uhr des Morgens begannen wir die Wanderung. Sie war gefahrlos aber unendlich mühevoller als ich geglaubt hatte.

Es erheben sich mehrere Felsenkämme über einander, die man erst zu ersteigen hat bis man zum Trigione, dem letzten Vorberge des Rotondo gelangt. Es ist eine gewaltige Scala, die hier die Natur über einander gelegt hat, von Kolossalstufen aus dem prächtigsten rötlichen Urgranit; plumpe Giganten, welche den Himmel stürmen, Felsblöcke mit den Riesen Händen fassend, möchten sie beschreiten. Bloß liegt hier über Bloß, ungeheuer und umgestaltet wie die Urzeit und so grau, ins Unendliche fort emporgetürmt, daß der Menschenfuß verzagen will. Das überströmende Herbstwasser hat den Granit oft so sehr geglättet, daß der schöne Stein große Flächen darbietet, welche wie im Fluße erstarrt zu sein scheinen möchten. Das Wasser rinnt aus tausend und abertausend Rinnen in unerschöpflicher Fülle. Die Baumvegetation aber hört gänzlich auf, nur Erlendbüsche bezeichnen den springenden Lauf der Restonica.

Nach zwei Stunden hatten wir den Trigione erklettert, und vor uns lag der weiß beschneite Berggipfel. Seine zersplitterten schroffen Felsen bildeten einen kraterförmigen Halbtrichter, und diese Form hat dem Berge seinen Namen gegeben. Wo dies wüste ungeheure Felsenamphitheater sich öffnet liegt dunkel hingegossen ein kleiner See, der Lago di Monte Rotondo, von grünen Wiesen sanft umfränzt; ein eisig kühler Trank in einer granitnen Riesenschale. Schneefelder ziehen sich vom See bis zum Gipfel auf, in der Glutzeit des Hundsterns und unter dem 42sten Breitengrade, unter südlichem Himmel ein seltsamer Anblick und ein wunderliches Gefühl. Sie waren mit einer Eiskeule überlegt und hauchten eine kalte Luft aus. Aber obwohl ich in der Region des ewigen Schnees war, blieb die Temperatur angenehm frisch und erquicklich, ohne je empfindlich zu werden.

Der Gipfel erschien dem Auge nahe genug, und doch mußten wir zwei volle Stunden mit großer Anstrengung oft auf Händen und Füßen über das Getrümmer klettern, ehe wir ihn erreichten. Am

schwierigsten war der Aufstieg über einen Schneestreifen, auf dem der Fuß nicht haften wollte. Wir halfen uns, indem wir mit einem spitzigen Steine nach und nach Stufen ausschlugen, in welche wir vorsichtlich den Fuß setzten. So gelangten wir endlich sehr erschöpft auf die äußerste Spitze, welche von einem grauen durchrissenen Felsenobelisk gebildet wird und in einem schmalen Zacken endigt, so daß man ihn umklammernd auf schwindelnder Felsenhöhe gleichsam schwebend sich erhält.

Von diesem 9000 Fuß (genau 2764 Metres) über dem Meere gelegenen höchsten Gipfel Corsicas übersah ich denn den größten Teil der Insel und das Meer tief zu ihren Füßen und zu ihren beiden Seiten, ein Anblick von unsäglichlicher Größe, und den einmal gehabt zu haben man sein Lebenlang sich freuen darf. Der Horizont, welchen man vom Rotondo überblickt, ist bei weitem großartiger und schöner als der des Mont-Blanc. Weit hin streift das Auge über das Inselland weg in die stralenden Meeresfernen, hinaus über die toscanischen Inseln nach dem Festlande Italiens, welches bei heittrer Luft die weißen Seealpen und den ganzen Uferbogen von Nizza bis nach Rom zeigt. Auf der andern Seite tauchen die Berge von Toulon auf, und so kann der Blick ein wunderbares und großes Panorama umspannen, welches Berge und Meere, Gilande, die Alpen, die Apenninen und Sardinien in einen Zauberring schließt. Nicht ganz so glücklich war mir die Stunde, denn die rastlos aus den Schluchten sich spinnenden Wolken und die Dünste entzogen mir einen Teil der Ferne. Nach Norden sah ich die Halbinsel Cap Corso lang ausgestreckt wie ein Dolch, nach Osten die Ebenen der Küste in sanften Linien niedersteigend, die Inseln des toscanischen Meers, Toscana selber, nach Westen die Golfe von Prato, von Sagone, von Ajaccio und von Balinco. Deutlich zeigte sich Ajaccio auf seiner Landzunge in der schönen Bai, eine Reihe von weißen Häuschen, die auf dem Meer schwimmende Schwäne zu sein schienen. Das Meer selbst schien ein Lichtocean.

Nach dem Süden zu versperrt der breitbrüstige Monte d'Dro die Aussicht in das Inselland. Viele Berggipfel, wenig kleiner als der Rotondo und ebenfalls vom Schnee umglänzt, zeigten sich umher, wie der schöne Berg Ginto und der Capo Bianco nach Norden zu, die Gipfel des Landes von Riolo.

Die Insel selbst zeigt sich dem umspannenden Blick als ein

ungeheures Felsenstelett. Der Monte Rotondo liegt zwar nicht auf der Gebirgskette selbst, welche die Insel von Norden bis zum Süden durchzieht, sondern auf einem etwas östlich fortgewichenen Gebirgszweige. Aber der Standpunkt erlaubt einen Blick in das ganze Bergsystem und riesigen Zellengewebe des Gebirgs. Man sieht die Hauptkette dicht vor sich, von diesem Grat die Gebirgsrippen nach beiden Seiten parallel fortlaufen und die Reihen von Täleru bilden, welche bebaut und bewohnt sind. Jedes dieser Täler ist von einem Flusse durchströmt, und wiederum strömen von dem Hauptgebirgsstocke die drei großen Flüsse der Insel, nach der Ostküste herab der Golo und Tavignano, nach dem Westen der Liamone.

Blickt man nun von dem Gipfel in seine nächste Umgebung, so erschrickt das Auge vor diesen ungeheuren Felsenwüsten und schauerlichstarken, todtenstillen Bergruinen rings umher. Die wüsten Blöcke liegen hier endlos ungeheuer wie ein Mal des Kampfes der Elementargeister mit dem Licht des Himmels. Fürchterlich steile Bergwände bilden ein Gewebe von öden Tälern. In den meisten derselben liegt mitten inne ein kleiner unbewogter See. Je nachdem er Licht oder Schatten vom Himmel oder von den Felsen empfängt, ist seine Farbe azur, grau oder tiefschwarz. Ich zählte mehrere solcher Seen rings umher, den Rinoso, Mello, Rielluccio, Pozzolo, aus denen Quellen nach der Restonica hinunterfließen, den Oriente, aus welchem die Hauptquelle der Restonica selbst entspringt. Weiter nach dem Nordwesten lag vor mir das berühmte Hirtenbergland Riolo, das höchste Bassin Corsicas, und sein schwarzer See Rino, aus welchem der Tavignano entspringt.

Alle diese Seen sind sehr kleine und tiefe Wasserbecken, die meisten wimmeln von Forellen.

Man hört, auf dem Gipfel stehend, beständig die Wasser rauschen, die zum Theil ihre unterirdischen Wege sich bahnen müssen. Also strömt, obwol starr und verwittert, diese Felsenwildniß dennoch von lebendigen Quellen über, deren Segen in die Täler quillt und Cultur und Menschengesellschaft möglich macht. Da sieht man denn an den Hängen dieser Berge tief unten hie und da ein Paese und grüne Gärten sowie Streifen gelblicher Felder.

Das Gewölk umzog allmählig die Gipfel, wir mußten hinabsteigen. Wir nahmen nun den beschwerlichen Rückweg nach der Seite des Lago di Pozzolo zu. Dort erhebt sich ungeheuerlich der gewaltige Frate,

ein Felskloß des Rotondo und die mächtigste Granitpyramide des Berges. Schwarze Finnen und Zacken umstarren ihn, und chaotisches Urgestein, in unzählige graue Trümmer zerschmettert und herabgestürzt, bedeckt seinen plumpen Fuß, der sich in das melancholische Felsental des Pozzolo hinabsenkt. In den Rissen des Gesteins stand die blaue Wunderblume, von der mir Fiorbalise gesagt hatte, daß ich sie finden würde. Angelo hatte sie gepflückt und rief mir zu: ecco, ecco lu fiore! Ich nahm sie aus seiner Hand; es war unser Berggisminnicht. Gamillen, Taufensöhn und Rauunkeln blühten in Menge in dem Gestein des Gipfels selber, und den Rand der Schneefelder zierten unsere Weischen.

Es kostete gar große Mühe über das Gestein des Frate hinwegzusteigen, und endlich drüber weggekommen, drohte uns ein Schneestreif den Weg zu versperrern: der Fiegenhirte wollte ihn umgehen, doch hätte es mir als einem Nordländer zu sehr wehe gethan, dies vortreffliche Rutschfeld unbenutzt zu lassen. Ich setzte mich also auf Angelo's Pelone und fuhr getrost hinunter. So bin ich denn in der Sommerfounglut und obenein in Italien, unter dem 42. Breitengrade auf Schnee gefahren.

Wir hielten unser Frühstück an dem Fuße eines Kegels, und gestärkt durch etwas Brod und frisches Wasser wanderten wir weiter abwärts. Vergebens sah ich mich nach den wilden Thieren um, welche die Felsen des Monte Rotondo bewohnen, nach dem Muffro nämlich, dem wilden Schaf, und nach dem Banditen. Wiewol mir Angelo versicherte, daß deren genug in dem Geklüfte haufen, an dem wir vorüber gingen, konnte ich doch keinen entdecken. Ich sah nur ein einziges vogelfreies Wesen auf jener Höhe, die zierliche Bergamsel vom Monte Rotondo, einen schönen grauen Vogel mit rot-, schwarz- und weißgefiederten Flügeln.

Das corthische Wildschaf, der Muffro oder Mufflone, ist ein sehr merkwürdiges Erzeugniß der Insel. Es ist ein schönes Thier mit spiralen Hörnern, braunschwarz und seidenhaarig, und stark von Gliedern. Es lebt in den höchsten Regionen des ewigen Schnees und steigt immer höher hinauf, je mehr die Sommer Sonne den Schnee von den Bergen zehrt. Tags schweift es um die Felsenseen, wo es grüne Weide findet, Nachts sucht es wieder den Schnee. Denn der Muffro schläft auf dem Schnee, sein Weibchen wirft auf den Schnee auch seine Jungen. Wie die Gemse stellt auch der Muffro

Schildwachen aus. Hiervon kommen diese Wildschafe im harten Winter, wenn der tiefe Schnee ihre Weiden bedeckt, in Heerden unter die Ziegen der Hirten, und man sieht sie oft in den Thälern von Vivario, von Niolo und von Guagno friedlich neben den Heerden weiden. Das junge Thier läßt sich zähmen und wird folgsam, nicht so das alte. Man stellt ihnen häufig nach, und wenn man oben in den corthischen Bergen eine Jagd toben hört und Schuß auf Schuß in den Felsen donnert, so weiß man, es wird gejagt der Muffro oder der Baudit. Beide sind Wildbrüder und gleiche Berggenossen und stimmen bis zum ewigen Schnee.

Nach dreistündigem Hinabsteigen erreichte ich denn die Capannen wieder, und da mein Zweck erfüllt war, erschienen mir diese Hütten so traurig und im Vergleiche zu dem reinen Aether, den ich eben geatmet hatte, ihre Luft so infernalisck, daß ich nach einer Stunde Raß das Maulthier halten ließ und mich auf den Rückweg nach Corte machte. Freundlich sagte ich dem guten Völkchen von Co di Mozzo Lebewol, und wünschte ihnen, daß ihre Heerden sich mehren möchten wie die Heerden Jacobs und daß es ihren Kindern wol ginge. Sie geleiteten mich alle bis zum Ausgange der Capannen, und wie ich hinabritt riefen mir Männer und Kinder noch ein ehrlich gemeintes Euviva nach.

Nach einigen Stunden befand ich mich wieder in der climatischen Region, wo die Castanien und die Citronen reifen, und ich hatte also an einem Tage vom ewigen Schnee herab bis in die Gärten von Corte drei climatische Zonen durchwandert, was einer Reise gleichkommt von dem hohen Winter Norwegens bis zu den Südländern Europa's.

Fünftes Kapitel.

Vendetta oder nicht?

Nicht ganz im Frieden sollte ich von dem stillen Corte scheiden, und das verschuldete mein Führer auf den Monte Rotondo. Nach der Stadt zurückgekehrt erfuhr ich erst, welchem jähzornigen Menschen ich mich anvertraut hatte. Obwol er mir die Unwahrheit gesagt und, des Weges auf den Gipfel nicht kundig, mich genötigt hatte,

den Ziegenhirten Angelo zum Führer zu nehmen, gab ich ihm dennoch den vollen vorausbedungenen Preis. Aber der Mensch forderte in der unverschämtesten Weise noch die Hälfte seines Lohnes darüber. Seine und meine heftigen Worte zogen einige corsische Herren herbei, welche sich meines Rechtes annehmen wollten. Seht, sagte der Eine zu dem Führer, dies ist ein Fremder, und der Fremde hat bei uns immer Recht. Ich entgegnete dem artigen Parolanten, daß ich mein Recht nicht als Fremder sondern als Mensch beanspruche und die Behörde der Stadt augenblicks angehen würde, wenn der Wütende mich noch weiter belästige. Der warf seinen Lohn auf den Tisch und indem er rief, daß er sich an dem Deutschen schon zu rächen wissen würde, stürmte er davon. Auf dieses kam die Wirtin der Locanda herbei und sagte mir, ich solle auf meiner Hut sein, denn der Mensch sei in höchstem Maße jähornig, im vorigen Jahre habe er einen Burschen auf dem Markte erstochen.

Bestürzt fragte ich nach dem Grunde. Weil, sagte die Wirtin, der Lucchese den kleinen Bruder des Menschen geschlagen hatte, der sich an den Wagen gehängt, wie Kinder thum. Der Knabe lief weinend und klagend zu seinem Bruder, und dieser sprang augenblicks mit dem Dolche dem Burschen nach und mit einem Stöße hat er ihn gemordet.

Wie hat man ihn bestraft? — Mit fünf Monaten Gefängniß, denn man konnte ihm die That nicht so recht beweisen. — Nun ich gestehe, la giustizia Corsa è un poco corta. Aber, gute Frau, Ihr kanntet die jähre Art dieses Menschen, wußtet daß er Blut vergossen habe, und doch habt Ihr mir diesen Teufel selber zum Führer bestellt und ließet einen Fremden ohne Waffen mit einem Mörder in das einsame Gebirg ziehn?

Ich glaubte, Herr, Ihr würdet es ihm an den Augen ansehen, auch habe ich euch ein paar Male zugeblinzelt. Der Mensch hatte sich angeboten, und wenn ich der Grund gewesen wäre, daß Ihr ihn abwieset, dann hätte ich's mit ihm gehabt.

Jetzt erst fiel mir ein, daß die gute Frau, wie ich mit dem Führer hinwegzog mich fragte: wann denkt Ihr wieder zu kommen? und daß sie auf meine Antwort: nach zwei Tagen, die Achseln zuckte und mit den Augen etwas zu sagen schien.

Nun laßt's gut sein, sagte ich der Frau, ich gebe dem Menschen nicht einen Quatrino mehr, als Recht ist, und dabei soll es sein

Verwenden haben. Abends kam der Wütende und holte sich von der Wirtin bescheiden sein ihm gebührendes Geld. Aber obwol er so sein Unrecht eingesehen zu haben schien, glaubte ich doch mich hüten zu müssen, und ging Nachts nicht vor die Stadt.

Am folgenden Abende machte ich einen Spaziergang in Begleitung des mir bekannt gewordenen corsischen Officiers. Vor dem Tore sah ich ein kleines Probestück von corsischem Temperamente. Ein Junge von ungefähr 15 Jahren hatte ein Pferd an einen Zaun gebunden, und steinigte dasselbe, ganz außer sich vor Wut und sinnlos gleich einem rasenden Thiere freischend. Wahrscheinlich hatte das arme Thier ihm nicht gehorchen wollen. Ich blieb stehen, und indem mich eine solche bestialische Bosheit erbitterte, rief ich dem Burschen zu, daß er aufhören solle, das Pferd zu steinigen. Augenblicks sagte mir mein Begleiter: um Himmels willen, kommen Sie und seien Sie still. — Ich that, wie er sagte, und war nicht wenig nachdenklich über die Scene und die besorgliche Weise in der mein Begleiter mir die Worte halblaut zugerufen hatte. Es war das auch ein Blick in die Zustände der Corsen.

Nach kurzer Zeit jagte der Bursche auf seinem Pferde vorüber, wie ein Rachegeist, die Haare flatternd, das Gesicht flammend, die Augen zwei Blitze — die ganze Erscheinung jach vorüber wie ein Wutausjauchzen.

In dem Augenblicke fiel mir ein, daß ich doch unter Barbaren war, und mich überkam eine plötzliche Sehnsucht nach Florenz und seinem milden Volke.

Indeß häuften sich auf diesem Gange das Unheimliche. Denn kaum eine Viertelstunde weiter in die Berge hineingekommen, sah ich meinen Führer, seine Flinte geschultert seitab vom Wege auf eine nahe Höhe gehen und auf einem Felsen niedersitzen, das Gewehr auf die Kniee nehmend. Ich wußte nicht, ob er noch einen Groll auf mich habe und Böses im Schilde führe, aber es war möglich. Ich zeigte ihn meinem Begleiter; denn nicht ein Zeichen von Furcht sehen zu lassen, ging ich ruhig vorüber, doch dünkte mich der Gang ein wenig schwül. Er wird nicht auf euch schießen, sagte mein Begleiter, wenn ihr ihn nicht durch ein Wort beleidigt habt. Thatet ihr aber das, so kann man für nichts stehen, denn diese Menschen können eine Beleidigung nicht ertragen. Und so schoß er denn auch nicht, und dieß war recht freundlich von diesem Vampyr, dem armen

Teufel wollte ich sagen, der mehr unglücklich als schuldig zu nennen ist. Denn mehr sündigt hier die Natur als der Mensch. Das Blut, das in den corsischen Bergen fließt, fließt selten um gemeine Habsucht, Gewinn und niedriges Gut, zu allermeist um falsche Ehre. Die Corsen liegen in einem ritterlichen Duell auf Leben und Tod.

Sechstes Kapitel.

Von Corte nach Ajaccio.

Die Straße von Corte nach Ajaccio steigt nach Süden bis zum Berge Monte d'Oro mehrere Stunden lang auf. Sie führt durch ein freundliches und wohlbebautes Hügelland und die herrlichsten Castanienhaine. Nichts ist lachender als die Landschaften des Cantons von Serraggio, welcher ehemals der Pieve von Venaco war. Bäche, die von dem Monte Rotondo herabfließen, durchströmen ein lieblich grünes Land, auf dessen Hügeln Dörfchen stehen, wie Pietro, Casa Nova, Riventosa, Poggio.

Poggio di Venaco bewahrt die Erinnerung an den schönen Arrigo Colonna, welcher im zehnten Jahrhundert Graf von Corsica war. Im Vorüberfahren hascht man manches liebliche Bild romantischer Sagen auf, und das ist von Wanderfreuden immer ein gutes Teil. Arrigo war so schön von Gestalt und so holdselig von Wesen, daß er der Bel-Messere hieß; mit diesem Namen lebt er noch heute im Munde des Volkes. Schön und edel war auch sein Weib, und seine sieben Kinder waren alle lieblich und jung. Aber seine Feinde wollten ihm die Herrschaft rauben, und ein grimmiger Sarde verschwor sich mit ihnen gegen sein Leben. Eines Tages überfielen ihn die Mörder und erstachen ihn, und die sieben Kinder nahmen sie und warfen sie in den kleinen See „der sieben Köpfe.“ Wie nun die böse That geschehen war, erhob sich eine Stimme in den Lüften, die klagte und rief: Bel Messere ist todt! armes Corsica, nun hoffe kein Glück mehr! — Alles Volk hub an zu klagen um Bel Messere. Sein Weib aber nahm Schild und Speer, und mit den Vasallen zog sie vor das Schloß von Tralavedo, in welches die Mörder sich gezogen hatten, und das Schloß brannte sie nieder und schlug alle Mörder

zu Tode. Heute sieht man noch auf den grünen Hügeln von Venaco in mancher Nacht neun Geister herumschweifen, das sind die Geister des Bel Messere, seines Weibes und der sieben armen Kinder.

Es war Sonntag. Das Volk wandelte in den Dörfern umher, und zumeist saßen sie wie die Väter in uralten Tagen um die Kirche — ein schönes Bild in der Sabbatrube: feiernde Menschen, welche den Gottesfrieden halten. Doch auch Sonntags und vor der Kirchenthüre kann plötzlich ein Flintenschuß fallen, und dann gibt's eine andere Scene.

Bei Vivario wird die Gegend wüster und die Berge werden bedeutender. Vor der Schwelle der kleinen Kirche Vivarios steht mancher still und betrachtet einen Grabstein. Auf ihm steht der lateinische Bibelvers geschrieben: *Maledictus qui percusserit clam proximum suum et dicet omnis populus amen*. Verflucht sei wer seinen Nächsten heimlich erschlägt, und alles Volk wird sagen Amen (5. Mos. Cap. 27). Der Stein erzählt eine Geschichte der Blutrache aus dem siebenzehnten Jahrhundert; unter ihm liegt der Bluträcher begraben. Geseget sei das Andenken des Geistlichen von Vivario, der diesen Fluch aus der Bibel nahm und auf den Stein schrieb. Er ist, sagt man, der Talisman von Vivario; denn auf ihm steht die letzte Blutrache des Dorfs verzeichnet. Wäre die Hand die ihn schrieb doch eine Riesenhand gewesen, und hätte sie in Riesenlettern über ganz Corsica schreiben können: *Maledictus qui percusserit clam proximum suum et dicet omnis populus amen!*

Ein kleines Blockhaus mit einer Besatzung von zehn Mann steht in den Bergen von Vivario, einsam und wild gelegen. Hier schließt sich das große Tal des Tavignano, und ein Höhenzug bildet die Wasserscheide zwischen ihm und dem in entgegengesetzter Richtung nach S.W. bis Ajaccio hinströmenden Gravone. An der Grenze beider Täler stehen die beiden beschneiten Berge, der Monte Renoso und der Monte d'Oro, der nur um wenige Metres kleiner ist als der Rotondo und ihn an mächtigen Formen übertrifft. Viele Stunden lang hat man den Berg vor Augen.

Nun fährt man zwischen beiden Bergen durch den herrlichen Forst von Bizzavona. Er besteht größtenteils aus Lärchenbäumen (*pinus larix*), die oft eine Höhe von 120 Fuß und eine Dicke von 21 Fuß erreichen. Unter allen Nadelholzbäumen ist dieser mächtige, breitstämmige, duftende Lärchenbaum nächst der Eeder wol der prächtigste;

da ich die Cedern Afiens nicht kenne, darf ich wol behaupten, daß der Lärchenbaum Corsica's der erhabenste aller Bäume ist, den ich noch irgend sah. Ihn zu sehn in seiner stillen, dunkeln Majestät auf den gewaltigen Granitfelsen jener Berge, war für mich stets ein entzückender Anblick. Diesem kaiserlichen Baume will es wohl geziemen, daß er auf Granit stehe. Er wächst hoch hinauf über den Granitfelsen, welche seine Wurzeln gewaltsam durchdringen, und an vielen Stellen, die nur der Adler oder das Wildschaf kennt, steht er herrlich und majestätisch. Es gibt in dem Walde auch köstliche Pinien, Rothbuchen, immergrüne Eichen (Ilex) und Tannen. Viel Wild birgt sich in ihm, namentlich Hirsche, welche in Corsica klein sind; das Wildschwein zieht sich mehr nach den Küsten hinab, wo es eifrig gejagt wird.

Der Forst von Bizzavona ist der zweite an Größe nächst dem Forste von Aitone im Canton von Gvisa, welcher zu Ajaccio gehört. Alle diese Forsten stehn in den gebirgigen Gegenden. Einige gehören dem Staate, die meisten aber den Communen. Auch hier sind noch große Schätze zu heben. Ich sah eine Schlange im Wege sich sonnen. Nur zwei Schlangenarten besitzt Corsica und kein giftiges Thier, außer einer Spinne, Malmignatto genannt, deren Biß plötzliche Erstarkung des Körpers und bisweilen den Tod herbeiführt, und der giftigen Ameise *Inmasantato*.

Es war um die Mittagszeit, als ich den Forst passirte. Die Luft war erstickend heiß, aber der Wald bot seine kühlen Quellen. Ueberall rieseln sie von den Felsen dem Gravone zu, ihr Wasser ist kalt und leicht. Seneca muß niemals corsische Bergquellen gekostet haben, weil er in seinem Epigramme sagt, daß Corsica keinen Trunk Wassers habe.

Endlich erreichten wir das Bergjoch, den höchsten Punkt der Straße von Ajaccio, welcher 3500 Fuß über dem Meerespiegel liegt. Es ist dies die Foce von Bizzavona, welche in manchem corsischen Liede genannt wird.

Nun fällt der Weg in das Gravonetal hinunter. Dieses fruchtbare Thal wird von zwei Bergketten gebildet. Die nördliche geht vom Monte d'Dro aus und endet oberhalb Ajaccio in der Punta della Parata. Sie trennt das Wassergebiet des Gravone von dem des Liamone. Die südliche läuft vom Monte Renoso in paralleler Richtung fort und trennt das Gravonetal vom Tale des Prunelli. Zu

beiden Seiten des Gravone stehen Ortschaften auf den Bergen. Sie sehen freundlicher aus, als ich sie noch in Corsica gefunden hatte.

Der erste Cantonsort ist der von Bocognano, welcher nahe vor dem wilden Schlunde von Bizavona liegt. Rings umher stehen waldbedeckte dunkle Berge, deren Häupter beschneit sind, die ganze Gegend ist von einem ernstern, grandiosen Charakter. Arme Hirten wohnen hier, starkes und tapferes Volk. Wer nicht von der Milch sich nährt, nährt sich von der Castanie. Viele wirken den Pelone. Waffen sind hier überall. Der Anblick so starker Männer mit ihren Doppelflinten, der Carchera und in dem braunen Wollenroche stimmt gut zu den düstern Alpenbergen und zu den Pinienforsten rings umher. Eisern sehen diese Bergcorsen aus, wie ihre Fucilli, die sie tragen. Das Volk schien mir hier im wüsten Mittelalter stehen geblieben und eingerostet zu sein.

Der Weg fällt immer ab nach Ajaccio zu. Endlich sahen wir den herrlichen Golf. Es war 5 Uhr Abends als wir uns der Stadt naheten. Die reicher bebauten Hügel, Weingärten und Oliven und eine fruchtbare Ebne, das Campoloro genannt, in welches das Gravonetal am Golfe endigt, verkündigten die Hauptstadt Corsica's. Sie zeigte sich endlich als eine in den Golf gezogene Reihe von weißen Häusern zu Füßen einer Hügelkette und umgeben von Landhäuschen. Eine Allee von Ulmenbäumen führt längs des Golfs in die Stadt, und so betrat ich denn den kleinen Heimatsort des welterschütternden Mannes mit freudiger Erregung.

Drittes Buch.

Erstes Kapitel.

Ajaccio.

Ajaccio liegt am nördlichen Ende eines Golfes, welcher zu den herrlichsten der Welt gezählt wird. Seine beiden Uferlinien sind von ungleicher Länge. Die nördliche ist die kürzere; sie läuft in westlicher Richtung fort bis zu der Punta della Parata, einer Landspitze, vor welcher die Insel Sanguinarie oder Blutinseln liegen. Die südliche Seite des Golfs zieht sich von Norden nach Süden in vielen Einsprünge weithin bis zum Cap Muro, um welches herumfahrend man in die Bai von Valinco gelangt.

Man sieht auf dem nördlichen Ufer keine, auf dem südlichen wenige Ortschaften und mehrere einsam stehende Thürme und Fanale. Das Nordende des schönen Golfs überragen hohe Berge, unter ihnen der Berg Pozzo di Borgo; es sind die Grenzgebirge des Gravonetals, welches in der fruchtbaren Ebene Campo di Loro endigt. Die Lage Ajaccios hat eine überraschende Ähnlichkeit mit der Lage Neapels.

Man behauptet, daß Ajaccio eine der ältesten Städte Corsicas sei. Die fabelnden Chronisten der Insel leiten sie von dem starken Ajar ab, andere von Ajazzo dem Sohne des trojanischen Fürsten Corso, welcher mit Aeneas in das Westmeer wanderte, Sica, eine Nichte der Dido, entführte und der Insel so den Namen Corsica gab. Nach den Angaben des Ptolemäus lag an dem Golfe von Ajaccio die alte Stadt Urcinium, welche das Adjacium des frühesten Mittelalters gewesen sein soll, und diese Stadt wird stets mit den ältesten der Insel, mit Aleria, Mariana, Nebium und Sagona genannt, Städten die untergegangen sind.

Das alte Ajaccio lag aber nicht auf der Stelle der heutigen Stadt, sondern auf einem nördlicher gelegenen Hügel am Golfe. Der Hügel heißt San Giovanni. Auf seiner Spitze liegen noch die Trümmer eines alten Castells, *castello vecchio* genannt, und ehemals sah man dort die Ruinen der alten Kathedrale, auf denen die Bischöfe von Ajaccio lange Zeit fortfuhren sich einweihen zu lassen. Die Ruinen sind verschwunden; nichts verrät mehr, daß hier eine Stadt gestanden habe. Aber man fand in den Weinbergen viele alte Römermünzen und große Gefäße von terra cotta in ovaler Form, Graburnen, welche jedesmal ein Skelett und einen Schlüssel enthielten. Man will dort auch die gewölbten Gräber der Maurenkönige gezeigt haben, welche verschwunden sind.

Die neue Stadt legte mit der Citadelle die Bank des heiligen Georg von Genua im Jahre 1492 an. Sie war der Sitz eines Lieutenants oder Stellvertreters des Gouverneurs von Bastia, und erst im Jahre 1811 wurde sie zur Hauptstadt der Insel erhoben, auf Betreiben der Madame Letitia und des Cardinals Fesch, welche ihren und des Kaisers Geburtsort durch diese Erhebung auszeichnen wollten.

Von jenem Hügel San Giovanni überfieht man die Stadt und ihre Umgebung am besten. Sie gewährt das freundlichste Bild, das man sich vorstellen mag, und keine andere Stadt Corsicas kommt ihr gleich. Ihr Horizont ist unvergleichlich. Wolkenhohe Berge weit ins Land hinein, der majestätische Golf in azurblauem Lichte, der Himmel des Südens und eine italienische Vegetation, man kann sich keinen besseren Verein denken, und da liegt nun ein ganz idyllisches, schweigsam harmloses Städtchen von 11500 Einwohnern, im Laub der Ulmenbäume versteckt, und gebietet über eine Gegend, welche bestimmt zu sein scheint, eine königliche Weltstadt zu tragen.

Ajaccio liegt auf einer Landzunge, deren Spitze das Castell einnimmt. Auf ihr reiht sich die Stadt auf und zieht sich weiter zu beiden Seiten am Golf entlang. Die Allee von Ulmen und Platanen, welche auf die Stadt führt, setzt sich in ihrer Hauptstraße dem Cours Napoleon fort. Denn diese ist eigentlich die Fortsetzung der Straße von Corte. Man hat sie zum Teil in die Felsen sprengen müssen, von denen zwei noch an ihrem Eingange und an den Häusern stehn. In diesem Corso verwandeln sich die Ulmen in Orangebäume von ziemlicher Höhe, welche der Straße ein festliches und

reiches Ansehn geben. Die Häuser sind hoch aber ohne schöne Architectur. Charakteristisch sind die grauen Jalousien, welche man in Corsica liebt, während sie in Italien von einer muntern grünen Farbe zu sein pflegen. Dieses Grau stumpft die Gebäude ab und macht sie still und monoton. Alle ansehnlicheren Häuser des Corso stehn auf der rechten Seite, das kleine Gabrieltheater, die zierliche Präfectur und eine Militärcaferne.

Mich überraschte die ländliche Stille auf allen diesen Straßen Ajaccio; nur ihre Namen rufen den Wandrer an und erzählen die Geschichte Napoleons. Da liest man cours Napoleon, rue Napoleon, rue Fesch, rue Cardinal, place Letitia und rue du roi de Rome, welche traurige Erinnerungen erweckt. Die Erinnerung an Napoleon ist die eigentliche Seele der Stadt, und so schlendert man einher in Gedanken an den wunderbaren Menschen und an seine Kindheit, aus einer Gasse in die andere, und bald sind sie alle durchwandert. Parallel mit dem Cours Napoleon läuft die Straße Fesch. Jene führt auf den breiten Platz des Diamanten, welcher am Meeresufer liegt und eine köstliche Aussicht auf den Golf und sein südliches Ufer gewährt; diese endigt in dem Marktplatze (du marche) und führt nach dem Hafen. Das nun sind die beiden Hauptstraßen Ajaccio und seine beiden Hauptplätze. Kleine Seitengassen verbinden sie und durchschneiden alle die Landzunge. Die Stille ist so recht einladend zum Erinnern, und so still liegt auch der spiegelklare blaue Golf vor den Blicken ausgebreitet. Man sieht ihn fast aus jeder Straße. Nirgend bleibt das Auge in Mauern gefangen, denn die Hauptstraßen sind breit, die Plätze groß, mit grünen Bäumen bepflanzt, und Meer und grüne Delberge, welche hart über dem Städtchen aufsteigen, blicken überall hinein wo man gehn und stehen mag. Ajaccio ist ein Landstädtchen und Seestädtchen zugleich, man lebt dort mitten in der Natur.

Wie es Abend wurde, belebte sich der Corso und der Diamantplatz mit Wandelnden, welche die Kühle genießen wollten. Die Musikbande des Militärs spielte auf dem Platz auf; in Gruppen ging, stand umher das glückliche Völkchen. Die Frauen trugen meist schwarze Schleier, die vom Mittelstande waren in die malerische schwarze Falbetta gehüllt. Man konnte sich einbilden, irgendwo auf einer spanischen Küste zu stehn.

Die Ajacciner haben wahrlich die schönsten Promenaden der

Welt, sei es auf dem Plage der einen so märchenhaften Namen führt, oder längs des Golfes unter Ulmenalleen und Wein- und Olivenärten. Ich kenne wenige Plätze, die eine so schöne Aussicht gewähren, als dieser ländliche Diamantplatz von Ajaccio. Unmittelbar an ihm rauschen die Meereswellen, nach der Landseite zu schließen ihn freundliche Häuserreihen, darunter ein stattliches Militärhospital und ein zierliches Seminar der Priester, und hart über ihm steht ein grüner Berg. Eine steinerne Wehr faßt ihn gegen den Golf ein; mit wenigen Schritten ist man am Strande, welchen eine Allee umfränzt.

Ich fand nichts Angenehmeres in Ajaccio als in der Abendfrische, wenn der Westwind über den Golf wehte, auf jenem Diamantplatze zu lustwandeln oder auf der Wehr zu sitzen und an dem zauberischen Panorama von Meer und Bergen mich zu weiden. Der Himmel Italiens strahlt dann im feenhaften Lichte; die Luft ist so klar, daß die Milchstraße und der Venusstern lange Schimmer über den Golf werfen und die Wellen von einem sanften Glanze wieder scheinen. Wo sie schwanen oder ein vorübergleitender Kahn Furchen hinter sich zieht, erzittern sie von phosphorescirenden Funken. Gerade über hüllt sich das Ufer in Nacht; die Fanale brennen auf den Landspitzen, und auf den Bergen sieht man an vielen Stellen mächtige Feuer lodern. Dort brennt man nämlich um die Zeit des August die Buschwälder nieder, um urbares Land zu gewinnen, welches durch die Asche zugleich gedüngt wird. Ich sah diese Feuer viele Tage lang fortbrennen. Tags wälzen sie weiße Dampfwolken über die Berge, Nachts leuchten sie über dem Golfe wie Vulkane, und dann wird die Aehnlichkeit mit dem Golfe von Neapel überraschend. Man kann also jeden Abend auf dem Diamantplatze von Ajaccio die herrlichste Illumination genießen.

Auch der Marktplatz ist nicht minder schön, wenn auch seine Aussicht nicht so umfassend ist. Man übersieht von ihm den sichern und prächtigen Hasen, der durch einen granitnen Molo, eine Anlage Napoleons, begrenzt wird. Ein schöner Kai von Granit schließt die Hasenseite des Marktplatzes, der mit Bäumen bepflanzt gar ländlich und friedlich aussteht. An seinem Eingange steht Ajaccios Hauptbrunnen, ein großer Würfel von Marmor, aus dessen Seiten das Wasser in halbrunde Becken strömt. Er ist vom Morgen bis um Abend umlagert, und niemals konnte ich diese Gruppen von Wasser

schöpfenden Frauen und Kindern betrachten, ohne an die Brunnenscenen des alten Testaments zu denken. In einem heißen Lande ist die Wasserquelle wahrhaft die Quelle der Poesie und der Geselligkeit; Feuerheerd und Brunnen sind wol die altgeheiligten Sammelpunkte der menschlichen Gemeinschaft. — Die Weiber schöpfen hier nicht mehr mit den antiken Erzgefäßen wie in Bastia, sondern mit kleinen Tonnen oder Steinkrügen von Terra Cotta, über deren Oeffnung ein Henkel geschlagen ist. Auch diese Krüge sind althergebracht; sie haben aber auch die Steingefäße mit langem schmalen Halbe, welche ganz und gar etruskisch aussehen. Die armen Leute auf der unfruchtbaren Insel Capraja erwerben sich zum Teil ihren Unterhalt mit der Anfertigung solcher Gefäße, welche weit und breit versendet werden.

Auf demselben Marktplatze sieht hinter dem Brunnen, hart vor dem Hafen und vor dem zierlichen Stadthause eine Marmorstatue Napoleons, auf einem übertrieben hohen und unschön zugespizten Piedestale von Granit. Die Inschrift lautet: dem Kaiser Napoleon seine Vaterstadt am 5. Mai 1850, im zweiten Jahre der Präsidentschaft Louis Napoleons. Lange hatte sich Ajaccio um ein Denkmal Napoleons bemüht und immer vergeblich. Die Ankunft eines Kunstwerks in Corsica war denn ein nicht kleines Ereigniß für die Insel. Nun traf es sich, daß die Familie Bonaparte einst dem Herrn Ramolino die Statue eines Ganymed schickte. Als diese ausgeschifft wurde und das Volk sie erblickte, hielt es den Adler des Ganymed für den Kaiseradler, den Ganymed selber aber für den Napoleon; es sammelte sich auf dem Marktplatze und verlangte, daß man die Bildsäule sofort auf dem Brunnenwürfel aufstelle, damit man denn endlich den großen Napoleon in Marmor auf dem Markte habe. Indem nun die wackern Corsen den trojanischen Jüngling Ganymed zu ihrem Landsmann Napoleon machten, scheinen sie allerdings die Fabel des Chronisten wahrgemacht zu haben, daß die Ajacciner von einem trojanischen Prinzen abstammen.

Eigentlich war die schöne Napoleonsbildsäule des Florentiners Bartolini für Ajaccio bestimmt; man wurde indes um den Preis von 60,000 Franken nicht einig, und so schmückt Bartolinis Werk Ajaccio nicht. Die Statue Napoleons auf dem Marktplatze ist eine nur mittelmäßige Arbeit Laboureauxs; aber ihre Stellung im Angesichte des Golfs hebt sie zur vortrefflichsten localen Wirkung. Sie ist eine Consularstatue. Der Consul blickt vom Sockel auf das Meer, von

der winzigen Vaterstadt in das Element hinausgewendet. Er trägt die römische Toga und auf dem Haupte einen Lorbeerkranz; die rechte Hand hält ein Steuerruder, welches auf der Weltkugel aufsieht. Die Idee ist gut und glücklich, denn im Angesichte des Golfs ist das Steuerruder ein ganz natürliches Symbol, das sich in der Hand des Insulaners doppelt erklärt. Das betrachtende Gemüt verweilt hier bei der Geschichte nicht des vollendeten, sondern des werdenden Herrschers, indem es diese kleine Welt von Ajaccio um sich her sieht, auf welcher der gewaltigste Mensch Europas als Kind und Jüngling umherging, nicht wissend wer er sei und wozu ihn das Geschick bestimmt hatte. Dann schweift die Erinnerung wieder von dem Marktplatz auf das Meer und in diesem Golfe hier sieht sie das Schiff ankern, welches den General Napoleon Bonaparte von Egypten nach Frankreich trug. Nachts saß er dort am Bord und durchflog mit hastiger Seele die Journale, die man in Ajaccio für ihn aufstreifen konnte, und hier war es, wo er den Entschluß faßte, jenes Steuerruder zu ergreifen, mit dem er dann nicht Frankreich allein, sondern ein Kaiserthum und die halbe Welt regieren sollte, bis es in seinen Händen zerbrach, und der Mann von Corsica an der Insel Sanct Helena scheiterte.

Wenige Schiffe, ein paar Zweimaster und Segelboote liegen in dem Hasen. Dem Maestrale nicht ausgesetzt wie die Bai von S. Fiorenzo, sondern durch das Ufer vor allen Stürmen geschützt, könnte dieser Golf auf seinen herrlichen Rheden die größten Flotten beschirmen. Aber der Hasen ist todt, denn es mangelt der Verlehr. Einmal in der Woche, am Sonnabend, kommt ein Dampfschiff aus Marseille und bringt Nachrichten aus der Welt und Gebrauchsartikel. Ich hörte oft die Corsen klagen, daß die Vaterstadt Napoleons, obwohl durch eine unvergleichliche Lage und eine glückliche Zone so sehr begünstigt, nichts mehr sei als ein kleines Städtchen irgend einer Provinz von Frankreich. Wie gering der Absatz der Waaren und wie dürftig die heimische Industrie ist, zeigt auch gleich ein Umgang auf dem Marktplatz, wo die meisten Verkaufsläden im Untergeschoße der Häuser sich befinden. Man sieht keinen einzigen Lurusladen, nur das notdürftigste Handwerk, namentlich Schneider und Schuhmacher, und was nach Luruswaaren aussteht, hat ein veraltetes und verlegenes Aussehen.

Ich fand eine einzige Buchhandlung in Ajaccio, aber auch diese

ist mit einem Kleinwaarenlager verbunden, und Seife, Band, Messer und Fiechtwerk verkauft man dort neben Büchern. Doch hat das Stadthaus eine für Ajaccio immer bedeutende Bibliothek von 27000 Bänden. Lucian Bonaparte hat zu ihr den Grund gelegt, und man sagt, er habe sich durch diese Büchersammlung größere Verdienste um Corsica erworben als durch seine Epopöe in zwölf Gesängen: La Cyrneide. Auch die Präfectur besitzt eine schätzenswerte Bibliothek, namentlich ist ihr Archiv reich an wichtigen Documenten corsischer Geschichte.

Im Stadthause wird auch die Bildersammlung aufbewahrt, welche der Cardinal Fesch seiner Vaterstadt vermacht hat. Es sind 1000 Bilder an der Zahl. Die armen Bürger von Ajaccio können diese Gemälde nicht aufstellen, weil sie kein Museum dafür haben. Sie liegen also schon seit Jahren in der Kumpelkammer. Fesch bestimmte auch sein Haus zu einer Stiftung, erst für die Jesuiten, dann zu einem Collegium, welches nun seinen Namen trägt. Es besteht aus einem Principale und 12 Lehrern für verschiedene Wissenschaften.

Groß ist die Armut Ajaccio's an Anstalten, wie an öffentlichen Gebäuden. Sein größter Schatz ist das Haus Bonaparte.

Zweites Kapitel.

Die Casa Bonaparte.

Aus der Gasse S. Charles tritt man auf einen ganz kleinen viereckigen Platz. Ein Ulmenbaum steht dort vor einem gelbgrau überhünchten alternden Hause mit plattem Dache und einem Balkon-aufsatz darüber, mit sechs Fenstern Fronte in dreien Stücken und mit verbrauchten aussehenden Thüren. An der Ecke dieses Hauses liebt man die Aufschrift »Place Letitia.«

Keine Marmortafel sagt dem Fremden, der aus Italien kam, wo die Häuser großer Menschen ihre Inschriften tragen, daß er vor dem Hause Bonaparte steht. Er klopft vergebens an der Thüre; keine Stimme antwortet, und alle Fenster sind mit grauen Jalousien fest versperrt, als befände sich das Haus im Verteidigungsstande der Vendetta. Kein Mensch zeigt sich auf dem Platze. Alles ringsum

ist todt und scheint hinweggestorben oder hinweggeschleucht von dem Namen Napoleon.

Endlich erschien ein alter Mann an einem Fenster der Nachbarschaft und beschied mich nach zwei Stunden wiederzukommen, wo er mir den Schlüssel besorgen wollte.

Napartes Haus, seither wenig verändert, wie man mir versicherte, ist, wenn auch kein Palais, so doch immer die Wohnung einer angesehenen und edlen Familie gewesen. Dies zeigt sein Aussehen, und geradezu ist es ein Palast zu nennen im Vergleiche mit der Dorscapanne, in welcher Pasquale Paoli geboren wurde. Es ist geräumig, wohnlich und sauber. Aber alle Meubel sind aus den Zimmern verschwunden, nur die Tapeten hat man auf den Wänden gelassen, und auch sie sind veraltet. Der Fußboden, welcher nach corsischem Gebrauch mit kleinen sechskantigen roten Fliesen ausgelegt ist, zeigt sich schon hier und da schadhast. Ganz unheimlich machte die Zimmer ihre Leere und ihre Dunkelheit bei verschlossenen Thüren.

Einmal glänzte dieses Wohnhaus zur Zeit der schönen Letitia von einem großen Familienleben und von froher Gastlichkeit, heute gleicht es einem Todtengewölbe, und vergebens sucht man nach einem Gegenstande umher, an dem die Phantasie einen Anhalt für die Geschichte der räthelhaften Bewohner fände. Die nackten Wände wissen nichts zu sagen.

Ich weiß nicht, wann das Haus gebaut wurde, doch schwerlich ist es alt. Damals beherrschte Genua die Insel, und vielleicht erfüllte Ludwig XIV. die Welt mit seinem und mit Frankreichs Ruhme. Ich dachte an die Zeit, da der Meister dieses Haus richtete und seinen üblichen Segen sprach, und da nach geheiligter Sitte die Sippschaft die Familie hineingeleitete, welche es hatte bauen lassen; ahnungslos, daß einst das launenhafte Schicksal Kaiser- und Königskronen über dieses Dach ausschütten würde, und daß es die Wiege eines länderverschlingenden Fürstengeschlechtes werden sollte.

Die erregte Phantasie sucht sie in diesen Zimmern und sieht sie um ihre Mutter versammelt, Kinder, gewöhnlich wie andere Menschenkinder, Schulbuben, welche bei ihrem Blutarth oder Julius Cäsar schwitzen, vom ernstern Vater und von dem Großonkel Lucian gemeistert, und die drei jungen Schwestern, welche sorglos und ziemlich wild aufwachsen wie ihre Nachbarinnen in der halbbarbarischen Inselstadt. Da ist Joseph, der älteste, da Napoleon, der zweitgeborne, Lucian, Louis, Jerome, da Caroline, Elise und Pauline, die Kinder eines Notars

von mittelmäßigem Einkommen, der mit den Jesuiten von Ajaccio unausgesetzt und vergebens Prozesse führt, ein ihm bestrittenes Gut zu gewinnen, dessen seine sehr zahlreiche Familie benötigt ist. Denn die Zukunft seiner Kinder macht ihm Sorgen. Was werden sie einmal in der Welt werden, und auf welche Weise eine wohlhabende Subsistenz sich sichern? —

Und siehe da! diese selben Kinder langen sich eines Tages eines nach dem andern die mächtigsten Kronen der Erde, reißen sie von den Häuptern der unnahbarsten Könige Europas, tragen sie vor aller Welt, lassen sich von Kaisern und Königen als Brüder und als Schwäger umarmen, und große Völker fallen zu ihren Füßen und geben den Söhnen des Notars von Ajaccio Land und Leute, Blut und Vermögen preis. Napoleon ist europäischer Kaiser, Joseph König von Spanien, Ludwig König von Holland, Jerome König von Westfalen, Pauline eine Fürstin Italiens, Elise eine Fürstin Italiens, Caroline eine Königin von Neapel. So viele gekrönte Herrscher gebat und erzog in diesem kleinen Hause eine der Welt unbekannte Bürgerstochter eines kleinen kaum genannten Landstädtchens, Letitia Ramolino, welche vierzehn Jahre alt einen eben so unbekanntem Mann heiratete. Ihre Wehen waren wahrhaft Wehen der Weltgeschichte.

Es gibt kein Märchen aus tausend und einer Nacht, das märchenhafter wäre als die Geschichte der Familie Bonaparte. Daß aber dieses Märchen in den ganz nüchternen Tagen der modernsten Zeit Wahrheit geworden ist, muß man als eine große That der Geschichte und als ein großes Glück betrachten. Hat es doch die Geschichte der Menschheit, welche durch die politische Regel in Verknöcherung versank und in einem Kastenwesen erstarrte, gewaltsam durchbrochen, neu bewegt, mit neuem Geiste erfüllt und den Mann über das politische Schicksal gestellt. Es hat die Menschenkraft und Menschenleidenschaft vom Banne der traditionellen Ständebeschränkungen losgerissen, und gezeigt, daß der Einzelne, auch wenn er im Staube geboren ist, alles werden darf, weil die Menschen sich gleich sind. Daß nun die Geschichte der Bonaparte märchenhaft erscheint, ist allein die Schuld der mittelalterigen Zustände, in denen sich das Leben noch bewegt und jener überkommenen Ansichten von den unerschütterlichen Unterschieden der Gesellschaft. Napoleon ist der politische Faust. Nicht in seinen Schlachten, sondern in seinem revolutionären

Wesen liegt seine weltgeschichtliche Größe. Er hat die politischen Götter der Tradition gestürzt. Die Geschichte dieses prädestinirten Menschen ist darum sehr einfach, menschlich und natürlich, aber heute kann sie noch nicht geschrieben werden.

Auch die Geschichte ist Natur. Es gibt eine Kette von Ursachen und von Wirkungen, und was wir Genie oder einen großen Menschen nennen, ist immer das Resultat von bestimmten Bedingungen und notwendig.

Ein mehr als tausendjähriger fast ununterbrochener Kampf Corsicas mit seinen Bezwingern war vorangegangen, ehe der große Sieger Napoleon geboren wurde, in dessen Natur sich dies felsensfeste Inselland und dies im Schlachtenkampfe gestählte, auf engstem Raum energisch in sich hineingepresste Inselvolk ein Organ geschaffen hat, dessen Gesetz war: die Schrankenlosigkeit. Dies ist die Reihe aufwärts, der corsische Bandit, der corsische Soldat, Renuccio della Rocca, Sampiero, Gaffori, Pasquale Paoli, Napoleon.

Ich trat in ein kleines Zimmer mit blauen Tapeten und zwei Fenstern, von denen das eine nach einem Hofbalkone, das andere nach der Straße geht. Man sieht darin einen Wandschrank hinter einer Tapetenthüre, und einen Kamin, der mit gelbem Marmor eingefast und mit einigen mythologischen Reliefs geziert ist. In diesem Zimmer wurde am 15. August 1769 Napoleon geboren. Es ist doch ein seltnes, schwer zu sagendes Gefühl, welches die Seele auf einer Stätte ergreift, wo ein großer Mensch geboren ward. Es schwebt um sie etwas Allerheiligstes, Mythisches, eine geweihte Atmosphäre. Es ist, als werfe man einen Blick hinter den Vorhang der Natur, wo sie die unbegreiflichen Organe ihrer Bewegung stille schafft. Aber nichts erkennt der Mensch als das Erscheinende, und nach dem Wie fragt er stets vergebens. Vor den unerforschlichen Geheimnissen der Natur stille zu stehen und die leuchtenden Gestalten bewundernd anzuschauen, die dem Dunkel entsteigen, das ist Menschenreligion. Den Denkenden ergreift wol nichts so tief als der gestirnte Himmel der Nacht, und als der gestirnte Himmel der Weltgeschichte. Noch andere Zimmer zeigt man, den Tanzsaal der Familie, das Zimmer der Madame Letitia, das kleine Zimmer Napoleons, wo er schlief, und das, worin er arbeitete. Es sind dort noch die beiden kleinen Wandschränke zu sehen, in denen seine Schulbücher standen. Auch jetzt stehen Bücher darin. Neugierig griff ich darnach, als ob es die

Bücher Napoleons gewesen wären; es waren alte vergilbte Rechtsbücher, theologische Dinge, ein Livius, ein Guicciardin und andere, wol Eigentum der Familie Pietra Santa, die mit den Bonaparte verwandt ist und gegenwärtig ihr Haus in Ajaccio besitzt.

In diesem Hause ist es gut die Jugendgeschichte Napoleons sich zu vergegenwärtigen, welche noch immer nicht gehörig begründet ist. Was ich davon weiß, hörte, las, will ich erzählen. Vieles verdanke ich dem eben erschienenen Buche eines Corsen *Nasica: Memoires sur l'enfance et la jeunesse de Napoléon jusqu'à l'age de vingt-trois ans*. Das Buch ist dem Neffen des Dufels gewidmet, geistlos und ohne Einsicht geschrieben, aber es enthält unbezweifelt richtige Thatfachen und einige schätzenswerte Documente.

Drittes Kapitel.

Die Familie Bonaparte.

Der Ursprung der Familie Bonaparte ist gar nicht mehr mit Sicherheit zu ermitteln. Niedrige Schmeichelei hat die lächerlichsten Dinge herbeigezogen, um Napoleon die ältesten und höchstgestellten Ahnen zu geben. Man hat sogar einen Stammbaum angefertigt, welcher mit Emanuel II., dem achten griechischen Kaiser aus dem Hause der Comnenen anhebt, dessen zwei Söhne nach dem Falle Constantinopels unter dem Namen Bonaparte ausgewandert, erst nach Corfu, dann nach Neapel, nach Rom und Florenz gegangen sein sollen. Von ihnen stammen dann lächerlicher Weise die corsischen Bonaparte ab.

Daß die Familie der Bonaparte im Mittelalter eine Rolle unter den Signoren italienischer Städte spielte, ist geschichtlich erwiesen. Die Bonaparte waren in das goldne Buch von Bologna, unter die Patricier von Florenz und in das Adelsbuch von Treviso eingeschrieben. Als Napoleon Schwiegersohn Oesterreichs geworden war, ließ der Kaiser Franz eifrige Nachforschungen über die bonapartesche Familie im italienischen Mittelalter anstellen und übersandte seinem Schwiegersohne einige Documente, welche es beweisen sollten, daß die Bonaparte lange Zeit Herren von Treviso gewesen seien. Napoleon

danke und entgegnete, er finde sich geehrt genug, der Rudolf von Habsburg seines Stammes zu sein. Und auch sonst beseitigte er die alten Adelsdiplome, die man ihm vorkramte, mit dem Worte: ich datire meinen Adel von Millesimo und vor Montenotte.

Wann die Bonaparte nach Corsica kamen ist ganz ungewiß. Muratori hat eine Acte vom Jahre 947 angeführt, in welcher drei corsische Signoren Dithon, Domenico und Guido dem Klosterabte Silberio von Monte Cristo ihre Besizung Venaco in Corsica urkundlich schenken; unter den Zeugen, welche die Acte in Mariana zeichneten, befindet sich auch ein Messer Bonaparte. Es müßte demnach die Familie oder vielmehr ein Zweig derselben schon frühe nach Corsica gegangen sein. Andere vielleicht folgten in späteren Jahrhunderten nach, denn die toscanischen Bonaparte waren theils Guelfen, theils Ghibellinen und wurden abwechselnd mit der einen oder der andern Partei vertrieben. Man weiß, daß einige von ihnen in die Lunigiana, nach Sarzana, gingen und in den Dienst der mächtigen Herren Malaspina traten, mit denen sie, wie ich behaupten möchte, auch nach Corsica gingen. Ein anderer Zweig blieb in Toscana und machte sich hier ganz heimisch, erst in Florenz, dann in dem toscanischen Städtchen San Miniato al tedesco, welches auf der Straße nach Pisa liegt. Die Familie hatte ihre Gruft in der Kirche San Spirito zu Florenz, und dort las ich im Kreuzgange des Convents auf einem Grabsteine die Inschrift mit alter Orthographie:

S. di Benedeto
Di Piero di Giovanni
Buonaparte. E di sua Descendenti.

Das Wappen darüber zeigt über und unter den Wappenbalken einen Stern, bezeichnend genug, denn zweimal ist der Stern über dem Hause Bonaparte aufgegangen.

In San Miniato blieben noch bis auf Napoleons Zeit Glieder seiner Familie. Nach seiner Expedition von Livorno fand Napoleon in jenem Städtchen den letzten der dortigen Bonaparte, einen alten Canonicus Filippo Bonaparte, welcher den jungen Helden zu seinem Erben einsetzte und im Jahre 1799 starb.

Was die Bonaparte in Corsica oder in Ajaccio betrifft, so steigen sie mit Sicherheit auf bis zum Messire Francesco Bonaparte, der im Jahre 1567 starb; ohne Zweifel war der corsische Zweig der

Landleute, seine Studiengenossen fand. Er studirte die Rechtswissenschaften, und man erzählt von ihm, daß er sich durch seine Kenntnisse Achtung und durch seine Freigebigkeit viele Neigung zu gewinnen wußte. In sein Vaterland zurückgekehrt, nachdem er zum Doctor der Rechte promovirt worden war, wurde er bald der beliebteste Advocat Ajaccio's.

Carlo Bonaparte, sehr schön, beredt und von glänzendem Verstande, erregte bald die Aufmerksamkeit Paolis, welcher einen richtigen Blick für Menschen zu haben pflegte. Er zog ihn an sich und wußte ihn in Staatsgeschäften zu gebrauchen. Im Jahre 1764 lernte der junge Advocat das schönste Mädchen von Ajaccio kennen, Letitia Ramolino, welche 14 Jahre alt war. Beide entbrannten in heftiger Neigung für einander, aber die Ramolino waren genuesslich gestimmt und wollten ihre Tochter einem Paolisten nicht zum Weibe geben. Da legte Paoli selbst sich ins Mittel und wußte die Eltern Letitias zu gewinnen, daß sie die Einwilligung zur Heirat gaben. Letitias Mutter hatte als Wittve Herrn Fesch geheiratet, Capitän im Schweizerregimente in genuesslichen Diensten, und aus dieser Ehe stammte der nachherige Cardinal Fesch.

Den jungen Carlo Bonaparte machte unterdes Paoli zu seinem Secretär und nahm ihn mit sich nach Corte, dem Sitze der Regierung. Nur ungern folgte Letitia. Nun brach die Katastrophe über die Corsen herein; die Franzosen hatten nach dem Vertrage von Fontainebleau bereits die Insel betreten, und da die Dinge auf der Schneide des Schwertes standen, war das Volk zu einem Parlamente zusammen gekommen, um über die zu nehmende Entschliesung zu ratschlagen. Carlo Bonaparte stimmte in einer feurigen, patriotischen Rede für den Krieg gegen Frankreich.

Nach der unglücklichen Schlacht von Ponte nuovo, da alles in Flucht sein Heil suchte und die Franzosen bereits Corte sich näherten, flüchteten einige Hundert angesehenener Familien auf den Monte Rotondo, unter ihnen auch Carlo Bonaparte und sein Weib, welches gerade mit Napoleou schwanger ging. Der Berg bot einen traurigen Anblick von Verzweifelnden, von Wehrlosen, von Weibern und Kindern, welche fürchteten, daß ihre letzte Stunde gekommen sei. So vergingen einige Tage der Angst und Ungewißheit in jenen Wildnissen unter den Ziegenhirten. Endlich erschienen auf dem Berge französische Officiere mit der Friedensfahne, Gesandte des Grafen

Devaur, welcher in Corte eingerückt war. Sie kündigten den Flüchtlingen an, daß die Insel unterworfen und Paoli im Begriffe sei, sich einzuschiffen, daß sie nichts zu fürchten hätten und vom Berge in ihre Heimat herabsteigen sollten. Sogleich schickten die Flüchtlinge eine Deputation nach Corte, an deren Spitze Carlo Bonaparte und Lorenzo Giubega von Calvi standen, und nachdem die Abgesandten Sicherheitspässe für alle ihre Familien empfangen hatten, kehrten sie auf den Monte Rotondo zurück, um diese abzuholen.

Bonaparte stieg mit seinem Weibe nach dem Hirtenländchen Riolo hinab, um auf diesem schwierigeren Wege nach Ajaccio zu gelangen. Sie mußten den Niamone passieren, und da dieser Fluß angeschwollen war, kam Letitia in Gefahr zu ertrinken. Nur ihr Mut und die Schnelligkeit ihrer Begleiter retteten sie aus dem Strome. Carlo Bonaparte wollte nun Paoli, seinen Gönner und Freund, ins Exil begleiten, indem er es für schimpflich hielt, in Corsica zu bleiben, nachdem das gemeinsame Vaterland in Franzosengewalt gefallen war. Aber die Bitten seines Onkels, des Archidiaconus Lucian und die Tränen seines Weibes vermochten ihn von diesem verzweifelten Gedanken abzubringen. Er blieb also auf der Insel, kehrte nach Ajaccio zurück und wurde dort unter französischem Regimente Assessor des königlichen Gerichtshofes. Marbeuf behandelte ihn mit großer Auszeichnung, und durch seine Verwendung geschah es, daß Carlo für seinen ältesten Sohn Joseph eine Stelle im Seminare zu Autun, für seinen zweitgeborenen Sohn Napoleon eine in der Militärschule zu Brienne erhielt. Marbeuf, der Eroberer Corsicas, war es also, welcher dem jungen Corsen Napoleon Bonaparte seine Laufbahn möglich machte. Er besuchte das Haus Bonaparte sehr häufig und verlebte in der Gesellschaft der schönen Frau Letitia manche angenehme Stunde; dies und die Gönnerschaft, welche der französische Graf Napoleon schenkte, hat dessen Feinde veranlaßt, ein scandalöses Gerücht zu verbreiten, als habe der galante Franzose die Günst der schönen Mutter Napoleons genossen.

Uebrigens war Marbeuf dem Carlo Bonaparte verpflichtet. Denn da der General Carbone-Friglar in Corsica gegen jenen intriguirte, um den Oberbefehl auf der Insel zu erhalten, hatte Bonaparte durch seinen Mut das französische Ministerium dahin gestimmt, Marbeuf in der Regierung Corsicas zu belassen. Diesen Dienst vergalt ihm der Graf mit seiner Freundschaft, mit seinem Wohlwollen

und mit der Empfehlung des jungen Militärschülers Napoleon an die einflußreiche Familie Brienne. Carlo Bonaparte zeigte Marbeuf auf jede Weise seine Anhänglichkeit; ich las von ihm ein Sonnet auf den Grafen, welches ich nicht mittheilen will, weil es nicht charakteristisch ist, denn in italienischer Sprache muß jeder gebildete Italiener ein ziemlich gutes Sonnet machen können.

Im Jahre 1777 wurde Napoleons Vater Deputirter des Adels für Corsica und reiste über Florenz nach Paris. Noch einmal begab er sich dahin, um seinen Prozeß mit den Jesuiten von Ajaccio wegen gewisser Besitzungen zu Ende zu führen. Ueber dem aber starb er in seinem 39sten Jahre zu Montpellier an demselben Magenübel, an welchem auch sein Sohn Napoleon sterben sollte, im Februar des Jahres 1785. In den Phantasien des Todes träumte er beständig von Napoleon, ein Beweis, daß er auf diesen Sohn alle seine Hoffnungen gesetzt hatte; er rief sterbend: „wo ist Napoleon, warum kommt er nicht mit seinem großen Degen seinem Vater zu helfen?“ In den Armen seines Sohnes Joseph verschied er. Man begrub ihn in Montpellier. Als Napoleon Kaiser geworden war, machten ihm die Bürger dieser Stadt den Antrag, seinem Vater ein Denkmal zu errichten. Napoleon aber antwortete, daß man die Todten solle ruhen lassen, denn wenn er seinem Vater, der nun schon so lange todt sei, eine Statue setzen wolle, so würde sein Großvater und sein Urgroßvater mit demselben Rechte eine gleiche verlangen. Später ließ Louis Bonaparte, der König von Holland, seines Vaters Leiche ausgraben und in St. Leu beisetzen.

Napoleon war, als Carlo Bonaparte starb, auf der Schule in Paris. Dies ist der Trostbrief, welchen der 16jährige Jüngling an seine Mutter schrieb:

Paris, den 29. März 1785.

Meine teure Mutter!

Heute hat die Zeit die ersten Ausbrüche meines Schmerzes ein wenig beruhigt, und ich beileibe mich Ihnen die Dankbarkeit zu bezeugen, welche mir die Güte einflößt, die Sie immer für uns gehabt haben. Trösten Sie sich, meine teure Mutter. Die Umstände gebieten es. Wir werden unsre Sorge und unsre Erkenntlichkeit verdoppeln und glücklich sein, wenn wir durch unsern Gehorsam Sie in Etwas für den unschätzbaren Verlust eines geliebten Vaters

entschädigen können. Ich schliesse, meine teure Mutter; mein Schmerz befiehlt es, indem ich bitte, daß Sie den Ihrigen besänftigen. Meine Gesundheit ist ausgezeichnet und alle Tage bitte ich den Himmel, Ihnen eine ähnliche zu schenken. Bringen Sie meine Hochachtung der Tante Gertrude, Minana Saveria, Minana Fesch u.

P. S. Die Königin von Frankreich ist mit einem Prinzen niedergekommen, genannt Herzog der Normandie, am 27. März, 7 Uhr des Abends.

Ihr sehr ergebener und affectionirter Sohn:
Napoleon de Bonaparte.

Wenn dieser lakonische Brief des jungen Napoleon ächt ist, so ist er etwas wert.

Carlo Bonaparte war ein Mann von glänzenden Eigenschaften, ein klarer Verstand, ein warmer Redner, ein Patriot und doch wie man gesehen hat wol süßsam in die Umstände und von einer gewissen politischen Lebensklugheit. Er liebte den Glanz und die Verschwendung. Bei seinem Tode war Madame Letitia erst 35 Jahre alt, und hatte ihm schon 13 Kinder geboren, von denen 5 gestorben waren. Jerome lag noch in der Wiege.

Das Haupt der Familie wurde nun der Archidiaconus Lucian, welcher das Familienvermögen mit Strenge verwaltete. Die Bonaparte besaßen einige Landgüter, einige Weinberge und Heerden.

Viertes Kapitel.

Napoleons Knabenjahre.

Ich bin auch ein sterblicher Mensch,
Gleich wie die andern, geboren
Dem Geschlecht des ersten geschaffenen Menschen.
Weisheit Salomons.

Es hat einen großen Reiz, einen außergewöhnlichen Menschen als Kind und in dem Alter sich vorzustellen, wo er unter Seinesgleichen verloren noch schicksalslos ist. Man fühlt sich versucht schon in der Kindesphysiognomie die Züge der Mannesgröße zu erraten; aber die Kindheit ist ein tiefes Mysterium, und wer kann in der

Seele eines Kindes die Gestalt des Genius oder des Dämon entdecken, welcher darin schläft, wer gar die geheimnißvolle Macht wahrnehmen, die das schlummernde Ungeheure plötzlich gestaltet, ergreift und in die Zeit hinaussetzt.

Ich sah in den Uffizien von Florenz die Marmorbüste eines Knaben. Ihr unschuldiges Kinderlächeln zog mich an und mit Vergnügen betrachtete ich sie. Auf dem Sockel stand geschrieben: Nero.

Von der ersten Kinderzeit Napoleons ist nicht viel bekannt. Seine Mutter Letitia war beim Feste der Assunta der Jungfrau in der Kirche, als sie die Geburtswehen empfand. Sogleich eilte sie nach Hause. Sie hatte nicht mehr Zeit, ihr eignes Zimmer zu erreichen, sondern gebar in dem kleinen Cabinet und wie man erzählt, auf einem Teppich, welcher Scenen aus der Heldengeschichte der Iliade darstellte. Ihre Schwägerin Gertrude verrichtete die Hebammendienste. Es war 11 Uhr des Morgens, da Napoleon zur Welt kam.

Er wurde erst am 21. Juli 1771 getauft, also fast zwei Jahre nach seiner Geburt, und zusammen mit seiner bald verstorbenen Schwester Maria Anna. Man erzählt, daß er sich heftig sträubte, als der Priester ihn mit Weihwasser begießen wollte; vielleicht wollte er sich selber taufen, wie er sich später selber krönte, dem Papst die Krone aus den Händen nehmend, die ihm dieser aufs Haupt setzen wollte.

Als Knabe zeigte er ein heftiges und leidenschaftliches Temperament und war in fortdauerndem Zanke mit seinem ältesten Bruder Joseph. In den kindlichen Prügelscenen war Joseph immer der Zerkaufte, und wenn er klagen lief, bekam Napoleon Recht. Zuletzt wurde Joseph dem kleineren Bruder ganz untertan, und die Familie schien Napoleon als das Haupt der Geschwister schon in früher Zeit betrachtet zu haben. Auf seinem Todtenbette sagte der Archidiaconus Lucian zu Joseph: Du bist der älteste der Familie, aber dort steht ihr Haupt, das sollst du nicht vergessen.

Wir wollen es gerne glauben, daß der Knabe Napoleon eine ganz unbezähmbare Leidenschaft für das Militär zeigte, und daß dieser geborne Soldat nichts lieber that, als neben dem Militär in Ajaccio herlaufen. Die Soldaten duldeten es gern, wenn der Kleine neben ihnen exercirte, und mancher Graubart hob ihn auf und hetzte ihn, wenn er das Exercitium so wacker mitmachte. Er quälte seinen Vater mit Bitten, daß er ihm eine Kanoue anschaffte, und noch

lange zeigte man die kleine metallne Kanone im Hause Bonaparte, mit welcher dieser Kanonendonner und Pulverwolkenfammer Zeus zu spielen pflegte. Bald erstreckte sich sein befehlendes Ansehn über die Jugend von Ajaccio, und wie Cyrus die Hirtenkinder der Meder und Peter der Große seine Gespielen, vereinigte er die Kinder von Ajaccio in eine Soldatencompagnie, welche gegen die feindliche Jungenschaft des Borgo von Ajaccio tapfer zu Felde zog und blutige Schlachten mit Steinen und hölzernen Säbeln lieferte.

Im Jahre 1778 brachte ihn der Vater auf die Militärschule nach Brienne, wo der nachher berühmte Bichegrü sein Lehrer war. Man weiß, daß Napoleon dort anfangs still, sanft und fleißig sich zeigte. Nur bisweilen brach sein leidenschaftliches Temperament und sein reizbares Ehrgefühl gewaltsam hervor. Sein Quartiermeister verurtheilte ihn eines Tages um eines Vergehens willen zu der schimpflichen Buße im Wollenskleide und auf den Knien an der Thüre des Refectoriums zu essen. Das konnte der Stolz des jungen Corsen nicht ertragen — er erbrach sich und bekam einen Nervenanschlag. Der Père Betraut aber befreite ihn sofort von der Strafe indem er sich beklagte, daß man seinen besten Mathematiker so schmähtlich behandle.

Im Jahre 1783 ging Napoleon auf die Militärschule nach Paris um seine Studien dort zu vollenden, bereits trefflich gebildet, den Kopf voll Heldengestalten aus seinem geliebten Mytarch und das Herz durchdrungen von den Thaten seiner großen corthischen Väter, ein sprühend genialer Jüngling und ein ganz ausgeprägter Charakter. Es gährte damals schon in der Welt und durch die Zeit ging der Geist großer Ereignisse. Es war eine gewaltige, lebenswerte Zeit voll Werbedrang und voll von schöpferischem, titanischem Ungeßüm; sie gab der Natur den Befehl, in ihrer Werkstatt große Menschen zu bilden.

Der junge Officier Napoleon Bonaparte war im Jahre 1785 zu seinem Regimente nach Valence gegangen. Das innerlichst und ungewiß erregte Gemüt suchte nach einem Ausdrucke seiner Gedanken. Er machte sich hier an die Preisaufgabe der Akademie von Lyon: „Welches sind die Principien und die Institutionen, die man den Menschen geben muß, um sie glücklich zu machen“ — ein in jener humanistischen Periode beliebtes Thema, welches der Jüngling anonym löste. Später warf er das Manuscript ins Feuer als er Kaiser

geworden war und Talleyrand dasselbe aus den Archiven von Lyon hervorgezogen hatte, um dem Mächtigen zu schmeicheln. Der junge Menschenbeglucker mußte also den Tribut an seine Zeit entrichten, und auch die Sentimentalität war ein Zug in dieser Zeit. Was würde man wol dazu sagen, wenn eines Tages Napoleon als Autor eines sentimentalen Romans im Charakter des Richardson und des Sterne Furore gemacht hätte? Er hatte mit einem seiner Freunde Demarris eine Reise auf den Mont Genis unternommen, und zurückgekehrt, das Herz angenehm bewegt von seiner kleinen zärtlichen Reigung zu dem Fräulein Colombier in Balence, mit welchem er sich verstoine Rendezvous gab und unschuldigste Kirschen aß, setzte sich Napoleon an den Tisch und fing eine empfindsame Reise auf den Mont Genis zu schreiben an. Er kam nicht weit damit; doch ist diese Anwandlung in der Seele Napoleons merkwürdig, und hatte er nicht auch in Egypten Werthers Leiden mit sich?

Noch Corde mit Leib und Seele schrieb er in Balence auch eine Geschichte der Corde, eine schöne Aufgabe für einen jungen Napoleon. Das nicht vollendete Manuscript befindet sich in der Bibliothek zu Paris und wird nun herausgegeben werden. Napoleon schickte das Manuscript an Paoli, welchen er bewunderte, und der damals in der Verbannung zu London lebte. Dieses ist ein Teil seines begleitenden Schreibens an den großen Landmann:

„Ich ward geboren als das Vaterland starb. Dreißigtausend Franzosen, auf unsre Küsten gespleen, der Thron der Freiheit in den Blutwellen versinkend, das war das verhasste Schauspiel, welches zuerst meine Blicke erschreckte. Das Geschrei des Sterbenden, das Geseufze des Unterdrückten, die Tränen der Verzweiflung umgaben meine Wiege seit meiner Geburt.

„Sie verließen unsre Insel, und mit Ihnen verschwand die Hoffnung des Glücks; die Sklaverei war der Preis unserer Unterwerfung. Unter der gehäuften Last der dreifachen Kette des Soldaten, des Gesetzgebers und des Steuereinnehmers, lebten unsre Landleute in der Verachtung . . . in der Verachtung derjenigen, welche die Gewalt der Regierung in der Hand haben. Ist das nicht die grausamste der Martern die derjenige erleiden kann, welcher Gefühl hat?

„Die Verräter am Vaterlande, die feilen Seelen, welche die Liebe zu einem schmutzigen Lohne besticht, haben um sich zu rechtfertigen gegen die nationale Regierung und gegen Ihre Person im

Besondern Verläumdungen ausgefät. Die Schriftsteller adoptiren sie und überliefern sie als Wahrheiten der Nachwelt.

Indem ich sie las, geriet ich in Flammen, und ich habe beschlossen, diese Uebel, die Kinder der Unwissenheit, zu zerstreuen. Ein frühe begonnenes Studium der französischen Sprache, gute Beobachtungen und Denkwürdigkeiten aus den Papieren der Patrioten geschöpft, setzen mich in den Stand sogar einigen Erfolg zu hoffen . . . Ich will Ihre Verwaltung mit der gegenwärtigen vergleichen . . . Ich will die Verräter der gemeinen Sache mit dem Pinsel der Schande in Schwarz malen . . . Ich will vor das Tribunal der öffentlichen Meinung diejenigen laden, welche regieren, ihre Quälereien bis ins Kleinste darstellen, ihre geheimen Schliche aufdecken, und wenn es möglich ist, den tugendhaften Minister welcher den Staat regiert, Herrn von Recker für das beklagenswerte Schicksal interessiren, welches uns so grausam niederschlägt."

Dies sind die Gefinnungen und dies ist die Sprache des jungen Corsen Napoleon, des revolutionären Demokraten und Schülers des Plutarch. In seiner Geschichte der Corsen sagt er einmal: „wenn das Vaterland nicht mehr ist muß ein edler Bürger sterben.“ Es waren dies damals keine Phrasen aus dem Tacitus, es war die glühende Sprache einer zum Großen befähigten Jünglingsseele. Gibt es doch kaum ein Menschenbild, dessen jugendlich rasche Entwicklung man mit gleich leidenschaftlicher Freude verfolgen könnte, als das Bild des jungen Helden Napoleon, etwa bis zum Frieden von Campo Formio. Ein ungewöhnlicher Mensch, ein Halbgott fliegt an uns vorüber, noch unangetastet von der besudelnden Hand des Eigenen, bis das schöne Menschenbild nach und nach sich zertrümmert und von uns zu denen gestellt wird, welche gewöhnliche Despoten waren. Denn es dauert keine Größe, und Machiavelli hat Recht: Es gibt keine andre, als gewöhnliche Menschen. — Man nennt noch einige Jugendschriften Napoleons, welche nun gedruckt werden sollen, darunter zwei Novellen *le Comte d'Essex* und *le Masque prophète*, ein Dialog über die Liebe *Giulio* betitelt und andere literarische Versuche.

Napoleon kam alle Jahre nach Ajaccio und machte dann seinen Einfluß auf die Erziehung seiner Geschwister geltend. Diese war einfach nach der Art des Landes und altväterisch streng. Man möchte sagen, heißt es in dem Buche *Nascas*, daß man in einem

Collegium oder in einem Convente lebte. Das Gebet, der Schlaf, das Studium, die Erholung, die Lustbarkeit, die Promenade, alles war geregelt und gemessen. Die größte Harmonie, eine zarte und aufrichtige Liebe herrschte unter allen Gliedern der Familie. Sie war damals das Muster der Stadt, wie sie später ihre Zierde und ihr Ruhm wurde.“

Der Archidiaconus Lucian verwaltete das Familiengut mit Oekonomie, und es kostete den jungen Napoleon viel Anstrengung, wenn er vom Großonkel einiges Geld mehr zu seinen Ausgaben erhalten wollte. Indes er erhielt es. Die ganze Familie fühlte den Einfluß des jungen Mannes und stand unter der Herrschaft dieses gebornen Gebieters. Denn gebieten mußte er einmal, und so ist es sehr charakteristisch, daß er, der Zweitgeborene, nicht allein die jüngeren Geschwister, sondern auch seinen ältesten Bruder schulmeisterlich, und in ihre Erziehung bestimmend eingreift. Es war bald eine ausgemachte Sache, daß man dem jungen Napoleon zu gehorchen habe.

Ich finde einen authentischen Brief Napoleons an seinen Onkel Fesch, den nachherigen Cardinal, vom 15. Juli 1784 und datirt aus Brienne. Der 15jährige Knabe schreibt hier in der verständigsten und klarsten Anschauung der Lebensverhältnisse über die Laufbahn, die wol sein ältester Bruder Joseph zu ergreifen habe. Der Brief ist lesendwert genug, bedenkt man, daß dieser so bedenklich besprochene Joseph nachher König von Spanien war.

Napoleon an seinen Onkel Fesch.

Mein teurer Onkel, ich schreibe Ihnen, um Sie von der Reise meines lieben Vaters durch Brienne zu unterrichten, welcher nach Paris ging, Marianne (die spätere Elisa von Toscana) nach St. Cyr zu bringen und seine Gesundheit wiederherzustellen. Er ist hier am 21. angekommen mit Lucian und den beiden Demoisellen, die Sie gesehn haben. Diesen letzteren hat er hier gelassen. Er ist 9 Jahre alt, und 3 Fuß, 11 Zoll und 10 Linien groß: er ist in der Sechsten im Latein, und wird die verschiedenen Partieen des Unterrichtes lernen; er zeigt viel Talent und guten Willen, man darf hoffen, daß etwas Gutes aus ihm werden wird (que ce sera un bon sujet — Lucian war der Einzige, der es verschmähte, König zu sein.) Er ist gesund, er ist kräftig, lebhaft und unbefonnen, und für den Anfang

ist man mit ihm zufrieden. Er weiß das Französische recht gut und hat das Italienische ganz und gar vergessen. Uebrigens wird er meinem Briefe beschreiben; ich werde ihm nichts sagen, damit Sie wissen, wie es mit ihm steht. Ich hoffe, daß er Ihnen nun öfter schreiben wird, als da er in Mutun war. . . . Ich bin überzeugt, daß mein Bruder Joseph Ihnen noch nicht geschrieben hat. Wie wollten Sie das verlangen? Er schreibt an meinen lieben Vater höchstens zwei Zeilen, wenn er es noch thut. In Wahrheit, er ist nicht mehr derselbe. Indes an mich schreibt er sehr oft. Er ist in der rhetorischen Klasse; und er würde besser thun, wenn er arbeitete, denn der Herr Lehrer hat meinem lieben Vater gesagt, daß es im Collegium (zu Mutun) keinen Physiker, noch Rhetoriker, noch Philosophen gebe, der so viel Talent hätte als er, und der so gut eine Uebersetzung machte. Was den Stand betrifft, den er wählen soll, so war es, wie Sie wissen, zuerst der geistliche, welchen er wählte. Er blieb bei diesem Entschlusse bis auf diese Stunde, wo er nun dem Könige dienen will. Darin thut er aus mehren Gründen Unrecht.

1) Wie mein Vater bemerkt, hat er nicht Kühnheit genug, um den Gefahren einer Schlacht die Stirne zu bieten; seine schwache Gesundheit erlaubt ihm nicht, die Beschwerden eines Feldzuges zu ertragen; und mein Bruder sieht den Soldatenstand nur von Seite der Garnisonen. Ja, mein lieber Bruder wird ein guter Garnison-officier seyn: Gut! da er einen leichten Sinn hat und folglich zu frivolen Complimenten geschickt ist, wird er mit seinen Talenten immer eine gute Figur in der Gesellschaft machen, aber in einer Schlacht? Das ist, was mein teurer Vater bezweifelt.

Qu'importe à des guerriers ces frivoles avantages?

Que sont tous ces tresors sans celui du courage?

A ce prix fussiez-vous aussi beau qu' Adonis,

Du Dieu même du Pinde eussiez-vous l'éloquence,

Que sont tous ces dons sans celui de la vaillance?

2) Er hat eine Erziehung für den geistlichen Stand empfangen; es ist zu spät, sie zu vergessen. Der Herr Bischof von Mutun würde ihm ein großes Benefiz gegeben haben, und er wäre sicher Bischof zu werden. Welche Vorteile für die Familie! Der Herr Bischof von Mutun hat sein möglichstes gethan, um ihn zu bewegen zu bleiben, und ihm versprochen, daß er es nie bereuen solle. Vergebens: er

beharret. Ich lobe es, wenn er einen entschiedenen Geschmack für diesen Stand hat, den schönsten von allen Ständen, und wenn der große Bewegter der menschlichen Dinge (le grand moteur des choses humaines) indem er ihn bildete ihm wie mir eine entschiedene Neigung für das Militär gegeben hätte.

3) Er will, daß man ihn im Militär placirt; das ist ganz gut, doch in welches Corps? Etwa in der Marine? 4) Er versteht nichts von der Mathematik. Es bedürfte zweier Jahre, um sie ihn zu lehren. 5) Seine Gesundheit verträgt sich nicht mit dem Meer. Etwa im Genie? Da brauchte er vier oder fünf Jahre, um das Nötige zu lernen. Außerdem denke ich, daß den ganzen Tag beschäftigt zu sein und zu arbeiten sich nicht mit der Leichtigkeit seines Wesens verträgt. Derselbe Grund wie für das Genie ist für die Artillerie vorhanden, mit der Ausnahme, daß er nur 18 Monate zu arbeiten brauchte, um Eleve zu werden, und ebenso viel um Officier zu werden. Oh! das ist noch nicht nach seinem Geschmacke. Laßt also sehn: er will ohne Zweifel in die Infanterie. Gut, ich verstehe: er will den ganzen Tag nichts zu thun haben, er will den ganzen Tag das Pflaster treten: um so mehr, was ist denn ein winziger Infanterieofficier? Ein schlechtes Subject drei Viertel der Zeit hindurch. Und das wollen weder mein teurer Vater, noch Sie, noch meine Mutter, noch mein Onkel der Archidiaconus, denn er hat schon kleine Stückchen von Leichtsinne und Verschwendung gezeigt. Folglich, man muß einen letzten Versuch machen, um ihn für den geistlichen Stand zu gewinnen; wo nicht, so wird ihn mein lieber Vater mit sich nach Corsica nehmen, wo er unter seinen Augen sein wird. Man wird versuchen, ihn in die Gerichtschreiberei zu geben. Ich schliesse mit der Bitte, mir Ihr Wohlwollen zu erhalten; mich dessen wert zu machen wird für mich die wesentlichste und angenehmste Pflicht sein. Ich bin mit dem tiefsten Respect, mein teurer Onkel,

Ihr sehr ergebener und sehr gehorsamer Diener und Neffe
Napoleon de Bonaparte.

P. S. Zerreißen Sie diesen Brief.

Doch können wir hoffen, daß Joseph mit den Talenten, die er besitzt, und den Gesinnungen, welche seine Erziehung ihm eingefloßt haben muß, sich zum Guten besinnen und die Stütze unserer Familie sein werde. Stellen Sie ihm ein wenig alle diese Vortheile vor.“

Hätte man nicht ein Recht zu zweifeln, daß diesen so selbstbewußten, so entschiedenen und klaren Brief ein Knabe von 15 Jahren geschrieben habe? Der Brief ist bisher nicht herausgegeben; ich fand ihn in dem Werke Tommaseo's: „Briefe des Pasquale Paoli“, welcher erklärt, daß er ihn dem Räte des königlichen Gerichts von Bastia, Herrn Lucgi Biadelli, zu verdanken habe. Mich dünkt, der Brief ist ein unschätzbares Document. Man blickt da recht tief in den Familienrat der Bonaparte und sieht die kleine Sippschaft recht deutlich vor Augen. Herr Fesch in Ajaccio trug, als er den Brief mit den Nachrichten über den leichtsinnigen Joseph bekam, gerade seinen schaaßswollen Kittel und hatte das hölzerne Tabakspfeifchen im Munde; denn so haben ihn noch viele Augenzeugen gesehen. Später trug er den Cardinalshut, der leichtsinnige Junge Joseph aber ward König von Spanien.

Napoleon kann man in diesem Briefe schon als den späteren Tyrannen seiner Familie erkennen. Hier für seine Brüder sorgend, an ihre Zukunft denkend, gab er ihnen dann Königskronen und verlangte unbedingten Gehorsam. Seiner Tyrannei widerstand allein der bürgerliche Lucian und Louis König von Holland.

Fünftes Kapitel.

Napoleon als eifriger Demokrat.

So oft Napoleon zum Besuche nach Ajaccio kam, lebte und arbeitete er gern in Miselli, einem kleinen den Bonaparte gehörigen Landhause nahe bei Ajaccio, wo man noch heute den alten Eichbaum sieht, unter welchem der Jüngling Bonaparte zu sitzen, zu träumen, zu grübeln pflegte.

Da kam die Revolution in Frankreich, der Sturm auf die Bastille, der Umsturz der bestehenden Dinge.

Der junge Napoleon warf sich mit der ganzen Leidenschaft seines Wesens in die Bewegung der Geister. Das Schicksal aber hatte ihn zu anderen Dingen aufgespart, als in dem Kampfe der Revolutionsparteien frühe sich aufzureiben. Von Paris ferne und auf seiner kleinen Insel mußte er die ersten Stürme der neuen Zeit gleichsam vorbereitend mitleben. Corsica wurde seine Schule.

Wir finden ihn in Ajaccio wieder als jungen, eraltirten Revolutionär, in den Clubs Reden halten, Adressen schreiben, die Nationalgarde organisiren helfen; kurz ganz in der Weise, wie wir das aus unsern Erfahrungen kennen, den großen, Politiker machen.

Ajaccio war damals der Mittelpunkt der corsischen Revolutionäre, das Haus Bonaparte bald ihr Versammlungsort, die beiden Brüder Joseph und Napoleon entschiedene Hauptführer der Demokratie. Die kleine Stadt war wild geworden und in Aufruhr. Ihre Bewegung schien dem General Barrin, welcher damals die Insel befehligte, sehr bedrohlich, er sandte deshalb Gafforis Sohn, den Marschall Francesco Gaffori nach Ajaccio, es zu zügeln. Gaffori hatte keinen Erfolg, vielmehr war er froh im Hause Vacciocchis, des nachherigen Fürsten von Lucca und Piombino, Gastfreundschaft und Schutz zu finden.

Napoleon und Joseph versammelten indeß die demokratische Partei in der Kirche San Francesco und redigirten ein Gratulations schreiben an die Constituante, worin zugleich die bittersten Beschwerden gegen das bisherige Gouvernement von Corsica aufgesetzt und die Forderung ausgesprochen wurde, es möchte Corsica zu einem integrirenden Teile Frankreichs erklärt werden.

Napoleon erkannte seine Zeit; dem corsischen Patriotismus entsagend, wurde er entschieden Franzose und warf sich der Revolution in die Arme.

Im November 1789 kehrte er nach Valence zurück, und bald darauf ist er wieder in Ajaccio, wo der rührige Joseph, während man die Nationalgarde organisirte, sich eifrig um eine Officierstelle bemühte. Marius Peraldi, der reichste Mann Ajaccio's und Feind der Familie Bonaparte, wurde zum Obersten der Nationalgarde erwählt, Joseph aber Officier.

Mittlerweile hatte man in Corsica den Antrag gemacht, die Eritirten zurückzurufen, und auf das Betreiben der beiden Brüder Bonaparte und des Abbate Goti ernannte die corsische Landesversammlung vier Deputirte, welche Pasquale Paoli in Frankreich einholen und nach der Insel geleiten sollten; unter ihnen befand sich Marius Peraldi, und Napoleon wie Joseph schloßen sich der Deputation an.

Als Paoli nach Paris gekommen war, hatte die Constituante am 1. December 1789 die Ueberleibung der Insel Corsica in Frankreich

bereits decretirt, und dies Decret hatte ihrer politischen Selbstständigkeit für immer ein Ende gemacht. Mirabeau und der Corsche Saliceti, Abgeordneter des dritten Standes und der nachher berühmte gewordene Staatsmann und Minister Murats in Neapel, hatten den Antrag gestellt.

Napoleon selbst eilte Paoli in Marseille zu bewillkommen und war Zeuge der Freudentränen, welche der edle Patriot vergoß, als er im Cap Corso seinen vaterländischen Boden wieder betrat. Eine Landesversammlung kam in Drezza zusammen, um über die Angelegenheiten der Insel zu beraten und sie zu ordnen. Napoleon und sein Feind, der junge Carl Andrea Pozzo di Borgo, verdienten sich hier bei den Wahlversammlungen die ersten Sporen als öffentliche Redner. Schon um seines Vaters Willen mußte er die Aufmerksamkeit Paolis erregen, der, über die sprühende Genialität und die glänzende Urteilskraft des jungen Mannes erstaunt, von ihm gesagt haben soll: dieser junge Mann wird Carriere machen, es fehlt ihm nur die Gelegenheit um ein Mensch des Plutarch zu sein. Man erzählt, daß Pasquale in eine Locanda einkehrte, und die Zimmer in Unordnung findend sich vom Wirthe sagen ließ: ein junger Mann, Bonaparte, sei vor ihm hier logirt gewesen, der habe Tag und Nacht geschrieben und wieder zerrissen, in Unruhe auf und ablaufend, dann sei er fort auf das Schlachtfeld von Ponte Nuovo.

Der junge Napoleon hatte es an allen Machinationen nicht fehlen lassen, um seinem Bruder Joseph zur Präsidentenstelle des Districts von Ajaccio zu verhelfen; als ein gewandter Parteimann hatte er die Ortschaften des Gebietes bereist, Stimmen erworben und Geld gespendet.

In Ajaccio war er unermüdlich thätig, den republicanischen Club in Feuer zu halten, die Priester und die Aristokraten zu überwältigen. Es gab zwischen beiden Parteien einen blutigen Kampf in dem Städtchen, Napoleon schwebte in Lebensgefahr, ein Officier der Nationalgarde wurde neben ihm getödtet. Er erzählt die näheren Umstände selbst in einem Manifeste, dessen Redacteur er war. Mehrere Tage lang dauerte das Blutvergießen und mehrmals stand das Leben Josephs und Napoleons auf dem Spiele.

Napoleon galt als die Seele des Clubs von Ajaccio. Gleich den jungen Politikern unserer jüngsten Vergangenheit, sehen wir ihn eine fulminante Adresse an einen Aristokraten schleudern. Es war

dies der Graf Matteo Buttafuoco, derselbe welcher Rousseau nach Bescovato eingeladen hatte, welcher zur Zeit des Unabhängigkeitskrieges der Corsen in französischen Diensten stand und dem Landesfeinde gegen seine eignen Landesbrüder seinen Arm geliehen hatte. Er war corsischer Abeldeputirter, hatte gegen die Vereinigung der Stände in Versailles gestimmt und sich auch sonst durch seine aristokratischen Abstimmungen verhasst gemacht. Gegen diesen Mann nun schrieb der junge Napoleon in seinem Landhause zu Milelli ein Manifest, welches er in Dole drucken ließ und dann dem Club von Ajaccio zusandte. Das pomphafte, geistvoll poetische, doch sachlich wol begründete Pamphlet ist ein merkwürdiger Beitrag zur Kenntniß Napoleons. Es hat all' den excentrischen und phrasenreichen Schwung der jungen Revolutionäre, und wie ich es las in dieser Weltesamkeit von Ajaccio, erweckte es mir die heitersten Erinnerungen aus den Jahren 1848 und 1849. Aber es ist mehr als das bloße Pamphlet eines jungen Demagogen, es ist das Exercitium für die kaiserlichen Edicte, es ist der Kaiser selbst in seinem ersten Fluge. Man kann das Manifest gar nicht entbehren, wenn man Napoleons Werden und Natur von der jugendlichen Entwicklung an erkennen will.

Brief des Herrn Bonaparte an Herrn Matteo Buttafuoco,
Deputirten Corsicas zur Nationalversammlung.

Mein Herr!

Von Bonifazio bis zum Cap Corso, von Ajaccio bis nach Bastia ist nur ein Chorus von Verwünschungen gegen Sie. Ihre Freunde verbergen sich, Ihre Verwandten verleugnen Sie, und der Verständige selber, der sich von der Volksmeinung nie meistern läßt, ist diesmal von der allgemeinen Erbitterung mit fortgerissen.

Was haben Sie also gethan? Welches sind denn die Verbrechen, die einen so allgemeinen Unwillen, ein so vollständiges Verlassen rechtfertigen können? das mein Herr, will ich eben ergründen und mich Ihres eignen Lichtes bedienen.

Die Geschichte Ihres Lebens, zum mindesten seit Sie auf den Schauplatz der Angelegenheiten geworfen sind, ist bekannt. Ihre Hauptzüge sind hier in Blutharakteren gezogen. Indes es gibt weniger bekannte Details; ich könnte also irren, doch rechne ich auf Ihre Rücksicht und Ihre Zurechtweisung.

Zu den Dienst Frankreichs getreten, kamen Sie zurück Ihre

Berwandten zu sehen; Sie fanden die Tyrannen niedergeschlagen, die Nationalregierung etablirt, und die Corsen, von großen Gesinnungen beherrscht, dem öffentlichen Wole um die Wette tägliche Opfer bringen. Sie ließen sich durch die allgemeine Gährung nicht verführen; weit entfernt, Sie hörten nur mit Mitleiden dies Geschwäg von Vaterland, Freiheit, Unabhängigkeit, Constitution, von dem man selbst unsre letzten Bauern aufgebläht hatte. Ein tiefes Nachdenken hatte sie seitdem diese künstlichen Empfindungen schätzen gelehrt, welche sich nur mit dem allgemeinen Schaden aufrecht erhalten. In Wahrheit, der Bauer soll arbeiten und nicht den Helden machen, wenn er nicht vor Hunger sterben, wenn er seine Familie erziehen und die Autorität respectiren soll. Was die Personen betrifft, welche durch ihren Rang und ihr Glück zum Regieren berufen sind, so ist es unmöglich, daß sie lange Zeit so dumm sein sollten, ihre Gemächlichkeit und ihr Ansehn einer Chimäre zu opfern, und daß sie sich erniedrigen sollten, einem Schuhslicker zu hofiren, um den Brutus zu spielen. Indes, als Sie auf das Project fielen, Herrn Paoli zu fesseln, mußten Sie heucheln. Herr Paoli war der Mittelpunkt aller Bewegungen des Staatskörpers. Wir wollen ihm Talent, selbst ein gewisses Genie nicht absprechen: er hatte eine Weile die Angelegenheiten der Insel auf einen guten Stand gebracht; er hatte eine Universität gestiftet, wo man vielleicht das erste Mal seit der Schöpfung in unsern Bergen die Wissenschaften lehrte, welche der Entwicklung unsrer Vernunft förderlich sind; er hatte eine Eisengießerei, Pulvermühlen, Befestigungen eingerichtet, welche die Verteidigungsmittel vermehrten; er hatte Häfen geöffnet, welche den Handel ermutigend die Agricultur hoben; er hatte eine Marine geschaffen, welche unsre Communicationen begünstigte, indem sie den Feinden verderblich war. Alle diese Einrichtungen waren in ihrem Entstehen nur das Anzeichen von dem, was er eines Tages geschaffen hätte. Die Einheit, der Friede, die Freiheit waren die Vorläufer des Nationalglücks, wenn nichtsdestoweniger ein übel organisiertes, auf falschen Grundlagen gebautes Gouvernement nicht das noch sicherere Vorzeichen des Unglücks gewesen wäre, in welches die Nation gestürzt wäre.

Der Traum Paolis war, den Solon zu machen; aber er hatte sein Modell schlecht copirt. Er hatte alles in die Hände des Volks oder seiner Vertreter gelegt, so daß man nicht existiren konnte als durch sein Gefallen. Seltsamer Irrtum, welcher einem brutalen

Löhner einen Mann unterwirft, der durch seine Erziehung, durch seine glänzende Geburt und sein Glück allein zum Herrscher gemacht ist. In die Länge kann eine so fühlbare Verkehrung der Vernunft nicht ermangeln, den Ruin und die Auflösung des Staatskörpers herbei zu ziehen, nachdem sie ihn durch aller Art Uebel in Aufruhr gebracht hat.

Nach Wunsch reüssirten Sie. Herr Paoli, von Enthusiasten und Schwindelköpfen unaushörllich umgeben, stellte sich nicht vor, daß man eine andere Leidenschaft als den Fanatismus der Freiheit und der Unabhängigkeit haben könne. Sie fanden gewisse französische Connaissancen mit ihm, und er nahm sich nicht Zeit, die Grundsätze Ihrer Moral näher zu prüfen als Ihre Worte. Er ließ Sie ernennen, um in Versailles wegen des Abkommens zu unterhandeln, das unter Vermittlung dieses Cabinets in Gang kam. Herr von Choiseul sah Sie und erkannte Sie. Die Seelen von einem gewissen Gepräge weiß man im Augenblick zu schätzen. Bald verwandelten Sie sich aus dem Vertreter eines freien Volkes in den Commis eines Satrapen; Sie teilten ihm die Instructionen, die Projecte, die Geheimnisse des Cabinets von Corte mit.

Diese Ausführung, welche man hier niedrig und schamlos findet, finde ich für meine Person ganz simpel; doch in jeder Art von Angelegenheit kommt es darauf an zu verstehen und mit kaltem Blute zu urtheilen.

Die Brude richtet die Coquette, und man persifliert sie darob; das ist in wenig Worten Ihre Geschichte.

Ein Mensch von Grundsätzen beurteilt Sie nach dem Schlimmsten, aber Sie glauben nicht an Menschen von Grundsätzen. Der Gewöhnliche, welcher stets durch tugendhafte Demagogen verführt wird, kann von Ihnen nicht gewürdigt sein, der Sie an Tugend nicht glauben. Man darf Sie nur durch Ihre eignen Grundsätze verurtheilen, wie einen Verbrecher durch die Gesetze; aber diejenigen, welche das Raffinement kennen, finden in Ihrer Handlungsweise nichts als große Einfältigkeit: das kommt also auf das schon Gesagte hinaus, daß man in jeder Art von Angelegenheit zuerst verstehen, und dann mit Ruhe urtheilen solle. Im übrigen können Sie nicht minder siegreich sich verteidigen, denn Sie haben nicht das Ansehn eines Caton oder Catinat begehrt; es genügt Ihnen zu sein wie eine gewisse Welt; und in dieser gewissen Welt ist es Herkommen, daß der,

welcher Geld haben kann und das nicht benötigt ein Einfaltspinsel ist; denn das Geld verschafft alles Vergnügen der Sinne, und das Vergnügen der Sinne ist das allein Schätzenswerte. Also Herr von Choiseul, welcher sehr freigebig war, gestattete Ihnen nicht zu widersprechen, als Ihr lächerliches Vaterland nach seiner lustigen Gewohnheit Sie für Ihre Dienste mit der Ehre ihm zu dienen bezahlte.

Als der Tractat von Compiègne abgeschlossen war, landeten Herr von Chauvelin und 24 Bataillons auf unsern Küsten. Herr v. Choiseul, dem es auf die Schnelligkeit der Expedition gar sehr ankam, geriet in Unruhe, daß er diese Erregung Ihnen nicht verhehlen konnte. Sie rieten ihm, Sie mit einigen Millionen herzuschicken. Wie Philipp mit seinem Maulesel Städte einnahm, versprachen Sie ihm alles ohne Hindernisse zu unterwerfen.... Gesagt, gethan; und Sie über das Meer eilend, warfen die Maske ab, und das Gold und das Gnadendiplom in der Hand, zettelten Sie mit denen Unterhandlungen an, welche Sie für die zugänglichsten hielten.

Das corsische Cabinet stellte sich nicht vor, daß ein Corse sich mehr lieben könne als das Vaterland, es hatte Sie mit seinen Interessen beauftragt. Indem Sie Ihrerseits sich nicht vorstellten, daß ein Mensch das Geld und sich nicht mehr lieben könne als das Vaterland, verkauften Sie sich und hofften alle zu kaufen. Tiefer Moralist, Sie wußten was der Fanatismus eines Jeden gelte; als einige Pfunde Gold mehr oder weniger miancirten in Ihren Augen die verschiedenen Charaktere.

Indeß Sie täuschten sich; der Schwache wurde wol erschüttert, aber er ward durch die schreckliche Idee den Busen des Vaterlandes zu zerfleischen entsezt. Er bildete sich ein, den Vater, den Bruder, den Freund, der in seiner Verteidigung umkam, seinen Grabstein erheben zu sehn, um ihn mit Flüchen zu erjüden. Diese lächerlichen Vorurtheile waren mächtig genug, Sie in ihrem Laufe aufzuhalten. Sie seufzten es mit einem kindischen Volke zu thun zu haben; aber, mein Herr, dieses Raffinement von Empfindungen ist der Menge nicht gegeben; so lebt sie in der Armut und in dem Glende, während der kluge Mensch so bald ihm nur die Umstände einigermassen günstig werden, sich schnell zu erheben weiß. Das ist ungefähr die Moral Ihrer Geschichte.

Indem Sie von den Hindernissen Rechenschaft gaben, welche sich der Verwirklichung Ihrer Versprechen entgegenstellten, machten

Sie den Vorschlag das Regiment Royal=Corse hieher kommen zu lassen. Sie hofften, daß sein Beispiel unsre zu guten und zu einfältigen Bauern befehren würde, daß es sie an eine Sache gewöhnen würde, in der sie so viel Widerstrebendes fanden; auch in dieser Hoffnung wurden Sie noch getäuscht. Haben nicht die Rossi, Marengo und einige andere Narren dieses Regiment bis so weit enthasiasmirt, daß die gesammten Officiere durch eine authentische Acte erklärten, lieber ihre Diplome zurückzuschicken als ihren Eid oder noch heiligere Pflichten zu verletzen?

Sie fanden Sich auf Ihr alleiniges Beispiel beschränkt. Ohne aus der Fassung zu kommen, warfen Sie sich an der Spitze einiger Freunde und eines französischen Detachements nach Bescovato; aber der schreckliche Clemens jagte sie aus dem Neste. Sie retirirten sich nach Bastia mit den Gefährten ihres Abenteuers und ihrer Familie. Diese kleine Affaire brachte Ihnen wenig Ehre; Ihr Haus und die Häuser Ihrer Genossen wurden verbrannt. In Ihrem Sicherheitsorte mokirten Sie sich über diese Anstrengungen der Ohnmacht.

Man will Ihnen hier dreist zumuten, daß sie Royal=Corse gegen seine Brüder haben bewaffnen wollen. Man will desgleichen wegen des geringen Widerstandes von Bescovato Ihnen den Mut absprechen. Diese Beschuldigungen sind wenig begründet; denn die erste ist eine unmittelbare Consequenz, ist ein Mittel der Ausführung Ihrer Projecte, und wie wir behauptet haben, daß Ihre Handlungsweise sehr simpel gewesen sei, so folgte daraus, daß diese nebensächliche Beschuldigung gehoben ist. Was den Mangel an Mut betrifft, so sehe ich, nicht daß die Action von Bescovato ihn bestärke; Sie gingen nicht dahin um im Ernste einen Krieg zu führen, sondern um durch Ihr Beispiel diejenigen zu ermutigen, welche in der Gegenpartei schon wankten. Und dann, welches Recht hatte man zu verlangen daß Sie die Frucht zweier Jahre von guter Aufführung riskirten, um sich tödten zu lassen wie einen Soldaten; aber Sie mußten in Bewegung geraten, da Sie Ihr Haus und die Häuser Ihrer Freunde die Beute der Flammen werden sehen. Guter Gott! wann werden die bornirten Menschen auf alles Wert legen zu wollen? Indem Sie Ihr Haus brennen ließen, zwangen Sie Herrn von Choiseul Sie zu entschädigen. Die Erfahrung hat die Richtigkeit Ihrer Rechnung bestätigt; weit über den Wert des Verlorenen hat man Sie bezahlt. Es ist wahr daß man sich beklagt, daß Sie

alles für sich in Anspruch nahmen und nur eine Kleinigkeit den Glenden gaben, welche Sie verführt hatten. Um zu wissen was Sie thun durften, ist es nur zu wissen nötig, ob Sie es mit Sicherheit thun konnten; nun, arme Leute, welche Ihres Schuzes so sehr benötigt waren, waren weder in der Lage reclamiren zu können, noch selbst das Unrecht, das man Ihnen anthat, deutlich genug einsehen zu können; sie konnten nicht die Mißvergnügten machen und gegen Ihre Autorität sich auflehnen: ein Abscheu ihren Landsteuten, wäre ihre Rückkehr nicht einmal sicher gewesen. Es ist also wol natürlich daß wenn Sie so einige Tausend Thaler fanden, Sie dieselben nicht entzwischen ließen; das wäre eine Dummheit gewesen.

Die Franzosen, trotz ihres Goldes, ihrer Diplome, der Disciplin ihrer zahlreichen Bataillons, der Leichtigkeit ihrer Escadrons, der Geschicklichkeit ihrer Artillerie geschlagen, vernichtet bei Penia, bei Bescovato, bei Dreto, bei S. Nicolao, bei Borgo, Borbaggio, Dletta, verschätzten sich äußerst entmutigt. Der Winter, die Zeit ihrer Ruhe, war für Sie, mein Herr, die der größten Arbeit; und wenn Sie über die Hartnäckigkeit der Borurteile nicht triumphiren konnten, welche in dem Geiste des Volkes tiefe Wurzeln geschlagen haben, so gelang es Ihnen, einige seiner Häupter zu verführen, denen Sie, obwol mit Mühe, ihre guten Gesinnungen zu rauben vermochten, was, vereint mit den 30 Bataillons, die im folgenden Frühjahr Herr de Baur mit sich brachte, Corsica unter das Joch warf, Paoli und die Begeistertsten zum Rückzuge zwang.

Ein Teil der Patrioten war gefallen während der Verteidigung ihrer Unabhängigkeit, ein anderer hatte ein proscribirtes Land, jetzt das erste Nest der Tyrannen, geflohen; aber eine große Zahl hatte weder sterben noch fliehen dürfen: sie waren der Gegenstand der Verfolgungen. Seelen, welche man nicht hatte bestechen können, waren von einem anderen Gepräge. Man konnte die französische Herrschaft nur auf ihrer vollständigen Vernichtung befestigen. Ach! dieser Plan wurde nur zu pünktlich ausgeführt. Die Einen starben als Opfer der Verbrechen, die man ihnen unterschoß; die andern durch die Gastfreundschaft und das Vertrauen verraten, hauchten auf dem Schaffot ihre Seufzer aus, ihre Tränen unterdrückend. In großer Zahl durch Karbonne-Frislar in den Turm von Toulon gesperrt, durch schlechte Nahrung vergiftet, durch ihre Ketten gemartert, mit den unwürdigsten Mißhandlungen überhäuft, lebten sie einige Zeit in den Krämpfen

des Todeskampfes, nur um den Tod mit langsamem Schritte sich nahen zu sehn . . . O Gott, Zeuge ihrer Unschuld, warum hast du dich nicht zu ihrem Rächer gemacht!

In diesem allgemeinen Elend, mitten unter dem Geschrei und dem Seufzen dieses unglücklichen Volkes fingen Sie unterdeß an, die Frucht Ihrer Mühen zu genießen. Ehren, Würden, Pensionen regneten auf Sie, Ihre Besitztümer würden sich noch reißender vermehrt haben, wenn nicht die Dubarry, Herrn von Choiseul stürzend, Sie eines Protector's, eines Schätzers Ihrer Dienste beraubt hätte. Der Schlag entmutigte Sie nicht; Siekehrten von der Seite der Bureaus wieder; Sie erkannten allein die Notwendigkeit eusiger zu sein. Man fühlte sich dadurch geschmeichelt, Ihre Dienste waren so notorisch! . . . Alles ward Ihnen zugestanden. Nicht zufrieden mit dem Leibe von Biguglia, verlangten Sie einen Teil der Ländereien mehrerer Gemeinden. Warum wollten Sie diese ihrer berauben? fragt man. Ich meiner Seite frage, welche Rücksichten durften Sie für eine Nation nehmen, von der Sie wußten, daß sie Sie verabscheue?

Ihr Lieblingsproject war die Insel unter zehn Barone zu teilen. Wie! nicht genug, daß Sie die Ketten Ihres Vaterlandes hatten schmieden helfen, Sie wollten sie auch der absurden Feudalherrschaft unterwerfen! Aber ich lobe Sie, daß Sie den Corsen das größte Uebel zufügten, das Ihnen möglich war; Sie waren in einem Kriegszustande mit ihnen, und im Kriegszustande ist es ein Axiom, Schaden thun zu seinem Vorteil.

Doch gehen wir über alle diese Misereu hinweg; kommen wir zur Gegenwart und endigen wir einen Brief, welcher durch seine schreckliche Länge Sie zu ermüden nicht verschlen wird.

Die Lage der Dinge Frankreichs weißagte außerordentliche Ereignisse; sie fürchteten ihren Rückschlag in Corsica. Dieselbe Raserei, von welcher wir vor dem Kriege besessen waren, begann zu Ihrem großen Aerger dieses liebenswürdige Volk außer sich zu bringen. Sie begriffen die Folgen davon; denn wenn die großen Bestimmungen die Meinung beherrschten, wurden Sie aus einem rechtschaffenen Manne nur ein Verräter, und noch schlimmer, wenn die großen Bestimmungen das Blut unserer warmen Mitbürger in Bewegung setzten; wenn je eine nationale Regierung daraus folgte, was wurde aus Ihnen? Ihr Gewissen also begann Sie zu beunruhigen. Erschreckt, niedergeschlagen, gaben Sie sich doch nicht auf; Sie entschlossen sich Alles

gegen Alles zu setzen, aber Sie thaten es als ein Mann von Kopf; Sie nahmen ein Weib, um Ihren Halt zu vergrößern. Ein Ehrenmann, welcher auf Ihr Wort seine Schwester Ihrem Neffen gegeben hatte, sah sich hintergangen. Ihr Neffe, dessen väterlich Gut Sie verschlungen hatten, um ein Erbe zu vermehren, welches das seinige sein sollte, fand sich mit einer zahlreichen Familie ins Glend gesetzt.

Nachdem Sie Ihre häuslichen Angelegenheiten geordnet hatten, warfen Sie einen Blick auf das Land. Sie sahen es von dem Blute seiner Märtyrer rauchen, bedeckt mit vielen Opfern und überall nur Rachegeanken atmen. Aber Sie sahen hier den wilden Soldaten, den frechen Schreiber, den gierigen Steuereintnehmer ohne Widerspruch herrschen und den Orden unter der dreifachen Kettenlast nicht zu denken wagen weder an das, was er war, noch an das, was er noch sein konnte. In der Freude Ihres Herzens sagten Sie sich: die Sachen gehn gut, es handelt sich nur darum, sie so zu erhalten, und augenblicks verbanden Sie sich mit dem Soldaten, mit dem Schreiber und mit dem Zollpächter. Es war von nichts mehr die Rede, als darauf zu denken, Deputirte zu haben, welche von diesen Gesinnungen befeelt waren; denn was Sie betraf, so konnten Sie nicht glauben, daß eine Ihnen feindliche Nation Sie zu ihrem Vertreter wählte. Aber Sie sollten die Meinung ändern, als die Berufungsschreiben durch eine vielleicht absichtliche Absurdität feststellten, daß der Abeldeputirte in einer allein aus 22 Personen zusammengesetzten Versammlung gewählt werden sollte; es handelte sich nur darum, 12 Stimmen zu gewinnen. Ihre Mitverbündete vom hohen Räte waren äußerst thätig: Drohungen, Versprechungen, Liebfosungen, Geld, alles ward aufgeboden: Sie reussirten. Die Ihrigen waren in den Communen nicht so glücklich: der erste Präsident fiel durch, und zwei in ihren Ideen eraltirte Menschen — der Eine war Sohn, Bruder, Neffe der eifrigsten Verteidiger der Volksache; der andere hatte Sionville und Narbonne gesehn, und über seine Dhnmacht seufzend, war seine Seele mit den Schrecken, die er hatte ausüben sehen, erfüllt — diese beiden Menschen waren proclamirt und begegneten den Wünschen der Nation, deren Hoffnung sie wurden. Der geheime Unwille, die Wut, welche bei Ihrer Ernennung Alle angriff, macht Ihren Manövern und dem Credit Ihrer Verbündeten Ehre.

Als sie in Versailles angekommen waren, wurden Sie ein eifriger Royalist; in Paris mußten Sie mit einem fühlbaren Kummer

sehen, daß die Regierung, welche man auf so vielen Trümmern errichten wollte, dieselbe war, die man bei uns in so viel Blut ertränkt hatte.

Die Anstrengungen der Schlechten waren unmächtig; die neue Constitution, von Europa bewundert, ist die Sorge jedes denkenden Wesens geworden. Es blieb Ihnen nur noch eine Rettung, und die war glauben zu machen, daß diese Constitution für unsere Insel nicht passe, da sie doch genau dieselbe war, welche so gute Erfolge bewirkte, und die uns zu entreißen es so vielen Bluts bedurfte.

Alle Abgeordneten der alten Verwaltung, welche in Ihre Cabale natürlich eingingen, dienten Ihnen mit aller Wärme des persönlichen Eigennuzes. Man faßte Memoiren ab, in denen man behauptete, die Vorteile zu erfahren, welche für uns das bestehende Gouvernement hätte, und in denen man darstellte, daß jede Veränderung dem Wunsche der Nation zuwider sei. In derselben Zeit hatte die Stadt Ajaccio Wind von dem, was man anzettelte: sie erhob ihr Haupt, formirte ihre Nationalgarde, organisirte ihr Comité. Dieser unerwartete Zwischenfall brachte Sie in Schrecken. Die Gährung theilte sich überall mit. Sie beredeten den Minister, vor dem Sie in Ausgelegenheiten Corsicas die Einsicht voraus hatten, daß es nötig sei, Ihren Schwiegervater, Herrn Gaffori, dahin zu schicken, den würdigen Vorläufer des Herrn Narbonne, welcher an der Spitze seiner Truppen die Unverschämtheit hatte, mit Gewalt die Tyrannei aufrecht halten zu wollen, die sein verstorbener Vater, glorreichen Andenkens, durch sein Genie geschlagen und niedergeworfen hatte. Unzählige Schnitzer ließen die Mittelmäßigkeit der Talente Ihres Schwiegervaters nicht verborgen bleiben: er besaß nur die Kunst, sich Feinde zu machen. Aller Seits sammelte man sich gegen ihn. In dieser dringenden Gefahr erhoben Sie Ihre Blicke und sahen Narbonne. Narbonne hatte, einen günstigen Augenblick benützend, den Plan gefaßt, in einer Insel, welche er durch unerhörte Grausamkeiten verwüstet hatte, den Despotismus zu befestigen, welcher sein Gewissen quälte. Sie stimmten ihm bei: der Plan ist entworfen, 5000 Mann haben Ordre erhalten; die Decrete, das Provinzialregiment um ein Bataillon zu vermehren, sind expedirt; Narbonne ist abgereist. Diese arme Nation, ohne Waffen, ohne Mut, ist ohne Hoffnung und ohne Hilfsquellen den Händen dessen überliefert, der ihr Feind war.

O unglückselige Mitbürger! welcher gehässigen Intrigue solltet ihr zum Opfer fallen! ihr würdet sie gemerkt haben, wenn es zu spät war. Welches Mittel, ohne Waffen 10,000 Menschen zu widerstehn? Ihr selber hättet die Acte eurer Degradation unterschrieben, die Hoffnung wäre entflohen, die Hoffnung wäre erstickt, und Tage des Unheils wären unablässig sich gefolgt. Das freie Frankreich hätte euch mit Verachtung angesehen, das bekümmerte Italien mit Unwillen, und Europa, über diese beispiellos tiefe Erniedrigung erstaunt, hätte aus seinen Annalen die Züge gestrichen, welche eurer Tugend Ehre machen. Aber eure Gemeindepuputirte durchdrangen den Plan und gaben euch zur rechten Zeit Kunde. Ein König, welcher stets nur das Glück seiner Völker wünschte, durch Herrn Lafayette, diesen standhaften Freund der Freiheit, aufgeklärt, wußte die Intriguen eines perfiden Ministers zu vernichten, den die Rache fortwährend antrieb, euch zu schaden. Ajaccio zeigte sich in seiner Adresse entschlossen; dort war mit so viel Energie der klägliche Zustand dargestellt, in welchen euch das am meisten despotische Regiment gebracht hatte. Das bis dahin noch schummernde Bastia erwachte beim Geräusche der Gefahr und ergriff die Waffen mit dieser Entschlossenheit, welche es immer ausgezeichnet hat. Arena kam von Paris nach der Balagna, voll von diesen Gefinnungen, welche alles zu unternehmen und keine Gefahr zu fürchten fähig machen. Die Waffen in der einen, die Decrete der Nationalversammlung in der andern Hand, machte er die öffentlichen Feinde erblicken. Achille Murati, der Eroberer von Capraja, welcher die Verweisung bis nach Genua getragen hatte, dem, um ein Türenne zu sein, nur die Umstände und ein größerer Schauplatz fehlten, erinnerte die Gefährten seines Ruhms, daß es Zeit sei, ihn wieder zu gewinnen, daß das Vaterland in Gefahr nicht Intriguen, die es nie verstand, sondern Eisen und Feuer nötig habe. Beim Geräusche eines so allgemeinen Stoßes, kehrte Gaffori in das Nichts zurück, aus dem ihn wider Willen die Intrigue hatte hervorgehen lassen. Er zitterte in der Festung von Corte. Narbonne eilte von Lyon weg, in Rom seine Schande und seine höllischen Pläne zu begraben. Wenige Tage später, Corsica ist an Frankreich gekettet, Paoli zurückgerufen, und in einem Augenblick ändert sich die Aussicht und bietet euch eine Laufbahn, welche ihr zu hoffen nie würdet gewagt haben.

Verzeihen Sie, mein Herr, verzeihen Sie: ich habe die Feder

ergriffen, um Sie zu verteidigen, aber mein Herz hat sich gewaltsam gegen ein System empört, in dessen Gefolge Verrat und Persidie waren. Und wie? Sohn dieses selben Vaterlandes, haben Sie nie Etwas für es gefühlt? Und wie? war Ihr Herz denn ohne Bewegung beim Anblicke der Felsen, der Bäume, der Häuser, der Gegenden, welche die Schauplätze Ihrer Spiele in der Kindheit waren? Als Sie zur Welt kamen, trug es Sie an seinem Busen, nährte Sie mit seinen Früchten. Als Sie in die Jahre der Vernunft kamen, setzte es auf Sie seine Hoffnung, ehrte es Sie mit seinem Vertrauen, sagte es zu Ihnen: „Mein Sohn, du siehst den elenden Zustand, in welchen mich die Ungerechtigkeit der Menschen versetzt hat: mich sammelnd in meiner Leidenschaft, gewinne ich die Kräfte wieder, welche mir eine sichere und unfehlbare Wiederherstellung versprechen; aber man bedroht mich aufs neu; eile, mein Sohn, eile nach Versailles, kläre den großen König auf, zerstreue seinen Argwohn, bitte ihn um seine Freundschaft.“

O wol! ein wenig Gold machte Sie zum Verräter an seinem Vertrauen, und bald sah man Sie um ein wenig Gold das vatermörderische Schwert in der Hand seine Eingeweide zerreißen. Ach! mein Herr, ich bin weit entfernt Ihnen Uebles zu wünschen; aber fürchten Sie . . . es gibt Gewissensbisse, welche rächen. Ihre Mitbürger, welche Sie verabscheuen, werden Frankreich aufklären. Die Güter, die Pensionen, Früchte Ihrer Verrätereien, werden Ihnen genommen sein. In der Abgelebtheit des Alters und des Glends, in der schauerhaften Einsamkeit des Verbrechens, werden Sie lange genug leben um von Ihrem Gewissen gepeinigt zu sein. Der Vater wird Sie seinem Sohne, der Lehrer seinem Schüler zeigen, ihnen sagend: „Jünglinge, lernt das Vaterland, die Tugend, die Treue, die Menschlichkeit achten.“

Und Sie, deren Jugend, Anmut und Unschuld man prostituiert, Ihr reines und keusches Herz zittert unter der Berührung einer Verbrecherhand? Achtungswerte und unglückliche Frau!

Bald wird die Ehrensperre und das Gepränge des Reichthums verschwinden; die Verachtung der Menschen wird sich auf Sie häufen. Werden Sie in der Brust dessen, welcher der Urheber davon ist, einen Trost suchen, dessen Ihre sanfte und liebende Seele nicht entbehren kann? Werden Sie in seinen Augen Tränen suchen um sie

mit den Ihren zu mischen? Wird Ihre bebende Hand, auf sein Herz gelegt, ihm die Bewegung des Ihrigen zu sagen suchen: Ach! wenn Sie bei ihm Tränen finden, werden es die der Gewissensangst sein. Wenn sein Herz schlägt, werden es die Convulsionen des Bösen sein, welcher stirbt die Natur, sich und die Hand, welche ihn führt, verfluchend.

O Lameth! o Robespierre! o Pétion! o Volney! o Mirabeau! o Barnave! o Bailley! o La Fayette! seht, das ist der Mensch, welcher es wagt an Eurer Seite zu sitzen. Ganz vom Blute seiner Brüder triefend, mit Verbrechen jeder Art besudelt, stellt er sich frech unter dem Generalokleide, dem ungerechten Lohne seiner Schurkereien, dar! Er wagt es sich Repräsentanten der Nation zu nennen, er der sie verkauft hat, und Ihr duldet es! Er wagt es die Augen zu erheben, Euren Discursen zuzuhören, und Ihr duldet es! Wenn dies die Stimme des Volkes ist, so hatte er nie mehr als die von zwölf Edelknechten. Wenn dies die Stimme des Volkes ist, so mußte Ajaccio, Bastia und der größte Teil der Cantons das an seinem Bilde thun, was sie an seiner Person hatten thun wollen.

Aber Ihr, welche der Irrtum des Augenblicks, vielleicht der Mißbrauch der Minute verleitet, den neuen Veränderungen euch zu opponiren, werdet Ihr einen Verräter leiden können; den, welcher unter der kalten Außenseite eines verständigen Mannes die Gier eines Lafaien verbirgt? Ich kann es mir nicht denken. Ihr werdet die ersten sein, ihn mit Schimpf und Schande fortzujagen, sobald man Euch über das Gewebe von Schurkereien wird aufgeklärt haben, dessen Künstler er gewesen ist.

Ich habe die Ehre, mein Herr, Ihr sehr unterwürfiger und sehr gehorsamer Diener zu sein.

Bonaparte.

Aus meinem Cabinet von Milleli, den 23. Januar,
im zweiten Jahre.

Aus meinem Cabinet von Milleli — — es klingt ganz imperatorisch. Man wird sagen müssen, daß dieser kühne, schonungslose, gewaltige Brief des 21jährigen Jünglings, halb Robespierre, halb Marat, den besten Pamphleten der Revolutionsbereitschaft nimmer nachsteht.

Ich will hier bemerken, daß unter den sechs Deputirten Cordicas zum Convente, drei für die ewige Detention Ludwigs Capet, zwei

für Detention bis zum Frieden und Verbannung darnach, Cristoforo Saliceti allein für den Tod stimmte.

Sechstes Kapitel.

Napoleons letzte Thätigkeit in Corsica.

Im Jahre 1791 sollten zwei Bataillone in Corsica gebildet werden. Die Soldaten sollten ihre Chefs selbst ernennen. Da ist es merkwürdig zu sehen, wie der nachherige Cäsar Napoleon es für die höchste Ehre und ein fast unerreichbares Glück erachtete, sich zum Chef eines Bataillons emporzuschwingen. Die Schwierigkeiten waren sehr groß wie die Energie des jungen Candidaten. Ihm standen die angesehensten Männer von Ajaccio entgegen, Cuneo, Lodovico Ornano, Ugo Peretti, Matias Pozzo di Borgo, der reiche Marius Peraldi. Peraldi machte Napoleon lächerlich, er spottete über seine Figur, seine Taille, seine geringen Aussichten. Napoleon, ganz in Wut, forderte ihn. Peraldi nahm das Duell an. Sein Nebenbuler wartete auf ihn bis zum Abend an der kleinen schön gelegenen Capelle der Griechen, unruhig auf und abwandelnd; aber Peraldi erschien nicht, die Sippschaft hatte das Duell hintertrieben.

Wenn man heute nach der Capelle der Griechen geht, von wo aus der Blick auf die Stadt und den Golf sehr schön ist, so sieht man seitwärts über sich auf dem Uferberge einen kleinen jonischen Tempel. Ich fragte nach seiner Bedeutung: es ist das Grabmal der Peraldi, sagte man mir. Marius, der Nebenbuler Napoleons um eine Majorstelle, liegt dort begraben. Seine Familie hat keinen andern Ruf hinterlassen als den, eine der reichsten Corsicas zu sein.

Madame Letitia opferte ihr halbes Vermögen, um dem geliebten Sohne das Commando des Bataillons zu verschaffen. Ihr Haus war für Napoleons zahlreiche Partei stets geöffnet, ihr Tisch stets gedeckt. In den Zimmern und auf der Flur lagen stets Matrasen bereit, um den bewaffneten Anhängern Aufnahme für die Nacht zu geben. Man lebte dort wie im Verteidigungszustande der Vendetta. Die Lage war bedrohlich. Napoleon war nie so aufgeregter als in dieser Zeit; er schlief die Nächte nicht, und Tags ging

er unruhig in den Zimmern umher oder beriet sich mit dem Abbé Fesch und seinen Parteigängern. Er war nachdenklich und blaß, die Augen voll Feuer, die Seele voll Leidenschaft. Vielleicht ging er dem Consulate und dem Kaisertume ruhiger entgegen als dem Range eines Majors der Nationalgarde von Ajaccio.

Der Commissär, welcher die Wahl leiten sollte, war angekommen, und im Hause der Beraldi hatte er sich einlogirt. Dies war fürchterlich. Man beschloß also einen 18. Brumaire, einen kleinen Staatsstreich auszuführen. Die Partei Napoleon bewaffnet sich, der trotzige und wilde Bagaglino, ein Parteimaan Napoleons, bis an die Zähne bewaffnet, dringt Nachts in das Haus Beraldi, wo man mit dem Commissär eben bei Tische sitzt. „Madame Letitia will Euch sprechen,“ ruft Bagaglino drohend, „aber sogleich.“ — Der Commissär folgt ihm, die Beraldi wagen es nicht ihn zurückzuhalten; die Napoleonisten entführen den Gast, und sie zwingen ihn sich in die Casa Bonaparte einzuquartieren, unter dem Vorwande, daß er bei den Beraldi nicht frei sei. Dieser Staatsstreich zeigt den Napoleon fix und fertig.

Die Casa Bonaparte hielt sich nun im Kriegszustande, aber Beraldi wagte nichts. Nun erschien der Tag der Wahl. In der Kirche San Francesco sollte sie vollzogen werden. Es gab einen Sturm, Gerónimo Pozzo di Borgo ward von dem Rednerstul gerissen und nur mit Mühe geschützt. Das Resultat der Wahl war dieses: Quenza, von der Partei Bonaparte, wurde der erste Chef, Napoleon der zweite nach ihm. Der Sieg war fast vollständig, und das unerreichbare Ziel fast erreicht, Napoleon war zweiter Befehlshaber eines Bataillons!

Von dieser Zeit an lebte Napoleon nur in seinem Bataillone, dessen Seele er war. Hier machte er seine praktischen, militärischen Studien ehe er ins Feld abging, wie er in dem Club von Ajaccio die Schule des Politikers durchmachte. Unterdeß wuchs die Spannung zwischen der Gegenpartei, den Aristokraten, den von eidscheuen Priestern bearbeiteten Bürgern und dem Nationalbataillon von Tag zu Tage. Wenn man die heutigen Bergcorden sieht, kann man sich ungefähr eine Vorstellung von dem Aussehen und der Natur jenes Bataillons Quenza-Napoleon machen. Nicht ohne Grund wird der Bürger von Ajaccio diesen Trupp in der Dressur begriffener Montagnards gefürchtet haben. Am Ostertage des Jahres 1792 kam es

denn zu einem blutigen Kampfe zwischen dem Volke von Ajaccio und dem Bataillone. Er entspann sich auf dem Diamantplatze und dauerte unter vielem Blutvergießen mehrere Tage, ohne daß die Civilbehörden oder der Militärcommandant Maillard sich ins Mittel legten. Napoleon entging glücklich aller Lebensgefahr. Nachdem sich nun der Sturm gelegt hatte, setzte er ein Rechtfertigungsschreiben im Namen seines Bataillons auf, und adressirte es an das Departement, an den Kriegsminister und an die Legislative. Es erschienen darauf drei Commissäre in Ajaccio; sie statteten einen günstigen Bericht über die Führung des Bataillons ab, aber es wurde aus Ajaccio entfernt. Napoleon ging nach Corte, wo ihn Paoli mit Kälte empfing.

Im Mai desselben Jahres reiste er nach Paris, um seine Schwester Elisa aus S. Cyr zu holen. Der Umsturz der politischen Dinge überraschte ihn hier und zertrümmerte die Aussichten auf ein Armee-Avancement, die er in Paris zu verwirklichen gehofft hatte. Die leidenschaftliche Natur des Corsen wurde davon so mächtig ergriffen, daß man sagt, er habe Selbstmordgedanken gehegt. Er ward sie los in einem Dialoge über den Selbstmord. Napoleon verließ Paris bald nach dem schrecklichen 2. September und kehrte nach Corsica zurück.

Der Mann also, welcher bestimmt war Europa umzugestalten, mühte sich in derselben Zeit wo Dumouriez mit den ersten Waffenthaten der jungen Republik die Welt in Erstaunen setzte, in dem wilden Corsica ab den Cabalen seiner Gegner Stand zu halten und selber Cabalen zu schmieden, und setzte täglich sein Leben dem Dolchstoß oder der Flintenkugel aus. In Corte wieder angekommen, entließ ihn der General Paoli mit Strenge. Ihre Wege gingen vollständig auseinander, denn in der Seele des jungen Bonaparte regten sich nun andere Wünsche als die, in die Fußstapfen des edlen Patrioten zu treten. Hätte er das gethan, wäre sein Herz für die Freiheit Corsicas entzündet geblieben, dann zeigte mir heute vielleicht ein wilder Ziegenhirte in den Bergen irgend einen Schauerort und sagte: seht, hier ist der große Corsenhäuptling Napoleon Bonaparte gefallen, er war fast so gewaltig wie Sampiero.

Paoli gab Napoleon den Befehl sich nach Bonifazio zu verfügen, um der Expedition gegen Sardinien sich anzuschließen. Nurwend gehorchte Napoleon.

Acht Monate blieb er in Bonifazio, die nötigen Anordnungen

zu treffen, so weit er damit beauftragt war. Am 22. Januar, einen Tag nach der Hinrichtung Ludwigs Capet, hätte Napoleon in Bonifazio fast das Leben verloren. Marinesoldaten, wütendes Gefindel aus Marseille, waren ans Land gekommen und hatten mit dem Corßenbataillon Handel angefangen; als nun Napoleon herbeieilte, Ruhe zu schaffen, empfingen sie ihn mit dem Gebrülle *ça ira*, riefen daß er ein Aristokrat sei, und auf ihn einstürmend wollten sie ihn an die Laterne hängen, bis es dem Maire, dem Volke und den Soldaten gelang die Bande zu verzagen.

Die Unternehmung auf Sardinien unter Truguets Oberbefehl eingeleitet, um den Hof von Turin zu schrecken, schlug vollständig fehl. Man will wissen, daß Paoli an dem Wipflingen gearbeitet hatte. Zwar hatte er tausend Mann Nationalgarden unter den Befehl seines vertrautesten Freundes Colonna-Cesari gestellt, aber wie dieser später selbst erzählte, ihm gesagt: „Erinnere dich, o Cesari, daß Sardinien der natürliche Verbündete unserer Insel ist, daß es in allen Verhältnissen uns mit Lebensmitteln und mit Munition versorgt hat, daß der König von Piemont immer der Freund der Corßen und ihrer Sache gewesen ist.“ Das Geschwader, welches unter Colonnas Befehlen stand, verließ endlich den Hafen von Bonifazio und segelte gegen die Insel Santa Maddalena. Napoleon stand unmittelbar unter Colonna und war mit der Artillerie beauftragt. Der junge Artillerist brannte vor Ungebuld, es war seine erste Waffenthat. Einer der ersten sprang er ans Land und schleuderte mit eigener Hand eine Brandfugel in das Städtchen Maddalena. Aber seine vorzüglichen Anordnungen hatten keinen Erfolg; die Sarden machten einen Ausfall, Colonna ließ ohne Weiteres zum Rückzuge blasen.

Der junge Napoleon weinte vor Wut, er machte Colonna heftige Vorstellungen, und da dieser ihn mit Nichtachtung anhörte, wandte sich Napoleon gegen einige Officiere und sagte: Er versteht mich nicht. — Colonna herrschte ihm darauf zu: Ihr seyd ein Unverschämter! — Der junge geborne Soldat kannte seine Pflicht, schwieg und stellte sich an seinen Posten. Ein Parade Pferd ist er und nichts anderes, sagte er nachher. So war die erste Waffenthat Napoleons unglücklich, sieglos und ein Rückzug.

Als er darauf nach Bonifazio zurückgekehrt war, erfuhr er, daß Paoli, welcher nun die Maske abzuwerfen sich genötigt sah, das Bataillon Quenza aufgelöst habe. Dies geschah im Frühlinge des

Jahres 1793, zu der Zeit als der Couvent Saliceti, Delcher und Lacombe als seine Commissäre auf die Insel schickte. Lucian Bonaparte und Bartolommeo Arena hatten Paoli denunciirt. Napoleon aber hatte an der Denunciation keinen Theil, vielmehr gebot ihm das Andenken seines Vaters und sein Edelmut den großen Landsmann zu verteidigen. Er schrieb selbst Paolis Apologie und sandte sie dem Couvente zu, und dieß war eine That, welche ihn ehrt. Diese merkwürdige Schrift ist aufbehalten, doch an einigen Stellen lückenhaft; wie sie vorliegt, halte ich sie nur für den ersten Entwurf Napoleons, aus welchem er dann ein Ganzes formen wollte.

Schreiben Napoleons an den Couvent.

Repräsentanten!

Ihr seid die wahren Organe der Volkssouveränität. Alle eure Decrete sind von der Nation dictirt oder durch sie unmittelbar vollzogen. Jedes eurer Gesetze ist eine Wohlthat und erwirbt euch einen neuen Anspruch auf den Dank der Nachwelt, welche euch die Republik verdankt, und auf den der Welt, welche von euch die Freiheit datiren wird.

Ein einziges eurer Decrete hat die Bürger der Stadt Ajaccio tief niedergeschlagen; dasjenige, welches einem 70jährigen schwachen Greise befiehlt sich an eure Barre zu schleppen, und ihn einen Augenblick neben den gottlosen Wähler oder den feilen Ehrgeizigen stellt.

Paoli sollte ein Wähler oder ein Ehrgeiziger sein?

Aufwiegler! und warum? Etwa um sich an der Familie der Bourbonns zu rächen, deren perfide Politik sein Vaterland mit Jammer überhäufte und ihn zur Verbannung zwang? Aber endete jene nicht eben mit der Tyrannei, und habt ihr nicht eben seinen Groll, wenn er ihn noch bewahrt, in dem Blute Ludwigs gesättigt?

Aufwiegler! und warum? Etwa um die Aristokratie des Adels und der Priester wiederherzustellen? Er, welcher seit seinem 13. Jahre er welcher, kaum an die Spitze der Angelegenheiten gelangt das Lehnswesen zerstörte, und keine andere Auszeichnung kannte, als die des Bürgers? er welcher, dreißig Jahre sind es her, gegen Rom kämpfte und excommunicirt ward (dieses ist eine Unrichtigkeit), welcher der Güter der Bischöfe sich bemächtigte, um sie zu geben, nach Venedig in Italien

Aufwiegler! und warum? Um Corsica an England zu liefern, er, welcher es nicht an Frankreich hat liefern wollen trotz der Offerten Chauvelin's, der nicht Titel noch Gunstbezeugungen schonte!

Corsica an England geben! Was würde er gewinnen, wenn er in dem Kote Londous lebte? Warum blieb er nicht dort als er erlirt ward?

Baoli sollte Egoist sein? Wenn Baoli Egoist ist, was kann er noch mehr begehren? Er ist der Gegenstand der Liebe seiner Landsleute, welche ihm nichts verweigern; er steht an der Spitze der Armee; er befindet sich am Vorabend des Tages, wo er das Land gegen einen fremden Angriff verteidigen soll.

Wenn Baoli ehrgeizig war, so hat er alles bei der Republik gewonnen: und wenn er sich anhänglich zeigte an . . . seit der constituirenden Versammlung, was muß er nicht heute thun, wo das Volk alles ist?

Baoli ehrgeizig! Repräsentanten, als die Franzosen von einem verderbten Hofe regiert waren, als man weder an die Tugend noch an die Vaterlandsliebe glaubte, hatte man ohne Zweifel sagen müssen, daß Baoli ehrgeizig war. Wir haben den Tyrannen den Krieg gemacht; das hat nicht sein sollen aus Liebe zum Vaterlande und zur Freiheit, sondern aus Ehrgeiz der Führer! In Coblenz also muß Baoli für ehrgeizig gelten; aber in Paris, in dem Centrum der französischen Freiheit, muß Baoli, wenn man ihn wol kennt, der Patriarch der französischen Republik sein; so wird die Nachwelt denken, so glaubt es das Volk. Folgt meiner Stimme, laßt die Verläumdung schweigen und die gründlich verderbten Menschen, welche sie als Mittel gebrauchen. Repräsentanten! Baoli ist mehr als ein Greis von siebenzig Jahren, er ist schwächlich! Ohne dies würde er an cure Barre gegangen sein, um seine Feinde zu vernichten. Wir sind ihm alles schuldig, bis auf das Glück eine französische Republik zu sein. Er genießt stets unser Vertrauen. Nehmt, was ihn betrifft, euer Decret vom 2. April zurück und gebt diesem ganzen Volke die Freude wieder . . .

Bald darauf indes überwarf sich der junge Revolutionär mit Baoli völlig und bis zur tödlichen Feindschaft. Der greise Patriot fand in dem jungen Manne den heftigsten Gegner nicht seiner Person, sondern seiner Ideen. Man erzählt, Baoli habe ihn damals noch nicht ganz erkannt und ihm angedeutet, daß er damit umgehe, Corsica

von Frankreich loszureißen und eine Verbindung mit England anzuknüpfen. Entrüstet sei Napoleon ausgefahren, und Paoli sei nun in Feuer und Flammen und in den leidenschaftlichsten Haß gegen Napoleon geraten. Basquales Anhang war zahlreich, und auch die Festung Ajaccio in den Händen seines Freundes Colonna. Paoli und Pozzo di Borgo, damals Generalprocurator, vor den Convent geladen, trogten daher der Aufforderung und lebten jetzt unter der Acht des Couventes und im offenen Kriege gegen die Franzosen.

Nun bestellten die drei Repräsentanten Napoleon Bonaparte zum Generalinspector der Artillerie Corsica's, und gaben ihm auf, die Citabelle von Ajaccio zu erobern. Er versuchte es, doch alle seine Anstrengungen, die Festung seiner Vaterstadt zu erzwingen, scheiterten. Das Schicksal hatte einmal für Napoleon in Corsica keine Vorbeern gepflanzt. Während dieser Unternehmung schwebte sein Leben in äußerster Gefahr. Er besetzte nämlich den Turm von Capitello am Golfe von Ajaccio mit etwa 50 Mann, um von hier aus zu Lande zu operiren, während die Kriegsfahrzeuge von der See her bombardirten. Ein Sturm wehte die Flotte aus dem Golfe, und Napoleon blieb von ihr abgeschnitten in dem Turme allein und mußte durch drei Tage, von Pferdefleisch sich nährend, sich verteidigen, bis einige Hirten von den Bergen ihn aus seiner Lage befreiten und er über Wasser die Flotte wieder erreichte.

Missmuthig reiste er nach Bastia, zu Lande. Unterwegs aber erfuhr er, daß sein Leben bedroht sei, daß Marius Peraldi das Volk aufgewiegelt habe, ihn festzunehmen und an Paoli anzuliefern, der ihn wolle erschießen lassen, sobald er seiner habhaft würde. In Bivario barg ihn der Pfarrer, in Bocognano wurde er von seinen Freunden mit äußerster Not der Volkswut entrißen; er versteckte sich dort in einem Zimmer und entschlüpfte Nachts durch ein Fenster auf die Straße. Glücklicherweise entkam er nach Ajaccio. Aber auch hier noch heftiger bedroht, rettete er sich aus seinem Hause in eine Grotte, nahe bei der Capelle der Griechen, wo er eine Nacht sich verborgen hielt. Seine Freunde schifften ihn endlich glücklich ein, und so gelangte er über Meer nach Bastia. Unterdeß richtete sich die Wut der Paolisten auch auf Napoleons Familie. Madame Letitia erschraf vor den Anzeichen der nahen Gefahr und floh mit ihren Kindern nach Miskeli, von einigen getreuen Paesanen aus Pastelica und Bocognano begleitet. Mit ihr waren Louis, Elisa, Paolina und der Abbé

Fesch; Hieronymus und Carolina blieben im Hause Ramolino versteckt. Auch in Milelli nicht sicher, entfloß die geängstigte Familie während der Nacht nach dem Meere zu in die Gegend des Turmes von Capitello, in der Hoffnung, die angekündigte französische Flotte daselbst erwarten zu können. Die Flucht durch dieses schwierige Bergland war mühsam, denn es gibt dort keine andern Wege als über das Gestein, durch die Macchia und über die Bergwasser. Madame Letitia hielt die kleine zierliche Paolina an der Hand, Fesch ging mit Elisa und mit Louis; voraus marschirte ein Trupp von Partisanen aus Bastelica, dem Geburtsorte Sampiero's, dahinter die Männer von Bocognano, bewaffnet mit Dolchen, Flinten und Pistolen. So irrte die Familie Napoleons über die Berge und erreichte nach vieler Anstrengung, über Felsen kletternd und durch die Wasser wadend, das Ufer von Capitello, wo alle sich im Buschwalde verbargen.

Zu eben dieser Zeit hatte Napoleon in Bastia ein kleines Schiff bestiegen und war der französischen Flotte vorangefegelt, welche von Bastia ausgelaufen war, um bei Ajaccio zu landen und das Castell der Stadt zu nehmen. Napoleon stieg bei den Blutinfern ans Land, wo viele der Hirten seiner Familie ihre Heerden halten, und dort erfahrend, daß seine Familie auf der Flucht sei, schickte er Hirten nach allen Gegenden aus sie aufzusuchen. Er wartete die Nacht hindurch in heftiger Angst auf Botschaft. Es ward Morgen; er saß unter einem Felsen, sorgenvoll an das Schicksal der Seinigen denkend — plötzlich stürzt ein Hirt auf ihn zu, rufend: rettet Euch! Ein Trupp Menschen, aus Ajaccio ausgezogen, Bonaparte und seine Familie einzubringen, eilte auf ihn zu — Napoleon sprang ins Meer, Sein kleines Schiff, eine Chebeque, hielt die Verfolger durch sein Feuer zurück, und glücklich nahm ihn das Boot auf.

An demselben Tage segelte Bonaparte in den Golf ein, und an der Küste hinstreichend, bemerkte er Menschen am Ufer, welche Zeichen gaben, daß sie aufgenommen werden wollten. Das war seine Mutter Letitia und seine Geschwister.

Man schaffte nun die leidende Familie schnell nach Calvi, wo sie Gastfreundschaft fand. Das Haus Bonaparte aber war von dem wütenden Volke verwüstet und geplündert worden. Ihre Rettung hatte die Familie allein der Umsicht des Corsen Costa zu verdanken, welchem Napoleon noch in seinem Testamente aus Erkenntlichkeit die Summe von 100,000 Franken vermachte.

Der junge Bonaparte selbst segelte nach einem vergeblichen Versuch auf Ajaccio, von der Flotte nicht unterstützt und endlich abgerufen, gleichfalls nach Calvi, und von hier aus Corsica verlassend, erscheint er in Toulon wieder.

So hatte ihn Pasquale Paoli selbst in die Weltgeschichte hineingetrieben. Zwei Männer, die sich als erbitterte Feinde gegenüberstanden, Marbeuf und Paoli, und das ist der Despotismus und die Demokratie, hatten Napoleon den Weg seiner Laufbahn gewiesen. Als nun Napoleon Consul wurde und sein Gestirn glänzend über der Welt stand, war Paolis Stern lange untergegangen. Tief bewegt es mich, denke ich mir da den edlen Greis Pasquale als verschollenen Verbannten einsam in seinem Hause zu London, wie er in uneigennütziger Freude auf die Kunde von Napoleons Consulernennung sein Haus illuminirt, den Groll vergeffend und hoffend, daß der große Corse ein Hort der Menschheit sein werde. In einem Briefe sagte er: „Napoleon hat unsre Vendetta an allen denen vollzogen, welche die Ursache unsres Falls gewesen sind. Ich wünsche nur, daß er sich seines Vaterlandes erinnern möge.“ Er blieb in der Verbannung: Napoleon rief ihn nicht zurück, vielleicht weil er fürchtete, die Eifersucht der Franzosen zu erregen.

In den Tagen seines Glückes vergaß Bonaparte sein kleines Vaterland, undankbar und schwach wie alle Emporkömmlinge, welche an die dunkle Stelle ihrer Geburt nicht gerne erinnert sein wollen. Er that nichts für das arme Land, und die Corsen haben ihm das nicht vergessen können. Sie erinnern sich auch noch heute daran, daß der Kaiser als sich ihm einst ein Corse vorstellte, diesen trocken fragte: Nun, wie siehts in Corsica, ermorden sich die Corsen noch immer?

Seit seiner Flucht aus Corsica besuchte er die Heimatsinsel nur noch einmal, als er von Egypten kam. Am 29. September 1799 lief sein Schiff in den Hafen von Ajaccio ein; mit ihm waren Murat, der in anderer Gestalt einst diesen selben Hafen verlassen sollte, Eugen, Berthier, Lannes, Androssi, Louis Bonaparte, Rouge und Berthollet. Nachts saß er dort an Bord und las die Journale bis tief in den folgenden Tag hinein. Er wollte nicht ans Land, aber seine Begleiter waren neugierig seinen Heimatsort kennen zu lernen, und er widerstand nicht länger ihren Bitten und den Bitten der Bürger von Ajaccio. Ein Mann, der damals als Kind die Landung Napoleons

mit angesehen hatte, erzählte mir davon. Seht, sagte er, dieser Platz war mit jauchzenden Menschen bedeckt und das Volk füllte die Dächer; es wollte den rätselhaften Mann sehen, der noch vor wenigen Jahren als schlichter Officier und als einer der Hauptdemokraten Ajaccios hier herumgegangen war. Er stieg ab in der Casa Bonaparte. Er ging auf dem Diamantplatze spazieren. Da muß ich Euch eine Geschichte erzählen, welche ihm Ehre macht. Als Napoleon noch in Ajaccio war, waren die Priester und Aristokraten auf ihn sehr erbittert. Eines Tages will er in sein Haus zurückkehren; er ist gerade an die Ecke dieser Straße gekommen, da sieht er einen Priester, meinen eignen Verwandten, am Fenster jenes Hauses stehn, die Flinte auf ihn angelegt. In demselben Augenblicke bückt sich Napoleon, und die Kugel schlägt über ihm weg in die Wand — ein Augenblick früher, und es gab keinen Kaiser Napoleon in der Welt. Jenem Priester nun begegnete der General Bonaparte auf dem Diamantplatze. Der Geistliche dessen wol eingedenk, daß er einst auf ihn geschossen hatte, wich nach der andern Seite der Straße aus. Aber Napoleon sah ihn, kam auf ihn zu, gab ihm die Hand und erinnerte ihn heiter an die Vergangenheit. Seht, er war darin kein Corse, und große Menschen vergessen leicht Beleidigungen.“ Aber Napoleon war wol ganz Corse, als er den Herzog von Enghien erschießen ließ. Diese That war die That eines corsischen Banditen, und kann erst recht begriffen werden, wenn man weiß was die Sitte der Blutrache in Corsica erlaubt, den Mord nämlich auch an den unschuldigen Gliedern der feindlichen Sippschaft. Nicht ganz konnte Napoleon sein corsisches Naturell verläugnen, und so war er auch romantisch, theatralisch, abenteuerlich wie die Corsen es zum Theile sind. Egypten, Rußland, Elba sind Stellen in seiner Geschichte, wo er nichts war als ein großer und genialer Abenteurer.

In Ajaccio ging er damals mit seinen Begleitern auf die Jagd; und einen Tag brachte er in Milelli zu, wo er einst das Pamphlet gegen Buttafuoco geschrieben hatte. Wie viele bewundernswürdige Thaten lagen nun schon hinter ihm, wie viele Fürsten und Völker hatte nun schon die Gewalt seines Schwertes und der Donner seiner Phrase niedergeworfen. Er rief seine Hirten, reichlich belohute er jenen Bagaglino, der ihm einst seinen ersten Staatstreich ausgeführt hatte. Seine Heerden, seine Aecker verteilte er. Auch seine Amme Camilla Blaci kam herbei; sie umarmte ihn mit Schluchzen, sie

brachte ihm eine Flasche voll Milch zum Geschenke; in ihrer naiv einfältigen Weise sagte sie, mein Sohn, ich habe dir die Milch meines Herzens gegeben, nimm jetzt die Milch meiner Ziege. Napoleon schenkte ihr ein wohnliches Haus in Ajaccio und reichliches Ackerland, und als er Kaiser geworden war fügte er noch eine Pension von 3600 Franken hinzu. — Nach einem Aufenthalte von sechs Tagen ging er von Ajaccio weiter nach Frankreich unter Segel.

Seitdem besuchte er seine Heimatsinsel nie mehr; aber das Schicksal zeigte sie eines Tages noch seinen Augen als er, ein geschlagener Mann, beseitigt von der Weltgeschichte und für ihre Zwecke aufgebraucht, auf dem winzigen Felsen von Elba stand. Da zeigte ihm das ironische Schicksal die dunkle Stelle, von wo er einst als Kind der Fortuna in die Welt gezogen war, sein Glück zu suchen.

Später, auf Sanct Helena,kehrten seine Gedanken immer wieder zu Corsica zurück. Sterbende pflegen ihren Lebensgang in Gedanken zurückzuwandern und am liebsten bei ihrer Kindheit zu verweilen. Viel sprach er von seiner Heimat. In den Commentaren sagt er einmal: „Meine guten Corsen waren in der Zeit des Consulats und des Kaiserreichs nicht mit mir zufrieden. Sie behaupteten, ich hätte wenig für mein Vaterland gethan . . . Meine Feinde und mehr meine Neider spionirten um mich; alles was ich für meine Corsen that, ward wie ein Diebstal ausgeschrien und wie ein Unrecht gegen die Franzosen. Diese notwendige Politik hatte mir das Gemüt meiner Landsleute abgewendet und sie gegen mich erkället. Ich bedaure sie, doch ich konnte nicht anders handeln. Als die Corsen mich unglücklich sahen, als sie mich von manchem undankbaren Franzosen mißhandelt, als sie Europa gegen mich verschworen sahen, da vergaßen sie alles wie Menschen von fester und unverdorbener Tugend, und fanden sich bereit sich für mich zu opfern, wenn ich es gewollt hätte . . . Welche Erinnerungen hat mir Corsica gelassen! Ich denke noch mit Freude an seine schönen Gegenden, an seine Berge, ich erinnere mich noch jetzt an den Duft, den es aushaucht. Ich würde das Loos meines schönen Corsicas verbessert haben, ich würde meine Mitbürger glücklich gemacht haben, aber der Umsturz ist gekommen, und ich habe meine Pläne nicht ausführen können.“

Die erste Frage, welche Napoleon an den Corsen Antommarchi, seinen Arzt richtete, als er in S. Helena zu ihm ins Zimmer trat,

war diese: Haben Sie einen Filippini? — Viele Laubseute seiner Insel hatten ihn in seiner Laufbahn begleitet gehabt, viele hatte er erhoben, Vacciochi, Arena, Gervoni, Arrighi, Saliceti, Casabianca, Abbatucci, Sebastiani. Mit demselben Colonna, welcher Paoli's Freund gewesen war und der ihn einst befeindet hatte, war er bis zu seinem Ende innig befreundet. Man sagt, daß Paoli jenem aufgetragen hatte, dem jungen Napoleon bei Ajaccio einen Hinterhalt zu legen, um ihn lebend oder todt aufzubringen; nun, man sagt es. Dessen weigerte sich Colonna. Beiden Männern Paoli wie Napoleon blieb er Freund, ohne zu heucheln, denn er war ein edler Mensch. Er war der Erste, welcher um Napoleons Flucht aus Elba wußte, und in seinem Testamente von S. Helena vertraute ihm der Kaiser die Sorge um seine Mutter. Colonna unterzog sich ihr gewissenhaft und bis an Letitia's Tode blieb er bei ihr als ihr Freund und Hausmeister. Dann zog er sich nach Vico bei Ajaccio zurück.

Aus eines Corsen Händen nahm der sterbende Napoleon die letzte Delung auf Sanct Helena; es war der Priester Bignale, welcher nachher in Corsica ermordet wurde. So starb er unter seinen Heimatbrüdern, die ihn nicht verlassen hatten.

Siebentes Kapitel.

Zwei Särge.

Wo kam der Tron des größten Königs hin?
 Wo sind die Großen all' voll Geldeskinn?
 Du gehst von himmen, doch es wähet die Welt,
 Und keiner hat ihr Rätsel aufgehell't.
 Woß welcher Lehren ist für uns ihr Lauf,
 Warum denn achten wir so wenig drauf?

Strebustl.

Indem ich die Geschichte Napoleons, sein glanzvolles Kaiserreich, die Völker und die Fürsten, welche dieser jähe Wandelstern zu seinem Hofe heranzog, die Flut von Ereignissen und von Geschiden, die er über die Welt warf, mir vergegenwärtigte, überkam mich in seinem nun öden, todtenstillen Hause eine Traurigkeit und eine Befriedigung zugleich.

Alle jene ungeheuren Leidenschaften, welche nimmerfatt die halbe

Welt verschlungen; wo sind sie nun, was bewegen sie noch? Sie sind wie ein Traum, wie eine große Fabel, welche die Säugamme Zeit ihren Kindern erzählt. Dank sei der Zeit. Sie ist die stille und geheimnißvolle Macht, die alles wieder ebnet, selbst die himmelaufragenden Herrscher. Sie ist der heilsame Nistracismus, das wahre Scharbengericht.

Wo ist Napoleon? Was blieb von ihm übrig? — —

Ein Name und eine Reliquie, welche ein leicht zu blendendes Volk nun öffentlich anbetet. Wie die verhaltene Leichenseier Napoleons vom Jahre 1821 erscheint mir das, was nun jenseits des Rheins geschah. Aber die Todten stehen nicht mehr auf. Nach den Göttern kommen die Gespenster und nach der Welttragödie das Satirspiel. — Ein Leichengeruch geht durch die Welt, seitdem sie drüben, jenseits des Rheins, einen todtten Mann aufgeweckt haben.

Ich ging aus dem Hause der Letitia in ihre Sargcapelle.

Die Straße des Königs von Rom führt zu der Kathedrale von Ajaccio. Die Kirche ist ein schwerer Bau mit schlichter Fagade, über deren Portal ein ausgelöschtes Wappen zu sehen ist. Ohne Zweifel war es das Wappen der verloschenen Republik Genua. Das Innere der Kathedrale ist bunt und ziemlich ländlich. Schwere Pfeiler trennen es in drei Schiffe, die Kuppel ist klein, wie die Tribüne.

Rechts nun befindet sich am Chore eine kleine schwarz ausgeschlagene Kapelle. Zwei mit schwarzem Sammet überdeckte Särge stehen darin vor einem ganz dörflich ausgezierten Altare. Zu Fuß und zu Haupt eines jeden Sarges sind schwere hölzerne Candelaber aufgestellt, und ein ewiges, doch ausgelöschtes Lämpchen hängt über jedem. Auf dem Sarge zur Linken liegt ein Cardinalshut und ein Immortellenkranz; auf dem Sarge zur Rechten eine Kaiserkrone und ein Immortellenkranz.

Das sind die Särge des Cardinals Fesch und der Madame Letitia. Im Jahre 1851 hat man sie aus ihren italischen Grüften hieher gebracht. Letitia war am 2. Februar 1836 in ihrem römischen Palaste am venetianischen Plage gestorben und ihr Sarg stand seitdem in einer Kirche der kleinen Stadt Corneto bei Rom.

Kein Marmor, kein Kunstwerk, kein Gräberpomp — nichts ziert die Stätte, wo eine Frau begraben liegt, welche einen Kaiser, drei Könige und drei Fürstinnen gebar.

Mich überraschte die bewußtlose Ironie und der tief tragische

Sinn, welcher in dieser fast ländlichen Einfalt von Letitias Grustcapelle liegt. Sie gleicht einer fürstlichen Todtengruft aus Theatercouliſſen. Ihr Sarg ruht auf einem hohen hölzernen Gestelle, von Holz sind die plumpen Candelaber und das Gold ist Schaum. Sammet dünkt der Ueberhang der Capelle, doch ist er von gemeinem Taſt und die langen silbernen Franſen daran sind Silberpapier. Jene goldne Kaiſerkrone auf dem Sarge ist von Holz und mit Goldschaum überklebt. Nur der Immortellenkranz Letitias ist ächt.

Man ſagte mir, daß diese Grustcapelle proviſoriſch sei, und daß man eine neue Kathedrale bauen werde mit einer ſchönen Todtengruft für Letitia. Das hat gute Wege, denn die Corſen sind sehr arm, und das sollte mich auch dauern. Die wackern Bürger von Ajaccio wiſſen gar nicht, wie tieffinnig sie gewesen sind. Es spricht eine so große Lebensweiſheit aus dieser Capelle . . . Was waren auch die Kronen, welche Letitia von Ajaccio und ihre Kinder trugen? Einen kurzen Abend lang waren sie Fürsten, dann warfen sie schnell Purpur und Scepter ab und verschwanden, als wäre nichts geſchehn. Darum hat die Geſchichte ſelber die Krone von Goldschaum auf den Sarg der Bürgerſtochter Ramolino gelegt. Laßt sie liegen, sie ist nicht minder ſchön, wenn sie gleich unecht ist wie das Glück der Baſtardkönige, welche dieses Weib gebar.

Nie hat, so lange die Welt ſteht, einer Mutter Herz höher geſchlagen, als das Herz des Weibes in diesem Sarge. Ihre Kinder ſah sie eines nach dem andern auf der höchſten Sonnenhöhe menſchlicher Herrlichkeit, und eines nach dem andern ſah sie dieſelben ſtirzen. Sie hat dem Schickſal die Schuld bezahlt.

Ja, wahrlich — wer an diesem Sarge ſteht, hat Mühe ſeiner Rührung zu gebieten — es ist eine so ſchmerzlich bewegende und so große Tragödie eines Mutterherzens darin verſchloſſen. Welch ein unverſchuldetes Schickſal, und wie kam es, daß in dem Schooße einer heitern, jungen und ſchlichten Frau so weltgeſchichtliche Mächte, menſchen- und ſtädteverſchlindende Gewalten reiſen mußten? —

Achstes Kapitel.

Pozzo di Borgo.

Das Haus in der Straße Napoleon, in welchem der Flüchtling Murat gewohnt hatte, ist zu einem Palaste umgeschaffen. Das Wappen über der Thüre sagt, daß es der Familie Pozzo di Borgo angehört. Nächst den Bonaparte sind die Pozzo di Borgo die berühmteste Familie Ajaccios, von altem Adel und lange vor jenen in Corsica namhaft. Im sechzehnten Jahrhundert zeichneten sie sich im Dienste der Venetianer aus. Der corsische Dichter Biagino di Leca, welcher in seinem Epos *il d'Ornano Marte* die Thaten des Alfonso Ornano verherrlicht, preist zugleich auch mehrere Pozzo di Borgo und weißt ihrem Geschlechte unsterblichen Ruhm.

Benigstens hat die Familie eine europäische Bedeutung durch den Grafen Carlo Andrea Pozzo di Borgo erlangt, jenen Jugendgenossen Napoleons, Freund Paolis und corsisch unerbittlichen Hassers des Kaisers. Er war am 8. März 1768 in Alata, einem Dorfe bei Ajaccio geboren; er hatte in Pisa die Rechte studirt, wie Carlo Bonaparte, und spielte dann in Corsica erst als Demokrat und Revolutionär, dann als Paolist eine Rolle. Im Jahre 1791 war er Abgeordneter von Ajaccio, dann Generalprocurator und Paolis rechte Hand. Als Corsica sich an England angeschlossen hatte, wurde der gewandte Mann Präsident des corsischen Staatsrates unter dem Vicekönigtume Elliots. Man sagt, daß der Diplomat seinen Gönner Paoli bei den Engländern in Mißcredit brachte, um seinen alleinigen Einfluß geltend zu machen. Später verließ er Corsica, ging mehrmals nach London, nach Wien, nach Rußland, nach Constantinopel, nach Syrien; die Welt und die Höfe durchwandernd, wie einst Sampiero, schürte der unermüdlche Feind in rastloser Thätigkeit den Haß der Cabinette gegen Napoleon. Alexander hatte ihn im Jahre 1802 zum russischen Staatsrate gemacht. Napoleon verfolgte ihn mit dem gleichen Hasse; diesen alle seine Bahnen durchschleichenden fürchterlichen Feind sehnte er sich in seine Gewalt zu bekommen. Nach dem Preßburger Frieden forderte er seine Auslieferung. Hätte er sie erlangt, so würde er mit Pozzo di Borgo gethan haben, wie Carl der Zwölfte mit Patkul that. Merkwürdig ist diese Feindschaft — sie ist ja wol corsische Vendetta, corsischer Haß auf die Weltgeschichte

übertragen. Pozzo di Borgo war es, welcher Bernadotte gegen Napoleon zur Thätigkeit stimmte, er war es, welcher die Verbündeten zum schleunigen Marsche gegen Paris trieb; er war es, welcher den König von Rom beseitigte, welcher auf dem Wiener Congreß darauf drang, Napoleon aus dem gefährlichen Elba in eine weit abgelegene Insel zu verbannen. Bei Waterloo stand er seinem großen Gegner mit den Waffen in der Hand gegenüber und wurde verwundet. Als nun endlich sein gigantischer Feind für immer gebändigt auf St. Helena da lag, sprach der Diplomat im Gefühle seiner gesättigten Rache das stolze und fürchterliche Wort: Ich habe Napoleon nicht getödtet, aber ich habe auf ihn die letzte Schaufel Erde geworfen!

Pozzo di Borgo erndtete die russische Grafenkrone und die Ehre, der bleibende Vertreter aller russischen Staaten am Hofe Frankreichs zu sein. In Paris lebend trat er freimütig der Reaction entgegen und geriet darüber in eine gespannte Stellung mit den Höfen. Er war und blieb trotz seiner Laufbahn Corsé. Man erzählte mir, daß er die Landesart nimmer abgelegt hatte. Er liebte seine Heimat. Man könnte fast sagen, er bekriegte auch darin Napoleon, daß er ihm die Dankbarkeit seiner Landesleute nahm. Napoleon that nichts für Corsica, Pozzo di Borgo sehr viel. Er ließ die Herausgabe der beiden corsischen Geschichtschreiber Filippini und Peter besorgen und Gregori widmete ihm auch eine Sammlung der Statuten. Pozzo di Borgo's Name prangt nun auf den drei größten Documenten corsischer Geschichte und ist unauslöschlich. Seine Wohlthätigkeit in milden Stiftungen und Spenden an seine Landesleute war groß, wie sein Vermögen. Er starb als Privatmann in Paris am 15. Februar 1842, 74 Jahre alt, mit der Welt zerfallen, innerlich zerrissen und geisteskrank. Er war einer der gewandtesten Diplomaten und der scharfsinnigsten Köpfe dieses Jahrhunderts.

Sein ungeheures Vermögen ging auf seine Nefen über, welche sich reiche Besitzungen bei Ajaccio gekauft haben. Einer derselben wurde vor wenigen Jahren in der Nähe der Stadt ermordet. Er war Verwalter der Wohlthaten, welche der Graf Carlo Andrea spendete, und hatte sich als solcher durch Ungerechtigkeiten verhaßt gemacht. Man erzählte mir, daß er nebenher ein Mädchen verführt hatte, und sich weigerte, ein gewisses hohes Bußgeld an die Sippschaft desselben zu zahlen. Die durch ihn Beleidigten beschloßen seinen Tod. Als

er nun eines Tages in seiner Carosse von seiner Villa nach der Stadt fuhr, umringten Jene den Wagen und riefen ihm zu: Keffe des Carlo Andrea Pozzo di Borgo steige aus! Der Unglückliche that es ohne Zögern. Mit kaltem Blute vollzogen die Mörder die Execution, am hellen Tage und unter freiem Himmel, gleichsam als einen Akt der Volksjustiz gegen einen Verbrecher. Nicht gleich hatten die Schüsse den Mann getödtet. Die Mörder trugen den Sterbenden selbst in den Wagen und befahlen dem Kutscher, umzukehren, damit der Keffe Pozzo di Borgos auf seinem Bette sterbe. Dann gingen sie in den Buschwald, wo sie nach einiger Zeit im Kampfe mit den Gendarmen erschlagen wurden.

Dies ist denn ein Stück schrecklicher Volksjustiz, wie sie in dem Lande der Corsen so oft geübt wird. Ich erzähle hier ein zweites Beispiel. Es ist eine bewundernswürdige, doch grausame Geschichte, welche sich in dem Geburtsdorse der Pozzo in Matala wenig Miglien von Ajaccio zugetragen hat.

* * *

Der corsische Brutus.

Zwei Grenadiere des französischen Regiments Flandern, welches als genuessisches Hilfscorps in der Besatzung von Ajaccio lag, desertirten eines Tages. Sie flohen in die Berge von Matala und hielten sich dort in den Wildnissen verborgen, wo sie das Mitleid und die Gastlichkeit der armen Hirten angesprochen hatten.

Heilig ist das Gastrecht. Wer es verlegt ist nach der alten Sitte der Väter vor Gott und Menschen gleich dem Cain.

Als es nun Frühling geworden war, jagten einige Officiere von dem Regimente Flandern in jenen Bergen von Matala. Sie kamen dem Orte nahe, wo die beiden Flüchtlinge sich versteckt hielten. Diese erblickten die Jäger und duckten sich hinter einen Felsen, auf daß sie nicht erkannt und zum Jagdwilde wurden. Dort weidete gerade ein junger Hirte seine Ziegenheerde. Der Herr von Rozieres, Oberst des Regimentes, trat auf ihn zu und fragte ihn, ob etwa entflozene Grenadiere in den Bergen versteckt wären. Ich weiß es nicht, sagte der junge Hirte und war verlegen. Der Herr von Rozieres schöpfte Argwohn. Er drohte dem Hirten mit harter Strafe,

mit augenblicklichem Gefängniß im Turme von Ajaccio, wenn er nicht die Wahrheit sage.

Da erschrak Joseph, er sagte nichts, aber zitternd wies er mit der Hand nach dem Orte hin, wo die armen Deserteure sich versteckt hielten. Der Officier verstand ihn nicht. Rede! schrie er ihn an. Joseph sagte nichts, er zeigte wieder mit der Hand. Die anderen Officiere ließen nun die Hände los und eilten nach der angedeuteten Stelle, vielleicht im Glauben, dort ein Thier zu finden, welches der einsältige Stumme ihnen gewiesen.

Es sprangen die beiden Grenadiere auf, flohen, wurden eingeholt und festgemacht.

Dem Joseph gab der Herr von Rozières vier blanke goldne Louisd'ors als Anzeigelohn. Wie der junge Hirte die Goldstücke in der Hand hielt, vergaß er vor kindischer Freude Officiere und Grenadiere und die ganze Welt, denn er hatte niemals blaues Gold gesehn. Er lief in die Capanne seines Vaters, und Vater, Mutter und Bruder rief er zusammen, geberdete sich unsinnig vor Freude und zeigte seinen Schatz.

Wie hast du dieses Gold erworben, mein Sohn Joseph? fragte der alte Hirte. Der Sohn erzählte was geschehn war. Mit jedem Worte, das er sprach, wurde das Gesicht seines Vaters finsterner, die Brüder entsetzten sich, und wie Joseph auserzählt hatte, war er blaß geworden wie der Tod.

Heilig ist das Gastrecht. Wer es verletzt ist nach der alten Sitte der Väter vor Gott und Menschen gleich dem Cain.

Der alte Hirte warf einen schrecklichen Blick auf seinen zitternden Sohn, und ging aus der Capanne. Seine ganze Sippschaft rief er zusammen. Wie nun die Sippen beisammen waren, legte er ihnen den Fall vor und gab ihnen auf über seinen Sohn zu urtheilen. Denn es scheine ihm, er sei ein Verräter und habe seinen ganzen Stamm und das ganze Volk geschändet.

Das Gericht der Sippen fällte den Spruch, daß Joseph des Todes schuldig sei, und das thaten sie einstimmig. Wehe mir und meinem Sohne! rief verzweifelt der Alte. Wehe meinem Weibe, daß sie mir den Judas gebar!

Die Sippen gingen zu Joseph. Sie nahmen ihn und führten ihn an die Stadtmauer von Ajaccio, an einen einsamen Ort.

Wartet hier, sagte der alte Hirte, denn ich gehe zu dem

Commandanten. Ich will ihn um das Leben der beiden Grenadiere bitten. Ihr Leben sei auch meines Sohnes Leben.

Der Alte ging zu dem Herrn von Rozières. Er warf sich vor ihm auf die Kniee und bat um die Begnadigung der beiden Soldaten. Verwundert sah ihn der Officier an und staunte über eines Hirten Mitgefühl, der um zwei fremde Soldaten so bitterlich weinte. Aber er sagte ihm, daß Deserteure des Todes schuldig seien, denn so wolle es das Gesetz. Der Alte stand auf und ging seufzend hinweg.

Er kam zurück an die Mauer, wo die Sippen mit dem armen Joseph standen. Es war umsonst, sagte er. Mein Sohn Joseph, du mußt sterben, stirb wie ein braver Mann, und lebe wol!

Der arme Joseph weinte, dann wurde er still und gefaßt. Einen Priester hatte man geholt, der empfing seine Beichte und gab ihm den himmlischen Trost.

Es war gerade die Stunde, daß man die beiden armen Deserteure mit Spießruten zu Tode schlug. Da stellte sich auch der arme Joseph ruhig an die Mauer. Die Sippen zielten gut, und Joseph war todt.

Wie er nun gefallen war, nahm sein alter Vater bitterlich weinend die vier blanken Louisdors, gab sie dem Priester und sagte zu ihm: Gehet nun zu dem Commandanten und sagt ihm: Herr, hier habt ihr den Judaslohn zurück. Wir sind arme und redliche Menschen und haben den gerichtet, welcher ihn aus eurer Hand empfing. — Heilig ist das Gastrecht. Wer es verlegt ist nach der alten Sitte der Väter vor Gott und Menschen gleich dem Cain.

* * *

Lebhaft gedenkt man noch in Alata und Ajaccio der großherzigen That eines Weibes aus der Familie Pozzo di Borgo, vom Jahre 1794. Auch diese sei hier erzählt.

Marianna Pozzo di Borgo.

In Ajaccio bei Ajaccio war alles Volk beim Carneval vergnügt. Nach alter Sitte, die noch heute auf der Insel besteht, saß der Carnevalkönig von seinen Ministern umgeben, eine goldne Krone auf dem Haupte, mitten auf dem Marktplatze. Fische waren dort

aufgestellt voll von Wein, Früchten und Speisen mancherlei Art. Denn der Carnevalskönig hatte tüchtig Steuern ausgeschrieben; und dies ist corsisches Carnevalsgesetz, daß er das Recht hat den Familien des Dorfes je nach ihrem Vermögen die Steuer aufzulegen, welche sie in Wein und Speisen zum gemeinen Besten herbeizubringen haben.

Da wurde nun waidlich getrunken und geschmaust. Die Cittern und die Violinen spielten auf, und das junge Volk drehte sich im Tanze.

Plötzlich fiel mitten in den Jubel hinein ein Flintenschuß und ein Schrei, und alles stob auseinander. Ein wildes Gewühl entstand auf dem Markte zu Appietto. Da lag in seinem Blute der junge Felix Pozzo di Borgo. Andrea Romanetti hatte ihn erschossen — eine Beleidigung war gefallen. Andrea war in die Macchia gesprungen.

Man trug den todtten Jüngling in das Haus seiner Mutter. Die Frauen erhoben den Lamento, keine Citter schallte mehr. Des Felix Mutter Marianna war verwittwet; viel Unglück hatte ihre Seele erfahren. Wie sie nun den Jüngling auf den Friedhof gebracht hatten, weinte sie nicht mehr, sondern dachte nur daran ihn zu rächen, denn sie war eine mutige Frau und aus dem uralten Hause der Colonna d'Istria.

Marianna legte die Frauenkleider ab und legte das Mannskleid an. Sie hüllte sich in den Pelone, setzte eine phrygische Mütze auf, umgürtete sich mit der Garchera, steckte Dolch und Pistolen in den Gurt und ergriff die Doppellunte. Ganz glich sie einem rauhen corsischen Manne, nur der Gürtel von Scharlach, eine Verbrämung von Sammt auf dem Pelone, und der zierliche Griff des Dolches, der von Elfenbein und Perlmutter glänzte, verrieten, daß sie von einem edlen Hause sei.

Sie stellte sich an die Spitze ihrer Verwandten, und ruhelos verfolgte sie den Mörder ihres Sohnes. Andrea Romanetti floh von Busch zu Busch, von Grotte zu Grotte, von Berg zu Berg. Aber Marianna war ihm auf den Fersen. In einer füstern Nacht warf sich der Flüchtling in sein eignes Haus im Dorfe zu Marchesaccia. Hier entdeckte ihn ein Mädchen von der feindlichen Sippschaft und gab ihr von seinem Aufenthalte Kunde. Marianna eilte herbei. Ihre Verwandten umringten das Haus. Tapfer hielt sich Romanetti, aber da ihm die Munition ausging und die Feinde bereits aufs Dach gestiegen waren um durch dasselbe einzudringen, erkannte er, daß er

verloren sei. Er dachte an nichts mehr, als an sein Seelenheil, denn er war fromm und gottesfürchtig.

Haltet ein! rief Romanetti aus dem Hause; ich will mich ergeben, aber versprechet mir, daß ehe ich sterbe, ich beichten darf. Marianna Pozzo di Borgo versprach ihm dieses.

Also kam Romanetti hervor und gab sich willig in die Hände seiner Feinde. Sie führten ihn in das Dorf zu Teppa und zogen mit ihm vor das Haus des Pfarrers Saverius Casalonga. Marianna rief den Geistlichen und bat ihn um Gottes Willen Romanettis Beichte zu empfangen, denn darnach müsse dieser sterben.

Mit Tränen bat der Geistliche um das Leben des Unglücklichen; aber seine Bitten waren fruchtlos. Feuer empfing die Beichte, und während der Mörder ihres Sohnes sie vor dem Pfarrer ablegte, lag Marianna auf ihren Knien und rief Gott an, daß er sich seiner Seele erbarmen möge.

Die Beichte war vollbracht. Nun führten die Pozzo di Borgo den Romanetti hinaus vor das Dorf und banden ihn an einen Baum.

Sie erhoben ihre Flinten — plötzlich stürzte Marianna herbei — haltet ein! rief sie, um Gott haltet ein! und sie lief an den Baum, woran Jener gebunden stand, und umschloß mit ihren Armen den Mörder ihres Sohnes. Im Namen Gottes, rief sie, ich verzeihe ihm. Hat er mich auch zu der unseligsten aller Mütter gemacht, so sollt ihr ihm fürder kein Leides thun, und ehe mich erschließen als ihn. Und so hielt sie ihren Feind umschlossen und bedeckte ihn mit ihrem eigenen Leibe.

Der Priester trat hinzu. Es bedurfte seiner Worte nicht mehr. Die Männer lösten Romanetti, und zur Stunde ward er frei und sein Haupt heilig den Sippen der Pozzo di Borgo, daß ihm Keiner ein Haar krümmte.

Neuntes Kapitel.

Umgegend von Ajaccio.

Ich habe die Umgegend von Ajaccio durchwandert. Der Raum ist enge und erlaubt eigentlich nur drei Straßen und einen Spaziergang

längs des nördlichen Ufers, einen ins Land auf der Straße von Bastia, einen an der andern Seite des Golfes auf dem Wege nach Sartene zu. Berge schließen die vierte Seite ab. Da führen Landwege zwischen den Weingärten hin, welche in großer Zahl die nordöstliche nächste Umgebung von Ajaccio schmücken.

In diesen Weingärten steht man häufig jene wunderlichen Wächterhäuschen, welche Ajaccio eigentümlich sind und Pergoliti genannt werden. Sie bestehen aus vier jungen Pinienstämmen, die frei in der Luft ein mit Stroh bedachtes Hüttchen tragen, worin der Wächter sich niederlegen kann. Dieser führt hier den stolzen Namen Barone. Er ist bewaffnet mit einem Doppelgewehre und stößt von Zeit zu Zeit in ein Muschelhorn oder in ein gellendes Thonpfeifchen, um seine Gegenwart bemerklich zu machen und die Traubensrevler zurückzuschrecken.

Eines Abends führte mich ein freundlicher Greis in seinen Weinberg an dem Hügel S. Giovanni. Er beschenkte mich reichlich mit schönen Muscatellertrauben und pflückte mir Mandeln, saftige Pflaumen und Feigen, die bunt durch einander zwischen den Rebenstöcken wuchsen. Er hatte mich des Wegs kommen sehn, und wie es so die gute gastliche Art ist, hatte er mich in seinen Garten genommen. Es war ein guter alter Vater und das rührende Bild des Alters, wie wir es manchmal in den Gedichten der Zeit Gleim's dargestellt finden, welche in ihrer fabelnden Einfalt oft mehr menschliche Weisheit haben als die gelesenen Gedichte unserer Zeit. Gibt es ein schöneres Menschenbild, als einen heitern Greis in seinem Garten, den er in der Jugend gepflanzt hat, und dessen Früchte er nun milde austheilt an die Müden die des Weges kommen? Ja, so soll das Menschenleben friedlich und volkätig ausgehen.

Der Alte rühmte mir geschwätzig diese und jene Frucht und sagte, wie man's machen müsse, um sie recht saftig zu bekommen. Die Rebenstöcke zieht man hier in einer Höhe von vier bis fünf Fuß wie die Bohnen an Stöcken, und in der Regel stehen vier solcher Reben in einer viereckigen leichten Vertiefung neben einander und sind mit den Spitzen zusammengebunden. Der Segen an Trauben war groß, aber an vielen Orten herrschte die Traubenkrankheit. Der Wein von Ajaccio ist feurig wie der Spanier. Ich fand in jener Vigna auch zum erstenmale die reife Frucht der indischen Feigen. Wenn diese ihre Cactusblumen abgeworfen haben, reißt die

Frucht schnell. Ihre Farbe ist gelblich; man schält die Rinde ab, gewinnt das Fleischige und Körnige der Feigen, welches unangenehm süß ist. Man hat schon Versuche gemacht, daraus Zucker zu ziehen. Die Triebkraft dieser Cactusart, welche bei Ajaccio in ganz erstaunlicher Menge wächst, ist ganz wunderbar groß. Ein abgerissenes Blatt schlägt hastig Wurzel im Boden und bildet sich dreist zu einer neuen Pflanze. Sie bedarf nur der geringsten Nahrung, des wenigsten Staubes um fortzuwuchern.

Eine schöne schloßartige Villa mit gothischen Thürmchen und mächtigen Imperator-Adlern von Stein steht neben dem Hügel von S. Giovanni. Dies ist die Villa des Principe Bacciocchi.

Die kleine fruchtreiche Ebne, welche sich weiter am Ende des Golfes hinzieht, heißt Campo Loro. Der Geist einer düstern Begebenheit aus dem Genuesenkriege schwebt über diesem Goldfelde. Hier hatten sich 21 Hirten aus Bastelica aufgestellt, gewaltige Männer, Campiero-Menschen. Gegen 800 Griechen und Genuesen hielten sie tapfer Stand, bis sie in einem Sumpfe eingeschlossen alleammt getödtet wurden mit Ausnahme eines einzigen Jünglings. Dieser hatte sich unter die Todten geworfen, und zum Teil von ihnen bedeckt sich für todt gestellt. Es kamen aber die Genuesen, den Todten die Köpfe abzuschneiden, um sie auf die Mauern der Citadelle aufzupflanzen. Sie nahmen den jungen Hirten und führten ihn vor den genuesischen Lieutenant. Zum Tode verurteilt, wurde der Jüngling, der Letzte der 21 Männer von Bastelica, durch die Straßen von Ajaccio geführt; behängt mit sechs Köpfen seiner Gefährten, und dann geferteilt und den Raben auf der Mauer ausgesetzt.

Am Ende dieses Feldes liegt nun der botanische Garten, eine Anlage, welche sich von Ludwig XVI. herschreibt, und die in ihren Anfängen unter der Obhut Carlo Bonapartes stand. Sie war anfangs dazu bestimmt, die erotischen Pflanzen zu acclimatistren, die man in Frankreich einführen wollte. Der Garten, von den Höhen gegen die kalten Winde geschützt und der Mittagssonne geöffnet, enthält die herrlichsten Gewächse der erotischen Zone, welche unter freiem Himmel in dem warmen Klima von Ajaccio üppig gedeihen. Man wandelt dort umher unter prächtigen Magnolien, den wunderbaren Boucianen, Tulpenbäumen, Oledizien, Biguonien, Tamarinden und libanonischen Cedern. Auf den mächtigen indischen Feigen entsteht und wächst dort auch die Cochenille nicht anders als in Mexico.

Der schöne Pflanzgarten versetzt ganz in tropische Gegenden, und wenn man unter einem jener so wundersam und so fremd blühenden Bäume steht und der Blick auf den tief blauen Golf fällt, über welchem die Sommerluft flimmert, so möchte man wahrlich glauben an irgend einem Golfe von Mexico zu stehn. Der Garten liegt hart an der Straße nach Bastia, welche am meisten belebt ist. Namentlich ist dies Abends der Fall, wo die Bewohner aus der Campagne heimkehren.

Ich machte mir oft das Vergnügen, mich am Golfe niederzusetzen und die Vorüberziehenden zu betrachten. Die Weiber sind hier wolgebaut und von reinen und zarten Zügen. Oftmals überraschte mich die Sanftmut ihrer Augen und die Weiße ihrer Gesichtsfarbe. Sie tragen das Fazoletto oder Mandile um den Kopf gebunden; am Sonntage ist es von weißer Gaze und steht zur schwarzen Falbetta äußerst sauber aus. Die Bäuerinnen tragen hier allgemein kreisrunde Stroh Hüte mit sehr niedrigem Boden. Das Weib legt auf den Stroh hut ein kleines Kissen und trägt dann gewandt und sink ziemlich Lasten. Wie in Italien zeichnet die Frauen in Corsica natürliche Grazie des Benehmens aus. Ich hatte oft Gelegenheit, ihrer mich zu erfreuen. Ich begegnete eines Tages einem jungen Mädchen, welches mit Früchten nach der Stadt ging. Ich bat sie, mir einige zu verkaufen. Das Mädchen setzte sofort den Korb ab und mit der liebenswürdigsten Anmut bat sie mich, zu essen wie viel ich wollte. Mit ebensoviel Feinheit schlug sie eine Geldentschädigung aus. Sie war sehr ärmlich gekleidet. So oft ich ihr nachher in Ajaccio begegnete, erwiderte sie meinen Gruß mit einer Grazie, die auch einem vornehmen Fräulein wol würde gestanden haben.

Da sprengt nun ein Mann an uns vorbei. Sein zierliches Weib ging vielleicht eben vorüber, belastet mit einem Bündel von Reisholz oder Viehfutter, der faule Mann aber kam aus den Bergen, wo er nichts that, als auf der Bendetta liegen. Sieht man diese Halbwillden in Schaaren zu dreien, sechsen oder auch einzeln, reitend, gehend, alle das Doppelgewehr vor sich, so möchte man glauben, sich im fortdauernden Kriegszustande zu befinden. Selbst der Bauer, der auf seinem Heuwagen sitzt, hat sich die Flinte übergehängt. Ich zählte in einer halben Stunde 26 mit Doppelflinten bewaffnete Leute, die an mir vorüber kamen, um nach Ajaccio zu

gehen. Das Volk um Ajaccio ist auch in Corsica bekannt als das streitbarste der Insel.

Oft sehen diese Menschen kühn und malerisch aus, oft abschreckend häßlich und selbst lächerlich. Sie sitzen auf den kleinen Pferden, in der Regel kleine Menschen von Napoleonsgröße, schwarzhaarig, schwarzbärtig, bronzefarbig; braunschwarz und zottig ist ihre Jacke, ebenso die Hose, das Doppelgewehr hängt über der Schulter, an einem Riemen auf dem Rücken die gelbe runde Zucca, welche in der Regel nur mit Wasser gefüllt ist, an einem andern Riemen an der Seite hängt der kleine Schlauch von Ziegen- oder Fuchsfell, in welchem Brod, Käse und nötige Dinge hineingestopft sind; um den Leib ist der lederne Kartuschengurt geschnallt, an dem gewöhnlich ein lederner Tabaksbeutel hängt. So ist der corsische Reiter fertig, und so liegt er alle Tage im Felde, während das Weib arbeitet. Ich konnte mich niemals eines Mergers enthalten, wenn ich diese furriösen Menschen das Pferd, auf dem häufig zwei Personen hinter einander sitzen, unbarmherzig antreibend, mit Geschrei vorüber jagen sah, und wenn ich dabei auf die schönen Ufer des Golfs blickte, auf welchen kein Dorf sichtbar ist. Ihr Boden könnte hundertfältige Frucht tragen, nun trägt er Rosmarin, Dorn und Disteln und wildestes Delgestrüppe.

Erfreuend ist der Gang an der nördlichen Seite des Golfs längs des Strandes. Dort brechen sich bei leichtem Winde die Wellen an den Granitriffen und überschäumen sie mit ihrem milchweißen Schaume. Zur rechten Seite steigen die Uferberge auf, welche nahe an der Stadt mit Delbäumen bedeckt sind, weiter hin kahl und öde werden bis zum Cap Muro.

Auf diesem Ufer steht hart am Meere die kleine Capelle der Griechen. Man konnte mir nicht sagen, weshalb sie den Namen trage, da sie doch der Madonna del Carmine geweiht, den Namen der Familie Pozzo di Borgo (Puteo-Burgensis) auf einer Tafel führt. Wahrscheinlich hatte man sie den Griechen eingeräumt als sie nach Ajaccio kamen. Die Genuesen hatten die Mainoten-Colonie nach Paonica weit oberhalb Ajaccio angesiedelt. Diese fleißigen Männer waren von den Corsen beständig bedroht. Voll Haß und Verachtung gegen die Eindringlinge, welche ihre Colonie zu schöner Blüte gebracht hatten, überfielen sie den Ackerbauer beim Pfluge, erdolchten ihn, erschossen den Winger in seinem Weinberge, und verwüsteten die

Felder und die Fruchtgärten. Im Jahre 1731 waren die armen Griechen aus ihrer Colonie gejagt worden; sie waren nach Ajaccio geflohen, wo die Genuesen, denen sie stets treu blieben, drei Companien aus ihnen bildeten. Als nun die Insel den Franzosen untertan wurde, gab man ihnen Cargese zur Besizung. Sie brachten das Ländchen in Flor, aber kaum darin warm geworden, überfiel sie der Corse wieder im Jahre 1793, warf Feuer in ihre Häuser, vertilgte ihre Heerden, zertrat ihre Weinberge, tilgte die Frucht der Felder und zwang die Mainoten wiederum nach Ajaccio zu fliehen. Der General Casabianca führte die Vertriebenen im Jahre 1797 nach Cargese zurück, wo sie nun unangetastet leben. Die Eigentümlichkeit ihrer Sitten ist geschwunden; sie sprechen corsisch wie ihre schlimmen Umwohner, unter sich aber reden sie ein verfälschtes Griechisch. Cargese liegt nördlich von Ajaccio am Meere, seitwärts von den Bädern von Vico und denen von Guagno.

Auf demselben nördlichen Ufer Ajaccios stehen viele kleine Capellen zerstreut, in mannichfaltiger Form, rund, vieleckig, gekuppelt, in Sarkophag-, in Tempelform, mit weißen Mauern umschlossen und zwischen Cypressen und Trauerweiden. Hier haben die Todten ihre Landhäuser. Es sind Familiengräber. Ihre Lage am Ufer im Angesichte des schönen Golfs, in den grünen Gebüsch, und ihre zierliche maurische Form geben ein sehr freundliches und sehr fremdes Bild. Der Corse läßt sich nicht leicht auf dem öffentlichen Kirchhofe begraben; nach der uralten Sitte der Patriarchen will er in seinem Besiztum mit den Seinen begraben sein. Daher ist die ganze Insel mit kleinen Grustcapellen überstreut, welche oft die reizendste Lage haben und das Malerische der Gegenden erhöhen.

Weiter wandernd gegen das Cap Muro, wo hart am Ufer einige rote Granitklippen liegen, die blutigen Inseln, mit einem Fanale und mehreren genuesischen Wachttürmen, fand ich Fischer beschäftigt, das Netz an den Strand zu ziehn. Die Fischer standen in zwei Reihen von je 10 bis 12 Mann, eine jede Reihe wand ein langes Tau auf, an dem das Netz befestigt war. Solche Tawe sind auf jeder Seite mehr als 150 Ellen lang; was von ihnen mühsam aufgewunden ist, wobei die Fischer mit den Händen und mit der Brust an einem Gurte ziehn, wird geschickt und sauber in einer Kreislinie aufeinandergehäuft. Nach Dreiviertelstunden war das Netz am Strande, beschwert von guter Beute und einem wolgefüllten

Eade gleich. Wie es nun auseinander geschlagen wurde, war es ein Wimmeln, Zappeln, Springen und Krabbeln von dem armen Seegethier — zumeist waren es Sardellen, und die größten Fische waren Rochen (razza), die unserem baltischen Hinder ähnen. Am langgespitzten Schwanz tragen sie einen bösen Stachel. Vorsichtig legt nun der Fischer den Rochen auf den Boden und schneidet ihm mit dem Messer den Stachelschwanz ab. Es war ein emsiges und rüstiges Fischervolk, kräftige Leute; die Corsen sind so tüchtig auf der See, wie in den Bergen. Der Granitberg und das Meer bestimmen beide den Charakter der Insel und ihrer Bevölkerung, daher zerfallen die Corsen in zwei uralte gleich kräftige Stände, in die Hirten und in die Fischer. — Die Fischerei bei Ajaccio ist sehr bedeutend wie in allen Golfen Corsicas. Im April zieht auch der Thunfisch längs den Küsten Spaniens, Frankreichs und Genuas in den Canal von Corsica; der Haifisch ist sein geschworner Feind. Er zeigt sich oft in diesen Meeren, aber dem Ufer kommt er nicht nahe.

Als ich in der Dunkelheit von dieser Strandwanderung nach Ajaccio zurückkehrte, fiel in meiner Nähe in den Bergen ein Flintenschuß. Ein Mann kam auf mich zugeeilt und fragte sehr erregt: Sie hörten den Schuß? — Ja, mein Herr. — Sehen Sie etwas? — Nein, mein Herr. — Der Frager verschwand wieder. Zwei Ebirren kamen nun vorüber. Was wars? — Vielleicht fiel Einer in den Bergen in sein Blut. Die Spaziergänge hier zu Lande können recht dramatisch sein. Immer von einem Hauche des Todes ist man hier umwittert, und die Natur selbst hat hier den Reiz einer schwermütigen Schönheit.

Viertes Buch.

Erstes Kapitel.

Von Ajaccio bis zum Tal Ornano.

Die Straße von Ajaccio nach Sartene ist reich an merkwürdigen Gegenden und eigenthümlichen Ansichten. Eine Zeit lang führt sie längs des Golfes fort, geht über den Gravonesfluß, welcher in den Golf mündet und dann in das Thal des Brunelli. Die Ansicht des großen Golfes ist von allen Seiten gleich herrlich, sie entschwindet bald und bald zeigt sie sich wieder, weil der Weg spiralförmig an den Bergen hinläuft.

An der Mündung des Brunelli steht einsam der Turm von Capitello, den wir aus der Geschichte Napoleons kennen.

Der Ortschaften gibts es hier wenige, wie Fontanaccia, Serrosa und Gavro. Gavro ist ein zerteiltes Paese in einer wildromantischen Berggegend, welche an Granit und Porphyr reich ist, und von den üppigsten Weingärten umgeben. Zehn Minuten in die Berge Gavro's hinein gelangt man in den Felsengrund, in welchem Sampiero verrätherisch ermordet wurde. Die Ornano's hatten das Nordlocal gut gewählt. Dort stehen hohe Felsen im Kreise umher, ein Steg windet sich zwischen hindurch in die Tiefe, welche ein Bergwasser durchrauscht, und Eichen, Delbäume und wildes Gestrüpp bedecken den Ort. Auf einem Felsen in der Nähe sieht man noch die Trümmer der Burg Giglio, wo Sampiero übernachtet hatte, ehe er in seinen Tod ging. Vergebens sah ich mich nach einem Denkzeichen um, welches dem Wandrer sagen möchte, daß in diesem Schauerorte der heldenmüthigste aller Corsen gefallen sei. Auch dies ist charakteristisch für die Corsen — das lebendige Gedächtniß ist das

einziges Denkmal ihrer wilden, tragischen Geschichte. Ein jeder Fels ihrer Insel ist Denkstein ihrer Thaten: sie mögen daher der Gedächtnssäulen und der Inschriften leicht entbehren, so lange die geschichtlichen Ereignisse noch als ein Teil von ihrem eignen Wesen fortleben. Denn sobald ein Volk anfängt, sein Land mit Denkmälern auszuschnücken, liefert es den Beweis, daß seine Kraft verloren ging. Ganz Italien ist heute ein Museum von Denksäulen, von Statuen und Inschriften. In Corsica blieb auch hier der Naturstand und die lebendige Ueberlieferung. Auch würden die Corsen nicht einmal verstehen, was ein Standbild soll; und wunderbarlich würde es unter ihnen sich ausnehmen. Als dem Pasquale Paoli nach seiner Rückkehr aus England eine Bildsäule votirt wurde und er sie ablehnte, sagte ein Corse: einem einfachen Manne eine Bildsäule setzen, ist so viel als ihm eine Ohrfeige geben.

An dem Rande der düstern Mordschlucht fand ich indeß eine Gruppe von lebendigen Standbildern des Sampiero, Bauern, welche die phrygische Freiheitsmütze in die Stirn gedrückt, in der Sonne plauderten. Ich trat an sie heran und wir redeten von dem alten Helden. Das Volk hat ihm den ehrenfösten Zunamen gegeben, den irgend eines Volkes Sohn tragen darf, denn er wird niemals anders genannt als Sampiero Corso, das heißt der Corse. Schlagend hat sich in diesem Zunamen das Urtheil seiner Landsleute ausgesprochen, daß Sampiero der vollkommenste Ausdruck des corsischen Volkscharakters selber sei, und daß er sein Volk bedeute. Der ganze Charakter des Insellandes wie seiner Geschichte faßt sich in diesem Manne aus Urgranit zusammen, wilde Tapferkeit, unerschütterliche Hartnäckigkeit, Freiheitöglut, Vaterlandöliebe, durchdringender Verstand, Armut und Bedürfnislosigkeit, Rauheit und Zähjorn, vulkanische Leidenschaft, Rachsucht, daß er wie Othello der Moör sein Weib erwürgte; und damit in der Geschichte des Sampiero Corso nicht auch der ganze blutige Zug fehle, welcher die corsische Nationalität heute psychologisch so merkwürdig macht, wurde an ihm selber die Blutrache vollzogen. In einem frühen Jahrhundert lebend konnte er das volkstümlich corsische Wesen noch ganz bewahren. Das aber wird schon in Pasquale Paoli durch den philosophischen und humanistischen Zug seines Jahrhunderts verallgemeinert.

Von Sampieros Söhnen haben wir den ältesten Alfonso d'Ornano nach seines Vaters Tode eine Zeitlang den Krieg gegen

Genua fortführen sehen, bis er andauerte. Im Jahre 1570 ernannte ihn Catharina von Medicis zum Colonel des Corsenregiments, welches sie in Dienste genommen hatte. Er glänzte durch seine Tapferkeit in vielen Schlachten und Belagerungen unter Carl IX. und Heinrich III. Nach der Ermordung dieses Königs, in dessen Namen er die Dauphiné regierte, bemühte sich die Liga den einflussreichen Corsen auf ihre Seite zu ziehen, aber Alfonso war Einer der Ersten, welche Heinrich IV. anerkannten, und wurde eine seiner kräftigsten Stützen. Der König ernannte ihn zum Marschall von Frankreich und vergalt ihm seine Treue durch seine Freundschaft. In einem Briefe schreibt Heinrich an Alfonso: „Mein Cousin, durch eure Depesche, welche mir der Herr von Tour überbracht hat, habe ich die erste Nachricht von dem erhalten, was Ihr so glücklich in meiner Stadt Romans ausgeführt habt. Gott schenkt mir die Günst, daß fast alle diese bösen Anschläge ohne Erfolg bleiben, nächst ihm, weiß ich hat in dieser Sache niemand ein so großes Verdienst um mich, als Ihr, der mit aller Klugheit und Tapferkeit gehandelt hat, wie nur zu wünschen war, und deß will ich Euch Dank wissen. Es ist nur die Fortsetzung Eurer gewohnten Handlungsweise und des Glückes, das alle Eure guten Absichten begleitet.“ Im Jahre 1594 unterwarf Alfonso dem Könige auch Lyon, dann Vienne und viele Städte der Provence und Dauphiné. Er war das Schrecken der feindlichen Partei, und wie er durch sein kriegerisches Genie gefürchtet und angesehen war, so wurde er auch wegen seiner Gerechtigkeit und Menschenliebe geachtet. Viele durch die Pest und den Krieg heruntergekommene Städte Frankreichs unterstützte Alfonso aus eignen Mitteln. Er starb im Alter von 62 Jahren, im Jahre 1610 zu Paris und liegt in der Kirche de la Merci in Bordeaux begraben. Von seiner Gemalin, einer Tochter des Nicolas de Pontevêze, Herrn von Glabban, hatte er mehrere Kinder, von denen ein Sohn Jean Baptiste d'Ornano gleichfalls Marschall von Frankreich wurde. Zur Zeit Richelieus stürzten ihn Intriguen des Hofes; der Minister warf ihn in die Bastille, wo er, wie man sagt auf dessen Befehl vergiftet im Jahre 1626 starb. Im Jahre 1670 erlosch der Stamm Sampieros, welcher mit Alfonso nach Frankreich hinübergegangen war.

Sein zweiter Sohn Anton Francesco d'Ornano nahm wie der Vater ein blutiges Ende. Es war derselbe, mit welchem die unglückliche Mutter Bannina von Marseille nach Genua auf die Flucht

sich begeben hatte, und den sie bei sich hatte, als der rasende Vater sie ermordete. Anton Francesco lebte wie sein Bruder am Hofe Frankreichs. Jung und feurig wollte er die Welt sehen und begleitete den Gesandten Heinrichs III. nach Rom. Eines Tages gab das Kartenspiel die Veranlassung zu einem Streite zwischen ihm und den französischen Herren der Gesandtschaft, namentlich dem Herrn de la Roggia. Der ungestüme Corde beleidigte den Franzosen durch einige heftige Worte, aber dieser versteckte seinen rachsüchtigen Groll, so daß der junge Ornano nichts argwöhnte. Hierauf machten diese Herren gemeinschaftlich einen Ritt nach dem Colosseum; Ornano blieb mit seinem Diener allein, nachdem seine italienischen Freunde ihn verlassen hatten, und mit ihm waren zwölf Franzosen, sechs zu Fuß und sechs zu Pferde. Der Herr von Roggia lud ihn höflich ein, abzustiegen um einen Gang ins Colosseum zu machen. Ornano folgte der Einladung ohne Weiteres, aber kaum war er abgestiegen, als die tüchtigen Franzosen über ihn herfielen, die zu Fuß sowol, als die zu Pferde. Schon aus vielen Wunden blutend, verteidigte sich der Sohn Sampieros doch gegen die Uebermacht mit heroischer Tapferkeit. Nachdem er sich den Rücken an einem Pfeiler des Colosseums gedeckt hatte, hielt er mit dem Degen so lange Stand, bis er niederstürzte. Die Mörder ließen ihn dort in seinem Blute liegen und entwichen. Bis auf den Tod verwundet wurde Anton Francesco nach Hause getragen, wo er am folgenden Tage starb. Das geschah im Jahre 1580. Er hinterließ keine Nachkommen, und war nicht verheiratet.

Ich habe das Grab dieses jüngsten Sohnes Sampieros in der Kirche San Chrysogono im Trastevere von Rom besucht, wo er unter vielen corsischen Herren begraben liegt, denn Chrysogono ist eine Kirche der Corsen, in alter Zeit ihnen eingeräumt, da viele Flüchtlinge in Ostia und auf dem Liber-Borgo sich ansiedelten. Anton Francesco d'Ornano soll das sprechende Ebenbild seines Vaters gewesen sein, und man sagt, daß er von ihm wie das Gesicht und die Gestalt, so auch die Unerschrockenheit geerbt habe; und diese Tugend wird an Sampiero so hoch gerühmt, wie sie die Römer an Fabricius rühmten. Wie Pyrrhus diesen General durch das plötzliche Erscheinen eines Elephanten zu schrecken suchte, so versuchte der Sultan Soliman Aehnliches mit Sampiero. Die Sage erzählt nämlich, daß der Großherr eines Tages sich überzeugen wollte, ob was

man von Sampiero's Unerfrodenheit erzählte übertrieben sei oder nicht. Als nun Sampiero bei ihm zu Tische saß, ließ er in demselben Augenblicke da der Corde die Schaale zum Trinken an den Mund setzte, eine zweifündige Kanone unter dem Tische abfeuern. Aller Augen waren auf Sampiero gerichtet. Der aber verzog keine Miene, und der Schuß machte auf ihn nicht mehr Eindruck als etwa das Geräusch einer Tasse, die einem Slaven aus der Hand gefallen wäre.

Weiter nordwärts von Gavro liegt der große Canton Bastelica, welcher durch eine Gebirgskette von dem Canton Zicavo geschieden wird. Dieses rauhe Gebirgsland, aufgetürmt aus gewaltigen Granitmassen, voll von wilden Tälern, welche der knorrige Eichbaum beschattet, und riesige, hie und da beschneite Berghäupter umtragen, ist das Vaterland Sampiero's. In Bastelica oder vielmehr in dem kleinen Orte Dominicaccia zeigt man noch das schwarze, finstre Haus, worin er geboren wurde; denn sein eigenes haben die Gemuesen unter Stefan Doria niedergerissen. Viele Erinnerungen an ihn leben in dieser Gegend, welche die Phantasie des Volks in Gedächtnismalen mancher Art geheiligt hat. Denn bald ist es eine Fußspur Sampiero's im Felsen, bald ein Abdruck seiner Flinte, bald eine Höle, bald eine Eiche unter der er gefessen haben soll. Alles Volk dieses Tales Brunelli zeichnet sich durch kräftigen Wuchs und kriegerische Physiognomie aus; meist sind es Hirten, rauhe Männer von den eisernen Sitten der Altvordern, und von der Cultur gänzlich unberührt geblieben. Die Männer von Bastelica und die von Morosaglia, galten als die Stärksten unter allen Cordes, eigentümlich genug, da es die eigentlichen Brüder des Sampiero und des Paoli sind, welche beide ohne Titel und ohne Ahnen Männer aus dem Volke waren.

Der Gebirgskamm von San Giorgio trennt das Tal Brunelli von dem großen Tale des Taravo. Hat man sein Joch, die Bocca, passirt, so breiten sich vor dem Blicke zwei schöne mit Ortschaften reich besetzte Gebirgstäler aus, das Tal von Istria und das von Ornano. Der Fluß Taravo durchströmt sie, Felsen durchrauschend. Ich suche vergebens eine bekannte Gegend Italiens, um durch Erinnerung an sie die Vorstellung solcher cordischer Bergtäler deutlich zu machen. Der Appennin würde in manchen Theilen ihnen nahe kommen. Aber diese cordischen Berge und Täler erschienen mir doch bei weitem großartiger, wilder, malerischer durch ihre Caspianenhaine,

durch die braunen Felsenvände, die schäumenden Wasser, die schwarzlichen zerstreuten Dörfer, und ganz unvergleichlich wird das Gemälde, wenn sich plötzlich in der Ferne das strahlende Meer zeigt.

In diesen Bergen hausten die alten Adelsgeschlechter der Istria und der Ornano, welche die Landestradition von jenem Hugo Colonna absteigen läßt, den ich in der Geschichte der Corsen genannt habe. Mancher Turm und manches zertrümmerte Castell gibt noch eine halbverschollne Kunde. Die Hauptcantons dieser Gegend sind die von S. Maria und von Petreto.

In S. Maria d'Ornano war der Sitz der Ornano's. Ursprünglich hieß auch der Pieve Ornano, heute aber heißt er Santa Maria. Schönes Land ist ringsum, lachend durch grüne Hügel, Viehweiden und Olivenhaine. Hier war das Vaterland der schönen Bannina, und da steht auch noch das turmartig hohe, braune Haus, welches ihr gehört hat, malerisch gelegen auf einer das Tal beherrschenden Höhe. Nahe dabei erblickt man die Trümmer eines Castells, welches Sampiero erbaut hat, und eine Capelle in dessen Nähe, wo er die Messe hörte. Man sagt, daß er sich begnügt habe, im Fenster seines Schlosses zu liegen, wenn die Messe gelesen wurde. Er baute jenes Castell im Jahre 1554.

Zweites Kapitel.

Von Ornano nach Sartene.

Der Taravo macht die Grenze zwischen der Provinz Ajaccio und der von Sartene, des südlichsten der corsischen Arrondissements. Gleich am Eingange liegt der schöne Canton Petreto und Bicchisano, welcher sich am Taravo bis zum Golfe von Balinco hinunterzieht. Die Ansicht der Landschaft und des tief unten flutenden Meerbusens gilt selbst den Corsen für eine der herrlichsten ihrer malerischen Insel. Ueberhaupt sind alle diese Gegenden jenseits der Berge von großer, überraschend mächtiger Art und tragen den edelsten Stempel der Natur. Es liegen in diesem Canton zerstreut die Ruinen der Herrenschlösser von Istria, aber kläglich zertrümmert und nur selten so weit aufrecht, daß man ihr schwarzes Mauerwerk auf den ersten Blick von dem Granit der Felsen unterscheiden kann.

Auf einem Berge oberhalb Sollacaro stehen die Trümmer eines Schlosses jenes in der Geschichte genannten Vincentello d'Istria tief begraben unter Baumeschatten und unter Schlingpflanzen. An dieses Schloß knüpft sich eine der wilden Sagen, welche die Corsen ebenso wol als die furchtbaren Zeit des Mittelalters bezeichnen. Es stand hier früher ein andres Schloß, in welchem eine schöne und unbändige Dame Savilia wohnte. Diese lockte einst einen mächtigen Herren aus dem Geschlechte der Istria, Giubice von Istria, in ihre Burg, nachdem sie ihm ihre Hand zugesagt hatte. Istria kam und Savilia ließ ihn in das Turmverließ werfen. Aber jeden Morgen stieg sie zum Gefängnisse hinab, und indem sie sich am Gitter desselben vor den Augen Istrias entblöste, höhnte sie ihn mit den Worten: schaue mich an, ist dieser Leib gemacht, von einem häßlichen Manne wie du bist genossen zu werden? So trieb sie es lange Zeit, bis es dem Istria endlich gelang zu entkommen. Rachevoll zog er nun mit seinen Vasallen vor Savilia's Burg; erbrach sie und machte sie dem Boden gleich, die schöne Savilia aber setzte er in eine Hütte auf einen Scheideweg, wo er sie zwang, sich jedem Vorübergehenden Preis zu geben. Savilia gab am dritten Tage ihren Geist auf. — Später baute Vincentello d'Istria an der Stelle der zerstörten Burg jene, welche nun auch in Trümmern liegt. Die Colonna sind ein noch lebendes Geschlecht in Corsica; überhaupt ist die Familie Colonna vielleicht das älteste und zahlreichste aller Adelsgeschlechter in der Welt, und über ganz Europa zerstreut.

Der nächste Pieve Olmeto war ganz ein Lehn der mächtigen Istria's. Hochstrebende Berge umschließen den Hauptort Olmeto von der einen Seite, nach der andern liegt ihm zu Füßen ein herrlichstilles Olivental, welches der Golf von Valinco bespült. Auch hier zeigte man mir auf einem der schroffsten Berge, dem Buttareto, die Trümmer eines Castells, welches ehemals die Burg des Arrigo della Rocca gewesen war. Erhaben und zaubervoll ist nun der Blick von Olmeto in das Thal und auf den Golf. Seine Linien sind sanft, seine Ufer braun und schweigend. Seine äußersten Landspitzen sind nördlich das Cap Porto Vollo, südlich das Cap Campo Moro. Der Name Mohrenlager, welchen das Cap, ein kleiner daran gelegener Ort und ein Wachtturm führen, weckt lebhaft die Erinnerung an die Saracenen, die ehemals so oft hier landeten. Von der saracenischen Eroberung durch den sagenhaften Maurenkönig Lanza Ancisa her, hat

die Insel Gordica noch ihr Wappen behalten, der Mohnenkopf mit der Stirnbinde. Maurisch braun ist hier alles Uferland und von einer unsäglichern Sommerstille. Als ich nach dem kleinen Hafennorte Propriano am Golfe kam, wehte mich aufs neu dieser Geist der Wettabgeschiedenheit an, den man auf dem öden Insellande so lieb gewinnt. Auf dem Strande aber standen viele Männer, frischblühende, dunkelgelockte Männer, alle das Doppelgewehr auf der Schulter, wie in Bereitschaft, die Saracenen abzuwehren. Der Anblick dieser ernstern Kriegergestalten und die melancholische Wildheit des Uferlandes entrückten ganz in die sagenhafte Saracenenzeit. Mir fällt eine spanische Romane ein, welche den aus der Geschichte der Corsen bekannten Corsaren Dragut besingt. An diesem Golfe läßt sie sich unter Kriegergestalten wol vernehmen.

Dragut vor Tarifa.

Aufgesichtet von Tarifa
 Wenig mehr denn eine Meile,
 Meister Dragut der Corsare,
 Der Corsar zu See und Lande,
 Von den Christen er entdeckte
 Und von Malta Segel fünf.
 Deshalb ward er da genöthigt
 Laut und hörbar so zu rufen:
 Al arma! al arma! al arma!
 Cierra! cierra! cierra!
 Que el enemigo viene à dardos guerra.

Meister Dragut der Corsare
 Ein Kanou abseuern ließ er,
 Das Signal sie sollten hören
 Die da holten Holz und Wasser.
 Antwort gaben da die Christen
 Von dem Strand und den Galeeren,
 Und vom Hasen auch die Gloden
 In das Schreien lärmten also:
 Al arma! al arma! al arma!
 Cierra! cierra! cierra!
 Que el enemigo viene à dardos guerra.

Und der Christ der darob weinte,
 Daß die Hoffnung ihm gestorben,
 Seitert auf nun seine Trauer,
 Weil er seine Freiheit hoffet.
 Dragut mit den Capitauen
 Augenblicks den Kriegsrat hielt er,
 Ob zu warten gut sie thäten,
 Ob die Segel aufzubissen:
 Al arma! al arma! al arma!
 Cierra! cierra! cierra!
 Que el enemigo viene à darnos guerra.

Und die Andern sagten also;
 Warte! Warte! Laß sie nahen,
 Wenn in hohe See wir kommen,
 Dann wird unser sein Victoria.
 Dragut laut und hörbar rief er:
 Ihr Canasjen auf zum Kampfe,
 Kanoniere allmitsammen,
 Vaden, schießen, laden, rufen:
 Al arma! al arma! al arma!
 Cierra! cierra! cierra!
 Que el enemigo viene à darnos guerra.

Der Refrain dieses lebendigen Liedes würde deutsch heißen:
 „zu den Waffen! zu den Waffen! zu den Waffen! Gefahr! Gefahr!
 Gefahr! denn es naht uns zu bekriegen die Feindeschaar.“ Ich habe
 den spanischen Refrain beibehalten, weil er sich gut ausnimmt.

Am 12. Juni 1564 landete Sampiero in diesem Golfe von
 Balinco— ein eigner Klang mehr in diesen kriegerischen Erinnerungen.

Nach dem Lande zu erhebt sich nun die Gegend zum wüsten
 Gebirge, dessen Seiten mit grauem Felsgetrümmer überstreut sind.
 Steine, Gestrüpp, Ufersand und ein Sumpf machen diesen Strich
 besonders traurig. Doch wächst hier die immergrüne Eiche und die
 Korkeiche reichlich, und das rauhe Land trägt Korn und volltraubigen
 Wein. — Endlich sah ich Sartene vor mir liegen, ein großes Paese,
 schwermüthvoll in schwermüthigen Bergen vereinsamt.

Drittes Kapitel.

Die Stadt Sartene.

Die Stadt Sartene hat nur 3890 Einwohner. Sie ist der Hauptort des Arrondissement, welches in acht Pieven oder Cantons 29,300 Einwohner zählt. Sartene erschien mir ziemlich uncultivirt und weniger städtisch aussehend als selbst Calvi und das kleine Isola Rossa; denn in nichts unterscheidet sie sich von den andern großen Paesen der Insel. Ihre Bauart ist die ganz laudesübliche der Dörfer, nur etwas verschönt. Alle Häuser, selbst der Turm der Hauptkirche sind aus braunem granitigem Gestein gebaut, welches übereinander gelegt und mit Lehm verfestigt ist. Die Kirche allein ist gelb über-tüncht, alle anderen Gebäude sehen schwarzbraun aus. Viele sind elend wie Capannen, einige Gassen an dem Bergabhange so enge, daß höchstens zwei Menschen nebeneinander stehen können. Hohe steinerne Treppen führen zu der gewölbten Thüre, welche in der Mitte der Vorderwand angebracht ist. Ich durchwanderte diese Gassen: sie schienen mir wahrhaft würdig von Dämonen bewohnt zu werden, und so meine ich möchte Diö aussehen, die Stadt der Hölle beim Dante. Doch gibt es auch in dem Quartier der Santa Anna zierliche Häuser der Reichen, und einige sehen trotz ihres schwarzen Materials gut genug aus. Originell und höchst malerisch sind sie alle, und das verdanken sie auch den stumpfwinkligen italienischen Dächern welche weit über die Wände hinausragen, und den vielen Schornsteinen italienischen Stils, die bald säulenartig mit bizarren Knäusen, bald als Spitztürmchen, bald in Obeliskform aufgesetzt sind. Ein solches Dach verschönt das Haus ungemein, und wenn dessen Wände aus nur einigermaßen regelrecht behauenen Granitsteinen errichtet sind, so läßt man sich ihre Art wol gefallen. Aber auch meine Capannen vom Monte Rotondo fand ich mitten auf dem Markte wieder. Dies waren nämlich einige Borrathshäuser der Bürger. Wunderlich nun nehmen sich dazu die prunkvollen Namen einiger Gasthäuser aus, auf denen zu lesen ist Hôtel de l'Europe, de Paris und de la France.

Der Name Sartene erinnert an Sardinien oder an den Sacracen. Man wußte mir nicht zu sagen, woher er komme. In alten Zeiten hieß der Ort Sartino und die Stadtradiation erzählte mir, daß er durch seine mineralischen Wasser berühmt war. Da kamen

den viele Gäste, die Quellen zu gebrauchen. Die armen Einwohner des dürstigen Fleckens starben darüber vor Hunger, weil die Gäste ihre Frucht verzehrten. Sie verschütteten also die Quellen, verließen ihre Häuser und bauten sich höher hinauf in die Berge. Wenn diese Sage wahr ist, so spricht sie nicht gegen die corsische Trägheit.

Schrecklich litt Sartene von den Saracenen. Nach wiederholten Einfällen überraschten die Barbaren die Stadt im Jahre 1583 und schleppten an einem Tage 400 Personen in die Gefangenschaft, also wol den dritten Teil der damaligen Bevölkerung. Seitdem umgaben sich die Sartener mit einer festen Mauer.

Heute sieht man dem stillen Orte, dessen Einwohner auf dem idyllischen Marktplatz unter dem großen Ulmbaume friedlich schwägen, gar nicht an, daß er in seinen Mauern so grimme Leidenschaften verbergen kann. Denn nach der Julirevolution war Sartene jahrelang der Schauplatz eines gräßlichen Bürgerkrieges. Der Ort hatte sich schon im Jahre 1815 in zwei Parteien geteilt, in die Anhänger der Familie Rocca Serra und die der Familie Ortolì. Jene sind die Reichen und bewohnen das Viertel Santa Anna, diese die Armen und bewohnen den Borgo. Beide Factionen hatten sich verschanzt, die Häuser gesperrt, die Fenster geschlossen, thaten Ausfälle auf einander und erschossen und erdolcheten sich mit großer Wut. Die Rocca Serra waren die Weißen oder die Bourbonisten, die Ortolì die Roten oder die Liberalen; jene hatten der Gegenpartei den Eintritt in ihre Viertel untersagt, aber die Ortolì wollten ihn extorzen und zogen eines Tages mit Fahnen nach St. Anna. Augenblicks schossen die Rocca Serra aus ihren Häusern, tödteten drei Menschen und verwundeten andere. Dies war das Signal zu einem blutigen Kampfe. Des folgenden Tags kamen viele hundert Bergbewohner mit ihren Flinten herab und belagerten St. Anna. Die Regierung schickte Militär, aber obwol dieses scheinbar Ruhe schaffte lagen die beiden Parteien immerfort gegen einander zu Felde und tödteten sich viele Leute. Die Spannung dauert auch heute fort, wenn gleich die Rocca Serra und Ortolì nach einer 33jährigen Feindschaft am Feste der Präsidentenwahl Ludwig Napoleons zum erstenmale sich versöhnlich genähert hatten, und ihre Kinder mit einander tanzen ließen.

Diese unausrottbaren Familienkriege bieten in Corsica dasselbe Gemälde dar, welches die Städte Italien's Florenz, Bologna, Verona, Padua, Mailand in alter Zeit gegeben haben, und so findet man

das italienische Mittelalter noch heute in Corsica wieder und dieselben Tumulte, welche Dino Compagni in seiner florentischen Chronik so plastisch dargestellt hat, den Krieg der Bürger, welche wie Dante klagt, von einem Graben und von ein und derselben Mauer umschlossen sind. Aber diese Familienkriege in Corsica sind weit auffallender und fürchterlicher, weil sie in so kleinen Ortschaften geführt werden, in Dörfern, die oft kaum 1000 Seelen haben, und deren Einwohner durch die Bande des Blutes und der Gastfreundschaft unauflöslich an einander gefettet sind.

Heute ist das Völkchen von Sartene feierlich auf dem Marktplatz versammelt, wo man ein wunderliches Gerüste für den 15. August, den Namenstag Napoleons, herrichtet, um darauf ein Feuerwerk loszubrennen. Vielleicht wird das Fest den Zwist aufs neue entflammen, und diese schwarzen Häuser können in wenig Tagen sich in eben so viel kleine Festungen verwandeln, woraus Feind den Feind zu treffen weiß. Hier gab die Politik zum Bürgerkriege Anlaß, anderswo thut es die Beleidigung irgend einer Person und der geringfügigste Umstand. Für eine getödtete Ziege starben einst 16 Menschen und ein ganzer Canton stand in Waffen. Ein junger Mensch wirft seinem Hunde ein Stück Brod zu, der Hund eines andern schnappt es ihm weg, daraus entsteht ein Krieg zwischen Gemeinden, und die Folge ist Mord und Tod auf beiden Seiten. Es fehlt nicht an Gelegenheiten zum Kampfe bei den öffentlichen Communalwahlen, bei Festlichkeiten und Tänzen. Manchmal sind die Anlässe sehr lachenswert. Im Jahre 1832 gab ein todtter Esel in Marana den Grund zu einem blutigen Kriege zwischen zweien Dörfern. In der heiligen Osterwoche ging nämlich eine Procession nach einer Capelle und stieß auf dem Wege auf einen todtten Esel. Darob entsetzte sich der Küster und fing über die zu fluchen an, welche das Thier auf den Weg geworfen und die heilige Procession also verunehrt hätten. Sofort erhob sich ein Streit zwischen den Leuten aus Lucciana und denen aus Borgo, in welche Gemeinde der Esel gehöre, und augenblicks griff man zu den Waffen und wechselte Schüsse: die heilige Procession hatte sich plötzlich in eine Schlacht verwandelt. Eine Dorfschaft wälzte nun den Esel auf die andere; eine trug ihn der andern zu, bald schleppten ihn die von Borgo nach Lucciana, bald die von Lucciana nach Borgo, und das geschah von beiden Seiten unter beständigem Schießen und wüthendem Kampfgeschrei.

So kämpften einst die Trojaner und die Griechen um die Leiche des Patroclus. Die von Borgo schleppten den todten Esel einmal bis an die Kirche von Lucciana, wo sie ihn an der Kirchenthüre niederwarfen, aber die von Lucciana hoben ihn wieder auf und nachdem sie Borgo erstürmt hatten, spießten sie den Esel auf den Glockenturm. Endlich ließ der Podestà das corpus delicti, welches von solcher Wanderschaft mürbe geworden, sich bereits auflösen wollte, ergreifen, und der todte Esel ward verscharrt und zur Ruhe gebracht. Der Dichter Viale hat eine komische Epöee auf diesen todten Esel gedichtet in Weise des geraubten Eimers von Bologna.

Ein Detachement von zehn Gendarmen liegt in Sartene in Station. Ebensoviel pflegen in jedem Cantonsort oder in solchen Dörfern zu liegen, welche besonders unruhig sind. Der Officier der Gendarmen war ein Elsässer, der schon 22 Jahre in Corsica lebte und ganz glücklich schien, unvermutet einen Landsmann zu treffen. Jedemal wenn ich Elsässer oder Lothringer treffe — die letzteren sprechen ein sehr gebrochnes Deutsch — empfinde ich geschichtliche Schmerzen um diese verlorenen deutschen Brüder. Denn es ist ein bleibender Schmerz für uns, ein Stück edler deutscher Erde in den Händen der Franzosen zu wissen. Zener Officier klagte sehr über den gefährlichen Dienst und den kleinen Krieg gegen die Banditen. Er zeigte mir in der Ferne einen Berg, den hohen Incudine. Sehen Sie, sagte er, dort sitzt ein Hauptbandit, auf den wir Jagd machen wie auf einen Muffrone. Eintausend und fünfshundert Franken stehn auf seinem Kopfe, doch sie sind schwer zu holen. Vor einigen Tagen haben wir 29 Menschen eingebracht, welche dem Banditen Lebensmittel zugetragen haben. Sie sitzen hier in dieser Caserne.

Was wird ihre Strafe sein?

Wenn man ihnen das Verbrechen erwiesen hat, ein Jahr Gefängniß. Sie sind Hirten oder andere Leute von den Bergen, Freunde und Verwandte des Banditen. — Armes Corsica! was soll unter solchen Umständen aus deiner Industrie und deinem Ackerbau werden!

Der Anblick des dunkeln Berges Incudine, in welchem ich den armen Banditen sitzen wußte, und der Familientrieg von Sartene gibt wieder Veranlassung zu Erzählungen aus dem uner schöpflichen corsischen Landesromane der Blutrache. Wir wollen uns also auf einen Felsen setzen, wo wir die mächtigen Berge und den Golf

von Valinco sehen, und ein paar Erzählungen aus dem Blintenlaufe hören.

Viertes Kapitel.

Zwei Geschichten aus dem Blintenlaufe.

Orso Paolo.

Eines Tages feierte das Volk im Dorfe zu Monte d'Olmo ein Kirchenfest. Die Priester standen schon am Altare und ein Teil der Gemeinde war schon im Gotteshause zur Andacht versammelt, andere saßen noch auf dem kleinen Kirchenplatze und plauderten über allerlei Dinge. Es waren darunter die Vincenti und die Grimaldi, deren Familien seit uralter Zeit in ererbtem Hader lagen. Heute wagten sie es sich 'Nug' in 'Nuge zu sehen, weil das Gottesfest aller Feindschaft Einhalt gebot.

Da warf Einer die Frage auf, ob die Geistlichen gehalten sein sollten, während der Procession die Kapuzen der Bruderschaft zu tragen oder nicht.

Nein, sagte Orso Paolo aus der Familie der Vincenti, sie sollen dazu nicht gehalten sein, denn es ist das bei unsern Altvordern auch nicht der Brauch gewesen.

Ja, rief Ruggero aus der Familie Grimaldi, sie sollen dazu gehalten sein, denn so schreibt es die Sitte der Religion vor.

Und so stritten sie hin und her über Kapuzen oder Nichtkapuzen, und auf dem Kirchenplatze gab es ein Lärmen und Toben, als gält es zu entscheiden, ob Genua oder Nicht-Genua. Einer nahm dem andern das Wort, einer sprang nach dem andern auf den Steu, seine Meinung zu verfechten, und man zischte oder rief Beifall, jubelte oder höhnte, je nachdem ein Grimaldi oder ein Vincenti ein Wort über die Kapuzen gesagt hatte.

Pötzlich fiel eine Beleidigung. Und augenblicks erhob sich ein Wutgeschrei, und die Pistolen wurden aus den Gürteln gerissen. Die Grimaldi warfen sich auf Orso Paolo, und dieser schoß unter die Angreifer. Es fiel Antonio, der älteste Sohn Ruggero's, zum Tode verwundet.

Da schwieg in der Kirche die heilige Messe. Das Volk stürzte heraus, Männer, Weiber, Kinder, die Priester im Messgewande, die Crucifixe in der Hand.

Das ganze Dorf von Olmo war ein Gewühl von Fliehenden und Verfolgenden, und schallte wieder von Wutgeschrei und von Flintenschüssen. Die Grimaldi schriean nach Drèo Paolo, daß sie ihn mordeten.

Gleich einem Hirsche war Drèo hinweggesprungen, den Buschwald zu erreichen. Aber seine Verfolger hatten ihn laufen sehn, und von der Rache beflügelt, verrannten sie ihm den Weg und suchten ihn zu umstellen.

Von allen Seiten sah er die Wütenden heranstürzen, und ihre Kugeln umsausten ihn. Er konnte den Buschwald nicht erreichen, und nur noch wenige Minuten Zeit hatte er, einen Entschluß zu fassen. Kein Ausweg blieb ihm in das Freie, nur ein Haus stand nahe am Berge, und dies war das Haus seines Todseindes Ruggero.

Drèo Paolo sah es, und augenblicks sprang er in dieses Haus und verrammelte die Thüre. Er hatte seine Waffen bei sich, seine Carthera war voll von Kartuschen, Lebensvorrat fand sich im Hause genug, er konnte sich Tagelang dort halten. Auch war es leer, denn alle seine Bewohner waren ins Dorf geeilt und Ruggeros Weib war um den Verwundeten Antonio beschäftigt. Ihr zweiter Sohn, ein Kind von wenigen Jahren, war allein im Hause zurückgeblieben und dort eingeschlafen.

Kaum hatte sich Drèo Paolo dort geborgen und verschänzt, als Ruggero mit allen Grimaldis erschien: aber Jener streckte ihnen aus der Oeffnung des Fensters seinen Flintenlauf entgegen und drohte jedem mit der Kugel, welcher es wagen würde, der Thüre zu nahen. Keiner wagte es.

Wütend standen sie vor dem Hause, und wußten nicht, was sie beginnen sollten; Ruggero aber raöte, daß der Todseind in seinem eignen Hause den Zufluchtsort gefunden habe. Er schrie auf wie der Tiger schreit, welcher den Fang sieht, den er nicht erreichen kann.

So stand der wütende Haufe vor dem Hause, und es mehrte sich mit jeder Minute das Gewühl von denen die herzuströmten und die Luft mit ihrem Geschrei erfüllten. In dieses Toben mischte sich der Klageruf der Weiber. Sie tugen eben den schwer verwundeten Antonio in das Haus eines Verwandten. Bei dem Anblicke seines

Sohnes verdoppelte sich die Wut Ruggero's, und selber stürzte er in ein Haus und riß einen Feuerbrand aus dem Heerde, ihn auf sein eignes Dach zu werfen, um Orso Paolo mit ihm zugleich zu verbrennen. Wie er den Brand in der Hand schwang und anderen zuschrie, Feuer auf sein Dach zu werfen, stürzte ihm sein Weib in den Weg. Rasender, rief sie, unser Kind ist im Hause. Willst du dein Kind verbrennen? Antonio liegt auf dem Tode — dort schläft Francesco in seiner Kammer — willst du dein letztes Kind ermorden?

Laß es mit ihm verbrennen, schrie Ruggero, laß die Welt verbrennen, wenn nur Orso Paolo umkommt.

Heulend warf sich das Weib dem Manne zu Füßen und umschlang seine Kniee und wollte ihn nicht von der Stelle lassen. Aber Ruggero schleuderte sie von sich und warf den Feuerbrand in sein Haus.

Er setzte das Haus in Brand. Die Flamme stieg auf und die Funken flogen mit dem Winde. Die Mutter war leblos niedergesunken. Man hatte sie dahin getragen, wo ihr Sohn Antonio lag.

Ruggero aber stand vor dem brennenden Hause, welches die Grimaldi umringt hatten, damit Orso Paolo wenn er entspränge, ihren Kugeln nicht entfliehen sollte; Ruggero stand vor seinem Hause und starrte mit grausem Lachen in die Flammen, wie sie lobend und prasselnd zusammenschlugen, und wenn die Balken in einander krachten schrie er auf vor Rachtlust und vor wilder Pein, denn es war ihm, als stürzte ein jeder brennende Balken auf sein eignes Herz.

Manchmal schien es, als zeigte sich eine Gestalt in den Flammen, doch war es vielleicht eine schwarze Rauchwolke, oder eine herumzitternde Feuer säule — jetzt wieder war es, als weinte drinnen die Stimme eines Kindes. Plötzlich krachte das Dach zusammen und Rauch und Feuerlothe schlug aus dem stürzenden Trümmergraus gen Himmel.

Ruggero, welcher stumm und starr da gestanden war, vorgebeugten Leibes und mit stierem Auge, die Hand gegen das Haus ausgestreckt, fiel mit einem dumpfen Schrei zu Boden. Man trug ihn in das Haus, neben den wunden Sohn Antonio. Wie er hier zu sich kam, begriff er erst nicht was geschehen sei, aber es tagte gleich in seiner Seele, und der Flammenschein seines Hauses leuchtete ihm grell ins Gewissen, daß er den Frevler seiner ungeheuren That

schaudernd erkannte. Eine Minute lang stand er, in sich hinein, und wie vom Blitz Gottes ins Mark geschlagen, dann suchte er auf und riß den Dolch aus seinem Gürtel, um ihn sich in die Brust zu stoßen. Aber sein Weib und die Freunde fielen ihm in den Arm und entwaffneten ihn.

Was ward aus Dréo Paolo? was aus Francesco?

Als die Flammen das Gehäß ergriffen hatten, suchte Dréo Paolo einen Zufluchtsort im Hause, irgend eine Höhlung, ein Gewölbe, sich darin vor dem Feuer zu schützen. Er irrte durch alle Kammern. Da hörte er in einer das Weinen und das Angstgeschrei eines Kindes. Er sprang in die Kammer. Ein junges Kind saß hier auf seinem Bette. Es streckte bitterlich weinend die Hände nach ihm aus und rief den Namen seiner Mutter. Da war's dem Dréo, als rief ihm aus den Flammen der böse Geist zu, er solle das holde Kind ermorden und so die Unmenschlichkeit seines Feindes strafen. „Sind nicht auch die Kinder deines Feindes der Blutrache verfallen? Stoße zu, Dréo, tilge die letzte Hoffnung vom Hause des Grimaldi!“

Dréo beugte sich über das Kind mit einem gräßlichen Racheblicke. Die Glut der Flammen übergieß ihn, das Kind, die Kammer, mit einem purpurfarbnen Scheine, wie von Blut. Er beugte sich über den weinenden Francesco — und plötzlich riß er das Kind empor, drückte es an seine Brust und küßte es mit einer wilden Inbrunst. Dann stürzte er aus der Kammer, das Kind in seinem Arme, und tappte weiter in dem brennenden Hause, ob nicht irgend wo ein schützender Ort zu finden sei.

Das Haus war kaum zusammengefallen, als vor dem Dorfe die Muschelhörner der Vincenti erklangen. Die Männer von Castell'd'acqua, alle Freunde und Verwandte Dréo Paolo's, waren auf die Kunde von seiner Not herbeigezogen, ihn zu retten. Die Grimaldi flüchteten von der Brandstätte in das Haus, wo Ruggero, sein Weib und Antonio beisammen waren.

Eine fürchterliche Viertelstunde ging vorüber.

Da schallte auf dem Markte von Olmo ein lautes Jubelgeschrei und der hundertfache Ruf: Evviva Dréo Paolo! — Die Mutter Antonio's stürzte aus Fenster; sie stößt einen Schrei der Freude aus; sie stürzt aus der Thüre; ihr nach stürzt Ruggero und die Frauen.

Durch die jauchzende Menge aber kam daher Dréo Paolo, von

Freude strahlend, das Kind Francesco in seinen Armen herzlich, mit Asche bedeckt, vom Rauch geschwärzt, die Kleider versengt. Er hatte sich und den kleinen unter einem Bogen der Treppe gerettet.

Ruggeros Weib stog auf Drso Paolo zu, sie warf sich an seine Brust, und umschlang ihn und den kleinen Sohn mit namenloser Freude.

Ruggero aber fiel vor seinem Feinde auf die Kniee, und indem er schluchzend seine Füße umschlang, bat er ihn und Gott um Verzeihung.

Stehe auf, mein Freund Grimaldi, sagte Drso Paolo; möge uns Gott heute so vergeben, als wir uns beide vergeben, und schwören wir uns hier vor dem Volke von Olmo ewige Freundschaft.

Die Feinde sanken sich in die Arme, und das Volk rief jubelnd: *Cviva Drso Paolo!*

Nach kurzer Zeit genas Antonio von seiner Wunde; und eitel Freude herrschte eines Abends im Dorf zu Monte d'Olmo, als die Grimaldi und die Vincenti das Versöhnungsmal feierten. Mit dem Delzweige des Friedens waren die Häuser geschmückt, und da hörte man nichts als *Cviva* und Gläserklang, und Freudenschüsse aus den Flinten und Geigen und Mandolinenspiel.

Dezio Dezii.

Es war noch zur Zeit, als die Genuesen die corsische Insel in ihrer Gewalt hielten, da waren die Dörfer Serra und Serrale, im Biege von Moriani in einem heftigen Kriege entbrannt. Zwei Häuser befehdeten sich dort aufs Blut, die Dezii in Serra und in Serrale die Venturini.

Endlich waren sie des langen Rachekrieges müde geworden, und beide feindliche Familien hatten mit feierlichem Eide vor den Parolanti Frieden geschworen. Wenn ihr nun nicht wißt oder es vergessen habt, wer die Parolanti sind, so will ich es euch sagen. Die Parolanti sind die guten Männer, die Mittelsleute, welche die Feinde in Uebereinstimmung ernennen, daß sie den schriftlichen Friedensvertrag und Handschlag wie Eid in ihre Hände empfangen, und darüber wachen sollen, daß Niemand den Frieden bricht. Wer ihn aber bricht, der ist gottlos, und aller Guten Verachtung fällt auf ihn,

der Zorn und die Behme der Parolanti fällt auf sein Haus, sein Feld und seinen Weinberg.

So hatten also die Dezii und die Venturini den Frieden geschworen, und es gab eine schöne Ruhe in dem Pieve von Moriani. Weil aber der böse Habergeist nicht ruhen kann, sondern immer in die Asche bläst, ob nicht ein Funken vom alten Rachezroll noch zu erwecken wäre, so geschah es auch eines Tages, daß er auf dem Markte von Serrale dem alten Venturini in das grimmige Herz blies. Der alte Nicolao war ein Greis, aber noch jung an Kräften wie seine Söhne. Er hatte einen bösen Blick, eine giftige Zunge und den Krampf in der Hand, welche den Dolch führt. Der traf auf dem Markte den jungen Dezio Dezii, den Stolz und die Blume aus dem Hause der Feinde. Er war schön und angenehm von Sitten, aber sein Mut war feurig und rasch.

Der Alte nun mit dem bösen Blicke höhnte dem Jüngling ein giftiges Wort zu, und Niemand weiß wie das gekommen war. Denn Dezio hatte keinen Anlaß gegeben. Wie der Jüngling das Wort empfangen hatte, schwoll ihm das Herz vor Scham und Zorn, aber er dachte an die Parolanti, an den Frieden und an die grauen Haare des Nicolao. Deshalb stieß er sein Herz zurück und ging schweigend aus dem Dorfe von Serrale.

Nun fügte es sich aber, daß noch an demselben Abend der Alte und der Junge auf dem Felde einander begegneten. Wie Dezio den Nicolao herankommen sah, welcher keine Waffen hatte, warf er schnell seine Flinte an einen Baum, damit der böse Geist ihn gegen einen Wehrlosen nicht reize, und also ging er dem Alten entgegen und forderte stolz Rechenschaft von ihm, weshalb er ihn beleidigt habe.

Der Alte entgegnete mit Hohn, und wie die Worte hitziger hin und her gingen, faßte er den Jungen bei der Brust und gab ihm einen Schlag ins Gesicht. Dezio taumelte zurück; im Augenblick war er nach seiner Flinte gesprungen, und im zweiten Augenblicke fiel der Schuß und stürzte der Alte ins Herz getroffen auf die Erde.

Der arme Dezio floh wie gesagt von dem Racheengel, und von Fels zu Fels sprang er in die Berge des Monte Cinto hinein, und warf sich dort weinend in eine Höle.

Auf die Bluttthat waren die Parolanti herbeigeeilt. Sie riefen Wehe über Dezio und seinen ganzen Stamm, und alle zogen sie vor

sein Haus. Dezios junges Weib war in dem Hause. Sie sagten dem jungen Weibe, daß es das Haus verlassen müsse, weil es der Nacht verfallen sei; und nachdem sie seufzend aus der Thüre gegangen war, warfen die Parolanti Feuer in das Haus und verbrannten es bis in den Grund. Dann gingen sie in den Castanienhain und in den Delgarten Dezios, und an jeden Baum gingen sie und schälten mit dem Beil jeden Stamm ab, zum Zeichen, daß Dezio den Eid gebrochen und das Blut vergossen habe, und daß der Zorn des Himmels ihn und sein Gut verflucht habe. Und dies thaten sie nach der heiligen Sitte der Vorfahren.

Die Sippen des Dezio hielten sich still, denn sie erkannten, daß man an ihm die Gerechtigkeit geübt habe. Aber des ermordeten Nicolao Sohn Luigione ließ sich den Bart wachsen, zum Zeichen, daß er das Vaterblut rächen werde. Er nahm die Flinte und streifte in den Bergen, Dezio zu ersagen, und da er ihn nicht erreichte, obwol er Tag und Nacht in den Felsen lag, nahm er Dienste bei den Genuesen, welche in dem Turme von Badulella die Wache hatten. Vielleicht, daß er so, auch mit Hilfe der Wächter den Feind erlauern konnte.

Dezio aber lebte mit dem Fuchse, mit dem Hirsche und mit dem Wildschaf und irrte in den Wildnissen umher, alle Nacht wo anders sich bergend, und immer wandernd und immer das Herz voll Traurigkeit und voll Schrecken. Da schiffte er sich eines Tages mit Schiffen, die seine Freunde waren, nach Genua ein. Er nahm Dienste bei den Genuesen, und Jahre vergingen ihm dort in der Verbannung.

Nach langer Zeit erwachte in ihm die Sehnsucht nach seinem Vaterlande und nach seinem Weibe. Er nahm also den Abschied von seinem Soldatenstande, und in Genua gab man ihm einen Freibrief, daß er sicher und ungekränkt in Corsica leben könne, und daß wer ihm ein Leides thäte, der Gerechtigkeit solle verfallen sein.

Vielleicht hoffte Dezio auch, daß der Groll des Luigione in so langer Zeit werde eingeschlafen sein. Er kam also in sein Dorf zurück und fand sein Weib wieder und hielt sich still in einem Hause. Niemand wußte um seine Rückkehr. Denn er zeigte sich nicht, nur in den Wald ging er und an einsame Orte, wo er sicher war, daß ihn Niemand traf. Immer ging mit ihm der Schatten des alten Nicolao.

So vergingen Wochen und Monde, und von Dezio wußte und redete Niemand. Eines Tages sagte nun Luigione, welcher in den Bergen als Jäger berühmt war, zu seinem Weibe: mir hat geträumt, daß ich einen Fuchs in den Bergen gejagt habe, so will ich auf die Jagd gehn, vielleicht daß ich heute ein gutes Wild erjage. Und er warf die Flinte über die Schulter und ging in die Berge.

Ein roter Fuchs stieß ihm auf. Der rannte in ein Gebüsch, und Luigione eilte ihm nach. Der Ort war ganz einsam und traurig. Wie er in den Busch trat fand er einen schmalen Hirtenpfad, der gleich dem Wege eines Labyrinthes gewunden war und immer tiefer und tiefer in die Wildniß führte. Plötzlich blieb Luigione stehn. Unter einem wilden Nelgebüsch sah er einen Mann im tiefsten Schläfe liegen. Neben ihm lag im Grase sein Doppelgewehr und seine Zucca. Ein langer Bart verschattete sein Gesicht. Luigione blieb starr wie eine Bildsäule, nur die Augen sieberten ihm und verschlangen den schlafenden Mann. Das Blut schoß ihm siedendheiß in die Wangen, und dann bedeckte sie wieder Todtenblässe; das Herz klopfte ihm so laut, daß es den Schlafenden hätte erwecken mögen.

Einen Schritt that er vorwärts, noch einen — er starrte dem fremden Manne ins Gesicht — ja! es war Dezio, der Mörder seines Vaters. Da flog ein wildes Lächeln über das Antlitz Luigiones. Er zog den Dolch aus seinem Gürtel.

Dich hat Gott in meine Hand gegeben, murmelte er, daß ich dich heute tödte. Das Blut meines Vaters komme heute über dich — und er erhob die zweischneidige Klinge. Aber ein schneller Gedanke trat wie ein Engel zwischen ihn und den Schlafenden und hielt seine Klinge auf. Der Engel sagte ihm: Luigione, du sollst den Schlaf nicht morden!

Luigione sprang plötzlich zurück. Dann schrie er mit fürchterlicher Stimme:

Dezio! Dezio! stehe auf und bewaffne dich!

Der Schlafende sprang auf und griff nach seinem Gewehre.

Ich hätte dich im Schläfe morden können, sagte Luigione zu ihm, aber das wäre eines Schurken That gewesen. Nun verteidige dich; denn meines Vaters Blut schreit um Rache.

Dezio sah einen Augenblick den fürchterlichen Mann zum Tob erschrocken an, dann schleuderte er seine Flinte weit in den Busch hinein, riß das Pistol und den Dolch aus seinem Gurte und

schleuderte beide von sich, und dann riß er das Gewand von seiner Bruit und rief: Luigione, schieß und räche deinen Vater! In meinem Grabe wird mir dann wol! Tödt' mich! —

Luigione betrachtete den unglücklichen Feind mit Staunen, und eine Welle schwiegen beide. Dann legte Luigione seine Flinte ab, ging auf Dezio zu und reichte ihm die Hand. Gott, sagte er, hat dich in meine Hand gegeben, daß ich dir verzeihe. Das Blut meines Vaters habe seinen Frieden. Nun komm und sei mein Gast! —

Die Männer gingen in das Dorf, einer neben dem andern, und sie blieben Freunde. Und weil Luigione ein Kind geboren war, nahm er Dezio zu des Kindes Patzen zum heiligen Zeichen, daß sie vor Gott versöhnt seien. Und dies that er nach der Sitte der Vorfahren.

Dezio wurde bald der Welt müde, und er nahm die Kutte. So rein und gottselig aber war sein Wandel, daß er bis in das späteste Alter von allen Menschen geliebt ward und der Segen seiner Frömmigkeit weit und breit in den Bergen Frieden stiftete.

Als er nun eines Tages im Herren entschlafen war, begleiteten ihn die Dörfer der ganzen Gegend zu Grabe, und noch heute sagt man im Pieve von Moriani: Dezio der Weltliche, Dezio der Mörder, Dezio der Bandit, Dezio der Mönch, Dezio der Priester, Dezio der Heilige.

Fünftes Kapitel.

Umgegend von Sartene.

Rings um Sartene stehen wüste Berge, unter denen nach Norden zu sich der Incudine und der Coscione erheben. Der Coscione ist berühmt durch seine Weiden, welche von den herrlichen Quellen Bianca und Viola durchrieselt werden. Hieher treiben die Hirten von Quenza Sommers ihre Heerden, und Winters steigen sie nach der Küste von Porto Beccchio hinab. Einer dieser Berge bei Sartene ist ein wunderbar geformter Fels von der Gestalt eines Giganten der sein plummes Riesenhaupt in die Wolken streckt. Man nennt ihn den Mann von Cogna. Im Gebiete von Sartene stehen auch

einige Ueberreste von Menhirs und Dolmens, jenen uralten Heidensteinen, welche sich auf den Mittelmeerinseln und in den celtischen Ländern finden. Sie bestehen aus Säulensteinen die im Kreise aufgestellt sind, man nennt sie Stazzone. So geringe Ueberreste dieser sabbäischen Bauten Corsica ausbewahrt hat, so reich ist daran Sardinien. Ich habe die Stazzone von Sartene nicht mehr sehen können, und bedaure das schmerzlich.

Auf den Bergen rings umher liegen manche Ruinen von Schlössern des tapfern Rinuccio della Rocca und des berühmten Giudice della Rocca. Das Lehn dieser alten Signorens lag rings um Sartene. Erinnerungen an Rinuccio bewahrt namentlich der Canton Santa Lucia de Tallano in dem alten und zerfallenen Franziskanerkloster, einer Stiftung dieses Herrn, mit welchem die Macht der corsischen Parone zu Grunde ging. In der Kirche zeigt man das Grab seiner Tochter Serena, die in Marmor da liegt, einen Rosenkranz in der Hand, von welchem ein Geldbeutel als Symbol ihrer Freigebigkeit herabhängt.

In den Felsen von S. Lucia findet sich auch der merkwürdige und nur Corsica eigene Granit, welchen man Orbicularis nennt. Er ist von graublauer Grundfarbe, aber in den Stein sind viele schwarze und weiß umrandete Augen eingesprengt, die überall an die Fläche kommen, wo man den Stein durchschneidet. Ich sah vortreffliche Stücke davon; polirt nimmt sich dieser köstliche Granit wunderbar schön aus und läßt sich zu den seltensten Geräten und Ornamenten verwenden. Er ist eines der interessantesten Spiele der Natur und ein Kleinod in der reichen mineralogischen Schatzkammer der Insel Corsica. In der Kapelle der Mediceer zu Florenz, welche mit den seltensten Steinen ausgelegt ist, hat auch dieser Orbiculargranit von S. Lucia de Tallano eine Stelle gefunden.

Nordöstlich von S. Lucia liegt im Tale des Fiumiccioli der alte berühmte Canton von Levie bis zum kleinen Golfe von Ventilegne. Berge und beträchtliche Forsten decken ihn. Auch hier hausten alte Adelsgeschlechter, wie namentlich die Familie der Peretti, aus welcher Napoleon der Freund Sampieros stammte, der erste dieses Namens, den die corsische Geschichte nennt, der aber nicht mit den Bonaparte verwandt war. Er fand seinen Tod in einer Genuesenschlacht.

Zu Levie gehört San Gavino de Corbini, ein Ort, welcher in

der Geschichte der Corsen genaunt ist, weil hier jene wunderliche Secte der Giovaunalen ihren Hauptsitz hatte, jener alten Communisten Corsicas, die auf der Insel so reißende Fortschritte machten, und gleichsam Vorläufer der Saint-Simonisten und der Mormonen waren. In einem wilden dem Naturzustande noch untergebenen Lande, wo die natürliche Gleichheit der Menschen der herrschende Zug des Volkes war, und in der blutigen Zeit des allgemeinen Elends mußte die Giovaunalensecte ihre Entstehungsgründe finden. Es ist sehr zu beklagen, daß uns die Chroniken des Landes nicht mehreres von dem Wesen dieser Gemeinde aufbewahrt haben. Ihre Erscheinung dünkt mich ein merkwürdiger Zug in der Physiognomie der corsischen Geschichte zu sein; so flüchtig und vorübergehend er sich auch zeigt, ist er mir doch eine wol markirte Linie in dem Porträt des corsischen Volkes.

Die Gastfreiheit der Sartener will ich, von dem Orte scheidend, herzlich rühmen. Ich erfuhr sie in der liebendwürdigsten Weise, und in der schlichten, traulichen Gesellschaft guter Menschen war mir recht wol. Sie wollten mich durchaus nicht fortlassen, ich sollte mit ihnen in die höchsten Berge das Wildschaf jagen, und vor allem in ihre Fruchtgärten um mich nach Herzenslust zu erquicken. Als ich nun in der Morgenfrühe hinweg wollte, geleiteten mich alle diese Braven, die mir Freundschaft erzeigt hatten, und Einer von ihnen — er war ein Vetter der unglücklichen Vittoria Malaspina — reichte mir zum Abschiede ein Blatt Papier.

Wie ich das Blatt auseinander faltete las ich darauf diese Worte geschrieben: „Dem Signor Ferdinando. Wenn Ihr in unserm Lande je etwas bedürfen solltet oder Euch Unangenehmes widerführe, so erinnert euch daß Ihr in der Stadt Sartene einen Freund habt. Alessandro Casanova.“

Ich habe dann das Blatt als einen Talisman mit mir getragen und als Zeichen der edlen corsischen Laubedart, da dem Freunde von Sartene es nicht genügte, mir durch Wort und Handschlag zuzusichern, wie er mich gleichsam in Gastesobhut für alle Zukunft genommen habe, sondern mir dies zum Uebrigen noch in einem Documente verbriefte.

Sechstes Kapitel.

Die Stadt Bonifazio.

Um 8 Uhr Morgens fuhr ich von Sartene ab nach Bonifazio, der südlichsten Stadt und Festung Corsicas. Es ist ein wüstes Uferland das ich durchreiste, da die Berge allmählig zur Küste herabstufen. Auf der ganzen Fahrt findet man keine Ortschaft, und ich wäre vor Hunger und Durst verschmachtet wenn nicht mein Reisegefährte Brod und Wein mitgenommen hätte. Wer nie sein Brod mit Freuden aß, am grauen Delbaum nie beim Weine saß, der kennt euch nicht, ihr himmlischen Mächte.

Wir kamen durch das Ortoli-Tal — überall ödes Hügelland und keine Frucht. Der Delbaum hört auf, nur Korkeichengestrüpp und Arbutus bedeckt die Gegend. Wir näherten uns der ganz öden Südküste. Nicht weit von der Mündung des Ortoli liegt ein einzelnes Stationshaus, und ihm gegenüber ein Felsenriff auf welchem der Turm von Roccapina steht. Ein bizarr geformter Steinblock erhebt sich neben ihm auf der scharfen Felsenkante. Auffallend gleicht er einem kolossalen gekrönten Löwen, und so nennt ihn auch das Volk *il leone coronato*. An diesem Ufer, welches Genua zuerst besetzte, als es den Pisanern Corsica entriß, erscheint der wunderliche Fels wie ein Denkmal oder das Wappen der Republik selber.

Von dieser Höhe aus erblickte ich zuerst in der Meeresweite, nicht gar fern, die Küsten und die Berge Sardinien's. Es ist eine herrliche Fernsicht. Der Anblick eines fremden Landes, das sich plötzlich dem Blicke entfaltet, hier nur seine Linien, dort schon charaktervoll gestaltete Gegenden zeigt, erweckt die angenehmsten Empfindungen von Erwartung, Sehnsucht und Zweifel. Sie gleichen wol am meisten jenen märchenhaften Phantasten der Kindheit. Vollends eine Insel. — Ich stand also lange auf einem der wüsten Felsblöcke, im heftigen Winde und in der Sonnenglut des Mittags, und sah voll Verlangen über die Meerenge nach der Zwillingschwester Corsicas. Sie war ganz in den lustigsten blauen Schleier eingehüllt, und die vom Maestrale aufgeregten Wellen schäumten um sie her in weißen Brandungen.

Nach zwei Stunden Rast gieng wieder weiter längs der Küste. Sie ist von Meeressarmen zerrissen und melancholisch. Kleine Flüsse

schleichen durch Sümpfe ins Meer, auf dessen Uferklippen graue Türme Wache halten. Die Luft ist faul und ungesund. Ich sah am Berghange ein paar kleine Orte. Man sagte mir daß sie menschenleer seien: denn erst im September ziehn ihre Bewohner aus den Bergen wieder ein.

Das Meer bildet hier zwei kleine Golfe, den von Figari und den von Ventilegna. Sie gleichen Fiorden und ihre Uferformen sind oft von der bizarrsten Bildung, gleich Reihen von aschgrauen Obelisken sich erhebend.

Die letzte Landspitze Corsicas nach Südwesten, die im Capo di Ferro endigende Zunge S. Trinita durchschneidend, sieht man dann die weißen Kalkufer Bonifazio's, und diese südlichste und originellste Stadt der Insel, schneeweiß wie das Ufer, hoch auf dem Felsen liegen — ein überraschender Anblick mitten in der weiten und schweremutvollen Oede.

Das Uferland rings umher ist steinig und buschig. Aber eine halbe Stunde lang fährt man zwischen Olivenhainen und Fruchtgärten bis zur Stadt hin, und ist erstaunt solchen Segen zu finden, welchen der zum Fleiße genöthigte Mensch dem kalkigen Boden abgewonnen hat. Das Ländchen Bonifazio erzeugt eine Fülle von Oliven, welche denen der Valagna an Güte nicht nachstehen sollen. Zwischen Kalkfelsen fährt man nun zur Marina von Bonifazio hinab, welche sich an dem Golfe hinzieht. In die Stadt selbst kann man nur zu Pferde oder zu Fuße gelangen, denn man muß den steilen Kalkfelsen auf einem breiten, ausgestuften Wege anklimmen. Ueber zwei Zugbrücken und durch zwei alte Tore gelangt man dann nach Bonifazio. Die ganze Stadt liegt in der Festung, auf dem Plateau des Felsens.

Einen schönen Gruß ruft Bonifazio dem Wanderer entgegen, wenn er durch das alte finstre Thor hineinschreiten will; denn auf einem der Türme prangt das große Wort Libertas. Ich las es oft auf Türmen und Stadthäusern Italiens als die kläglichste Ironie der Gegenwart, und auf mancher Fahne hat dies Wort gesunkert. Aber hier nimmt es sich stolz aus auf dem uralten Turme, der von so glänzenden Waffenthaten zu erzählen weiß, und so trat ich in die Stadt mit der frohen Empfindung, zu tapfern und freien Männern zu kommen. Denn noch heute stehn die Bonifaziuer in dem Rufe die am meisten republikanischen, wie die arbeitsamsten und religiösesten Bewohner Corsicas zu sein.

Die Lage Bonifazios ist ganz sonderbar. Man denke sich eine kolossale weißliche Felspyramide, horizontal geschichtet, umgekehrt und die Basis nach oben, ans Meer gestellt, und auf der Basis hoch in der Luft Festung, Türme und Stadt; so wird man ein Bild von diesem corsischen Gibraltar haben. Der Felsen ist noch obenein in seiner Fagade mächtig herausgehöht. Er hängt mit dem Lande zusammen. Von zweien Seiten umbrandet ihn die Meerenge, von der dritten bespült ihn ein schmaler Meeresarm, welcher Golf, Hafen und Festungsgraben zugleich bildet, und von den schroffsten, ja unersteiglichen Bergen umschlossen ist. Die Gewalt des Wassers hat das Ufer ringsumher zerschlagen und die grotesksten Formen gebildet. Von unten aus, das heißt von der Meeresseite gesehen, welche an vielen Stellen keinen Strandsaum hat, weil das Ufer ganz steil in die See abstürzt, erregt dieser Felsen Grauen. Ich war hinabgestiegen und blickte zu ihm empor; die Wogen brandeten und Wolken zogen am Himmel, da schien es, als wollte der Felsen schwanken und über mich zusammenstürzen, eine Täuschung, die um so natürlicher wird als von der Basis desselben ein Teil hinweggerissen ist, und hie und da die vom Wetter geschwärzten Kalkschichten frei in die Luft hinausgreifen. Als ich Bonifazio sah, begriff ich wol, daß Alfonso von Aragon die Stadt nicht nehmen konnte.

Sie zählt 3380 Einwohner und begreift in ihrer insularischen Lage keine Communen in sich. Ihre Häuser sind pisanischen und genuesischen Ursprungs. Alt und verwohnt gleichen sie oft eher Ruinen als Wohnungen. Das Material des Felsens ist in der Regel auch das ihre. Sie sind alle weiß, und da auch die Mauern und die stumpfen Türme weiß sind, so hat man an diesem Gegenfaze zu der corsischen Nationalfarbe genug. Es würde mir schwer werden ein deutliches Bild von der Stadt selbst zu geben; denn unmöglich läßt sich dies Gewirre von engen Gassen schildern, in denen die Zugluft oder der Seewind beständig den Kalkstaub umherwirbelt, und die man bergauf, bergab durchirrt, ganz überrascht von der Neuheit der Lage, da der Blick, wenn er ins Freie fällt, tief unter sich das Meer entdeckt, das nicht minder blau ist, als hoch oben der Himmel. Oft sind Balken von einem Hause zum andern geschlagen, oft führen finstere Durchgänge aus einer schmalen Gasse in die andere.

Der Wind pfeift und die Meereswellen branden. Es ist unheimlich. Das Gefühl des Raumes, das wohlthätigste für die Seele,

ist hier abhanden gekommen. Die einsame Schildwache dort am runden Turme geht auf und ab, ganz umwirbelt von Kalkstaub. Ich will eine Piazza auffuchen, unter Menschen zu kommen. Aber es gibt keinen Platz. Der Mangel an Raum läßt keine Ausdehnung zu; doch nennt man hier die Hauptgasse wunderlicher Weise die Piazza Doria. Denn die Bonifaziner fühlten wol das Bedürfniß einen Platz oder ein Forum zu haben, ohne welches eine Stadt ist wie ein Haus ohne Familienzimmer. Sie nannten also die Hauptgasse ihren Platz. Der Mangel an Breite zwang Bonifazio die Häuser hoch aufzubauen. Weil sie nun keine Tiefe haben, sind ihre Treppen ungemein steil. An manchem Hause sah ich noch das Wappen Genuas, den springenden gekrönten Löwen, welcher einen Ring in der Klaue hält. Das alte Zeichen weckt stolze Erinnerungen, wie der Name Doria, der sich hier lebend erhalten hat, denn es gibt in Bonifazio noch heute eine Familie Doria, oder richtiger geschrieben d'Oria. Denn dies ist der eigentliche Name jener berühmten genuesischen Herren aus der großen Familie der Oria. Die Corsen haßten Genua bis auf's Blut; wo ich mit ihnen von der alten Republik sprach, fand ich denselben eingefleischten Haß. Alles Elend welches Corsica betraf, seine moralische wie seine physische Wildniß schreiben sie den Genuesen zu; aber bei den Bonifazinern steht Genua im besten Andenken, und das begreift sich wol aus ihrer Geschichte.

Man ist nicht darüber einig, wie im Altertume die Gegend hieß, in welcher das heutige Bonifazio steht. Man hält sie für den alten Syracusanus portus, oder für die alte Stadt Pallae, welche immer die letzte ist, die das Itinerarium des Antonin in seiner Angabe der corsischen Stationen aufzählt. Bonifazio selbst wurde von dem toskanischen Markgrafen gegründet, dessen Namen sie trägt; und wir wissen, daß er sie im Jahre 833 nach einem Seesiege über die Sarazenen anlegte, um ihren Raubeinfällen einen Damm entgegenzusetzen, da sie von Spanien, von Afrika und von Sardinien her auf dieser Seite der Insel zu landen pfliegen. Von den Befestigungen jenes Markgrafen steht noch der alte große Turm, Torrione genannt; drei andere Türme erheben sich außerdem über dem Felsen. Bonifazio führt sie alle in seinem Wappen. Die Stadt kam später wie die Insel an die Pisaner; aber die Genuesen entrißen ihnen Bonifazio schon im Jahre 1193. Es war während einer Hochzeit, daß sie die Stadt überfielen und gewannen. Sie behandelten sie mit

großer Liberalität, gaben ihr sehr freie Statuten und ließen sie als eine Republik unter ihrem Protectorate bestehen. Im roten Buche von Bonifazio befindet sich das Instrument, welches der Procurator Genuas in Bonifazio Brancaleone d'Oria im Jahre 1321 am 11. Februar unterzeichnete und auf die Bibel feierlich beschwor. Darnach wurde den Bonifazinern vollkommene Handelsfreiheit sonder Abgaben an genuesische Häfen zugestanden; ferner ward ihnen das Recht, sich selbst zu regieren. Sie wählten sich in ihrer Volksversammlung ihre Ältesten Anziani genannt; ihrem Beschlusse sollte sich der genuesische Podestà, welcher jährlich in die Stadt als Sindicus oder Commissarius gesandt wurde, zu fügen haben. Er konnte keine Steuer auflegen, noch irgend eine Neuerung ohne den Willen der Anzianen treffen, und es stand ihm auch nicht die Macht zu, irgend einen Bürger Bonifazios gefangen zu halten, wenn er Bürgen stellen konnte, es sei denn einen Mörder, einen Dieb oder Verräter. Sobald ein neuer Podestà nach Bonifazio kam, durfte ihm der Besitz der Stadt nicht eher zugestanden werden, bis er nicht feierlich auf das Sacrament den Eid geschworen hatte, alle Tractate und Statuten Bonifazios unverbrüchlich zu halten. Dieses Instrument ist gezeichnet: per Brancaleonem de Oria et per Universitatem Bonifatii in publico Parlamento, durch Brancaleo d'Oria und die ganze Gemeinde Bonifazio im öffentlichen Parlamente. Das klingt stolz genug für einen kleinen Ort, der damals kaum 1000 Einwohner zählte.

So errang sich dies tapfere Völkchen eine unverkümmerte Freiheit und wußte sie viele Jahrhunderte auf seinem Felsen zu bewahren.

Die Genuesen ehrten die Bonifaziner auf jede Weise. Wenn eines ihrer Schiffe nach Genua kam und seinen Hafen angab, pflegte man zu fragen, seid ihr aus dem Gebiete von Bonifazio oder aus Bonifazio proprio? Daher hat sich noch heute die populäre Benennung erhalten: er ist ein Bonifazino proprio. Viele genuesische Nobili und Bürger, solcher Freiheiten und Gerechtigkeiten froh, siedelten sich nach diesem Felsen aus ihrem herrlichen Genua über, und Bonifazio wurde so in Sprache, Sitten und Neigung eine genuesische Colonie. Das erkennt man noch heute, nicht allein an den alten Wappenschilden, sondern am Volke selber.

Gleich Calvi hat Bonifazio aber auch Genua unverbrüchlich die Treue gehalten. Beide Städte haben dadurch eine ganz eigentümliche geschichtliche Stellung; und so ist es denn merkwürdig, in diesem

schrecklichen Meere des corthischen Hasses, gleichsam zwei kleine Gilande zu finden, auf denen man das tyrannische Genua liebte. Gönnen wir dies den mannhafsten Genuesen, ihre alte mit Sünden beladene, doch immer herrliche und große Republik hat ja längst ihre Schuld an die Geschichte bezahlt und ist nicht mehr.

Ein Bonifaziner Murzolaccio hat im Jahre 1625 eine eigene kleine Geschichte seiner Stadt geschrieben. Sie ist in Bologna erschienen und ein äußerst seltnes Buch. Ich habe es nicht austreiben können, und habe das bedauert, weil mir Bonifazio so lieb geworden ist. Aber hier will ich nach dem Petrus Cynäus die denkwürdige Belagerung der Stadt durch Alfonso von Aragon erzählen, denn wol verdient der Heldenmut der Bonifaziner, neben dem von Numantia, von Carthago und von Saragoſſa in neuerer Zeit, im Gedächtniß der Menschen zu leben. Ich gebe Peters Darstellung nicht in immer ganz wörtlichen Einzelheiten und nicht ganz, weil sie zu lang ist.

Siebentes Kapitel.

Die Belagerung Bonifazio's durch Alfonso von Aragon.

Alfons von Aragon besetzte, nachdem er die Lage der Stadt erkannt hatte, einen gegen Norden gelegenen hohen Berg, und Tag und Nacht ließ er von da her und von der See Steine aus den Bombarden auf die Stadt werfen. Mit achtzig Schiffen, darunter dreiundzwanzig Triremen, waren die Spanier gekommen; in den Hafen waren sie nach dem Falle zweier Türme eingedrungen. Wie nun ein großer Teil der Verteidigungswerke und der Mauern bereits eingestürzt war und es schien, daß man also in die Stadt eindringen könne, berief der König Alfonso die Seinigen zu einem Kriegsrat. Er war jung und feurig und begierig nach großen Dingen. Wenn Bonifazio gefallen sei, sagte er, so werde ganz Corſica in seine Gewalt geraten und er wolle dann gegen Italien in Segel gehn. Belohnungen setzte er für denjenigen aus, welcher der Erste die Mauern der Stadt ersteigen und das Banner aufpflanzen würde, und sofort bis zu dem Zehnten. Das hörten die Spanier mit großer Freude und also machten sie sich zum Sturme auf. Viel litten die von

Bonifazio durch Wurfgeschosse und Pfeile, aber sie warfen die Stürmenden mit Steinen und mit langen Lanzen in das Meer und hielten wacker aus. Da plötzlich stürzte der Turm, welchen man *Scarrincio* nennt, mit ungeheurem Geträch zusammen, und sogleich hängen sich die Schiffe an die Bresche und die Spanier springen auf die Mauer und pflanzen das Banner auf. Im Heere des Königs aber erhob sich das Geschrei: die Stadt sei erstürmt. Da sah man die Seesoldaten in Eile mit Hilfe der Masten und der Raaen behend das Mauerwerk erklimmen; und wie sie den Häusern nahe kamen, warfen sie Feuerbrände auf die Dächer. Nun erhob sich ein großes Kampfgewühl von Fliehenden und Widerstrebenden und Stürmenden. Aber Orlando Guaraechi, die heldenmütige Margarete Bobia und Chiaro Ghigini warfen sich den Andringenden entgegen, und von ihren Stationen kamen Jacopo Cataccioli, Giovanni Cicanesi und Filippo Campo, und alle Feinde, welche in die Stadt gedrungen waren, hieben sie bis zum letzten Manne nieder. Sodann warfen sie Feuer auf die Schiffe im Hafen, und so wurde der König mit großem Verluste zurückgetrieben.

Drei Tage lang hatte der Kampf gedauert mit Brand und Blutvergießen ohne Ende. Nun legte jedes Alter und jedes Geschlecht Hand an, die Mauern neu zu verfestigen und die Breschen mit Balken zu sperren. Leider aber war das Getreidemagazin verbrannt. Alfonso unterdeß warf Pfeile mit Briefen in die Stadt und versprach allen denen Belohnung in Gold, welche zu ihm übergehen würden. Zwei liefen über, Galliotto Ristori ein Bonifaziner und Conrado ein Genuese, und diese reizten den Mut des Königs, indem sie sagten, daß die in der Stadt an Brod und an Waffen Mangel hätten. Also besetzte der König noch einen andern Hügel an der Stadt und nachdem er eine doppelte Kette quer über den Hafen gezogen hatte, um die Bonifaziner von aller genuesischen Hülfe abzusperrern, beschloß er die Stadt durch eine lange Belagerung zu zwingen. Das hörte der Doge Thomas Fregoso und rüstete eine Flotte von sieben Schiffen; und darüber verstrich der September. Den ganzen October aber, den November und den December hindurch wütete das Meer so schrecklich, daß die Flotte aus dem Hafen von Genua nicht auslaufen konnte. Es waren aber die Bonifaziner durch das Schleudern der Bombarden und der Wurfmaschinen so sehr in Not gekommen, daß sie aus der Stadt wandern, in den Hain neben San Antonio gehen

und im Convente des heiligen Franciscus sich bergen mußten, da der größte Theil ihrer Häuser in Trümmern lag; nur in den Kriegsstationen blieben sie.

Der König nun verstärkt durch Zufuhr und Schiffe aus Spanien, wollte dennoch den Weg der Unterhandlungen versuchen und gab denen in der Stadt die feierliche Zusage, daß sie frei und nach ihren Gesezen leben sollten, wenn sie sich ihm würden ergeben haben. Die Bonifaziner zogen die Unterhandlung mit den Abgesandten in die Länge, und da sie elendiglich, hungerbleich und verkommen aussahen und die Aragoner sie auch mit dem Hunger höhnten und meinten, daß er sie zur Uebergabe zwingen müsse, so sagt man, hätten jene diese Meinung Lügen zu strafen, an vielen Stellen von den Mauern Brod unter die feindlichen Posten geworfen und dem Könige einen Käse zum Geschenke geschickt, welcher aus Weibermilch war gemacht worden. Da nun ließ der König alle Sturmmaschinen an die Mauern rücken mit Schiffen, welche je zwei verbunden die Türme trugen. Von den Höhen wie von der Seeseite begann auß neue der Sturm. Gegen die Schiffsmaschinen sich zu rüsten hatten die Bonifaziner an verschiedenen Stellen der Mauern gleichfalls Maschinen gestellt; auf die entfernteren Schiffe warfen sie Steine von ungeheurem Gewichte, auf die näheren von geringerer Schwere und hageldicke Geschosse. Obgleich sie nun selber mit dem Hagel der Bombarden und der Pfeile überschüttet wurden und manche in Stücke zerrissen da lagen, so hielten sie sich doch mit wunderbarer Tapferkeit. Immerfort ersetzten die Fallenden die noch Kräftigen, den verwundeten Vater der Sohn, der Bruder den Bruder; und die Weiber trugen herzu Wurfmaterlal, Wein und Brod und nahmen die Verwundeten an. Sie nahmen auch Schilde und Lanzen und stellten sich auf die Mauern anstatt der Männer. Es gab viele, welche ihre gefallenen Angehörigen nicht aufnehmen noch bestatten konnten, als bis die Feinde herabgestürzt waren. Diese auch litten Schreckliches, weil viele durch das Schwert, durch die Sichel und die Hakenlanze umkamen, womit die von den Mauern jene auf den schwimmenden Türmen anzogen und ertränkten. Sehr viele wurden mit Balken und Steinen niedergeschmettert, als sie mit Leitern die Stadt ersteigen wollten. An andern Orten warf man Fackeln, brennendes Berg und flüssiges Harz auf die Feinde, so daß man oft nicht wußte, wohin zuerst rennen, wo zuerst abwehren.

Schon waren die von Bonifazio viele Tage in unablässiger Kampfesmüde erschöpft, so daß der König noch einmal alle seine Kräfte zusammen zu nehmen beschloß, um folgenden Tags einen Hauptsturm zu machen. Also wüthete der Kampf von neuem und schrecklicher, da mit allen Maschinen Türmen und Katapulten der Feind heranrückte und Stadt und Volk mit einer grausigen Flut von Steinen und Pfeilen und Hafeneisen überschüttete.

Nur am Turme Scarincio schwiegen die Bombarden, damit sie nicht die Spanier, welche schon von den Schiffstürmen in die Stadt überstiegen, zugleich mit den Städtern vernichteten. Da kämpften auch die Weiber mit Waffen bedeckt unablässig neben den Männern und warfen Harpunen. Von den Schiffstürmen und Mastkörben aber warfen die Spanier fort und fort Pfeile, und warfen auch bleierne Eichel aus gewissen handlichen Bombarden von gegossenem Erze, welche wie ein Rohr hohl waren, und die sie Sclopetus nennen. Diese Bleieichel aber wurde durch Feuer fortgetrieben und durchbohrte einen bewaffneten Mann. (So beschreibt Peter von Corsica die Flinten, welche damals unbekannt, heute in Corsica nur zu sehr bekannt sind). Es warfen die Feinde auch von den Schiffen einen Schwefelstaub auf die Häuser und auf die Menschen und darnach Feuer, so daß viele halb verbrannten und die übrigen kopfüber aus der Bresche wegstürzten. So stand den Feinden die Bresche offen, welche neben dem Turm Pregarera war. Als sich nun der Schwefeldampf, der wie dichte Finsterniß die Bresche verhüllt hatte, in der Luft verzog, sah man Matronen, Wehrlose, Schaaren von Kindern, Geschosse und Steine jeder Art zu der Mauer tragen, um sie den Streitern zuzuführen; wie sie nun den Ort von diesen leer fanden, erhoben sie ein Geschrei und ein lautes Heulen. Da trieben die Mütter die Söhne, die Töchter die Väter, die Frauen ihre Männer mit Wehklagen und Tränen an, daß sie auf die Bresche zurückkehrten. Es griffen auch die Priester und die Mönche zu den Waffen und schleuderten brennende Bergbündel hinunter, und gelöschten Kalk. Dies half so unglaublich, daß die Meisten von dem Qualme und von dem schwebenden Dunste betäubt und fast blind gemacht, nur ins Ungewisse schossen. Wie die Flammen ein wenig nachließen, fiel man aus dem Tore aus.

Es war dieser Tag der härteste für die Städter gewesen; aber er hatte den Erfolg, daß ein großer Teil der Feinde verwundet und getödtet worden war.

Je bedrängender von Tag zu Tage die Belagerung wurde, desto häufiger wurden die Briefe an den Dogen und an den Senat von Genua, daß sie endlich Bonifazio zu Hilfe kämen. Aber der König gab, wie ihm neuer Zuwachs gekommen war den Seinigen das Zeichen, und man griff zu den Waffen. Zu Wasser und zu Lande, an sieben Stellen wars ein grimziger Anlauf; doch in die Stadt konnte er nicht. Denn mit gleicher Eile war eine neue Mauer an die Stelle der eingestürzten aufgeführt worden, und die Bewaffneten selbst galten auf den Dreschen statt der Schanzen. Da ließ Alfonso einen Damm gegen das große Thor führen, in einer Höhe von acht Fuß; darauf wurde ein Turm von zehn Stockwerken gestellt, auf daß er die Mauern überrage. Wie nun unter beständigem Hagel von Wurfschossen der Wall und der Turm immer näher gegen das Thor rückte, öffnete sich dasselbe plötzlich und das Volk stürzte Fackeln schwingend heraus und warf das Feuer auf den Wall, die Fackeln in den Turm, und so verzehrte es das mühsame Werk einer so langen Zeit.

Nicht Tag nicht Nacht schwieg der Sturm, und von den Bonifazinern wurde nichts unterlassen, was dem Feinde Einhalt thun konnte, sowol durch Aufführen neuer Mauern, als durch unablässige Ausfälle in die Werke der Feinde. Die arme Bürgerschaft hatte keinen Augenblick Ruhe, und war doch durch die beständige Anstrengung erschöpft, durch Wachen bei Nacht und bei Tage, durch Wunden, endlich durch Hunger verzehrt. Täglich bestattete man Gestorbene, der Tod stand vor aller Augen und Tag und Nacht hörte man das Weinen. Unterdeß war der Mangel so groß geworden, daß man gezwungen war edelhaftes Kraut zu essen, und wie lange sollte man noch auf die Hilfe von Genua warten! Ueber alles menschliche Können hinaus duldete das Volk von Bonifazio den Hunger. Pferde- und Eselsfleisch war in jenen Tagen für die Bonifaziner ein Lackerbissen. Einige aßen allerlei Kraut, was nicht einmal das Vieh berührt, Wurzeln und wilde Frucht aß man, so wie Baumrinde und nie zuvor gegessene Thiere. Aber da sie schon an dem Entsatze verzweifeln, hätten viele weinend und wehklagend ihr Leben freiwillig geendet, viele auch, die verwundet lagen, hätte der Hunger in den Mauern dahingerafft, wenn nicht das Erbarmen der Weiber sie erquicht hätte. Denn die frommen Weiber von Bonifazio gaben Verwandten, Brüdern, Kindern, Blutsfreunden, Gevattern freiwillig

ihre Milch zu trinken. Und es gab in jener Belagerung Niemand in Bonifazio, der nicht eines Weibes Brust gesogen hätte.

Wie sich nun in solcher großer Not bis dahin keine Hülfe gezeigt hatte, schloßen die Bonifaziner den Vertrag, daß wenn die Genuesen binnen vierzig Tagen nicht zum Entsatz herangekommen, sie sich ergeben wollten. Zwei Männer gaben sie zu Geißeln und dreißig Kinder der Edelsten. Aber die Bonifaziner waren in Sorge, weil der König von Arragon ihnen nicht gestattete, Boten nach Genua zu schicken. Deshalb bauten sie in großer Eile ein kleines Schiff, und in tiefer Nacht ließen sie es von dem Felsen, welcher Sardinien gegenübersteht und dem Feinde abgekehrt war, an Seilen herab; und ließen auch die Jünglinge, welche die Boten und die Bemannung waren, 24 an der Zahl, ebenso hinab. Briefe hatte ihnen der Magistrat an Genua mitgegeben, und eine große Menge von Bürgern hatte sie mit Wünschen bis an den Uferfelsen geleitet. Abwechselnd hatten ihnen die Weiber ihre Brüste gereicht, denn von Speise hatten sie nichts mit sich genommen. Nach mancher Gefahr auf der See kamen die mutigen Boten endlich, vom Winde lange aufgehalten, nach Genua und benachrichtigten den Senat, wie die Stadt Bonifazio bis ans Äußerste gebracht sei.

Unterdeß beschloß man in Bonifazio Gott in feierlicher Procession um Rettung von Feindesnot und um Vergebung aller Sünden anzusehen. Die Procession ging von der Kathedrale der heiligen Maria nach Sanct Jacob, dann nach San Domenico und zu allen Kirchen; und ob die Winterkälte gleich hart war, gingen doch alle barfuß und man sang Hymnen mit großer Inbrunst. Am Tage wurde in den Kirchen gebetet von früh bis spät und Aller Geist war fortdauernd auf den Entsatz gerichtet, und ob nicht endlich eine Kunde auch von den Boten käme.

Am fünfzehnten Tage endlich kamen diese in ihrem Schiffchen Nachts nach Bonifazio zurück, geben das Zeichen und wurden an Seilen heraufgezogen. Die Freude in der Stadt war so groß, daß man von Sinnen gekommen zu sein schien. Wie die Boten nach der Kirche der heiligen Maria gingen, wo der Senat Tag und Nacht versammelt war, strömte alles Volk ihnen nach, um die Botschaft zu hören. Sie überreichten die Briefe des Dogen, welche verlesen wurden, und nachdem dies geschehn, wurden sie in die Volksversammlung geführt. Picino Cataccioli, das Haupt der Boten, gab hier einen

ausführlichen Bericht und die Versicherung, daß die genuesische Flotte bereit sei und nur den günstigen Wind abwarte, um auszulaufen. Der Senat von Bonifazio ordnete nun ein öffentliches Dankgebet von drei Tagen an, und die Freude in der Stadt hatte keine Grenzen, als das wenige Getreide verteilt wurde, welches die Boten aus Genua mit sich gebracht hatten.

Indessen nahte der Tag der Uebergabe heran, ohne daß die Flotte der Genuesen erschienen war, und die Gesandten des Königs drangen schon in den Senat der Stadt, den Vertrag zu erfüllen. Wenn in der folgenden Nacht, erklärten die Anzianen, die Genuesen nicht erscheinen, so wollen wir uns ergeben. Da begann ein Jamern und Wehklagen von Weibern und Kindern, und eine große Trostlosigkeit bemächtigte sich aller. Der Senat aber berief die Volksversammlung, die Meinungen zu hören. Da bestand Guglielmo Bobia auf der Ausdauer, und er beschwor den Schatten des Grafen Bonifazio, welcher die Stadt erbaut hatte, daß er die Bonifaziner mit seinem Geiste erfülle, auf daß keiner von der Freiheit lasse. Man entschied sich also, auszuharren bis zum letzten Augenblicke. Plötzlich erhob sich in der Nacht der Ruf, daß die Genuesen kämen. Alle Glocken fingen an zu läuten, auf allen Thürmen sah man Feuerzeichen: Ein endloses Jubelgeschrei stieg gen Himmel. Die Spanier staunten, da sie doch nichts von den Genuesen sahen; und ohne Zögern kamen ihre Abgesandten mit Tagesanbruch vor das Thor und forderten die Uebergabe der Stadt gemäß der Verabredung. Die von Bonifazio aber entgegneten, sie hätten in der Nacht die genuesische Hülfe aufgenommen; und siehe da! es erschienen Bewaffnete, ein genuesisches Banner voran tragend, dreimal auf den Mauern vorübergehend, welche von Lanzen und funkelnden Waffen strarrten. Denn alle Weiber hatten in dieser Nacht die Waffenrüstung angelegt, daß es schien, die Schaar der Bonifaziner sei verdreifacht worden. Wie nun Alfonso von Arragon das sahe, rief er: Haben denn die Genuesen Flügel, daß sie nach Bonifazio kommen können, da wir doch alle Orte besetzt halten? Und aufs neue ließ er alle seine Maschinen zum Sturme gegen die Stadt vorrücken.

Endlich aber erschienen die Genuesen wirklich, am vierten Tage nach Ablauf des Vertrages, und gingen im Angesichte des Canals vor Anker. Angelo Bobia und einige andere Tapfern schwammen in der Nacht zu ihren Schiffen und entsetzten alle durch ihre hungerbleiche

Gestalt. Die genuesischen Capitäne aber erklärten, daß sie es nicht wagen dürften, den Spanier anzugreifen. Da legte Bobia wie angebannert den Zeigefinger an den Mund, und sagte, wir haben auf Gott allein und auf euch gehofft, ihr sollt es wagen und wir werden euch helfen! die Genuesen jagten.

Alsobald wandte auch Alfonso einen Teil seiner Schiffe gegen die Genuesen und richtete seine Bombarden auf den Hasen, um den Entsatz abzuschneiden. Die Schiffe Genuas wagten es nicht, die Spanier anzugreifen, bis der Jüngling Giovanni Fregoso, Rafael Negro und andere Hauptleute im Räte durchdrangen, daß man den Kampf wagen müsse. Besonders aber stimmte für den Kampf Jacopo Benedia, der Tapferste und der Kühnste. Durch sieben Stunden währte der Kampf auf dem Hasen und vor dem Felsen, grauſig, weil Schiff an Schiff gedrängt war und im schmalen Raume sich hinderte; während zugleich die Bonifaziner von oben her Wurfgeschosse und Feuerbrände schleuderten. Die Genuesen aber sprengten die Hasenkette und bahnten sich den Weg nach Bonifazio, und unbeschreiblich war das Jauchzen des verhungerten Volkes, als sieben genuesische Getreideschiffe im Hasen landeten und ihre Fracht ausluden.

Da erkannte Alfonso von Arragon, daß er die Stadt Bonifazio nicht mehr bezwingen könne, und hob die Belagerung auf, und die Geißeln mit sich nehmend, ging er tief beschämt und erbittert gegen Italien in Segel, im Januar des Jahres 1421.

Achtes Kapitel.

Andere Erinnerungen Bonifazio's und ein Fest.

Meiner Locanda gegenüber steht ein altes und finstres Haus, dessen marmornes Thürgestirn meine Aufmerksamkeit anzog. Es sind alte Sculpturen darauf, das Wappen Genuas und gothische Initialen. Meine Freude war groß als man mir sagte, daß der Kaiser Karl V. in diesem Hause zwei Tage und eine Nacht gewohnt habe. Da wurde mir so zu Sinne, als hätte ich auf diesem fremden Felsen urplötzlich einen Landsmann und guten Freund gefunden. Das

Haus spricht Deutsch zu mir, flamländisches breites Deutsch, und wenn ich das Fenster betrachte, an welchem Karl V. stand, so überschüttet es mich mit deutscher Historie und nennt manchen Namen, Luther, Worms, Augsburg, Wittenberg, Moriz von Sachsen, Philipp von Hessen, nennt Schiller und Don Carlos, Goethe und Egmont. Karl V. ist eine ergreifende Erscheinung. Er war der letzte Kaiser im vollen Sinne des Wortes; denn gegen den Kaiser, in dessen Reiche die Sonne nicht unterging, erhob sich ein kleiner Mann in der grauen Kutte und ließ ein Wort fallen, welches all die Herrlichkeit des Kaisertums wie eine Bombe zersprengte. Doch sind diejenigen töricht, welche Karl V. schmähen, daß er die Reformation nicht begriff und sich nicht an die Spitze ihrer Bewegung stellte. War er doch eben Kaiser. Ehe sein Ende kam, wurde er müde; und der Mann dessen vielbewegtes Leben ein unausgesetzter Kampf mit den Mächten gewesen war, welche Deutschland stürzten, mit Frankreich und mit der Reformation, gab seine Länder hin und die alles umwandelnde Zeit erkennend, ward er ein Eremit und legte sich in einen Sarg. Ich bin recht froh, daß ich Tizians herrliches Porträt Karls V. sah. Nun ist mir mein Nachbar hier am Fenster kein Begriff, sondern Person von Fleisch und Bein.

Es war ein Zufall, daß Karl nach Bonifazio kam. Mein Freund Lorenzo erzählte ihn mir so. Karl war im Jahre 1541 von seinem verfehlten Zuge gegen Algier zurückgekehrt; ein Sturm zwang ihn im Golfe von Santa Mauza in der Nähe Bonifazio's zu anfern. Er stieg mit seiner Begleitung ans Ufer, und neugierig des corsischen Landes Art, das damals wie heute für barbarisch und kriegerisch galt, feunen zu lernen, trat er in einen Weinberg. Filippo Cataccioli, der Besitzer desselben, war gerade anwesend. Dieser bot dem Kaiser von seinen Trauben, und im Gespräche erweckte er ihm das Verlangen die absonderliche Stadt Bonifazio zu sehen, welche Alfonso von Arragen nicht hatte zwingen können. Also erbot sich der Corse ihn zu geleiten, bot ihm Gastfreundschaft in seinem Hause und versprach ihm sein Incognito zu achten. Er gab ihm sein Pferd, der Kaiser stieg auf, und der kleine Zug setzte sich in Bewegung. Vorauf aber schickte Cataccioli einen Boten und ließ den Anzianen sagen: Karl, König von Spanien und Kaiser des heiligen römischen Reichs, würde heute Bonifazio's Gast sein. Wie nun Karl gegen Bonifazio zu reiten kam, erdonnerten auf einmal die Kanonen, und

das entgegenströmende Volk rief: *Evviva Carlo di Spagna!* Der wandte sich überrascht zu *Cataccioli* und sagte: „Freund, du hast mich doch verraten.“ Nein! entgegnete dieser, sondern dies ist die Natur der Kanonen von *Bonifazio*, daß die Sonnenstrahlen sie losbrennen, nahet sich ein Fürst gleich euch.

Karl zog also in *Cataccioli's* Haus und wurde dort wol aufgehoben und gut gepflegt. Beim Abschiede rief er seinen Wirt und sagte zu ihm: „Mein Freund, weil Ihr euren Gast wol gehalten habt, so bittet euch drei Gnaden aus.“ *Cataccioli* bat um drei Freiheiten für die Stadt *Bonifazio*, und diese zugesagt, gebot ihm nun der Kaiser noch eine Gunst, aber für seine eigene Person zu fordern. Der Corde sann lange nach, dann sagte er: „Ew. Hoheit wolle befehlen, daß, wenn ich todt bin, mein Leichnam im Allerheiligsten der Kathedrale beigesetzt sein soll, denn weil das keinem Laien zukommt, so wird das die allergrößte Ehre und Auszeichnung sein, die noch je einem Bürger von *Bonifazio* widerfahren ist.“

Der Kaiser gebot dieses also, und *Cataccioli* geleitete ihn wieder an den Hafen, und nachdem sein Gast an Bord gestiegen war, nahm er das Ross worauf dieser geritten, und erschoss es auf der Stelle.

Cataccioli's Haus ist nicht ganz vollendet. Man sieht einige Mauerlücken in der Wand. Denn die Anzianen hatten ihm, als er es baute, den Bau untersagt, aus Rücksichten auf die Festung. *Cataccioli* versprach nun auf seine Kosten einen Fanal zu bauen, wenn man ihm das Haus gestattete. Der Magistrat ging darauf ein, und man schloß den Vertrag, daß *Cataccioli* sein Haus nicht eher vollenden dürfe, als bis er nicht den Faro vollendet habe. Also baute er beide zugleich, brachte den Faro richtig bis zum Fundamente und sein Haus unter Dach, bis auf einige Lücken die er in der Mauer ließ.

Hoch und schön von Gestalt war *Cataccioli*, und deshalb nannte ihn das Volk *Alto Bello*. Seine Familie war eine der reichsten und ältesten der Stadt und wird in deren Geschichte viel genannt.

Der Blick, der an dieser Wohnung Karls V. vorbeistreift, fällt auf die Insel *S. Maddalena*, welche am Rande *Sardiniens* steht. Deutlich sehe ich den Turm auf ihr, und sehe den jungen Artillerie-Offizier *Napoleon* dort aus der Barke springen, den Turm zu nehmen. *Napoleon* wohnte fast acht Monate lang in *Bonifazio*, dem Hause Karls V. gegenüber. Diese Begegnung zweier großer Kaisernamen

hier ist merkwürdig; denn Napoleon war es, der die alte ruhmvolle Kaiserfröue Karls V. zerbrach.

Bonifazio hatte ehemals in der Zeit seiner Blüte einige zwanzig Kirchen und Klöster. Die Klöster sind aufgehoben und nur drei Kirchen sind übriggeblieben, die Kathedrale S. Maria vom Feigenbaum, San Domenico und San Francesco. Santa Maria ist von pisanischer Architectur, eine große schwere Kirche, welche in engen Gassen sich verliert. Ihre geräumige Halle ist der Versammlungsplatz und Spaziergang der Städter, die darin umherwandeln wie die Venezianer in den Hallen des Marcusplatzes. In alten Zeiten versammelte sich in dieser Kathedrale auch der Senat von Bonifazio, um über die Angelegenheiten der Stadt zu beraten.

Weiter hin gegen den Rand des Felsens liegt San Domenico, eine schöne Kirche der Templer, deren Triangel noch an der Mauer sichtbar ist. Der Bau ist von den reinsten gothischen Verhältnissen grazios ausgeführt, und es fehlt ihm nur die belleidete Façade, um auch von Außen angenehm zu wirken. Unstreitig ist sie die schönste Kirche Corsica's neben der in Ruinen stehenden Canonica von Mariana. Ihr schneeweißer achteckiger Turm, welchen die Pisaner anfangen, gleicht einem krenelirten Festungsturm; er ist nicht vollendet. Ich fand in der Kirche viele Grabsteine von Tempelherren und genuessischen Edeln, auch den eines Doria. Der Cardinal Fesch hat einige Bilder in sie geschenkt, die indess von keinem Werte sind. Weit interessanter sind die kleinen Ex voto's, die Botivbilder auf Holz, welche gerettete Bürger Bonifazio's der Madonna und dem heiligen Domenicus geweiht haben. Es gibt manches Weibbild unter ihnen, welches Piratenscenen recht wacker darstellt.

Die dritte Kirche San Francesco ist klein; sie besitzt aber eine große Merkwürdigkeit, denn es befindet sich in ihr die einzige lebende Wasserquelle Bonifazio's. Sonst trinken die Bonifazier nur Regenwasser aus den Cisternen, und besonders versorgt sie die große, tiefe Cisterne, in welche man auf steinernen Stufen hinabsteigen kann, ein verdienstliches Werk der Genuesen.

Die meisten ehemaligen Klöster Corsicas waren vom Orden der Franciscaner. Diese Herren hatten sich äußerst zahlreich auf der Insel angesiedelt und ihr Heiliger selber ist, wie die Sage erzählt, in Corsica gewesen. Er war in Bonifazio, und da die Bürger

dieser Stadt als die religiösesten der Insel gelten, so will ich meinem Freunde Lorenzo eine Legende nach erzählen.

Man sieht nämlich über dem Golfe das verlassene Kloster S. Giuliano liegen; zum Bau desselben gab der heilige Franciscus selber folgende Veranlassung. Eines Tages landete er, ich weiß nicht auf welcher Fahrt, im Hafen von Bonifazio und stieg auf das Ufer. Da es Nacht war klopfte er an ein Haus und begehrte Einlaß und Herberge. Aber es wurde ihm nicht so gut begegnet, wie dem Kaiser Karl V. Denn man schloß ihm die Thüre, weil er ganz verwildert und struppig und nicht anders denn ein corsischer Vandidt ausah. Der heilige Franciscus ging recht betrübten Herzens hinweg und legte sich in eine Grotte neben dem Hause schlafen, und nachdem er sich dem Herren empfohlen hatte, entschlief er. Derweilen kommt eine Dienstmagd aus dem Hause, um wie sie zu thun gewohnt war gewisse Unsauberkeiten in die Grotte auszuwerfen. Wie sie nun in diese eintritt, sieht sie drinnen etwas leuchten und hätte vor Schrecken die Ureinlichkeit beinahe über den heiligen Franciscus ausgegossen. Denn eben dieser war es, was da leuchtete. Ich glaube, der heilige Franciscus erhob sich hierauf von dem Boden und sagte mit seinem milden Lächeln zu der Magd folgendes: O meine Freundin, thue nur immerhin wie du zu thun gewohnt bist, weil ich doch ein ganzes Jahr in einem Schweinsstalle gewohnt habe, wie das alle Welt weiß. Die dumme Magd aber lief mit Geschrei aus dem Hause und erzählte, daß sie einen Mann in der Grotte gefunden habe, welcher die Eigenschaft besitze, an einigen Theilen des Körpers zu leuchten. Es verbreitete sich flugs die Kunde davon in Bonifazio; die Bonifaziner eilten an Ort und Stelle, und da sie den heiligen Mann gefunden hatten, hoben sie ihn auf ihre Hände, liebten ihn und baten ihn, er möge ein Denkmal seiner Anwesenheit hinterlassen. Der heilige Franciscus sagte also: meine Freunde, errichten wir denn zum bleibenden Gedächtniß ein Conventchen. Auf der Stelle trugen die Bonifaziner Steine herbei, Franciscus aber legte mit eigener Hand den Grundstein, und nachdem er solches gethan, empfahl er sich und stieg in sein Schiff. Den Convent nannte man aber nicht nach seinem Namen, weil er damals noch nicht heilig gesprochen war, sondern nach dem Namen des heiligen Julian. Später bauten die Bonifaziner dem Heiligen die Kirche San Francesco. Nahe dabei stand auf dem Felsen in alten Zeiten ein Hain

von Pinien, von Nixten und von Purus, ein wahrhaftes Wunder, weil ihn das nackte Kalkgestein hergab. Bei Verlust der rechten Hand war es verboten, einen Baum aus jenem Wäldchen zu fällen. Heilige Männer vom Busch, Eremiten saßen darin in einer Bergkluft, lobten Gott und sangen fromme Lieder hoch oben über der Meerenge, nahe am Himmel. Nun ist der Wald und das Eremitenhäus verschwunden, und es geht jetzt dort die Schilwache in roten Hosen auf und ab und pfeift sich ein Soldatenliedchen.

Am 15. August weckte mich Kanonendonner unter meinem Fenster. Im Schlafe glaubte ich es seien die Spanier und Alfonso von Arragon mit den Bombarden, und diese machten ein gräuliches Schießen und Sturmlaufen gegen den Felsen; aber ich besann mich bald, daß diese Kanonenschüsse dem Geburtstage des alten Kaisers Napoleon und der himmlischen Jungfrau Maria galten. Denn am Feste der Assunta der Mutter Gottes war Napoleon geboren, und beide haben nun die Ehre in ganz Frankreich zusammen gefeiert zu werden. Die Schüsse rollten und hallten mächtig über der Meerenge und weckten Sardinien aus dem Schlafe. Wie schön und festlich war der Morgen, Himmel und Meer blau und mit rosenroten Fahnen ausgeflaggt, die Luft still und kühl.

Das Völkchen von Bonifazio schwamm heute in einem Meer von Sonne. Den ganzen Tag tummelte es sich auf den Straßen, die mit Nationalfahnen prunkten. Darauf las man noch die stolzen Inschriften: *république française, liberté, égalité, fraternité*. „Ihr dürft mir glauben, sagte mir ein Bonifaziner, wir sind von jeher ächte Republikaner gewesen.“ — Ich sah viele Gruppen auf den Straßen Tambrett spielen, und auch im großen Tore saßen sie bei diesem alten, ritterlichen Spiele. Andere gingen auf der Piazza darin umher, trugen ihre besten Kleider und waren fröhlich.

Ich habe immer eine Lust an einer festtägigen Menge. Man fühlt sich da einmal auf einer guten Erde; und nun hier, wo dieses weltverlassene Völkchen einmal auf seiner Klippe ausruht und aus seiner Dürftigkeit sich ein kindliches Fest bereitet, war mir recht wol. Diese armen Menschen haben so gar nichts was das Leben wechselnd und angenehm macht, nicht Schauspiel, nicht Gesellschaft, nicht Pferd noch Karosse, nicht Musik, kaum dann und wann eine Zeitung. Viele werden hier geboren und steigen in ihr kalkiges Grab ohne einmal Ajaccio gesehen zu haben. Sie leben hier hoch am Himmel

auf ihrem dürren Felsen und haben nichts als Luft und Licht und den einen großen Blick auf die Meerenge und die Berge Sardinien's. Man kann sich also leicht denken, was hier ein Festtag sein muß.

Auch von der Umgegend waren die Bewohner nach Bonifazio gekommen, um die große Procession zu sehn, und da war's ein sonderbarer Contrast, so viele gepuzte Menschen in den wüsten Straßen umhergehen zu sehen, und gar lieblich lachten die jungen Mädchen aus den verwohnten Fenstern, Blumen im Haar und weiß gekleidet, denn ich glaube heute waren alle Mädchen von Bonifazio der Procession wegen Engel.

Kanonschläge kündigten den Beginn der Procession an. Sie kam aus der Santa Maria vom Feigenbaum, welche in Lichtern funkelte, und zog nach der Kirche San Domenico. Christuskreuze, alte Kirchensahnen, die noch genuesisch schienen, zogen voran, dann der Zug von Männern, Frauen und Mädchen, die Kerzen in der Hand, und zum Beschlusse die himmlische Jungfrau. Vier rüstige Männer trugen sie auf einer Bahre. Auf jeder Ecke derselben stand ein bunter hölzerner Engel mit einem Blumenbusch in der Hand, und in der Mitte schwebte auf blauen hölzernen Wolken Maria selbst; auch sie war von Holz. Eine silberne Stralentrone hing über ihrem Haupte und an ihrem Halse eine köstliche Kette von Corallen, die in Bonifazio gefischt und von den Fischern ihr dargebracht waren. Halb Bonifazio ging in der Procession, und viele hübsche Kinder waren darunter, mit weißen Kleidern und bleichen Gesichtern, daß es schien, sie seien aus dem Gypse von Bonifazio geformt. Alle trugen sie Kerzen; aber der Seewind ging ebenfalls in der Procession einher, daß war ein großer, langer Gefelle aus weißem Kalk und ganz in einen weißen Mantel von Kalkstaub eingehüllt. Er blies einer hübschen Gypsfigur nach der andern die Kerze aus, und ehe der Zug noch San Domenico erreichte, hatte er das Mocolispil gewonnen und auch die letzte Kerze ausgeblasen. Auch ich ging bis San Domenico mit. Wenn mich Jemand fragte, wie mir die Procession gefalle, so sah ich es ihm an den seelenvergnügten Augen an daß sie sehr schön sei, und ich sagte: *signore mio, ella è maravigliosa*. Mich rührte die kindliche Einfalt und die Freude an dem Feste. Abends errichteten sie einen gewaltigen Holzstoß in der engen Straße vor dem Stadthause und erleuchteten damit die Gassen. Als ich nun fragte weshalb man das große Feuer angezündet habe, so

sagte man mir: dieses Feuer ist angezündet zu Ehren Napoleons. So feierte Bonifazio das große Fest und war froh und glücklich, und noch da es Nacht war, hörte ich heiteren Gesang auf den Straßen schallen und das Klirpern der Mandoline.

Neuntes Kapitel.

Die Meerenge.

Abends, ehe die Dunkelheit eintritt, ist es mein Vergnügen durch das alte Festungsthor zu gehen und auf dem hohen Ufer zu sitzen. Hier habe ich das originellste Gemälde um mich her: Bonifazio auf dem Felsen hart neben mir, schwindelnd in die See hinuntergeneigt, die schöne Meerenge und das nahe Sardinien. Es gibt ein altes Buch, welches unter den Weltwundern diesen Fels von Bonifazio als das 72ste zählt. Mein guter Freund Lorenzo hat das Buch gelesen. Blicke ich nun von diesem steinernen Bänkehen auf dem Ufer hinab, so überschauere ich den ganzen Stufenweg, der zu der Marina herunter führt. Da kommen und gehen beständig Leute aus dem Tore und in das Thor, und von unten herauf reiten sie im Zickzack auf ihren kleinen Eseln oder treiben diese mit Melonen belasteten Geschöpfe im Zickzack hinauf; denn so wird ihnen das Klettern leichter. Ich erinnere mich nicht, je so kleine Esel gesehen zu haben als in Bonifazio, und konnte es nicht begreifen, wie ein Mann auf einem solchen Thierchen reiten könne. Keinen sah ich mit dem Fucile kommen; von Flinten wird man hier nichts gewahr.

Wenn ich nun auf jenem Bänkehen an der kleinen Capelle S. Rocco saß, so war ich bald von Neugierigen umringt, die sich oft zutraulich zu mir setzten und mich fragten woher ich käme, und was ich wollte, und ob mein Vaterland civilisirt sei oder nicht. Die letzte Frage ist sehr oft an mich gerichtet worden, sobald ich sagte daß ich aus Preußen sei. Ein vornehm aussehender Herr setzte sich eines Abends zu mir, und da wir in ein politisches Gespräch über den jetzigen König von Preußen gerieten, so drückte er plötzlich seine Verwunderung aus daß die Preußen italienisch sprächen. Auch darnach bin ich schon oft und in allem Ernste gefragt worden, ob in Preußen

italienisch gesprochen würde. Mein freundlicher Herr fragte mich hierauf, ob ich lateinisch spräche. Auf meine Antwort daß ich lateinisch verstünde, sagte er daß er ebenfalls lateinisch verstünde, und hub also zu reden an: *Multos annos jam ierunt, che io non habeo parlato il latinum.* Im Begriffe ihm ebenfalls lateinisch zu antworten, machte ich die Erfahrung daß das Lateinische mir augenblicks in Italienisch sich verwandeln wollte, und daß ich wo möglich noch trefflicher mich auszudrücken im Begriffe war als mein Bonifaziner. Zwei verwandte Sprachen mischen sich sofort auf der Zunge, wenn man sich täglich nur in der einen ausgedrückt hat.

Auch dieser Herr citirte mir richtig die Prophezeiung Rousseau's über Corsica, welcher man nicht entriumen kann, wenn man mit gebildeten Corsen spricht.

Immer schöner wird im Abendseine die Ansicht der Meerenge. Da schweben Egelboote vorüber gegen die Wellen kämpfend; goldig überlichtet fahren sie dahin; einzelue Klippen ragen schwarz aus dem Wasser und in Violett färben sich die Berge Sardinien's. Gerade über stehen die schönen Berge von Tempio und von Limbara, dort die Höhen welche Sassari verdeckten, links eine prachtvolle Bergpyramide, die man mir nicht zu nennen weiß. Die Abendsonne fällt nur hell auf die nahen Küsten und voll auf die nächste sardinische Stadt Longo Sardo. Ein Turm steht an ihrem Eingange. Ich erkenne deutlich die Häuser und möchte mir einbilden, jene Schattenstriche dort seien herumwandelnde Sarden. Bei stiller Nacht, so sagte man mir, hörte man von Longo Sardo herüber den Tambour seine Trommel schlagen. Ich zählte sechs Türme auf den Küsten; Castello Sando und Porto Torres, die nächsten Städte am Ufer in der Richtung nach Sassari konnte ich nicht erkennen. Mein gastlicher Lorenzo hatte drei Jahre in Sassari studirt, wußte mir viel von den Sarden zu erzählen und kannte ihre Sprachen.

Schweigend blicken wir hinunter
Auf die schaumbedeckten Küsten,
Auf die blaue Meerenge,
Die zwei Schwesterinseln trennt.

Ach! wie schön bist du Sardegna
Du von Muscheln hell umbligte,
Mirtelüberfränzte, braune,
Wilde Schwester Corsicas.

Als ein Halsband von Corallen,
Hängen um sie her die roten
Inselflippen und die Riffe,
Und manch' ausgezacktes Cap.

Freund Lorenzo, jene Berge,
Jene wonnesamen blauen,
Wecken mir so heiße Sehnsucht,
Daß mein Herz hinübertweint —

Schöne Berge von Limbara!
Sprach Lorenzo vor sich nieder,
Blaue Berge wie das Leben
Lügenbilder sind sie nur.

Fern erscheinen sie Sapphire,
Und kristallne Himmelsdomen,
Aber naht ihr euch, dann werfen
Sie den blauen Mantel ab.

Bieten euch die nackten Klippen,
Drohen euch mit Dornengewinden,
Mit dem Abgrund, mit dem Wetter,
Wie das Leben, junger Freund. —

Freund Lorenzo, jene Ebne
Lacht mich an mit ihrem Golde,
Wissen möcht' ich wie der Sarde
In dem schönen Lande lebt. —

Weit in's Innre steigt der Bergwald,
Gelbe Städtlein stehn im Grünen,
Und das Maulthier mit der Schelle
Vor sich treibt der Catalan.

Den Sombbrero auf dem Scheitel
Dolch, Pistolen in dem Gurte,
Summt er ein lateinisch Liedchen
Und marschirt zu seinem Tact.

Wandert südwärts nur zum Strande
Nach Cagliari's Felsenbuchten,
Dort im Dorfe schlägt der Moro
Kastagnet und Tamburin.

Mauren sinds von Algeſiras,
 - In Barbarenzungen ſtammelnd,
 Tanzend um die Fächerpalme,
 Braune Mädchen an der Hand.

Wie merkt man in Bonifazio ſchon die Nähe der dritten großen romanischen Nation, der Spanier. Mein Zimmer iſt bedeckt mit Columbuſsbildern, welche lange ſpaniſche Erklärungen haben, und hie und da trifft man Sarden, die den catalaniſchen Dialect reden. Beide Inſeln in grauen Zeiten zuſammenhängend, nun auseinandergeriſſen ſtehen in nachbarlichem Schmuggelverkehre. Die ſo günſtige Lage Bonifazios würde dieſe Stadt zu baldiger Blüte bringen müſſen, wenn der Handel frei wäre. Die Controlle iſt ſehr ſtrenge; denn auch die Banditen beider Inſeln ſtehen im Wechſelverkehre; aber es geſchieht ſeltner daß Sarden nach dem kleinen Corſica flüchten, weil ſie ſich dort nicht halten können. Dagegen flüchten viele corſiſche Bluträcher in die Berge Sardinienſ. Die Polizei in Bonifazio iſt ſehr wachſam. Nirgend forderte man mir im ganzen Corſica den Paß ab, man that es nur in dem ſüdlich gelegenen Sartene und in Bonifazio. Ein Beſitzer war von dem Cap Corſo her bis Bonifazio mein Begleiter geweſen, und da der freundliche Mann mir ſein Schiffchen, das in Propriano ankerte, zur Rückfahrt nach Baſtia und auf dem Cap Corſo ſein Haus zur Wohnung anbot, nahm ich ihn in mein geräumiges Zimmer, weil er ſchlecht logirt war. Der hatte nun die Ehre für einen Banditen zu gelten, der mit gutem Scheine nach Sardinien zu kommen ſuchte.

Wenn der Abend hereinbricht, ſteht der Leuchtturm von Bonifazio ſein Licht auf. Die Küſte Sardinienſ iſt in Dunkel gehüllt, aber von Longo Sarde her antwortet das rote Licht eines Fanals, und ſo unterhalten ſich dieſe beiden Schweſterinſeln auch in der Nacht durch die Zwiſchensprache ihrer Wandlerfeuer. Die Türmer hüben und drüben führen ein einſames Leben. Ein jeder von ihnen iſt der erſte oder letzte Bewohner ſeiner Inſel. Der von Bonifazio iſt der allerſüdlichſte Corſe den ich noch je geſehen habe, und der vom Cap drüben iſt der allernördlichſte Menſch Sardinienſ. Sie haben ſich nie geſehen und geſprochen. Aber jeden Tag ſagen ſie ſich einen ſchönen guten Abend und felicissima notte, wie man in Italien ſagt wenn die Hausfrau mit dem Lichte in die Stube kommt. Der Türmer von Corſica kommt zuerſt mit ſeinem Lichte in die Nacht hin-

aus und sagt *felicissima notte*, und dann kommt ihm entgegen der von Sardinien und sagt auch *felicissima notte*; und so treiben sie es Nacht für Nacht und werden es forttreiben ihr Leben lang, bis einst drüben das Lüftchen eine Weile ausbleibt. Dann weiß der Türmer hüben daß der alte Freund jenseits gestorben ist, und weint und sagt: *felicissima notte!*

Ich besuchte diesen südlichsten Corsen auf seinem Turme. Der liegt eine Stunde weit von Bonifazio auf dem niedrigen Cap Pertusato. Das Südende Corsicas geht hier in einem abgestumpften Dreieck aus, an dessen Enden westlich das Cap Pertusato und östlich das Cap Sprono liegt, eine schmale Klippenspitze, Sardinien am nächsten stehend. Mit gutem Winde kann man in einer halben Stunde in Sardinien sein. Der kleine Leuchtturm ist von einer weißen Mauer umgeben und gleicht einem Fort. Freundlich nahm mich der Türmer auf und setzte mir ein Glas Ziegenmilch vor. Er lebt wie der Aeolus im Winde. Es ist eigentlich seltsam zu denken, daß eines Menschen lange Jahre sich nur drehen um eine Dellempfe, und daß ein Individuum dazu aufgebraucht wird, auf einer einsamen Klippe Nachts Lampendochte zu verbrennen. Es gibt nichts Ungezügelteres und nichts Bescheideneres als das menschliche Wesen.

Mein Türmer führte mich auf die Brustwehr des Fanals, wo der heftige Wind mich zwang, ans Geländer mich festzuhalten, und er zeigte mir von seines Daches Zinnen all sein Inselreich und Untertanenschaft, welche in dreißig Stück Ziegen und in einem Weinberge bestand, und indem ich erkannte, daß er zufrieden war und an Gütern der Erde genug besaß, pries ich ihn sofort schon vor seinem Ende glücklich. Er zeigte mir die Herrlichkeit Sardinien's, die Inseln und Isolotti, die es umschwärmen in Sta. Maria, Sta. Maddalena, die Insel Caprara, Reparata und die kleineren Gilande. Die westliche Mündung der Meerenge ist mit Inselklippen bestreut, die östliche ist breiter und da liegt dem sardinischen Cap Falcone gegenüber das Giland Asinara, ein malerisches Gebirge.

Zu Corsica gehören noch einige kleine Inseltriffe von der bizarrsten Form, welche ganz nahe in der Meerenge zerstreut liegen und San Bainszo, Cavallo und Lavezzi heißen. Sie bestehen aus Granit. Die Römer hatten auf ihnen Steinbrüche angelegt, um für ihre Tempel und Basiliken Säulen von dort zu holen. Deutlich erkennt man noch ihre Werkstätten, selbst die Kohlen in der alten Römer-

schmiede haben noch ihre Spuren zurückgelassen. Noch liegen ungeheure, halbgehauene Säulen, deren zwei namentlich auf San Vainzo, und andre Blöcke, welche das Eisen schon bearbeitet hatte, auf diesen Klippen. Niemand weiß, für welchen Bau in Rom sie bestimmt gewesen sein mochten. Und welch' ein panischer Schreck mochte es wohl sein, der die Künstler und Steinmehrer von diesem einsamen Atelier im Meere plötzlich verjagte, daß sie das Werk ihrer Arbeit hier unbeeidigt liegen ließen. Vielleicht verschlang sie die Flut, vielleicht erschlug sie der wilde Gorse oder der grimmige Sarde. Mich wundert's, daß hier keine Sage von einem römischen Geisteratelier entstand. Denn ich selbst habe doch im Mondschein die todten Künstler aus dem Meere steigen sehn, in römischen Togen, ernste Männer, breitstirnig, adlernasig und mit hohlen Augen. Sie machten sich alle schweigend an die beiden Säulen und huben an, geisterhaft daran zu schlagen und zu meißeln. Der Eine aber stand hoch aufrecht und deutete nur befehlend mit dem Finger; ich hörte ihn auf lateinisch sagen: „Diese Säule wird eine der schönsten im goldnen Hause des Nero sein. Hink, Gesellen, und fördert Euch! denn so Ihr in 40 Tagen nicht fertig seid, werden wir alle den Thieren vorgeworfen.“ Ich wollte ihm eben zurufen: „O Artemion und ihr anderen todten Männer, das Haus des Nero ist ja längst von der Erde verschwunden, wie wollt ihr noch Säulen dafür hauen? Geht schlafen in euer Grab.“ Aber wie ich das sagen wollte, verwandelten sich mir die Worte augenblicks in Italienisch und ich konnte nicht. Und diesem Umstaude allein ist es zu verdanken, daß die alten Römergeister noch immer fort in dem Atelier an den Säulen geschäftig sind — und alle Nacht kommen sie heraufgestiegen und schlagen und meißeln in rastloser Eile, aber sobald die Hähne in Bonifazio krähen, springen die weißen Gestalten wieder ins Meer zurück.

Noch einen vollen, letzten Blick warf ich auf die weitausgedehnte Küste Sardinien's, auf das Land Gallura, und gedachte des schönen Enzius, des Kaisers Friedrich Sohn. Auch er ist einst gewesen und war drüben ein König. Vor wenigen Monaten stand ich eines Abends in seinem Gefängnisse in Bologna. Ein Puppentheater war dort aufgeschlagen und über den stillen großen Platz schallte laut die Stimme des Pulcinella.

Die Welt ist rund und die Geschichte eine Kugel, wie das einzelne Menschenleben.

Zehntes Kapitel.

Die Hölen von Bonifazio.

Hochauf donnerte dort an des Eilands Küsten die Brandung,
 Frauenvoll springend empor, und bedeckt war alles mit Salzthann.
 Obpfeer.

An einem schönen Morgen ging ich aus dem alten Genuesentore, an dessen Mauer der springende Löwe und der heilige Drachentöchter Georg, das Wappen der Bank von Genua, eingemeißelt sind, stieg zur Marina hinunter und rief den Schiffsmann und seine Barke. Heute erlaubte die See eine Fahrt in die Hölen der Küsten, aber sie war noch immer vom Maestrale bewegt und spielte dreist genug mit dem Boote.

Im tiefen, schmalen Hafen aber, dem sichersten der Welt, ist es windstill, und wie in Abrahams Schooße ruhten dort die wenigen Segellähne und die beiden zweimastigen Kauffahrer Bonifazio's, Jesus und Maria nämlich und die Fantasia. Fantasia ist der trefflichste Name, den noch ein Schiff getragen hat, das wird jeder zugeben, daß Fantasieschiff je auf dem Meere gefegelt ist und mit seinen Schätzen zu Port kam oder an den Strand geworfen ward. Auch Jesus Maria ist ein schöner Name auf dem Meer.

Von beiden Seiten engen die Kalkfelsen den Hafen so sehr ein, daß seine Mündung in die See lange verdeckt bleibt. Die Enge dieses Canals macht es möglich, ihn querdurch mit einer Kette zu sperren, wie Alfonso von Arragon das gethan hat. Man zeigte mir noch einen mächtigen eisernen Ring, der in einem Uferfelsen eingeschlagen ist. Rechts und links nun und weiter an der offenen Küste hat die Wassergewalt kleine und große Hölen gebildet, welche höchst sehenswert sind und in aller Welt berühmt sein würden, wenn Corsica nicht gleichsam außer der Welt läge.

In der nächsten Nähe Bonifazio's gibt es deren drei besonders schöne Grotten. Zuerst gelangt man nach der Grotte di San Bartolomeo. Sie ist ein schmaler Höleengang, der gerade so viel Raum läßt, daß die Barke sich hineinzwängen kann. Sie gleicht einem kühlen gothischen Gemache. Das Meer bringt fast bis an ihr Ende hinein, so weit dies dem Auge sichtbar scheint und bedeckt ihren Boden mit seinem stillen, klaren Wasser. Es ist das eine

Gesellschaftsgrotte für die Fische, die sich hier Besuche machen, vor dem Hai gesichert. Ich fand auch eine allerliebste wollige Fischfamilie darin; es waren Muggini und Cozzi. Sie ließen sich nicht stören, sondern schwammen lustig um die Barke. Die Höle zieht sich übrigens noch weiter in den Fels von Bonifazio hinein.

Rudert man aus dieser Grotte weiter, so gelangt man nach kurzer Zeit in die offene See und hat den überraschend großen Anblick der Seeseite des Felsens Bonifazio, der mit seiner breiten zwierteilten Brust mächtig herausgehoben gegen die Flut strebt. Diese gigantische Fassade ist ein herrliches Architekturwerk der Meisterin Natur. Von beiden Seiten hat sie Säulen angestemmt, gewaltige Strebepfeiler aus Kalk und Sandschichtungen und von der Woge tief cannellirt. Eine derselben heißt Limone. Zwischen ihnen wölbte sich ein kolossaler Bogen, auf welchem hoch oben die weißen Mauern von Bonifazio stehen, und in dessen Mitte eine prachtwolle Grotte als Portal sich aufthut. Ich war überrascht von dem so großen und originellen Baue, dem Vorbilde der Menschenwerke, der Tempel und der Basiliken. Das aufgeregte Meer schlug seine Wellen gegen die Wände der Grotte; aber drinnen war es windstille. Sie geht nicht tief in den Fels hinein. Sie ist nur eine grandiose Felsennische, eine Tribune, welche in halben Kreislinien traubensförmige Guirlanden von Tropfstein umziehen. Man könnte in dieser Nische ein Riesenschild des Poseidon aufstellen. Sie heißt sotto al Francesco.

Fährt man nach der rechten, östlichen Seite, so sieht man das Ufer weithin unterhölt und wunderliche Bildungen von Kellergewölbem, in welche das Meer eindringt. Ich fuhr in eine dieser Grotten hinein, die Fischer nennen sie Camere. In ihrer Nähe befindet sich die herrlichste Grotte von Bonifazio, der Sdragonato, und hier verjage ich Worte zu finden, welche dieses Wunderwerk zeichnen mögen. Nimmer sah ich ein ähnliches und vielleicht möchte diese Höle einzig in Europa dastehen. Der Eingang dieser Grotte ist, gleich der von San Francesco, eine riesige Tropfsteinnische, aber diese öffnet sich in den Berg und führt durch ein kleines Thor in die ganze umschlossene innere Höhlung. Es war schön und ängstigend durch den kleinen Schlund zu steuern; die Wasser brandeten mit Mut gegen denselben, spritzten ihren weißen Gischt an das Gestein empor, schlugen zurück, verschlangen sich, wühlten sich wieder auf. Solchen wilden Wasserschwall zu hören, ist eine wahrhaft elementarische Lust; seinen Laut

gibt nur die italienische Sprache glücklich wieder — sie sagt *rimbomba*. Glücklich ward die Barke durch den Höhlenschlund gespült, und mit einm glitt sie hin in einem herrlich gewölbten Tempel von ungeheurem Kreisumfang, auf einem hier grünen, dort dunkelschwarzen, hier azurblauen und dort rosig gefärbten Wasserspiegel. Es ist ein wunderbares, natürliches Pantheon. Oben klast die Kuppel auseinander und der helle Himmel scheint herein; ein Baum beugt sich und schwankt vom Rande herab, grüne Büsche und Kräuter neigen sich in den Spalt hernieder, und wilde Tauben flattern herein. Die Wände der schönen Höle sind fast regelmäßig gewölbt, das Wasser sickert von ihnen herab und umzieht sie mit Tropfstein, der aber nicht die auffallend bizarren Formen der Höle von Brando auf dem Cap Corso, oder der Harzhölen hat. Er hängt in Knollen umher, oder hat das Gestein wie mit einem Lasurguß überzogen. Man kann mitten in der Grotte umherrudern oder nach Belieben aussteigen, denn ringsum hat die Natur Sige und Stufen von Stein aufgeschlagen, welche freiliegen, wenn nicht die Sturmflut sie bedeckt. Hieher kommen die Seehunde des Proteus und lagern sich in dem Wonnesaal. Leider sah ich keinen, sie waren draußen auf einer Wasserfahrt; nur wilde Tauben und Taucher schreckte ich auf. Der Wassergrund ist tief und klar. Man sieht die Muscheln, die Fische und die Meeressgräser. Es möchte sich der Mühe verlohnen seine Sommerresidenz von Zeit zu Zeit hier aufzuschlagen, die *Odysee* zu lesen und aufzulauschen, wenn die Wesen der geheimnißvollen Meerestiefe eingezogen kommen. Der Mensch versteht weder Pflanze noch Thier, die auf dem Lande leben und seine Freunde sind, noch weniger jene stummen, wunderbar geformten Geschöpfe des großen Elementes. Sie leben und haben ihre Geseze, ihren Verstand, ihre Freuden und Leiden, ihre Liebe und ihren Haß. Nicht wie die Landwesen an die Scholle gebannt, rücken sie im schraubenlosen Elemente umher und wohnen in der immer klaren krystallinen Tiefe, bilden mächtige Republiken, haben ihre Revolutionen, ihre Völkerwanderungen und Corsarenstreifzüge, und die schönsten Wasserpartieen, wenn sie wollen.

Das Ufer von Cap Bartusato bis nach Bonifazio ist vom Meere zerschlagen und in seltsame Formen zerrissen. Man findet dort viele Versteinerungen und die merkwürdige Spinnenart, welche baut. Diese Spinne macht sich nämlich im Sande der Küste ein ganz kleines Sandhäuschen und in dem Sandhäuschen ein kleines Thürchen.

Dieses kann sie nach Belieben auf und zuschließen. Wenn nun die Spinne allein sein will, so schließt sie das Thürchen zu. Wenn sie ausgehen will, so macht sie das Thürchen auf und geht hinaus und führt ihre Töchter an der schönen Meerenge spazieren, wenn sie nämlich fleißig gewesen sind und an ihrer Ausstattung genug gesponnen haben. Diese treffliche Bauspinne heißt *Mygal Pionnière* oder *Araignée Maçonne* von Corsica.

Ich sah auch die *scalina di Alfonso*, die Treppe des Königs von Arragon, welche er der Sage nach hart unter den Mauern der Stadt aushauen ließ. Weil Alfonso nämlich die Stadt nicht zwingen konnte, versiel er auf den kühnen Gedanken, in das Ufer heimlich einen Gang zu hauen. Nachts landeten die Spanier an einer Stelle, welche von den Bürgern nicht gesehen werden konnte; dort zieht sich eine Grotte in den Berg, welche wol 300 Menschen beherbergen kann und süßes Wasser enthält. Da schlugen nun die Spanier einen Stufengang empor, und wirklich waren sie bis an die Festungsmauern gelangt, als ein Weib sie bemerkte, Lärm machte und die herbeieilenden Bürger den Feind hinabstürzten. Die Erzählung ist ein Märchen; denn mir scheint es unglaublich, daß die Spanier diese schräg aufsteigende schmale Treppe sollten ausgehauen haben, ohne von den Bonifazinern gesehen worden zu sein. Eine andere Felsentreppe der Art hatten sich übrigens die Mönche von San Francesco ausgegraben, um zum Seebade hinabzusteigen; auch sie ist größtentheils hinweggetilgt.

Ich habe Unglück gehabt, die Thunfische fangen sie diesmal nicht in der Meerenge und die Corallenfischer sind wegen des Macstrale nicht auf der See. Die Meerenge ist an Corallen reich, aber die Corsen überlassen den Fang den Genuesen, den Toscanern und den Neapolitanern. Diese kommen im April und bleiben bis zum September. Schöne rote Corallen sah ich bei einem Genuesen. Man verkauft sie nach dem Gewichte, die Unze zu drei Franken. Die meisten Corallen, welche in den Fabriken von Livorno verarbeitet werden, kommen aus der Meerenge von Bonifazio. Seitdem aber die Franzosen reichere und bessere Corallen an den Küsten Africas entdeckt haben, vermindert sich der Corallenfang in der Meerenge. Jetzt fischt man sie hauptsächlich an den Ufern von Propriano, von Roccapina, Figari und Bentilegne, wo auch die Thunfische besonders häufig sind.

Nachdem ich nun Land und Küste Bonifazio's kennen gelernt hatte, rüstete ich mich zur Abfahrt von diesem merkwürdigen Orte. Wie Lorenzo es mir gesagt hatte, fand ich das Völkchen von Bonifazio. Sie sind eigentlich keine Corsen mehr. Wir sind arm, sagte mir Lorenzo, aber wir sind fleißig und haben genug. Del wächst in Fülle auf unfrem Kalkboden, der Wein gibt genug für das Haus und die Luft ist gesund. Wir sind fröhlich und zufrieden und nehmen Gottes Tage auf unfrem Felsen mit Dankbarkeit hin. Wenn der arme Mann Abends von seinem Felde heimkehrt, findet er immer seinen Wein mit Wasser zu mischen, sein Del zum Fische, vielleicht auch ein Stückchen Fleisch, und Sommers immer seine Melone.

Ich werde mich an die Gastlichkeit der Bonifaziner so dankbar erinnern wie an die der Sartener. Morgens, da ich vor Sonnenaufgang hinabwollte, um nach Aleria zu fahren, wartete schon Lorenzo am Burgtor um mir nochmals eine gute Reise zu wünschen und mich zur Marina zu geleiten. Mit der Morgenröthe den Felsen hinabsteigend nahm ich von der seltsamen Stadt mit einer jener Scenen Abschied, deren Bild, wenn auch noch so klein, der Erinnerung sich unauslöschlich einprägt. Unter dem Tore liegt auf dem Uferlande die kleine unbedachte Capelle San Rocco, welche auf der Stelle gebaut worden ist, wo im Jahre 1528 das letzte Opfer der Pest niederfiel. Wie ich nun vom Tore hinabstieg, sah ich gerade auf diese Capelle: die Thüren standen weit offen, der Priester fungirte am Altar auf dem die Kerzen brannten; vor ihm knieten in zwei Reihen andächtige Frauen, und auch vor der Pforte knieten Männer und Weiber auf dem Felsen. Der Blick von oben in diese stille, fromme Menschengemeinde, im Scheine der Morgenröthe, hoch über der Meerenge überraschte mich tief, und mich dünkte hier ein Bild wirklicher Frömmigkeit gesehen zu haben.

Fünftes Buch.

Erstes Kapitel.

Die Ostküste.

Die Gegenden von Bonifazio aufwärts längs der Ostküste sind öde und einsam. Die Straße führt an dem schönen Golfe von S. Manza vorüber nach Porto Vecchio, welches man in drei Stunden erreicht. Dort liegt am Wege bei dem kleinen Orte Sotta die Ruine eines alten Herrenschlosses, Campana, und erzählt eine seltsame Sage. In grauen Zeiten hauste hier Drö' Alamanno, der deutsche Bär. Auf seine Vasallen hatte er das fürchterliche Herrenrecht der ersten Nacht (*jus primae noctis*) gelegt. So jemand ein Weib heimführte mußte er dasselbe in das Schloß führen, daß der deutsche Bär ihrer ersten Nacht genieße, und außerdem mußte er dem Dröo das schönste Pferd in den Stall führen, daß er darauf reite. Wie nun die Jahre kamen und gingen, ward die Kammer des Bären nicht leer und sein Stall war voll. Da wollte ein junger Mensch Probeta eine schöne Jungfrau heimführen. Der Probeta war ein wilder Reiter und konnte geschickt den Lasso werfen. Er steckte heimlich die Schlinge unter den Rock, setzte sich auf ein schmuckes Pferd und ritt vor das Herrenschloß, denn er wollte dem Dröo das Thier vorreiten, damit er sähe, wie es gar stattlich sei. Der deutsche Bär kam aus dem Tore und lachte vor Freude, daß er die schönste Jungfrau küssen und das schönste Pferd reiten werde. Wie er nun lachend da stand und dem Probeta zuschaute, jagte der plötzlich vorüber und hatte er dem Dröo den Lasso umgeworfen, und jagte wie der Sturm den Berg hinunter und schleifte den Dröo über das Gestein. Das Herrenschloß zerstörten sie, den deutschen Bären verscharrten sie an

einem dunkeln Orte. Nach einem Jahre aber dachte Einer, was wol aus dem todtten Orso geworden sei, und sie liefen eilig an die Stelle, wo sie ihn vergraben hatten, und scharrten sie auf. Da kam eine Fliege herausgeflogen. Die Fliege flog in alle Häuser und stach alle Weiber, und sie wurde immer größer und größer, und am Ende war sie so groß geworden wie ein Ochse und stach alles in der ganzen Gegend. Da wußte man nicht, wie man die Ochse-Fliege los werden könne. Aber Einer sagte, in Pisa seien die Wunderdoctoren, die könnten allerlei Dinge wegcuriren. Da gingen sie nach Pisa und holten einen Wunderdoctor, der allerlei Dinge wegcuriren konnte.

Wie der Doctor nun die große Fliege sah, so fing er an Pflaster zu schmieren, und schmierte 6000 spanische Fliegenpflaster und drehte 100000 Pillen. Die 6000 Fliegenpflaster aber legte er der Fliege auf und gab ihr die 100000 Pillen zu schlucken. Darnach wurde die Fliege immer kleiner und kleiner, und wie sie so klein geworden war wie eine rechte Fliege, da starb sie. Da nahmen sie eine große Bahre und deckten sie mit einem schneeweißen Lailachen zu, und auf das Lailachen legten sie den Leichnam der Fliege; und alle Weiber kamen zusammen zerrauten sich die Haare und weinten bitterlich, daß eine so muntere Fliege gestorben sei, und zwölf Männer trugen die Fliege auf der Bahre nach dem Kirchhof und gaben ihr ein christlich Begräbniß. Darnach waren sie von dem Unheile erlöst.

Diese schöne Sage habe ich dem corsischen Chronisten näherzählt bis auf den Wunderdoctor, welchen er aus Pisa kommen läßt und der die Ochse-Fliege einfach tödtet. Das andere habe ich zugefügt.

Porto Vecchio ist ein kleiner ummauerter Ort von etwa 2000 Einwohnern, am Golfe gleiches Namens gelegen, dem letzten und einzigen an der ganzen weiteren Ostküste. Er ist groß und herrlich und könnte von der äußersten Wichtigkeit werden, weil er dem Festlande von Italien gegenüber liegt. Die Genuesen legten Porto Vecchio an, um die Saracenen von diesen Küsten abzuwehren. Sie gaben den Colonisten viele Freiheiten, sie zur Niederlassung zu bewegen. Weil aber die Gegend wegen der vielen Sümpfe ungesund ist und das Fieber zu wüthen begann, so wurde Porto Vecchio dreimal verlassen und verödet. Auch heute ist der ganze große Canton einer der uncultivirtesten und am wenigsten bevölkerten Corsica's,

und wird hauptsächlich nur von den Hirschen und den Wildschweinen bewohnt. Doch ist das Land ungemein fruchtbar. Die Umgegend von Porto Vecchio ist reich an Oliven und an Wein; die Stadt selbst ist auf Porphyrfelsen gebaut, welche zu Tage stehen. Ich fand sie fast verödet, da es August war, und die halbe Einwohnerschaft sich in die Berge geflüchtet hatte.

Nördlich von dem schönen Golfe zieht sich die Küste in gleicher Linie aufwärts, und noch hat man den Gebirgszug nahe zur Linken, bis er in der Gegend von Salenzara in das Innere zurückweicht und die großen Ebenen freiläßt, welche der Ostküste Corsicas ein von der Westküste so verschiedenes Ansehn geben. Der ganze Westen der Insel ist eine fortgesetzte Bildung von parallelen Thälern; die Gebirgszüge steigen dort ins Meer, endigen in Caps und umragen die prächtigen Golfe. — Der Osten hat nicht diese vortretende Talbildung, das Land verliert sich hier in Niederungen. Der Westen Corsicas ist romantisch; malerisch und grandios, der Osten faust, monoton und melancholisch. Das Auge schweift hier über stundenweite Ebenen Ortschaften, Menschen, Leben suchend, und entdeckt nichts als Heiden mit wildem Gesträuch und Sümpfe und Teiche, die sich neben dem Meere hinziehen und das Land mit Traurigkeit erfüllen.

Die immer ebene gute Straße führt fast eine Tagereise weit von Porto Vecchio bis zu dem alten Aléria. Das Gras wächst auf ihr Fuß hoch. Man fürchtet sie Sommers zu befahren. Auf der langen Fahrt begegnete ich keiner lebenden Seele. Keine einzige Ortschaft passirt man und nur hie und da sieht man weit in den Bergen ein Dorf. Nur am Meeresufer stehn einzelne verlassne Häuser an solchen Stellen, welche einen kleinen Port haben, eine Cala oder Landungspunkt, wie Porto Favone, wohin die alte Römerstraße führte, Fautea, Cala di Tarco, Cala de Canelle, Cala de Coro, welches heißen soll Cala Moro, Maurenlandung. Auch hier stehn einzelne genuesische Wachttürme.

Alle jene Häuser waren verlassen, ihre Fenster und Thüren geschlossen, denn die Luft ist böse auf der ganzen Küste. Der arme Lucchese verrichtet hier die geringe Feldarbeit für den Corsen, der sich von den Bergen nicht herabwagt. Ich habe indeß von der böseartigen Luft nichts gelitten, aber zur Vorsicht folgte ich meinem Reisegefährten und schnupfte Kampfer, was ein gutes Präservativ sein soll.

Mit dürftigstem Reisvorrat versehen überfiel uns jählings der Hunger und verfolgte uns diesen und den halben folgenden Tag, denn nirgend trafen wir weder ein offnes Haus noch eine Wirtshaft. Der Fußwanderer müßte hier verschmachten, oder er würde gezwungen sein, sich in die Berge hinaufzuzflüchten und stundenlang umzuirren, bis ihn ein Fußpfad zu einer Hirtencapanne führt. Es ist eine *Strada morta*.

Wir fuhrten über den Taravosfluß. Von dort beginnt die Reihe von Teichen mit dem langen schmalen Stagno di Palo. Es folgt der Stagno di Graduggine, der Teich von Urbino, der Siglioneteich, der Stagno del Sale und der schöne Teich der Diana, welcher seinen Namen noch von Römerzeiten her behalten hat. Kehrungen trennen diese fischwimmelnden Teiche vom Meere, doch haben die meisten eine Einmündung. Ihre Fische sind berühmt. Es sind große fette Aale und mächtige Ragnole. Die Fischer fangen sie in Binsentreusen.

Vom Taravo an erstreckt sich weit nach Norden die herrlichste Pianura, es ist das Fiumorbo oder der Canton Prunelli. Von Flüssen durchlaufen, von Teichen und vom Meere begrenzt, gleicht sie aus der Ferne gesehen einem endlosen, üppigen Garten am Meeresstrande. Aber kaum ist ein spärlich Ackerland zu entdecken, das Farrenkraut bedeckt unabsehbare Flächen. Eine so herrliche Ebene öde und unbewohnt zu durchreisen ist recht traurig. Es ist unerklärlich, daß die französische Regierung diese Gegenden nicht colonisirt. Hier würden Colonien sicherer gedeihen als in dem Menschen und Geld verschlingenden Sande Africas. Hier ist Raum für zwei volkreiche Städte von mindestens 50000 Einwohnern. Colonien von fleißigen Ackerbauern und von Handwerkern würden die ganze Ebene in einen Garten verwandeln. Canäle würden die Sümpfe tilgen und die Luft gesund machen. Es gibt keinen herrlicheren Strich Landes in Corsica und keinen der ergiebigeren Boden hätte. Das Klima ist milder und sonniger als das des südlichen Toscana, es würde auch das Zuckerrohr pflügen, und das Getreide müßte hier hundertfältig tragen. Nur durch das Mittel der Colonisation und der Industrie, welche den Wettstreit in der Production mit den Bedürfnissen steigert, würde man auch jene Bergcorden zwingen, aus ihren schwarzen Dörfern in die Ebene herabzusteigen und den Acker zu bebauen. Die Natur bietet hier alles in reichster Fülle, was ein großes Industrieleben erzeugen kann; die Berge sind wahre Schatzkammern von edlem

Gestein, die Wälder geben die Pinien, die Lärchenbäume, die Eichen; es fehlt selbst nicht an verschickbaren Heilquellen; die Ebne gibt Feldfrucht und Nahrung für den reichsten Viehstand, und die unmittelbare Verbindung von Gebirg, Niederung und dem fischreichsten Meere Italiens läßt nichts mehr zu wünschen übrig.

Wie die Küste nun heute ist, so paßt auf sie schlagend das Bild, welches Homer von dem Strande der Cyclopeinsel entwirft, welcher uncultivirt des Anbaus doch im höchsten Grade fähig sei.

Drin ja strecken sich Auen am Strand des graulichen Meeres,
Safereich, schwellend von Gras, wo der fröhlichste Wein sich erhebe.
Drin ist lockerer Grund, wo wuchernde Saaten beständig
Reisten zur Ernte; denn fett ist unten das Erdreich.
Drin auch die sicherste Bucht, wo nie man brauchet der Fessel.

Als ich diese herrliche Ebne sah mußte ich den richtigen Blick der alten Römer preisen, welche ihre einzigen Colonien in Corsica gerade hier anlegten.

Zweites Kapitel.

Aleria, die Colonie Sulla's.

Wenn man sich dem Fiumorboflusse nähert, so sieht man einzelne palastähnliche Häuser; einige davon sind Ansiedlungen französischer Capitalisten, welche bankerott gemacht haben, weil sie unverständlich anfangen. Andere sind reiche Güter, wahre Grasschaften an Areal, wie Migliacclaro in dem Canton Brunelli, welches einer französischen Compagnie gehört und vormals eine Revenue der Familie Fiesco von Genua war.

Der Fiumorbo, der von dem höchsten Gebirgsstocke Corsicas entspringt, mündet oberhalb des Stagio di Graduggine. Seinen Namen „blinder Fluß“ hat er von seinem Laufe, denn einem Blinden gleich schwankt er lange in der Ebne umher, bis er sich zum Meere den Weg herausgeföhlt hat. Das Land zwischen ihm und dem Tavignano soll das fruchtbarste Corsicas sein.

Als es Abend wurde wechselte die Temperatur auffallend schnell

von der trockensten Hitze zu nebelfeuchter Kälte. An manchen Stellen war die Luft von Fäulniß durchzogen. Ein Grabmal am Wege fiel mir auf. In dieser Einsamkeit errichtet schien es eine bemerkenswerte Stelle zu verkünden. Es war das Denkmal eines Wegeunternehmers, welchen ein Paesane erschoss, weil er eine Liebschaft mit einem Mädchen hatte, um das sich jener bewarb. Es zieht doch den Menschen nichts so sehr an als die Romantik des Herzens. Eine einfache Liebestragödie übt dieselbe Macht auf die Phantasie der Menge aus, wie eine heroische That, und sie erhält sich oft Jahrhunderte lang im Gedächtniß. So ist es denn schön, daß auch das Herz seine Chronik hat. Die Corsen sind Teufel der Eifersucht, sie rächen die Liebe wie das Blut. Mein Begleiter erzählte mir folgenden Fall. Ein junger Mensch hatte sein Mädchen verlassen und sich einem andern zugewandt. Eines Tages sitzt er in seinem Dorfe auf offenem Plage beim Dambrettspiel. Da kommt seine verstosne Geliebte, überschüttet ihn mit einer Flut von Flüchen, zieht ein Pistol aus dem Busen und schmettert ihm die Kugel an den Kopf. — Ein anderes verstofnes Mädchen hatte einst zu ihrem Geliebten gesagt: „Wenn du eine andere nimmst, sollst du dich ihrer nicht erfreuen.“ Zwei Jahre vergingen. Der Jüngling führt ein Mädchen zum Altare. Wie er mit ihr aus der Kirchenthüre tritt, streckt ihn die Verlassene mit einem Schusse zu Boden; das Volk aber schreit: „*Evviva*, es lebe dein Gesicht!“ Die Justiz verurtheilte das Mädchen zu drei Monaten Gefängnißstrafe. Jünglinge bewarben sich um ihre Hand, aber die junge Wittve des Erschossnen beehrte nicht Einer.

Die corsischen Weiber, welche so blutrote Rachelieder singen, sind auch im Stande, Pistole und Fucile zu tragen und zu kämpfen. Wie oft kämpften sie nicht in den Schlachten trotz der Männer! Man sagt, daß der Sieg der Corsen über die Franzosen bei Borgo mindestens zur Hälfte der Heldentapferkeit der Weiber zu verdanken war. Sie kämpften auch mit in der Schlacht bei Ponte nuovo, und in aller Munde lebt noch das kühne Weib des Giulio Francesco di Pastoreccia, welche immer an der Seite ihres Mannes in jener Schlacht stritt. Sie ward mit einem französischen Officier handgemein, überwand ihn und nahm ihn gefangen; aber als sie sah, daß die Corsen sich in Flucht auflösten, gab sie ihm die Freiheit, indem sie zu ihm sagte: „Erinnere dich, daß ein corsisches Weib dich

überwand und dir den Degen und die Freiheit zurückgab.“ Diese Corsinnen sind die lebendigen Frauengestalten aus dem *Arlosto* und dem *Tasso*.

Hinter dem *Fiumorbo* beginnt das Flußgebiet des *Lavignano*, welcher bei *Aleria* unter dem Teiche der *Diana* mündet. Ich wollte dort die *Bettura* verlassen, weil ich von einem Bürger *Sartene's* einen Gastbrief für *Casa Janda* hatte, eine reiche Besizung bei *Aleria*, welche der Capitän *Franceschetti*, der Sohn des aus *Murat's* letzten Tagen bekannten *Generals* besitzt. Leider war *Signor Franceschetti* auf dem Festlande und ich kam um das Vergnügen, diesen thätigen Mann kennen zu lernen und mich von ihm über Manches belehren zu lassen. Mittlerweile war es völlig dunkel geworden, und wir waren *Aleria*, der *Colonie Sullas*, nahe gekommen. Wir erkannten die dunkle Häuserreihe und das Fort auf dem Hügel am Wege, und in der Hoffnung eine *Locanda* in dem Städtchen zu finden, aber deren nicht ganz sicher, ließen wir die *Bettura* halten und gingen nach dem Orte.

Die Scenerie rings umher dünkte mir wahrhaft *sullanisch* zu sein; eine grabesstille Nacht, eine von Fieberluft erfüllte öde Flur zu unsern Füßen, schwarznächtige Berge hinter dem Fort, und der Horizont geröthet wie vom Glutscheine brennender Städte, denn rings standen die Buschwälder in Flammen; das Städtchen todt und ohne Licht. Endlich schlug ein Hund an und gab uns Hoffnung, und bald kam die ganze Bevölkerung von *Aleria* uns entgegen, zwei *Doganieri* nämlich, welche die einzigen Bewohner *Alerias* waren. Das Volk war aus Furcht vor der *Malaria* in die Berge gezogen, jede Thüre war geschlossen, außer der einen des Forts, in dem die *Strandsoldaten* lagen. Wir baten sie um Gastfreundschaft für diese Nacht, weil die Pferde den Dienst versagten und nirgend ein Ort in der Nähe lag, der uns aufnehmen konnte. Aber diese wackern *Cornelien Sullas* schlugen uns unsre Bitte ab, weil sie den *Doganen-capitän* fürchteten, und überdies in einer Stunde auf die Wache mußten. Wir beschworen sie nun bei der himmlischen Jungfrau und nicht in die Fieberluft auszustößen, sondern ein *Obdach* im Fort zu geben. Sie blieben bei ihrer Weigerung, und so kehrten wir dann ratlos um, mein Begleiter ärgerlich und ich wenig erfreut, daß ich auf der ersten *Römercolonie*, die mein Fuß betrat, ausgewiesen wurde trotz zweier großer *Cäsarn*, welche meine speciellsten Freunde sind.

Indeß begannen die Sullaner ein menschlich Rühren zu empfinden, sie kamen uns nachgelaufen und riefen: *entrato pure!* Froh traten wir in das kleine Fort, ein vierecktes Gebäude ohne Schanzen oder Wall noch Graben, und tappten uns die steinernen Stufen in das Soldatenquartier hinauf.

Die armen Strandsoldaten hingen bald ihre Gewehre über und wanderten mit ihrem Hunde an den Teich der Diana, den Contrebandirern aufzulauern. Ihr Dienst ist gefährlich; sie wechseln alle 15 Tage, weil sie sonst dem Fieber erliegen würden. Ich legte mich auf den Boden des Zimmers und versuchte zu schlafen, aber die Schwüle war entsetzlich. Ich zog es vor, in die *Bettura* zurückzuführen und die böse Luft einzuatmen, welche wenigstens kühlte. Ich verbrachte eine wahrhaft sullanische Nacht in diesem *Aleria*, vor der Kirche, an welcher einst Pater *Cyrnaus Diaconus* gewesen war, und mit Betrachtungen über die Ursachen der Größe der Römer und ihres Verfalles und jene vortrefflichen sullanischen Lurusmaler, wo es schöne Fischleberpasteten und Fontänen köstlicher Saucen gab. Es war eine diabolische Nacht und mehr als einmal seufzte ich: *Aleria, Aleria chi non ammazza vituperia*, „*Aleria, Aleria* wer nicht mordet muß dich schmähen;“ denn dies ist der Schandvers, welchen die Corsen auf das Dertchen gemacht haben, und mir scheint, er paßt vortrefflich auf eine Colonie des Sulla.

Der Morgen brach an. Ich sprang aus der *Bettura* und orientirte mich über die Lage *Alerias*. Sie ist vortrefflich gewählt. Ein Hügel beherrscht die Ebene; von ihm hat man den herrlichsten Blick auf den Teich der Diana, den Teich del Sale, das Meer, die Inseln. Schöne Bergpyramiden schließen landwärts das Panorama. Der Morgen war köstlich labfam, Luft und Licht in zartem Uebergangschimmer, der Blick frei und umfassend, der Boden römisch und mehr noch alt phönizisch.

Das heutige *Aleria* besteht nur aus ein paar Häusern, welche sich an das genuesische Fort anlehnen. Das alte *Aleria* nahm mehrere Hügel ein und zog sich weit hinab zu beiden Seiten des *Lavignano* bis in die Ebene, wo am Teiche der Diana noch alte Eisenringe verraten, daß hier der Hafen der Stadt lag. Ich wandere zu den Ruinen welche nahe liegen. Rings sind die Hügel überstreut mit Steinen und mit Mauertrümmern von Häusern, aber ich fand kein einziges Stück Ornament, weder Kapitälcr noch Friesc, nichts

als rohes, kurzes Material. Man sieht hie und da den Ueberrest von Gewölben, einige Stufen von einem Circus und eine Ruine, welche das Volk *casa reale* nennt und die man für das Prätorianerhaus ausgeben will. Doch weiß ich nicht aus welchem Grunde, denn die Ueberreste lassen nichts mehr erkennen, nicht einmal die Epoche. Nach dem Umfange zu schließen war Aleria eine Stadt von etwa 20,000 Einwohnern. Man hat auf dem Felde Vasen und römische Münzen gefunden; Ziegenhirten sagten mir, daß vor drei Tagen Jemand eine goldne Münze gefunden habe. Ein rückkehrender Strandsoldat aber spannte meine Neugier aufs Höchste, da er mir sagte, daß er zwei Marmortafeln gefunden habe, welche eine Inschrift enthielten, die Niemand entziffern könne. Die Marmortafeln seien in einem Hause verschlossen, aber er habe eine Abschrift genommen. Er holte hierauf seine Brieftasche; es waren zwei lateinische Inschriften, welche dieser vortreffliche Altertumsforscher in einer wahrhaft phönizischen Weise copirt hatte, so daß ich nur mit Mühe erkennen konnte, wie die eine eine Votivschrift aus der Zeit des Augustus, die andere eine Grabinschrift war.

Das war alles, was ich von dem alten Aleria fand.

Drittes Kapitel.

Theodor von Neuhoff.

Abenamar, Abenamar,
Moro de la Moreria,
El día que tu naciste
Grandes señales avia.

Maurische Romanze.

In Aleria war es, wo am 12. März 1736 Theodor von Neuhoff landete, der in Corsica die Reihe der Emporkömmlinge eröffnen sollte, welche der neuesten Geschichte Europas einen mittelalterlich romantischen Zug geben.

Ich sah also an jenem Morgen in Aleria das Bild dieses phantastischen Glückritters, wie ich es abconterfeit gesehn hatte in einem noch nicht herausgegebenen genuessischen Manuscripte aus dem Jahre 1739: Accinelli, historisch-geographisch-politische Denkwürdigkeiten des Königreichs

Corsica. Dieses Manuscript ist im Besitze des Herrn Santelli zu Bastia, welcher mir gerne Einsicht in dasselbe verstattete, mir aber nicht erlauben wollte, einige Originalbriefe daraus zu copiren, die ich indes später doch aufgefunden habe. Mit welchem Sinne der Genuese seine Schrift verfaßt hat, sagt das Motto auf derselben, welches die Corsen so benennet: *Generatio prava et exorbitans. Bestiae et universa pecora* — schlechtes und freches Volk, Bestien und alles Viehzeug. Dieses Motto hat der Genuese aus der Bibel genommen. In seinem Manuscripte hat er den Theodor in Wasserfarben nach dem Leben gemalt, in maurischer Kleidung, dazu Perücke und kleines Hütchen, Schleppsäbel und Rohrstock. Er steht gravitatisch am Meere, aus welchem man eine Insel herausragen sieht.

Man kann den Theodorus von Corsica auch schön abconterfeit finden in einem alten deutschen Büchlein vom Jahre 1736, welches in Frankfurt gedruckt worden ist unter dem Titel: *Nachricht von dem Leben und Thaten des Baron Theodor von Neuhofen, und der von ihm gekrönten Republic Genua*, herausgegeben von Giovanni di S. Fiorenzo.

Die Vignette zeigt den Theodor, wie er leibhaftig ist, in spanischer Tracht, mit einem ganz kleinen Bärtchen. Im Hintergrunde sieht man eine ummauerte Stadt, wahrscheinlich Bastia, und vor derselben auf das Bergmüßlichste dargestellt drei Menschen, von denen der Eine am Galgen hängt, der andre gespießt ist und der dritte im Begriffe ist sich viertellen zu lassen.

Das Erscheinen Theodors in Corsica und seine romanhafte Ernennung zum Könige der Corsen beschäftigte damals alle Welt. Dies geht schon aus jenem deutschen Büchlein hervor, welches noch in demselben Jahre 1736 erschien. Da dieses Büchlein zugleich das einzige deutsche Buch ist, welches ich zu meinen Studien über die Corsen benutzt habe, so will ich Einiges daraus mittheilen.

Dies ist die Beschreibung der Insel Corsica aus jener Zeit:

„Es ist Corsica eine der größten Inseln des mittelländischen Meeres, über der Insel Sardinien gelegen. Sie ist etwa 25. deutsche Meilen lang und 12. breit. Der Luft nach wird sie nicht eben allzugelund gehalten; doch ist das Land ziemlich fruchtbar, ob es gleich mit vielen Bergen und steinigten Gegenden untermischt ist. Die Einwohner haben den Ruhm, daß sie muthig und in Waffen

härtig sind; alleine man saget ihnen zugleich nach, daß sie sehr boshaftig, rachgierig, grausam und räuberisch sind. — Nächst dem haben sie den Ruff, daß sie grobe Corsicaner genennet werden, welchen Charakter ich ihnen auch nicht streitig machen werde.“

Die Nachricht von der Landung Theodors wurde nach dem Büchlein durch Briefe von Bastia unter dem 5. April also mitgeteilt:

„In dem Hasen von Aleria ist jüngsthin ein Englisch Schiff, welches dem Consul selbiger Nation zu Tunis gehören soll, und mit demselben eine, dem Ansehen nach, sehr vornehme Person angelanget, die einige für einen königlichen Prinzen, andere für einen Englischen Lord, und noch andere für den Prinzen Ragosy ausgaben. So viel hat man Nachricht, daß er sich zur Römischen Religion bekennet, und den Namen Theodor führet. Seine Kleidung ist nach Art der Christen, die in die Türkey reisen, und bestehet in einem langen Scharlachnen gefütterten Rocke, Perucque und Huth, nebst Stock und Degen. Er hat ein Gefolge von 2. Officieren, einem Secretario, einen Prediger, einen Ober-Hof-Meister, einen Hof-Meister, einen Küchen-Meister, 3. Sclaven und 4. Lavqayen bey sich, auch hiernächst 10. Canonen, über 7000. Flinten, 2000 paar Schuhe, und eine große Menge von allerhand Vorrath, darunter 7000. Säcke Mehl, ingleichen verschiedene Kisten mit Gold- und Silber-Species, darunter eine starke mit Blech beschlagen mit silbernen Handhaben, voller ganzen und halben Zechinen, aus der Barbarey ans Land bringen lassen, und wird der Schatz auf 2. Millionen Stück von Achten gerechnet. Die Anführer der Corsen haben denselben mit großen Ehren-Bezeugungen empfangen, und ihm den Titel Ihro Excellenz und eines Vice-Königs beygeleget; wie er dann bereits 4. von den Corsen zu Obersten ernennet, und iedem Monatlich 100 Stück von Achten bestimmet, hiernächst 20. Compagnien errichtet, iedem Gemeinen ein Feuer-Rohr, ein paar Schuhe und eine Zechine reichen lassen, ein Capitain aber bekommt vorieho monatl. 11. Stück von Achten, und wenn die Compagnien in völligem Stand seyn werden, 25. Seine Residenz hat er zu Campo Loro in dem Bischöflichen Pallast genommen, vor welchem 400. Mann mit 2. Canonen Wache halten. Es verlautet hiernächst, daß er sich nach Casincha, ohnweit St. Pelegrino begeben würde, und erwartete er nur noch einige große Kriegs-Schiffe, welche gegen den 15. dieses ankommen sollen, um die Genuesen mit aller Macht zu Lande und zur See anzugreifen; zu welchem Ende

er noch viele Compagnien errichten wird. Man versichert, daß er von einigen Catholischen Potentaten in Europa abgeschicket worden, die sein Unternehmen auf alle Weise unterstützen wollen; daher man zu Genua in die äufferste Furcht gesetzt ist, und die Sache der Genueser auf dieser Insel so gut als für verlohren anseheth. Einige neuern Nachrichten fügen hinzu, daß vorermeldeter Fremder seinen Hof=Staat immer mehr auf das prächtigste einrichte und jedesmal von einer Garde in die Kirche begleitet werde, auch einen, Namens Hyacinth Paoli, zu seinem Schatz=Meister, und einen der Vornehmsten zu Aleria zum Ritter ernennet habe.“

Nun war man eifrig bemüht, den Lebensumständen und der Genealogie Theodors nachzuforschen. Nach dem romantischen Spanien und nach Paris wiesen hauptsächlich seine Abenteuer und seine Verbindungen. Doch hier ist ja ein Brief aus unfrem Büchlein, welchen ein westphälischer Edelmann an seinen Freund in Holland den Baron Theodor betreffend schreibt.

* * *

Jugendroman aus dem Leben Theodors von Corsica,
vorgestellt in einem Briefe.

„Mein Herr!

Ich mache mir ein allzu grosses Vergnügen Euch in allem, so von mir abhanget, ein Genügen zu leisten, als daß ich Euch dasjenige, so mir von dem Leben eines Menschen, der beginnet in der Welt ein Aufsehen zu machen, bewußt ist, nicht sollte zu wissen thun.

Ihr habet, mein Herr, in den Zeitungen gelesen, daß Theodor von Neuhoff; dem die Corsen die Krone angetragen, in Westphalen in einem dem König in Preussen zugehörigen District geboren. Dieses ist wahr, und ich kann solches um so viel leichter mit bezeugen, weil er und ich mit einander studirt, und einige Jahre in einer vertrauten Freundschaft gelebet haben. Wir haben fast diejenigen Exempel vergessen, so uns das Alterthum von Personen mittelmäßigen Standes, die den Thron bestiegen, angegeben; allein Kuli Cham in Persien, und Neuhoff in Corsica erneuern selbige wieder bey uns. Dieser letztere ist zu Altena, einem klein Städtchen im Westphälischen, geboren, wohin sich seine Mutter bei einem Edelmann aus ihrer

Freundschaft begeben, nachdem sie ihren Mann zu frühzeitig verloren, welcher sie im Wittwen-Stand und Schwangerschaft mit dem Theodor hinterlassen.

Sein Vater war Hauptmann unter der Leib-Garde des Bischoffs von Münster, und sein Groß-Vater, welcher unter den Waffen grau geworden, hatte ein Regiment unter dem grossen Bernhard von Galen commandiret. Bey dem Tode seines Vaters waren seine häuslichen Geschäfte sehr verworren, und ohne seinen gutthätigen Vater, welcher sie aufgenommen, würden sie in einem betrübten Zustande gewesen seyn. Als er zehen Jahr alt war, brachte man ihn in das Jesuiter Collegium zu Münster, dem Studiren obzuliegen, wo er in kurzer Zeit gute Progressen machte. Ich kam ein Jahr darnach in dasselbige Collegium, und wie die Güter seines Vaters an die meinigen gränzten, so hatten wir schon in der ersten Kindheit eine Freundschaft unter uns errichtet, welche sich in der Folge aufs genaueste befestigte. Er war von einer Leibes-Gestalt, die sein Alter überstiege, und seine lebhaftige und feurige Augen zeugten schon von seinem Muth und Herzhaffigkeit. Er war sehr fleißig und unsere Lehrer stelleten ihn uns beständig zum Exempel vor. Das was bey andern Schülern Mißgunst erregte, machte mir ein Vergnügen, und erweckte in mir das Verlangen, ihm in seinem Fleiß nachzufolgen. Wir blieben sechs Jahr beyammen zu Münster, und da mein Vater unsere genaue Vereinigung erfahren, nahm er sich vor, um mich nicht von ihm zu trennen, ihn zu meinem Reise-Gesellen zu machen, und ihm die Mittel, dabey ehrlich auszukommen, zu geben.

Man schickte uns nach Cöln, um daselbst unser Studiren und Exercitien fortzusetzen. Es dünkte uns unter einem neuen Clima zu seyn, da wir von dem eingeschränkten Wesen der Schul-Tyrannen befreyet waren und anfangen die süsse Freyheit zu schmecken. Vielleicht hätte ich selbige gemißbrauchet, wenn mein kluger Gefährte mich nicht von allen Arten eines lieberlichen Lebens klüglich abgehalten hätte. Wir waren bey einem Professor in der Kost, dessen Frau, obschon etwas bey Jahren, war von einem aufgeweckten Gemüth, und ihre zwey Töchter eben so aufgeweckt als schöne, verknüpfsten diese beyden Eigenschafften mit einer sehr klugen Aufführung. Nach dem Abend-Essen belustigten wir uns ordentlich einige Stunden mit Spielen, oder wir giengen in einen Garten, den sie am Thore der Stadt hatten, spazieren.

Diese anmuthige Gesellschaft dauerte bey nahe zwey Jahre, als sie durch die Ankunfft des jungen Grafen von M***, den sein Vater in dasselbe Haus, da wir logirten, that, gestöret wurde. Er hatte einen Hofmeister, der ein Cölner von Geburt war, und da er seit langen Jahren daselbst seine heimliche Gänge hatte, so verließ er zum öfftern seinen Untergebenen, selbigen nachzuhangen. Als wir sahen, daß ihm zuweilen die Zeit lang wurde, waren wir zum Unglück die ersten, die dem jungen Grafen den Vortrag thaten, in unsere Gesellschaft mit einzutreten, welchen er mit Vergnügen annahm.

Theodor hatte allezeit seinen Platz zwischen denen zweyen Schwestern gehabt, und ich den Meinigen zwischen der jüngsten und ihrer Mutter. Man ward genöthiget eine andere Einrichtung zu machen, und aus Hochachtung für der Würde des Grafen, ihm die Stelle einzuräumen, welche der Baron von Neuhoff bis dahin inne gehabt. Ich wurde oft gewahr, daß mein Camerad gegen die älteste Schwester verliebte Augen machte, und daß, wenn sich ihre Augen einander trafen, die Schöne aus Sittsamkeit sich entferbte. Sie war eine artige Brunette, ihre Augen waren schwarz, und ihre Farbe von einer ungemeynen Weisse. Der Graf blieb nicht lang ohne äufferst verliebt in sie zu werden, und wie die Augen eines Verliebten viel besser als anderer sehen, so wurde Theodor bald gewahr, daß er der Mariana (so hieß dieses angenehme Mädgen) zu gefallen suchte, und gerieth darüber in ein tiefes Nachsinnen.

Was fehlet euch, werthester Freund? fragte ich ihn an einem Abend bey dem Schlaffengehen, ich finde euch seit einigen Tagen ganz in euren Gedanken vertieffet, ihr habet das aufgeweckte Wesen nicht mehr, welches eure Unterredung so angenehm machte, ihr müßet nothwendig von einem innerlichen Verdruß angegriffen seyn. Ach! mein liebster Freund, antwortete er mir, ich bin unter einem unglücklichen Stern geboren, ich habe niemals meinen Vater gekannt, es ist niemand als ihr, der die Zufälle meines Lebens erleichtert, welches ohne euch noch unglücklicher seyn würde.

Aber warum macht ihr anieho, versetzte ich, diese traurige Betrachtungen? mein Vater wird für euer Glück sorgen, und ihr selbst seyd vermögend dasjenige zu ersetzen, was euch das Glück entzogen. Bekennet es, Theodor, es ist ganz was anders, so euch beunruhiget, und wo ich mich nicht irre, haben die schöne Augen der Mariana schon allzuviel in eurem Herzen gewirket.

Ich kann es nicht läugnen, war seine Antwort, und ich bin wohl gefonnen, euch alle meine Schwachheit zu bekennen. Ihr wisset, mit wie viel Vergnügen wir diese zwey Jahre mit diesen liebenswürdigen Mädgen zugebracht haben. Mein Herz lenkte sich gleich nach der Mariana, und indem ich meynte weiter nichts als eine zärtliche Hochachtung gegen sie zu haben, werde ich iht gewahr, daß sie mir die allerheftigste Liebe eingegeben. Die Ankunft des jungen Grafens giebet mir solche zu erkennen, ich nehme mehr als zu viel wahr, die Aufwartung so er ihr machet, und das Vorrecht seiner Geburt, für der meinigen, läßet mich fürchten, daß er dieselben Vorzüge auch in der Zuneigung der schönen Mariana finden möge. An der Eifersucht so ich empfinde, erkenne wie heftig ich sie liebe, ich vergesse darüber Essen und Trinken, ich bringe die Nacht ohne Schlaf zu, und dieses zusamt dem Liebes-Feuer, so mich verzehret, muß mich ganz und gar über den Hauffen schmeissen.

Aber, mein lieber Theodor, sagte ich ihm, wie könnet ihr euch, da ihr sonst so klug seyd, von einer Leidenschaft einnehmen lassen, welche keine andere als ganz betrübte Folgerungen vor euch haben kan. Mariana ist nicht von einem Stande, daß ihr sie heyrathen könnet, und sie hat zu viel Tugend, sich euch auf eine andere Art zu überlassen. Laßet uns unsere Wohnung verändern, bey Entfernung des Gegenstandes, so euch entzündet, werdet ihr nach und nach dessen Andenken verlieren. Alles was ihr saget, hat guten Grund, versetzte mir Theodor, aber seit wann habt ihr gehört, daß die Liebe raisoniret, und wisset ihr nicht, daß in diesem Fall, wie in denen, so die Ehre betreffen, man niemand als sein Herz zu rathe ziehet. Ich kann mich nicht von der Mariana abziehen, ohne meiner selbst zu vergessen, die Wunde ist schon so tief, daß sie nicht mehr kan geheilet werden. Allein was werden eure Freunde sagen, fuhr ich fort, wenn ihr euch mit ihr in so starke Verbindungen einlaßet, daß man keine Mittel mehr haben wird, selbige zu hintertreiben. Euer Glück beruhet auf ihnen, sie werden nicht unterlassen, ihre gutthätige Hände von euch abzuziehen, und euch derjenigen Erbschaft berauben, die ihr einmahl von ihnen zu gewarten habet.

Sie können thun, sagte er mir, alles was sie wollen, vor mich, ich werde niemals aufhören, die anbetenswürdige Mariana zu lieben.

Wir wünschten uns hierauf eine gute Nacht, ich schließ ein, allein Theodor brachte die Nacht nicht so geruhig zu. Ich fand ihn

den Morgen so verändert und so abgemattet, daß ich unser den Abend gehabtes Gespräch nicht wieder anfangen mochte. Wir kehrten zu unsern studiren und Exercitien, und fanden uns Abends nach Gewohnheit bey unsrer kleinen Versammlung ein. Man zog ihn, wegen seiner verwirrten Gedanken, ein wenig auf, er schützte Kopf-Wehstage vor, und bath, man möchte ihn mit Spielen verschonen. Er bemerkte während dem Spiel die Augen der Mariana und des Grafen, er glaubte darinnen ein gewisses Liebesverständniß zu entdecken, welches ihn vollends zur Verzweiflung brachte. Wir begaben uns hinweg, und bey dem Eintritt in unser Zimmer sagte er, wohlan, zweifelt ihr noch an der Liebe, so Mariana und der Graf gegen einander hegen? Sie haben sich hundert verliebte Augen zugeworffen, er hat ihr beim Hinweggehen etwas ins Ohr gefaget, mein Unglück ist allzugewiß. Ich habe nicht alles dieses bemercket, versetzte ich ihm, die Eifersucht hat euch vielleicht die Sache in einer ganz andern Gestalt gezeigt als mir.

Zwei oder drei Tage verstrichen unter dergleichen Reden. Unser Professor gab uns und anderen Personen, bey Gelegenheit der Mariana Namens-Tag ein Gastmahl in seinem Garten. Der Graf hiervon berichtet, hatte ihr des Morgens ein Bouquet nebst einer kostbaren Diamanten-Rose verehrt. Es brauchte nichts mehr, den Theodor außer sich selbst zu bringen, er versiel in ein schwermüthiges Stillschweigen, er aß fast nichts während der ganzen Mahlzeit; das Kopf-Weh mußte ihm wieder zu Hülffe kommen, man stund von der Tafel auf, und nach einigen Spazier-Gängen sieng man den Ball an. Der Graf eröffnete selben mit der Mariana, welche wie es nothwendig seyn mußte, Ball-Königin war. Theodor wollte nicht tanzen, sondern spazierte die ganze Nacht im Garten herum. Der Ball währte bis an den Morgen, da wir nach Haus zurück kehrten.

Ich gieng in mein Zimmer, mein Camerad war unten im Hof zurück geblieben, und da er den Grafen daselbst fand, nöthigte er ihn den Degen zu ziehen. Ich hörte das Klingeln der Degen, lief außs geschwindeste herunter, allein ich kam zu spät, er hatte dem Grafen schon den tödtlichen Stich beygebracht, und sich durch die Hinter-Thür mit der Flucht gerettet. Ihr könnet urtheilen von dem Schmerzen und dem Bestürzen, so diese That in dem ganzen Hause verursacht. Man brachte den armen Grafen auf sein Bette, wo er zwey Stunden hernach verschied. Weder ich noch seine Freunde

konnten erfahren, wo er hingekommen, und wir hätten es auch niemals erfahren, ohne die Briefe die er uns vor einigen Monaten aus der Insel Corsica schrieb.“

* * *

Was von dem Leben Theodors, ehe er nach Corsica kam, verlautete, und das ist natürlich bei der Natur dieses Mannes unsicher und widersprechend, zeigt ihn uns als einen der hervorragendsten und glücklichsten aus der Reihe der Abenteurer des achtzehnten Jahrhunderts. Die Erscheinung solcher Menschen, wie Cagliostro, Saint Germain, Law, Theodor, Casanova, Königsmark ist ein höchst charakteristischer Widerspruch zu ihren positiven großen Zeitgenossen Washington, Franklin, Paoli, Pitt, Friedrich dem Großen. Indem diese die Grundlagen einer neuen Staaten- und Gesellschaftsordnung legen, kündigen jene wie flatternde Sturmvögel die große elementarische Bewegung der Geister an.

Man erzählt, daß Theodor von Neuhoff Bage bei der berühmten Herzogin von Orleans wurde und zum vollendeten und gewandtesten Hofmann sich ausbildete. Seine Proteus-Natur riß ihn nun in die widersprechendsten Bahnen. In Paris verschaffte ihm der Marquis von Courcillon eine Officiersstelle. Er wurde ein leidenschaftlicher Spieler; dann entfloh er, um sich vor seinen Gläubigern zu retten, zu dem Baron von Görz nach Schweden, und nach der Reihe tritt er in Verbindung mit den ränkevollen und abenteuerlich genialen Ministern jener Zeit, mit Ripperda, Alberoni, endlich mit Law, welche mehr oder minder denselben Charakter der Glückritter auch auf die Politik übertrugen. Theodor wurde der Vertraute Alberoni's und gewann so großen Einfluß in Spanien, daß er sich ein beträchtliches Vermögen zusammenraffte, bis Alberoni stürzte und er wieder auf den Sand geriet. Er klammerte sich nun an Ripperda, und heiratete ein Hoffräulein der Königin von Spanien. Elisabeth Farnese von Spanien, Meisterin aller Ränke, hatte ein hohes Spiel gespielt, um ihrem Sohne Don Carlos ein Königreich in Italien zu verschaffen; all' dies geschah in einer abenteuerlichen Weise. Die Welt war damals eine große Glückritterschaft und voll von Emporkömmlingen, hochstrebenden Prätendenten, Phantasten und Glücksjägern. Man kann ihrer eine ganze Reihe zusammenstellen und

dies auf politischem Boden: Don Carlos von Spanien, Carl Stuart, Katozy, Stanislaus Leszcynski, die Creatur des großen Abenteurers Carl des Zwölften von Schweden, außer den schon genannten Staatsmännern die Emporkömmlinge Rußlands, ein Menczikof, ein Münich, ein Viron; Mizeppa und Patkul gehören auch noch in den Anfang der großen Reihe. Zugleich war es die Zeit des entschiedenen Weiberregiments in Europa. Wir sehen also, auf welchem Boden unser Theodor von Neuhoff stand.

Sein Weib war eine Spanierin, doch wie es scheint aus irländischem oder englischem Geschlechte, eine Verwandte des Herzogs von Ormond. Sie scheint nicht gerade ein Ausbund von Schönheit gewesen zu sein. Theodor verließ sie, und man will wissen, nicht ohne ihre Juwelen und andere Schätze mitgenommen zu haben.

Er ging nach Paris, wo er sich bei Law einzuschmeicheln wußte und mit Hülfe des Mississippi-Actien-Schwindels sich eine Menge Geld erschwindelte. Eine »Lettre de Cachet« half ihm wieder auf die Wanderschaft, und so trieb er sich in allen Ländern der Welt alles versuchend umher, in England, namentlich in Holland, wo er Speculationen anzettelte, spielte, Schulden machte. Wie er nach Genua kam habe ich in der Geschichte der Corsen erzählt; vielleicht machte ihm seine ungeheure Schuldenlast eine Krone sehr wünschenswert. Und so haben wir denn das ergötzliche Schauspiel, einen Mann plötzlich als gekrönten Herrscher dastehn zu sehn, welcher vor kurzem vielleicht auch seinen Schneider unter seinen Gläubigern zählte. Solche Dinge sind in Zeiten möglich, in denen die Grundlagen der staatlichen und gesellschaftlichen Ordnung bis ins Tiefste erschüttert sind; dann spürt man sofort romantische Lüfte in der Welt wehen, und das Unmöglichste darf wirklich werden.

Wir wissen, daß Theodor nach Genua kam, mit den erlirten Corsen dort und in Livorno Verbindungen anknüpfte, den Gedanken faßte König der Corsen zu werden und nach Tunis ging. In der Berbercy wurde er gefangen, deshalb nahm er später eine Kette in sein königliches Wappen auf. Sein räthselhaftes Genie befreite ihn nicht allein aus der Gefangenschaft, sondern verhalf ihm auch zu den Mitteln, mit denen ausgerüstet er plötzlich in Corsica landete. Kaum also dem Gefängniß entronnen, wurde er König.

Aus Corsica schrieb er den folgenden Brief an seinen westphälischen Vetter den Herrn von Droß; diesen Brief sowol als alle

andern Documente, die ich mittheile, las ich im Manuscripte des Genuesen Accinelli und fand ich abgedruckt als authentische Urstücke in dem dritten Bande des Cambiaggi; auch das kleine deutsche Büchlein gibt sie, und so will ich das Schreiben nach seinem Texte und nicht nach einer Uebersetzung aus dem Italienischen wiedergeben, weil er möglicherweise die deutsche Abfassung des Theodor seyn kann.

„Mein Herr, und Hochgehrtester Herr Vetter.

Die Hochachtung und Gütigkeit, welche Ew. Excellenz von der zartesten Jugend an vor mich getragen, machen mir die Hoffnung, daß sie noch beständig mich mit einem Antheil ihres Andenkens und Wohlwollens beehren. Obwohl ich wegen der Unordnung und Derangements, die von einigen Mißgünstigen verursacht worden, und vielleicht auch wegen meiner natürlichen Begierde und Neigung, unbekannter Weise zu dem Ende Reisen zu thun, damit ich nehmlich dereinst nach meiner Absicht dem Nächsten nützlich seyn möchte, so viele Jahre unterlassen, Ihnen von meinem Zustande Meldung zu thun; so bitte ich doch zu glauben, daß sie jederzeit in meinem Gedächtniß gegenwärtig gewesen, und ich keine andere Ambition gehabt, als in dem erwünschten Stand in mein Vaterland zurück zu kehren, da ich vermögend wäre, gegen meine Wohlthäter und Freunde dankbar zu seyn, und die wider mich ausgebreitete ungerechte Calumnien zu zernichten. Endlich aber kan ich als ein aufrichtiger Freund und guter Anverwandter nicht ermangeln, Ihnen zu eröffnen, daß es mir nach vielen Verfolgungen und Widerwärtigkeiten gelungen, persönlich in dieses Königreich Corsica zu kommen, und das Anerbieten der hiesigen getreuen Einwohner, da sie mich zu ihrem Oberhaupt und König erkläret und aufgenommen, zu acceptiren: so daß, weil ich nach vielen seit zweyen Jahren ihrentwegen gethanen grossen Aufwand, erlittener Gefangenschaft und Verfolgung, nicht mehr im Stande gewesen, mehrere Reisen zu thun, um sie einmahl von der tyrannischen Beherrschung der Genueser zu befreyen; Ich mich endlich nach ihren Verlangen in dieses Land begeben, und als König erkannt und proclamiret worden; Und ich hoffe unter Göttlichem Beystand mich dabey zu erhalten. Ich würde mich glücklich schätzen, mein werther Vetter, wenn sie mich durch Uebersendung einiger aus meiner Freundschaft erfreuen, und trösten wolten, damit ich sie nach Zufriedenheit employiren, und Ihnen an meinem Glück Theil geben

möchte: Welches Glück ich durch die auf meinen Reisen erlangte Vortheile, durch göttliche Hülffe, zur Ehre Gottes, und zum großen Nutzen meines Nächsten noch herrlicher zu machen hoffe. Es wird ihnen wohl nicht bekannt seyn, daß ich das Unglück gehabt, voriges Jahr auf dem Meer gefangen, und als ein Slave nach Algier geführt zu werden: Daraus ich mich aber dennoch zu retten gewußt, gleichwohl dabey einen großen Verlust erlitten ic. Ich muß indessen auf eine andere Zeit verschlehen, ihnen zu melden, was ich durch die Gnade Gottes erworben; Und vorlezo nur bitten, daß sie auf mich so viel Rechnung als auf sich selbst machen, und versichert seyn können, daß ich die aufrichtigen Kennzeichen der von Jugend an mir in größtem Maas erwiesenen Freundschaft in mein Herze eingezeichnet, und ich mich auf Alle Weise bemühen will, Ihnen würdliche Werthmahle meiner aufrichtigen Ergebenheit, womit ich Ihnen alltets zugethan seyn werde, zu geben; indem ich von ganzem Herzen der Ihrige und ein treuer Freund und Vetter bin.

Den 18. Mart. 1736.

Der Baron von Neuhoff,

erwählter König in Corsica, unter dem Namen Theodor der Erste.

P. S. Ich bitte, sie wollen mir Bericht von ihrem Zustand geben, und von meinethwegen alle die werthe Familie und Freunde grüßen; Und gleichwie meine Erhebung ihnen zur Ehre gereichet; So hoffe ich, sie werden insgesamt zu meinem Besten beytragen helfen, und zu mir kommen, um mir mit Rath und That beyzustehen. Weil auch in vielen Jahren keine Briefe von meinen Freunden aus dem Brandenburgischen empfangen, so erlauben sie, daß ich ihnen beyliegenden Brief mit dem Ersuchen übersende, um selbigen nach Bungselschild zu befördern, und mir Nachricht zu ertheilen, ob mein Oheim noch am Leben ist und was meine Vettern zu Rauschenberg Gutes machen.

Viertes Kapitel.

Theodorus der Erste von Gottes Gnaden und durch die heilige Trinität erwählter König auf Corsica.

Kaum war nun Theodor in Corsica angelangt und in der Welt rufbar geworden, als die von ihm „gekränkte“ Republik Genua

ein Manifest erließ, worin sie sich über seine Person vernehmen ließ, und die Genueser, sagt das deutsche Büchlein, beschreiben in einem Edict den Theodor sehr häßlich.

Sie beschreiben ihn freilich sehr häßlich, wie man hier sehen wird:

Wir Doge, Governatoren und Procuratoren
der Republik Genua.

Auf die uns zugekommne Nachricht, daß in unsrem Königreiche Corsica in dem Hafen Aleria das kleine Kaufarteeschiff des englischen Capitäns Dick Kriegsvorräte und eine gewisse berühmte, orientalsch gekleidete Person ans Land gesetzt hat, welcher es unbegreiflicher Weise gelungen, bei den Häuptern und beim Volke sich beliebt zu machen; da dieser Fremde denselben Waffen, Pulver und einige Geldmünzen wie andre Dinge ausgeteilt hat, ferner mit dem Versprechen auf eine mehr als hinreichende Hilfe ihnen verschiedene Ratschläge gibt, welche die Ruhe stören, die zum Wol der Untertanen unsres besagten Reiches wiederherzustellen wir uns angelegen sein lassen, so sind wir mittelst glaubwürdiger Zeugnisse von der wirklichen Eigenschaft und dem Leben dieses Menschen unterrichtet. Es ist uns demnach bekannt, daß er aus der westphälischen Mark zu Hause sei, daß er sich für den Baron von Neuhoß ausgibt, daß er sich berühmt der Alchimie, der Gabbala und der Astrologie mit deren Hilfe er viele wichtige Geheimnisse entdeckt habe, daß er sich ferner als eine irrende und vagabondirende Person von wenig Glück bemerklich gemacht hat.

In Corsica wird er Theodor genannt. Im Jahre 1729 kam er mit diesem Namen nach Paris, wo er sein aus Irland gebürtiges und in Spanien genommenes Weib mit einem Kinde verlassen hat.

Während er die Welt durchreiste hat er seinen Zunamen und seinen Geburtsort verleugnet. In London hat er sich für einen Deutschen, in Livorno für einen Engländer, in Genua für einen Schweden ausgegeben, und sich bald Baron von Karaer, bald von Smihmer, bald von Nissen, bald von Smitberg genannt, wie das aus seinen Pässen und andern bewährten Schriftstücken, aus verschiedenen Städten datirt und aufbewahrt, unter vielem zu ersahn ist.

Indem er so den Namen und seine Heimat gewechselt hat, gelang es ihm durch seine Betrügereien auf Kosten anderer zu leben, und es ist bekannt, daß er in Spanien um das Jahr 1727 die ihm

zur Werbung eines deutschen Regiments vorgeschossenen Gelder verschwendet und sich dann aus dem Staube gemacht hat, daß er auch sonst an vielen Orten Engländer, Franzosen, Deutsche und andere von andern Nationen betrogen hat.

Wo er solche Betrügereien verübt hat, hat er sich bemüht verborgen zu bleiben. Als er aber weggewesen, ist er durch die von ihm verübten Gaunereien sehr ruckbar geworden, wie das zumal der von einem deutschen Cavalier unter dem 20. Februar dieses Jahres 1736 geschriebne Brief ausweist.

Daß er aber solchergestalt zu leben gewohnt gewesen ist, lehrt, daß er vor einigen Jahren von dem Bankier Zaback in Livorno 515 Stücke geliehen hat mit dem Versprechen, sie sollten ihm in Cöln erstattet werden. Nachdem dieser sich betrogen sah, ließ er ihn festnehmen. Um wieder auf freien Fuß zu gelangen bediente er sich eines Schiffspatrons, den er verleitete für ihn zu bürgen, und nachdem seine Loslassung durch das von dem Notar Gumano in Livorno unter dem 6. September 1735 aufgenommne Instrument bekannt geworden war und er sich auch die Zeit seines Arrestes über krank befand, wurde er in das Badspital erwähnter Stadt aufgenommen, um als ein Bedürftiger curirt zu werden.

Vor ungefähr drei Monaten begab er sich mit Empfehlungsbriefen von Livorno nach Tunis, wo er den Medicus machte, und mit den Häuptern des dasigen ungläubigen Landes mehre geheime Conferenzen hielt. Dasselbst hat er hernach Waffen und Kriegsvorrat bekommen, womit er sich in Gesellschaft des Christophorus, Bruders des Boungiorno Arztes in Tunis, dreier Türken, worunter sich ein gewisser Mohamet befindet, der auf den toscanischen Galeeren Slave gewesen, zweier ihrem väterlichen Hause entlaufner Livorneser, Namens Johann Attimann und Giovanni Bondelli, und eines Geistlichen von Portugal, der sich auf Veranlassung der Missionsväter von Tunis und mit Grund von dort hatte entfernen müssen, nach Corsica begeben hat.

Unter so bewandten Umständen und solchen unbezweifelten Zeugnissen, und da dieser Mensch sich in die Lage gesetzt hat, Corsica zu beherrschen, mithin unsere Untertanen von dem ihrem natürlichen Fürsten schuldigen Gehorsam böswillig abzuwenden, und da auch zu befürchten steht, daß eine Person von so schändlichen Absichten im Stande sei noch mehr Verwirrungen und Unruhen unter unserem

Volke anzuzetteln: so haben wir beschloffen, alles kund und offenbar zu machen, und zu erklären wie wir es mit gegenwärtigem Edict also thun, daß dieser so genannte Baron Theodor von Neuhoff als ein wirklicher Urheber neuer Empörungen, Verführer des Volks, Störer der allgemeinen Ruhe, des Hochverrats und des Verbrechens der beleidigten Majestät schuldig sei, demnach alle durch unsere Gesetze bestimmten Strafen verwirkt habe.

Wir verbieten demnach allen mit gedachter Person Umgang oder Verkehr zu pflegen, und wir erklären alle diejenigen, so ihm Hilfe und Beistand leisten oder so sonst um unser Volk noch mehr zu verwirren und zum Aufruhr zu reizen, die Partei dieses Menschen halten werden, als schuldig der beleidigten Majestät und als Störer der öffentlichen Ruhe und als in eben dieselbe Strafe verfallen.

Gegeben in Unserem Königl. Palaste, am 9. Mai 1736.

Gezeichnet: Joseph Maria.

Die gekränkte Republik Genua hatte mit diesem Manifeste keinen Erfolg. Selbst in ihrer eignen Stadt Bastia schrieb das Volk unter dasselbe *Evviva Teodoro I. Re di Corsica*, und Theodor weitgeselt, daß er sich seiner Emporkömmlingschaft schämte, sagte mit männlichem Humor: weil mich die Genuesen für einen Abenteuerer und Charlatan auschreien, so will ich mein Theater ehestens in Bastia aufschlagen.

Er erließ indessen auch ein Manifest als Antwort auf das genuesische, und dies ist sehr ergötzlich.

Theodorus, König auf Corsica. Dem Dogen und Senat zu Genua seinen Gruß und viel Geduld.

Es ist mir noch nicht eingefallen, wie ich wol eine Unterlassungssünde begangen habe, daß ich meinen Entschluß nach Corsica zu gehn, Hochdenenselben nicht zu wissen that; um die Wahrheit zu sagen, hielt ich solche Förmlichkeit für unnötig, weil ich dachte, das Gerücht würde Sie ohnehin schon davon benachrichtigt haben. Deshalb hielt ich es für überflüssig, Ihnen dasjenige selber kund zu thun, was dero corsische Minister Ihnen schon vorher mit pomphaften Erzählungen kund gegeben.

Weil es mir aber dennoch scheint, daß Sie sich darüber beklagten, daß ich Ihnen mein Vorhaben verschwiegen habe, finde ich mich gemüßigt Ihnen aus Bürgerpflicht, wie jeder welcher verzieht

feinen Nachbarn es anzeigt, anzuzeigen, daß ich meine Wohnung verändert habe. Ich muß deshalb bemerken, daß ich aus Ueberdruß über mein lauges und vieles Herumreisen, welches ich wie Sie wissen gethan habe, endlich zu dem Schluß gekommen bin, mit ein Plätzchen in Corsica zu erwählen; da dies nun in Ihrer Nachbarschaft liegt, nehme ich mir die Freiheit Ihnen durch dieses Schreiben meine Visite abzustatten. Ihr Commissarius zu Bastia wird, wenn er Sie nicht wie seine Vorgänger betrügt, Sie von meiner besondern Bemühung, eine hinreichende Truppenzahl nach besagter Stadt zu schicken, um ihr diese unsre neue Nachbarschaft vollkommen zu erkennen zu geben, versichern können.

Weil aber das Beziehn zwischen Nachbarn oft wegen Gränz-scheidung, Durchzug oder sonst Streit erregt, so will ich deshalb weiterer Complimente mich enthalten, sondern mit Ihnen gleich von unsern Angelegenheiten reden, um so mehr als man mich von verschiednen Orten her versichert, daß Ihnen unsre neue Nachbarschaft sehr lästig sei, daß Sie dieselbe bitter schmähen und sie aller Pflicht zuwider sogar gänzlich ablehnen. Die von Ihnen gegebne Erklärung, daß Ihr Nachbar ein Störer der allgemeinen Ruhe und des Friedens und ein Volköverführer sei, ist die sonnenklarste Lüge, welche man nicht nur hie und da sondern vor der ganzen Welt als Wahrheit ausgibt, obwol Jedermann weiß, daß der Friede und die Ruhe schon vor sieben Jahren aus Corsica verbannt gewesen sind, und daß Sie erst durch Ihre Regierung dieselbe gestört und dann durch Grausamkeit verbannt haben. Diese Staatsmarimen haben unter dem Scheine den Frieden zu befördern die armen Corsen in ein Blutbad gestürzt.

Dies war Ihr Verhalten und so haben Sie aus Corsica den Frieden und die Ruhe verjagt, nachdem sie durch den Kaiser mit so großer Mühe war wieder hergestellt worden. Ihr frevelvoller und hartnäckiger Pinelli verleitete das Volk, und in solchem Zustande habe ich es gefunden, nachdem ich nur wenige Tage hier zu wohnen gekommen bin. Warum aber wird die Schuld von dem was Sie selbst verbrochen haben, auf mich gewälzt? In welchem Gesetze hat man gelesen, daß ein so einfältiger Nachbar als ich bin, des Hochverrats schuldig sein könne? Verrätherei setzt eine durch gröblichsten Frevel gebrochne Freundschaft voraus, welcher unter dem Scheine von Freundschaft begangen wird. Gesezt nun, Sie wären von mir gröblichst beleidigt, was für eine Freundschaft hat wol unter uns

beiden bestanden? und wann bin ich Ihr Freund gewesen? der Himmel verhüte es, daß ich mit je einfallen ließe einer Nation Freund zu sein, die so wenig Freunde hat!

Aber man will mit aller Gewalt beweisen, daß ich das Verbrechen der beleidigten Majestät begangen habe. Schon der Gedanke an eine so gräßliche Beschuldigung erschreckt mich. Allein nachdem ich ernstlich nachgeforscht habe, wo dero Majestät sich herschreibe, so habe ich mich dadurch wieder beruhigt, daß ich trotz meines ernstlichen Nachforschens, sie nirgends angetroffen habe. Sagen Sie mir doch, haben Sie solche Majestät von Ihrem Dogen übernommen, oder auf dem Meere erbeutet, da Sie Ihre Stadt den Mahomedanern zu einem Schutzorte überlassen und aus Gewinnsucht so viel Türken herbeigezogen haben, daß sie völlig zugereicht hätten, die ganze Christenheit zu überwältigen? Vielleicht haben Sie diese Majestät auf Ihren Schultern aus Spanien gebracht, oder sie muß irgendwie in Ihr Land aus England zu Schiff angekommen sein, welches durch einen englischen Kaufmann an einen Ihrer Landsleute, der gerade zum Dogen erwählt war, abgesandt worden war und einen Brief mitgebracht hatte, dessen Adresse also lautete: An den Herrn, Herrn N. N. Dogen von Genua und Kaufmann in allerhand Waaren.

Sagen Sie mir doch im Namen Gottes, woher Sie die Würde einer Monarchie und den Fürstentitel gewonnen haben, da Ihre Republik vordem nichts anderes gewesen ist als eine Junst gewinnstüchtiger Piraten! Haben denn seit vielen hundert Jahren andere Personen in ihren Ratsversammlungen gesessen, als solche, die bürgerliche Ämter verwalten? und sind es diese, von denen Sie Ihre Majestät erhalten haben? Ist nicht der Name eines Herzogs, den Sie Ihrem Dogen geben, ein ungebührlicher Titel? Ich bin versichert, daß die Gesetze und Grundartikel Ihrer Republik so eingerichtet sind, daß Niemand ein Fürst sein kann, als das Gesetz selbst, und daß Sie als die Handhaber und Administratoren desselben sich den Namen eines Souveräns ungebührlich zulegen und das Volk mit eben so wenig Grund Untertanen heißen, da es ja mit Ihnen regieren muß, wie es auch in der That der Fall ist. Ob Sie nun gleich in Ihrem Lande, worauf Sie kein Recht haben, für jetzt noch in friedlichem Besitze bleiben, so kann ich doch nicht einsehen, daß es Ihnen mit Corsica eben so wol gehen müsse, wo das Volk, weil es offene

Augen hat, auf seinen gerechten Forderungen besteht und gezwungen ist sich das Joch vom Halse zu schaffen. Ich für mein Teil bin fest entschlossen, mich zu einer Partei zu halten wie mir es die Vernunft und die Liebe zur Gerechtigkeit eingeben werden. Und weil Sie mich durch die ganze Welt als einen Betrüger aller und jeder Nationen ausgeschrien haben, so habe ich mir jetzt vorgenommen einer Nation und das ist den unterdrückten Corsen durch die That das Gegentheil zu beweisen. So oft ich nun, indem ich Ihnen aus dieser Lüge heraushelfe, Sie betrügen kann, so werde ich es mehr als gerne thun und werde es Ihnen überlassen, wo Sie können ein Gleiches an mir zu thun.

Indessen glauben Sie sicher, daß meine Gläubiger das Ihrige wol erhalten werden, weil Ihre Habseligkeiten, welche mir die Corsen auf rechtmäßige Weise zum Präsent gemacht haben, zur Bezahlung meiner Schulden mehr als hinreichen. Doch sollte es mir Leid sein, wenn ich Ihrer Republik die Härte die sie in diesem Königreich verübt hat, nicht genugsam sollte vergelten können, weil alle Bezahlung dagegen nicht groß genug zu sein scheint.

Ich will nicht vergessen, Ihnen hiermit auch zu vermeiden, daß die Reinigen glückliche Fortschritte machen, alldieweil sie wol werden gehört haben, daß ich so viel Truppen im Solde habe als zu zeigen nötig ist, ich sei nicht nur fähig aus dem Beutel anderer zu leben sondern auch geschickt genug, 10000 Mann auf meine eignen Kosten zu unterhalten. Ob diese ihren vollständigen Sold und Proviant erhalten, mögen jene heldenmütigen Soldaten bezeugen, welche sich in den Mauern von Bastia eingeschlossen halten, weil sie nicht die Courage haben, im offenen Felde sich zu stellen, damit man sie in der Nähe beschauen könne.

Ich versichere übrigens, daß so sehr sie auch meinen guten Ruf vor der Welt zu verunglimpfen sich Mühe geben ich nicht fürchte, es möchte dies bei diesen Menschen den von ihnen eingebildeten Eindruck machen, und die Ducaten, welche sie erhalten, möchten nicht von größerer Wirkung sein, als alle Lästerungen, die sie gegen meine Person fort und fort erfinden. Noch muß ich Sie um eine Gefälligkeit ersuchen, nämlich wenigstens dafür zu sorgen, daß sich in den zwischen meinen und Ihren Truppen etwa vorfallenden Gesechten doch Jemand von Ihren Landbleuten möge blicken lassen, welcher das Commando über sie führe, weil der wahre Heldenmut, den rechtschaffene

Männer für ihr Vaterland hegen müssen, bei dergleichen Männern unstreitig anzutreffen ist. Aber ich glaube wol, daß ich die Erfüllung meiner Bitte nicht erreichen werde, weil Sie sämmtlich mit Ihren Wechselbriefen, Bucher- und Handelsgeschäften so viel zu schaffen haben, so daß der Geist der Tapferkeit bei Ihnen keinen Platz finden kann. Deshalb vermeine ich auch ganz und gar nicht, daß sie mit ihren Truppen jemals Ehre einlegen werden, weil diejenigen welche sie anführen sollten, weder Zeit noch Tapferkeit genug besitzen, sie nach dem Beispiel anderer großmütiger Nationen ins Feld zu führen.

Gegeben im Lager vor Bastia, am 10. Juli 1736.

Theodor. Sebastiano Costa, Staatssecretär und
Großkanzler des Königreichs.

Dieses giftig höhrende Schreiben mußte die Republik Genua allerdings auf das Tiefste kränken. Aber so ist der Lauf der Dinge, die stolze Beherrscherin der Meere war nun gesunken, ein kleines Volk vor ihren Thoren schreckte sie mit Waffengewalt, ein fremder Glückritter ließ straflos seinen Spott an ihr aus.

Die Wahlcapitulation war am 15. April 1736 in Alessani vollzogen worden; Theodor war auf Lebenszeit zum Könige erwählt worden, nach ihm sollten die Krone seine männlichen Descendenten, nach dem Rechte der Geburt und nach dem Range des Alters erben, und in Ermanglung männlicher Leibeserben dessen Töchter erbsähig sein. Hatte er keine Leibeserben, so sollten seine Anverwandte auf den Thron gelangen. Aber die Corsen gaben ihrem Könige nur den Titel, sie bewahrten ihre Constitution.

Ich habe nicht gehört, daß der neue Herrscher daran dachte, dem Lande eine Königin zu geben, die Zeit eilte vielleicht zu sehr. Er richtete sich in dem bischöflichen Hause zu Cervione nach den Umständen königlich ein, umgab sich mit Wachen und mit fürstlichem Ceremoniel, und spielte so gut den König, als ob er im Purpur wäre geboren worden. Wir wissen schon, daß er einen prächtig klingenden Hofstaat einführte und wie einem edlen Könige zukommt Grafen, Marchese, Barone und die glänzendsten Hofämter schuf. Die Menschen und ihre Leidenschaften sind sich überall gleich. Man kann sich als König empfinden ebenso gut in den düstern Stuben eines dörflichen Hauses, als in den Prunksälen des Louvre, und ein Herzog von Schokolade oder Marmelade am Hofe eines schwarzen Königs

wird seinen Titel mit kaum minderem Stolze tragen, als ein Herzog von Alba. Man sah in Gervione auch Menschen sich herzubringen, welche an den Stralen der neuen Sonne sich erwärmen wollten und Titel und Gunst begehrten; in dem schmutzigen Bergdorfe, in einem schwarzen und verwitterten Hause, welches ein königlicher Palaß war, weil es nun so hieß, spielten Ehrgeiz und Intrigue so gut ihre Rolle, wie an jedem andern Hofe der Welt.

Einer der Alte königlicher Machtvollkommenheit Theodors war auch die Stiftung eines Ordens, denn ein König muß Orden verteilen. Wie ich schon erzählt habe, hieß der Orden der von der Befreiung. Die Ritter sahen sehr schön aus. Sie trugen ein azurblaues Kleid und ein Kreuz; mitten in dem Kreuze stand ein Stern in Emaille und Gold, darin die Figur der Gerechtigkeit eine Waage in der Hand. Unter der Waage sah man ein Triangel, in dessen Mitte ein T.; in der andern Hand hielt die Gerechtigkeit ein Schwert, unter welchem man eine Kugel mit darauf befindlichem Kreuze sah. In den Ecken des Ordenszeichens waren noch die Wappen der königlichen Familie angebracht. Jeder Ritter vom Orden der Befreiung mußte dem Könige Gehorsam zu Wasser und zu Lande schwören. Täglich aber mußte er zwei Psalmen singen, den vierzigsten Psalm: Herr unsre Zuflucht; und den siebenzigsten Psalm: auf dich, o Herr, hab ich gehofft.

Die sehr selten gewordenen Münzen Theodors in Gold, Silber und Kupfer zeigen auf der einen Seite sein Brustbild mit der Umschrift: Theodorus D. G. unanimi consensu electus Rex et Princeps regni Corsici; auf der andern Seite die Worte: Prudentia et industria vincitur Tyrannis. Auf anderen Münzen steht man eine von drei Palmen getragene Krone mit den Buchstaben T. R., auf der Rückseite die Worte pro hono publico Corso.

Auch dem Scharfrichter gab Theodor die nötige Hofcharge und manchen Mann ließ er hinrichten, weil er ihm gefährlich schien. Besonders verdarb er es mit seinen Untertanen, nachdem er einen angesehenen Corsen Puccioni de Casaccio hatte hinrichten lassen, und auch sonst warf man ihm vor, daß er auf die Tugend der corsischen Mädchen einige Versuche gemacht habe, deren Berechtigung nicht in der Wahlcapitulation stand. Aber ein paar Jahre hindurch hingen ihm die Corsen mit großer Treue an. Dieses arme Volk hatte in seiner Verzweiflung nach einem Könige verlangt wie einst die Juden einen

König begehrt hatten, daß er sie von den Philistern erlöse. Als er zum ersten Male hinweggegangen war, blieben sie ihm treu und erließen dieses Manifest:

Wir Don Louis Marchese Giasseri und Don Giacinto Marchese Paoli, erste Minister und Generale Seiner Majestät des Königs Theodor unseres Souveräns.

Kaum haben wir die Briefe des Königs Theodor I, unsres Herrn, erhalten, so haben wir um seinen Befehlen zu gehorsamen alle Völker der Provinzen, Städte, Flecken und Castelle des Königreichs in die Stadt zu Corte berufen, um eine Generalversammlung abzuhalten betreffs der Anordnungen und Befehle unsres vorgeannten Souveräns. Die Versammlung war allgemein wie von dem einen Teil der Berge so von dem andern. Alle haben mit Befriedigung und Unterwürfigkeit die Befehle Seiner Majestät aufgenommen, gegen welche sie einmütig den Eid der Treue und des Gehorsams als gegen ihren legitimen und obersten Herrn erneuert haben. Sie haben gleicher Weise desselben Erwählung zum Könige von Corsica für ihn und seine Descendenten bestätigt, wie das schon in der Convention von Alesano unverbrüchlich ist stipulirt worden.

Zu dem Ende thun wir kund allen denen so es angeht und endlich der ganzen Welt, daß wir beständig eine unverlegliche Treue gegen die königliche Person Theodors des Ersten bewahren werden, und daß wir entschlossen sind als seine Unterthanen für ihn zu leben und zu sterben, und niemals einen andern Herrn denn ihn und seine legitimen Descendenten zu erkennen. Auf's neu schwören wir auf's heilige Evangelium, in allen Stücken den Eid der Treue zu halten, im Namen des hier versammelten Volkes.

Und auf daß gegenwärtiger Act alle Kraft und erforderliche Autenticität habe, haben wir ihn in die Kanzlei des Königreichs registriren lassen und haben ihn unterzeichnet mit unserer eignen Hand und bekräftigt mit dem Insignel des Königreichs.

Gegeben in Corte, am 27. December 1737.

Ähnliche Erklärungen wurden auch im Jahre 1739 wiederholt, als Theodor unter großem Jubel des Volkes wiederum in Corsica landete. Bei dieser seiner zweiten Landung wäre er bald lebendig verbrannt worden. Ein deutscher Capitän Wigmannshausen, welcher sein Schiff befehligte, war von den Genuesen bestochen worden,

dasselbe in die Luft fliegen zu lassen. In der Nacht wachte Theodor mehremale auf, es war ihm als würde er lebendig verbrannt. Da fiel es ihm ein, mit dreien seiner Diener in die Kajüte des Capitäns zu gehen, welchen er gerade beschäftigt fand, Zurüstungen zu treffen, um das Pulvermagazin des Schiffs anzuzünden. Der König Theodor verurtheilte ihn auf der Stelle zum Feuertode, dann verwandelte er das Urtheil in die Strafe, daß der Capitän am Mast seines Schiffes gehängt werden solle, und augenblicks wurde die Sentenz vollzogen. Es hatte also Theodor in seiner kurzen Herrscherlaufbahn auch ein Attentat erfahren müssen.

Theodor's weitere Schicksale in Corsica kennen wir schon. Nachdem er vergebens seine Inselkrone wieder zu gewinnen gesucht hatte, ging er nach England zurück. Einen wunderbaren Lebens Traum ließ er hinter sich, in welchem er sich einst auf einem wilden Eilande eine Krone auf dem Haupte, und ein Scepter in der Hand gesehen hatte, Marquis, Grafen, Barone, Cavaliere, Kanzler und Großsiegelbewahrer um ihn her. Nun saß er trauervoll und ein Bettler im Londner Schuldthurme, wohin ihn seine Gläubiger geworfen hatten, und gedachte an den Königroman seines wechselvollen Wanderlebens und klagte nicht minder bitterlich und mit nicht weniger Gefühl und Pein, daß er nun als ein Märtyrer in der Gefangenschaft englischer Kaufleute schmachten müsse, als Napoleon später im englischen Kerker zu St. Helena bitterlich klagte. Auch Theodor war ein König gewesen, eine gefallne Größe und eine tragische Person. Der Minister Walpole eröffnete eine Subscription zu Gunsten des armen Corsikönigs und befreite ihn aus seinem Kerker. Zum Danke schenkte ihm Theodor das Großsiegel seines Reichs. Auch er starb wie Paoli und wie Napoleon auf dem Boden Englands, im Jahre 1756. Auf dem Kirchhofe von Westminster liegt er begraben. Er war ein Mann wunderlich verwegen, phantastisch genial, unerschöpflich in Plänen, andauernder als sein seitnes Glück, und von allen tapfern Abenteurern der preiswürdigste, weil er für die Freiheit eines kühnen Volkes männlich Kopf und Arm verwandte. Die grellsten Gegensätze des menschlichen Lebens, Königsherrschaft und den Schuldthurm, in welchem ihm das Brod fehlte, hatte er bitterlich an sich erfahren. Wir Deutsche wollen dem armen Manne einen Platz unter den Braven unsres Volkes gern bewahren, und dieses kleine Erinnerungsmal setzte ich meinem tapfern Landemanne, sein Andenken wieder zu erneuern.

Fünftes Kapitel.

Mariana und Rückkehr nach Bastia.

Eva già l'ora che volge il disio
 Ai naviganti e intenerisce 'l cuore.
 Lo di ch'han detto a' dolci amici addio.
 Dante.

Das Paese Cervione liegt nördlich von Aleria auf dem Hange der Berge; und hier straft mich der gegenwärtige Wunsch, auch dort gewesen zu sein; denn euthält es gleich nichts Sehenswürdiges, so war es doch die königliche Residenz Theodors. Es überfällt den Wanderer wol bisweilen die Wandermüde, daß er schlafenden Augs an manchem Gegenstande der Betrachtung vorübergeht. Ich sah Cervione auf der Höhe, und gab den Ort auf um der Trümmer von Mariana willen.

Weiter nördlich von Cervione mündet der Golosfluß, die größte Wasserader der Insel, welche so viele Täler trinkt. Die Sommerglut hatte ihn fast trocken gelegt. Rings umher hat der Strom die weite Ebne von Mariana angeschwemmt, oder von Marana wie die Corsen jetzt sagen. Und hier stand auf dem linken Ufer des Flusses die zweite Römercolonie. Marius hatte sie gegründet. Es ist immer merkwürdig, daß in dieses blutige Land der Corsen gerade die beiden Bluträcher und Todfeinde Sulla und Marius Colonieen ausführen mußten. Ihre fürchterlichen Namen, welche die schrecklichsten Gräucl des Bürgerkrieges und der Revolutionen hegen, mehrten die Schwüle corsischer Atmosphäre.

Ich suchte die Trümmer von Mariana auf. Sie liegen eine Stunde weit von der Straße ab nach dem Meeresstrande zu. Wie bei Aleria fand ich auch hier weite Flächen mit Mauersteinen bedeckt, welche den Boden ganz bedeckten. Es wandert sich trostlos auf solchem Felde, gedenkt man, daß diese Steine einst eine Volksstadt waren und daß in ihnen das Leben von Jahrhunderten wohnte. Man möchte Amphions Citer nehmen, die Trümmer noch einmal zusammenharmoniren und einen Blick in Volk und Stadt hinein thun. Denn welcher Art waren sie? und welcher Epoche gehörten sie an? Die Trümmer Mariana's sind noch unbedeutender als die von Aleria. Sie lassen die Zeit gar nicht mehr erkennen. Der Corse hat es gern, wenn man in jenen Steinen die Reste römischer Bauten finden will,

und sich selbst betrügend mag der Wandrer sich auf einem jener Trümmerhaufen niederlassen und an jenen Marius denken, wie er auf den Ruinen Carthagos saß und den Fall der großen Stadt beklagte.

Zwei zerstörte Kirchen ziehen allein die Betrachtung an. Es sind die hervorragendsten Ruinen Corsicas aus dem Mittelalter. Die erstere und kleinere war eine schöne Capelle, deren längliches Schiff sich wol erhalten hat. Sie hat eine Tribüne, welche von außen sechs halbrunde Säulen corinthischer Ordnung zieren. Sculpturen von sehr einfacher Arbeit sind über dem Gestein des Seiteneingangs angebracht. Eine Miglia weiter liegen die schönen Reste einer größeren Kirche, von welcher ebenfalls das Schiff aufrecht stehen blieb. Sie heißt die Canonica. Der Bau ist eine Basilika von drei Schiffen mit Pilasterreihen dorischer Ordnung und einer Tribüne mit gothischer Capellenstructur zu beiden Seiten. Nach außen hat die Kirche ebenfalls Pfeilerausschmückungen dorischer Ordnung. Die Länge des Schiffes beträgt 110 Fuß, seine Breite fünfzig. Die Façade ist halb zerstört und zeigt den pisanischen Stil. Am Portalbogen sieht man Sculpturen, Greife, Hunde die einen Hirsch jagen, ein Lamm, von so roher Arbeit, daß sie dem achten Jahrhundert angehören könnte. Man hat diese Canonica für einen römischen Tempel ausgegeben, den die Saracenen zu einer Moschee, die Christen wieder zu einer Kirche umgewandelt hätten, nachdem Hugo Colonna Mariana den Mauren abgewonnen hatte. Man erkennt wol, daß der Bau einmal bereits restaurirt wurde, aber nichts spricht dafür, daß er römisch gewesen sei. Im Gegentheil erscheint er durchaus als eine Basilika der Pisaner. Ihre Formen sind trefflich rein, edel, einfach, von der besten Symmetrie, und dies wie die schöne Gebiegenheit des corsischen Marmors, mit welcher die Kirche bekleidet ist, gibt ihr allerdings das Ansehn einer antiken Architectur.

Als ich in das Innere der Kirche trat, überraschte mich die andächtige Gemeinde, welche darin auf den Knien lag. Es waren hochaufgeschossene Wildlinge, welche dort quer durch die Schiffe in Reihen hinter einander stille grünten. Ein bärtiger Ziegenbock stand gerade vor der Tribüne und schien eher moralische als gefräßige Gedanken zu hegen. Die Hirten weideten ihre Ziegenherde neben der Canonica. Ich fragte sie vergebens nach Münzen, doch hat man hier wie an andern Orten Corsicas eine große Zahl von Kaiser-münzen gefunden, mit denen die halbe Welt gesegnet ist. Von dieser

ehemaligen Colonie des Marius, welche vor Aleria ausgeführt wurde und nicht wie die des Sulla eine Soldatencolonie, sondern eine Bürgercolonie gewesen sein muß, führte die einzige Römerstraße in Corsica über Aleria nach Präsidium, nach Portus Favoni und nach Palae an die Meerenge des heutigen Bonifazio. Es war also die Insel in jenen Zeiten noch unwegsammer als sie gegenwärtig ist, und in das bergige Innere drangen die Römer nimmer ein.

Hier zeigt sich nun Bastia wieder in der Ferne und der Ring der Wanderung will sich schließen. Zur Linken erheben sich die blutgetränkten Höhen von Borgo, wo manche Schlacht geschlagen wurde, und wo die Corsen ihren französischen Unterdrückern den letzten Sieg abgewannen. Weiter hin schimmert der stille, malerische Teich von Biguglia und oberhalb steht Biguglia selbst, das einst die Residenz der genuesischen Governatoren war. Das alte Schloß liegt am Boden. Der letzte Ort vor Bastia ist Furlani. Sein graues Schloß steht in Ruinen und das schwarze Gemäuer bedeckt mit dem üppigsten Grün die Epheuranke und die weiße Waldbrebe. Noch einmal schweift das Auge von hier in die liebliche Goloebne hinab, in die duftig blauen Berge hinein, welche aus dem Innern der Insel zum Abschiede mit ihren Wolkenschleiern winken. Eine heilsam schöne Wanderreise ist nun vollbracht. Und hier steht der Wanderer im freudigen Besinnen still und dankt den guten Mächten, die ihn schirmend geleiteten. Doch wird es dem Gemüte schwer, von dem wunderbaren Eilande zu scheiden. Wie ein Freund ist es mir geworden. Die stillen Täler mit ihren Olivenhainen, die zauberischen Golse, die ätherfrischen Berge mit ihren Quellen und Pinienkronen, Städte und Dörfer und ihre gastlichen Menschen, vieles haben sie dem Verstaude wie dem Herzen zum dauernden Gastgeschenke gegeben.

Noch einmal das Bild eines Corsen, der hier unter dem alten Delbaum gelagert mit Land und Volk noch darstellen will.

Der Fremdling.

Du wilder Cors' vom Berg, was träumest du
Am alten Delbaum hier in dumpfer Ruh,
Und streckst dich hin den Doppellauf im Arme
Und starrest so in die Luft, die flimmerwarne?
Im grauen Turme weint dein hungrig Kind,
Es singt Lament dein Weib nur spinn und spinn,

Und klagt, daß ohne Ende die Beschwerde,
 Die Kammer leer, das Feuer todt im Herde.
 Doch du, dem Falken gleich, hochst auf dem Stein,
 Verschmähtst im Thal das goldne Korn zu streun,
 Und auszusä'n den grünen Pflanzensegen
 Und Nebenwuchs, ein wohllich Haus zu pflegen.
 Schau' hier hinab, wie sich die Ebne dehnt
 An blauen Bergen womig hingelehnt,
 Und sich zum Meere lachend niedersenket,
 Ein Paradies von Bächen übertränket.
 Doch wuchert drauf nur strupp'ger Albatro,
 Der Mirtenstrauch der weiten Herrschaft froh,
 Das Farrenkraut und Citisus und Haide,
 Schwarzhaar'ger Ziegen sommerliche Waide.
 Träg schleicht der Golosfuß hinab zum Sumpf
 Dem schilfbewachsenen, der die Luft macht stumpf
 Und fieberseucht und langsam zehrt am Leben
 Des Fischers, dem er seinen Fisch gegeben.
 Und wenn der Wandersmann das Feld durchhirt,
 Wird er vom Haidevogel nur umschwirt,
 Und stößt auf Trümmer mir und Mauerhallen
 Von Römernstädten, die zu Staub zerfallen.
 Auf denn, du Cors', aus deiner trägen Klast,
 Und steig' herab, und sink die Art gefast,
 Den Spaten und den Karst, und bau' die Erde,
 Daß sie ein fruchtbedeckter Garten werde.

Der Corsc.

Du Fremdling, dessen Väter einst ich traf,
 Bei Calenzana senkt' in ewgen Schlaf,
 Was störst du meine Ruh? — Zweitausend Jahre
 Schon kämpft' ich, schlachtenvelle, freudenbare,
 Und hielt zweitausend Jahre ringend Stand
 Dem Feind', der überzog mein Inseland.
 Am Col di Tenda hab' ich sie geschlagen
 Die Römer deren Spnr die Felder tragen;
 Carthagos Hasdrubal schlug ich am Meer,
 Zerstreut' wie Saamen das Etruëkerheer.
 Der Maure drang in meinen Golf nach Beute,
 Er schleppte Weib und Kind mir in die Weite,
 Und warf ins Haus den roten Feuerbrand;

Doch saßt' ich ihn und rang und überwand.
 Und wieder hört' das Muschelhorn ich schallen,
 Wenn neu der Feind mir in das Land gefallen,
 Lombard' und Türke und der Arragon.
 Und floß mein Blut in hellen Bächen schon,
 Und sah in Asche ich mein Dach zerstieben,
 Ich weinte nicht — mir war die Freiheit blieben.
 Da kam der Genues' — o schwerer Fluch!
 Italien sein Kind in Ketten schlug.
 Schaust du mein Land und klagst, daß es so wüste,
 Die Fluren öd' und leer die Hasenküste,
 Das Dorf von Epheu grün und halbzerstört,
 So wiß, der Genuese hat's verheert.
 Hörst du am Golf die Mandoline schlagen,
 Des Voceros gedehnte Laute klagen,
 Und wunderst dich, daß trüb' stets der Gesang,
 So wiß', der Genuese ihn erzwang,
 Hörst du den Flintenschuß im Berge hallen,
 Siehst du ins dunkle Blut das Opfer fallen,
 Und schauerst ob der Nachlust unerhört,
 So wiß' der Genues' hat sie gelehrt.
 Und wisse nun, was wir gelitten haben,
 Doch hab' ich Genua sein Grab gegraben,
 Und siehst du sie dereinst so sag': Ich sah
 Das Corseneiland, Grab von Genua.
 Wild war der Kampf und grausig sonder Ende,
 Der Kaufmann gab mein Land in Frankreichs Hände,
 Als wie ein Gut, das man ersteht um Geld,
 Und ruhig sah es an die feige Welt.
 Du Fremdling hör', an Pontenuovos Bergen
 Erlag ich wund den fränkischen Freiheitschergen,
 Und weint', und schleppt mich wie ein blutend Wild
 Die Felsen aufwärts von dem Schlachtgefild.
 Nun bin ich müd' — solch' Kämpfen macht ermüden,
 Drum gönn' die Raft mir in des Delbaums Frieden.

Der Fremdling.

Nicht wollt' mein Mund ein bitter Wort dir sagen,
 Mitfühlend nur dein Fluchgeschick beklagen,
 Du Vorkampf-Streiter, blutig, schlachtenmüde,
 O Sohn des Todes und der Eumenide!

Nun ruh'! weil du Europas lange Nacht
 Allein auf deinem Felsen hast durchwacht,
 Und hast allein um Mannes Gut gerungen,
 Als in der Welt sein Name war verklungen.
 Hab' einen Ruf gehört von deinen Ahnen,
 Von Pasqual Paoli ein erustes Mahnen,
 Als ob dem rost'gen Heldenangedenken
 Mein lebend Wort sollt' neues Leben schenken.
 Und war es oft ein blutig dunkles Schauern,
 Und war es oft ein wüstes Seelentrauern,
 Das hier mein heimatloses Herz gerührt,
 Hatt doch vom Heldengeist den Hauch gespürt;
 Hatt doch von deinen liederreichen Klagen
 Den hellsten Glockenklang hinweggetragen.
 Und wie ich saß dem Riesenfels zu Füßen
 Und sah den Wildbach frei durch Wolken schießen,
 Thät mir aus Haupt die Aetherschale gießen
 Natur und neu den Sinn zum Licht erschließen.
 Im Land des Todes war ich nuu zu Gaste,
 Und lehre heim mit dem Olivenaste;
 Froh schwingt der Pilgrim das geliebte Zeichen,
 Weils gute Geister ihm gewährend reichen.
 Du Cors' leb wol! dieweil auf regen Wellen
 Von meinem Wanderschiff die Segel schwellen.
 Hab' Gottes Lohn für deiner Früchte Gabe,
 Für gastlich Obdach und des Weines Labe.
 Mag Jahr um Jahr dein fetter Delbaum tragen,
 Dein Garten nie die Lese dir versagen.
 Auf goldner Aue reif' dir Mais genug;
 Aufzehr' die Soune deiner Rache Fluch,
 Daß einst vor ihrem Ausflü trocken werde
 Dein Heldenblut auf deiner Heldenerde.
 Hoch wach' dein Sohn den starken Ahnen nach,
 Die Tochter keusch wie deines Berges Bach,
 Halt' zwischen sie und feile Frankensitten
 Granitner Felsen Schanze stets inmitten.
 Leb, Eiland, wol! mag nie dein Ruhm verschwinden,
 Der Väter Tugend laß in Enteln finden;
 Daß nicht ein Gast auf deinen Bergen klage:
 „Sampieros Heldenstamm, du wardest zur Sage!“

N o t e.

Ich gebe hier am Schlusse meines Buches eine kleine literarische Note über solche wesentliche Schriften, die mir bei meinem Werke gebient haben. Es gilt auch hier die Erfahrung, daß jedes Ding, mag es noch so sehr insularisch seyn, schon einen Continent von Literatur nach sich zieht. Die historischen Werke habe ich alle bereits genannt, wie Filippini, Peter von Corsica, Cambiaggi, Jacobi, Imperani, Renucci, Gregorj c. Ihnen will ich anschließen: Robiquet *recherches historiques et statistiques sur la Corse*. Paris 1835, ein Buch, welches stofflich sehr reich ist, und dem ich schätzenswerte Notizen verdanke. Von Niccolo Tommaseo standen mir zu Gebote seine *Lettere di Pasquale de Paoli*, Firenze 1846 und seine *Canti Popolari Corsi* in der Sammlung corsischer, toscanischer und griechischer Volkslieder. Die von mir mitgetheilten corsischen Todtenklagen entnahm ich dem *Saggio di Versi Italiani e di Canti Popolari Corsi*. Bastia 1843. Den Stoff zu den corsischen Novellen, welche alle wirkliche Begebenheiten erzählen, verdanke ich einer Sammlung solcher kleinen Geschichten von Renucci, Bastia 1838. Die Behandlung ist mein eigen. — Boswells, eines Engländers Buch: „Zustand Corsicas nach einem Reisejournale und nach Denkwürdigkeiten des Pasquale Paoli, aus dem Jahre 1769, in London,“ ist lesenswert, weil der Verfasser den großen Corsen persönlich kannte, und was er aus seinem Munde hörte niederschrieb. — Endlich verdanke ich auch Balery's Buche: *Voyages en Corse, à l'île d'Elbe et en Sardaigne*; Bruxelles 1838, manche Notiz. Andere nicht speciell auf Corsica bezogene Bücher seien nicht genannt.

This book should be returned to
the Library on or before the last date
stamped below.

A fine of five cents a day is incurred
by retaining it beyond the specified
time.

Please return promptly.

~~AUG 15 1951~~



This book should be returned to
the Library on or before the last date
stamped below.

A fine of five cents a day is incurred
by retaining it beyond the specified
time.

Please return promptly.

~~AUG 15 1911~~

